Jackson Library --UNCG
ff PT2001 .C1 1912 c1 NGUV
Goethe / Goethes italienische Reise : mit den
3 0510 0741553Y

The Woman's College of
The University of North Carolina
LIBRARY

ff
PT
2001
C1
1912

University of North Carolina at
Greensboro, North Carolina 27412

Walter Clinton Jackson Library

Date Due

2 Dec 87

MAY 3 0 1985 ★

APR 1 5 1985 ★

GOETHES
ITALIENISCHE REISE

Johann Wolfgang von Goethe

MIT DEN

ZEICHNUNGEN GOETHES

SEINER

FREUNDE UND KUNSTGENOSSEN

Mit Unterstützung
des
GOETHE-NATIONAL-MUSEUMS

herausgegeben
von

GEORGE VON GRAEVENITZ

LEIPZIG / IM INSEL-VERLAG
1912

ff
PT
2001
C1
1912

ITALIENISCHE REISE

Auch ich in Arkadien!

154668

ERSTER TEIL

1. Goethe: Scheideblick nach Italien vom Gotthard 1775.

Den 3. September 1786.

FRÜH drei Uhr ſtahl ich mich aus Karlsbad, weil man mich ſonſt nicht fortgelaſſen hätte. Die Geſellſchaft, die den achtundzwanzigſten Auguſt, meinen Geburtstag, auf eine ſehr freundliche Weiſe feiern mochte, erwarb ſich wohl dadurch ein Recht, mich feſtzuhalten; allein hier war nicht länger zu ſäumen. Ich warf mich, ganz allein, nur einen Mantelſack und Dachsranzen aufpackend, in eine Poſtchaiſe und gelangte halb acht Uhr nach Zwoda, an einem ſchönen ſtillen Nebelmorgen. Die obern Wolken ſtreifig und wollig, die untern ſchwer. Mir ſchienen das gute Anzeichen. Ich hoffte nach einem ſo ſchlimmen Sommer einen guten Herbſt zu genießen. Um zwölf in Eger, bei heißem Sonnenſchein; und nun erinnerte ich mich, daß dieſer Ort dieſelbe Polhöhe habe wie meine Vaterſtadt, und ich freute mich, wieder einmal bei klarem Himmel unter dem funfzigſten Grade zu Mittag zu eſſen.

In Bayern ſtößt einem ſogleich das Stift Waldſaſſen entgegen — köſtliche Beſitztümer der geiſtlichen Herrn, die früher als andere Menſchen klug waren. Es liegt in einer Teller-, um nicht zu ſagen Keſſeltiefe, in einem ſchönen Wieſengrunde, rings von fruchtbaren ſanften Anhöhen umgeben. Auch hat dieſes Kloſter im Lande weit umher Beſitzungen. Der Boden iſt aufgelöſter Tonſchiefer. Der Quarz, der ſich in dieſer Gebirgsart befindet und ſich nicht auflöſt noch verwittert, macht das Feld locker und durchaus fruchtbar. Bis gegen Tirſchenreuth ſteigt das Land noch. Die Waſſer fließen einem entgegen, nach der Eger und Elbe zu. Von Tirſchenreuth an fällt es nun ſüdwärts ab, und die Waſſer laufen nach der Donau. Mir gibt es ſehr ſchnell einen Begriff von jeder Gegend, wenn ich bei dem kleinſten Waſſer forſche, wohin es läuft, zu welcher Flußregion es gehört. Man findet alsdann, ſelbſt in Gegenden, die man nicht überſehen kann, einen Zuſammenhang der Berge und Täler gedankenweiſe. Vor gedachtem Ort beginnt die treffliche Chauſſee von Granitſand; es läßt ſich keine vollkommenere denken: denn da der aufgelöſte Granit aus Kieſel- und Tonerde beſteht, ſo gibt das zugleich einen feſten Grund und ein ſchönes Bindungsmittel, die Straße glatt wie eine Tenne zu machen. Die Gegend, durch die ſie geführt iſt, ſieht deſto ſchlechter aus: gleichfalls Granitſand, flachliegend, moorig, und der ſchöne Weg deſto erwünſchter. Da nun zugleich das Land abfällt, ſo kömmt man fort mit unglaublicher Schnelle, die gegen den böhmiſchen Schneckengang recht abſticht. Beiliegendes Blättchen benennt die verſchiedenen Stationen. Genug, ich war den andern Morgen um zehn Uhr in Regensburg und hatte alſo dieſe vierundzwanzig und eine halbe Meile in einunddreißig Stunden zurückgelegt. Da es anfing, Tag zu werden, befand ich mich zwiſchen Schwandorf und Regenſtauf, und nun bemerkte ich die Veränderung des Ackerbodens ins Beſſere. Es war nicht mehr Verwitterung des Gebirgs, ſondern aufgeſchwemmtes gemiſchtes Erdreich. Den Regenfluß herauf hatte in uralten Zeiten Ebbe und Flut aus dem Donautal in alle die Täler gewirkt, die gegenwärtig ihre Waſſer dorthin ergießen, und ſo ſind dieſe natürlichen Polder entſtanden, worauf der Ackerbau gegründet iſt. Dieſe Bemerkung gilt in der Nachbarſchaft aller größern und kleinern Flüſſe, und mit dieſem Leitfaden kann der Beobachter einen ſchnellen Aufſchluß über jeden der Kultur geeigneten Boden erlangen.

Regensburg liegt gar ſchön. Die Gegend mußte eine Stadt herlocken; auch haben ſich die geiſtlichen Herrn wohl bedacht. Alles Feld um die Stadt gehört ihnen, in der Stadt ſteht Kirche gegen Kirche und Stift gegen Stift. Die Donau erinnert mich an den alten Main. Bei Frankfurt haben Fluß und Brücke ein beſſeres Anſehn, hier aber nimmt ſich das ge-

genüberliegende Stadt-am-Hof recht artig aus. Ich verfügte mich gleich in das Jeſuitenkollegium, wo das jährliche Schauſpiel durch Schüler gegeben ward, ſah das Ende der Oper und den Anfang des Trauerſpiels. Sie machten es nicht ſchlimmer als eine angehende Liebhabertruppe und waren recht ſchön, faſt zu prächtig gekleidet. Auch dieſe öffentliche Darſtellung hat mich von der Klugheit der Jeſuiten aufs neue überzeugt. Sie verſchmähten nichts, was irgend wirken konnte, und wußten es mit Liebe und Aufmerkſamkeit zu behandeln. Hier iſt nicht Klugheit, wie man ſie ſich in Abſtracto denkt, es iſt eine Freude an der Sache dabei, ein Mit- und Selbſtgenuß, wie er aus dem Gebrauche des Lebens entſpringt. Wie dieſe große geiſtliche Geſellſchaft Orgelbauer, Bildſchnitzer und Vergulder unter ſich hat, ſo ſind gewiß auch einige, die ſich des Theaters mit Kenntnis und Neigung annehmen, und wie durch gefälligen Prunk ſich ihre Kirchen auszeichnen, ſo bemächtigen ſich die einſichtigen Männer hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anſtändiges Theater.

Heute ſchreibe ich unter dem neunundvierzigſten Grade. Er läßt ſich gut an. Der Morgen war kühl, und man klagt auch hier über Näſſe und Kälte des Sommers; aber es entwickelte ſich ein herrlicher gelinder Tag. Die milde Luft, die ein großer Fluß mitbringt, iſt ganz was Eigenes. Das Obſt iſt nicht ſonderlich. Gute Birnen hab ich geſpeiſt; aber ich ſehne mich nach Trauben und Feigen.

Der Jeſuiten Tun und Weſen hält meine Betrachtungen feſt. Kirchen, Türme, Gebäude haben etwas Großes und Vollſtändiges in der Anlage, das allen Menſchen insgeheim Ehrfurcht einflößt. Als Dekoration iſt nun Gold, Silber, Metall, geſchliffene Steine in ſolcher Pracht und Reichtum gehäuft, der die Bettler aller Stände blenden muß. Hier und da fehlt es auch nicht an etwas Abgeſchmacktem, damit die Menſchheit verſöhnt und angezogen werde. Es iſt dieſes überhaupt der Genius des katholiſchen äußeren Gottesdienſtes; noch nie habe ich es aber mit ſo viel Verſtand, Geſchick und Konſequenz ausgeführt geſehen als bei den Jeſuiten. Alles trifft darin überein, daß ſie nicht wie andere Ordensgeiſtliche eine alte abgeſtumpfte Andacht fortſetzen, ſondern ſie, dem Geiſt der Zeit zuliebe, durch Prunk und Pracht wieder aufſtutzten.

Ein ſonderbar Geſtein wird hier zu Werkſtücken verarbeitet, dem Scheine nach eine Art Totliegendes, das jedoch für älter, für urſprünglich, ja für porphyrartig gehalten werden muß. Es iſt grünlich, mit Quarz gemiſcht, löcherig, und es finden ſich große Flecke des feſteſten Jaſpis darin, in welchen ſich wieder kleine runde Flecken von Breccienart zeigen. Ein Stück war gar zu inſtruktiv und appetitlich, der Stein aber zu feſt, und ich habe geſchworen, mich auf dieſer Reiſe nicht mit Steinen zu ſchleppen.

München, den 6. September.

Den fünften September halb ein Uhr Mittag reiſte ich von Regensburg ab. Bei Abach iſt eine ſchöne Gegend, wo die Donau ſich an Kalkfelſen bricht, bis gegen Saal. Es iſt der Kalk wie der bei Oſteroda am Harz, dicht, aber im ganzen löcherig. Um ſechs Uhr morgens war ich in München, und nachdem ich mich zwölf Stunden umgeſehen, will ich nur weniges bemerken. In der Bildergalerie fand ich mich nicht einheimiſch; ich muß meine Augen erſt wieder an Gemälde gewöhnen. Es ſind treffliche Sachen. Die Skizzen von Rubens, von der Luxemburger Galerie haben mir große Freude gemacht. Hier ſteht auch das vornehme Spielwerk, die Trajaniſche Säule in Modell. Der Grund Lapis Lazuli, die Figuren verguldet. Es iſt immer ein ſchönes Stück Arbeit und man betrachtet es gern.

Im Antikenſaale konnte ich recht bemerken, daß meine Augen auf dieſe Gegenſtände nicht

2. Goethe: Posthaus Zwota.

3. Goethe: An der Donau.

geübt ſind; deswegen wollte ich nicht verweilen und Zeit verderben. Vieles ſprach mich gar nicht an, ohne daß ich ſagen könnte, warum. Ein Druſus erregte meine Aufmerkſamkeit, zwei Antonine gefielen mir, und ſo noch einiges. Im ganzen ſtehen die Sachen auch nicht glücklich, ob man gleich mit ihnen hat aufputzen wollen und der Saal oder vielmehr das Gewölbe ein gutes Anſehn hätte, wenn es nur reinlicher und beſſer unterhalten wäre. Im Naturalienkabinett fand ich ſchöne Sachen aus Tirol, die ich in kleinen Muſterſtücken ſchon kenne, ja beſitze.

Es begegnete mir eine Frau mit Feigen, welche als die erſten vortrefflich ſchmeckten. Aber das Obſt überhaupt iſt doch für den achtundvierzigſten Grad nicht beſonders gut. Man klagt hier durchaus über Kälte und Näſſe. Ein Nebel, der für einen Regen gelten konnte, empfing mich heute früh vor München. Den ganzen Tag blies der Wind ſehr kalt vom Tiroler Gebirg. Als ich vom Turm dahin ſah, fand ich es bedeckt und den ganzen Himmel überzogen. Nun ſcheint die Sonne im Untergehen noch an den alten Turm, der mir vor dem Fenſter ſteht. Verzeihung, daß ich ſo ſehr auf Wind und Wetter acht habe: der Reiſende zu Lande, faſt ſo ſehr als der Schiffer, hängt von beiden ab, und es wäre ein Jammer, wenn mein Herbſt in fremden Landen ſo wenig begünſtigt ſein ſollte als der Sommer zu Hauſe.

Nun ſoll es gerade auf Innsbruck. Was laſſ ich nicht alles rechts und links liegen, um den einen Gedanken auszuführen, der faſt zu alt in meiner Seele geworden iſt!

Mitterwald, den 7. September abends.

Es ſcheint, mein Schutzgeiſt ſagt Amen zu meinem Kredo, und ich danke ihm, der mich an einem ſo ſchönen Tage hierher geführt hat. Der letzte Poſtillion ſagte mit vergnüglichem Ausruf, es ſei der erſte im ganzen Sommer. Ich nähre meinen ſtillen Aberglauben, daß es ſo fortgehen ſoll, doch müſſen mir die Freunde verzeihen, wenn wieder von Luft und Wolken die Rede iſt.

Als ich um fünf Uhr von München wegfuhr, hatte ſich der Himmel aufgeklärt. An den Tiroler Bergen ſtanden die Wolken in ungeheuern Maſſen feſt. Die Streifen der untern Regionen bewegten ſich auch nicht. Der Weg geht auf den Höhen, wo man unten die Iſar fließen ſieht, über zuſammengeſchwemmte Kieshügel hin. Hier wird uns die Arbeit der Strömungen des uralten Meeres faßlich. In manchem Granitgeſchiebe fand ich Geſchwiſter und Verwandte meiner Kabinettsſtücke, die ich Knebeln verdanke.

Die Nebel des Fluſſes und der Wieſen wehrten ſich eine Weile, endlich wurden auch dieſe aufgezehrt. Zwiſchen gedachten Kieshügeln, die man ſich mehrere Stunden weit und breit denken muß, das ſchönſte fruchtbarſte Erdreich, wie im Tale des Regenfluſſes. Nun muß man wieder an die Iſar und ſieht einen Durchſchnitt und Abhang der Kieshügel, wohl hundertundfunfzig Fuß hoch. Ich gelangte nach Wolfrathshauſen und erreichte den achtundvierzigſten Grad. Die Sonne brannte heftig; niemand traut dem ſchönen Wetter, man ſchreit über das böſe des vergehenden Jahres, man jammert, daß der große Gott gar keine Anſtalt machen will.

Nun ging mir eine neue Welt auf. Ich näherte mich den Gebirgen, die ſich nach und nach entwickelten.

Benediktbeuern liegt köſtlich und überraſcht beim erſten Anblick. In einer fruchtbaren Fläche ein lang und breites weißes Gebäude und ein breiter hoher Felsrücken dahinter. Nun geht es hinauf zum Kochelſee; noch höher ins Gebirge zum Walchenſee. Hier begrüßte ich die erſten beſchneiten Gipfel, und auf meine Verwunderung, ſchon ſo nahe bei

den Schneebergen zu ſein, vernahm ich, daß es geſtern in dieſer Gegend gedonnert, geblitzt und auf den Bergen geſchneit habe. Aus dieſen Meteoren wollte man Hoffnung zu beſſerem Wetter ſchöpfen und aus dem erſten Schnee eine Umwandlung der Atmoſphäre vermuten. Die Felsklippen, die mich umgeben, ſind alle Kalk, von dem älteſten, der noch keine Verſteinerungen enthält. Dieſe Kalkgebirge gehen in ungeheuern ununterbrochenen Reihen von Dalmatien bis an den St. Gotthard und weiter fort. Hacquet hat einen großen Teil der Kette bereiſt. Sie lehnen ſich an das quarz- und tonreiche Urgebirge.

Nach Walchenſee gelangte ich um halb fünf. Etwa eine Stunde von dem Orte begegnete mir ein artiges Abenteuer: ein Harfner mit ſeiner Tochter, einem Mädchen von eilf Jahren, gingen vor mir her und baten mich, das Kind einzunehmen. Er trug das Inſtrument weiter; ich ließ ſie zu mir ſitzen, und ſie ſtellte mir eine große neue Schachtel ſorgfältig zu ihren Füßen. Ein artiges ausgebildetes Geſchöpf, in der Welt ſchon ziemlich bewandert. Nach Maria Einſiedeln war ſie mit ihrer Mutter zu Fuß gewallfahrtet, und beide wollten eben die größere Reiſe nach St. Jago von Compoſtell antreten, als die Mutter mit Tode abging und ihr Gelübde nicht erfüllen ſollte. Man könne in der Verehrung der Mutter Gottes nie zuviel tun, meinte ſie. Nach einem großen Brande habe ſie ſelbſt geſehen ein ganzes Haus niedergebrannt bis auf die unterſten Mauern, und über der Türe, hinter einem Glaſe, das Muttergottesbild, Glas und Bild unverſehrt, welches denn doch ein augenſcheinliches Wunder ſei. All ihre Reiſen habe ſie zu Fuße gemacht, zuletzt in München vor dem Kurfürſten geſpielt und ſich überhaupt vor einundzwanzig fürſtlichen Perſonen hören laſſen. Sie unterhielt mich recht gut. Hübſche große braune Augen, eine eigenſinnige Stirn, die ſich manchmal ein wenig hinaufwärts faltete. Wenn ſie ſprach, war ſie angenehm und natürlich, beſonders wenn ſie kindiſch laut lachte; hingegen wenn ſie ſchwieg, ſchien ſie etwas bedeuten zu wollen und machte mit der Oberlippe eine fatale Miene. Ich ſprach ſehr viel mit ihr durch, ſie war überall zu Hauſe und merkte gut auf die Gegenſtände. So fragte ſie mich einmal, was das für ein Baum ſei? Es war ein ſchöner großer Ahorn, der erſte, der mir auf der ganzen Reiſe zu Geſichte kam. Den hatte ſie doch gleich bemerkt und freute ſich, da mehrere nach und nach erſchienen, daß ſie auch dieſen Baum unterſcheiden könne. Sie gehe, ſagte ſie, nach Bozen auf die Meſſe, wo ich doch wahrſcheinlich auch hinzöge. Wenn ſie mich dort anträfe, müſſe ich ihr einen Jahrmarkt kaufen, welches ich ihr denn auch verſprach. Dort wolle ſie auch ihre neue Haube aufſetzen, die ſie ſich in München von ihrem Verdienſt habe machen laſſen. Sie wolle mir ſolche im voraus zeigen. Nun eröffnete ſie die Schachtel, und ich mußte mich des reichgeſtickten und wohlbebänderten Kopfſchmuckes mit ihr erfreuen.

Über eine andere frohe Ausſicht vergnügten wir uns gleichfalls zuſammen. Sie verſicherte nämlich, daß es gut Wetter gäbe. Sie trügen ihren Barometer mit ſich, und das ſei die Harfe. Wenn ſich der Diskant hinaufſtimme, ſo gäbe es gutes Wetter, und das habe er heute getan. Ich ergriff das Omen, und wir ſchieden im beſten Humor in der Hoffnung eines baldigen Wiederſehns.

Auf dem Brenner, den 8. September abends.

Hier gekommen, gleichſam gezwungen, endlich an einen Ruhepunkt, an einen ſtillen Ort, wie ich ihn mir nur hätte wünſchen können. Es war ein Tag, den man jahrelang in der Erinnerung genießen kann. Um ſechs Uhr verließ ich Mittenwald, den klaren Himmel reinigte ein ſcharfer Wind vollkommen. Es war eine Kälte, wie ſie nur im Februar erlaubt iſt. Nun aber, bei dem Glanze der aufgehenden Sonne, die dunkeln, mit Fichten bewachſenen

4. Goethe: Roveredo.

5. Goethe: Gegen den Brenner.

Vordergründe, die grauen Kalkfelſen dazwiſchen und dahinter die beſchneiten höchſten Gipfel auf einem tieferen Himmelsblau, das waren köſtliche, ewig abwechſelnde Bilder.

Bei Scharnitz kommt man ins Tirol. Die Grenze iſt mit einem Walle geſchloſſen, der das Tal verriegelt und ſich an die Berge anſchließt. Es ſieht gut aus: an der einen Seite iſt der Felſen befeſtigt, an der andern ſteigt er ſenkrecht in die Höhe. Von Seefeld wird der Weg immer intereſſanter, und wenn er bisher, ſeit Benediktbeuern herauf, von Höhe zu Höhe ſtieg und alle Waſſer die Region der Iſar ſuchten, ſo blickt man nun über einen Rücken in das Inntal, und Inzingen liegt vor uns. Die Sonne war hoch und heiß, ich mußte meine Kleidung erleichtern, die ich bei der veränderlichen Atmoſphäre des Tages oft wechſele.

Bei Zirl fährt man ins Inntal herab. Die Lage iſt unbeſchreiblich ſchön, und der hohe Sonnenduft machte ſie ganz herrlich. Der Poſtillion eilte mehr, als ich wünſchte: er hatte noch keine Meſſe gehört und wollte ſie in Innsbruck — es war eben Marientag — um deſto andächtiger zu ſich nehmen. Nun raſſelte es immer an dem Inn hinab, an der Martinswand vorbei, einer ſteil abgehenden ungeheuern Kalkwand. Zu dem Platze, wohin Kaiſer Maximilian ſich verſtiegen haben ſoll, getraute ich mir wohl ohne Engel hin und her zu kommen, ob es gleich immer ein frevelhaftes Unternehmen wäre.

Innsbruck liegt herrlich in einem breiten reichen Tale, zwiſchen hohen Felſen und Gebirgen. Erſt wollte ich dableiben, aber es ließ mir keine Ruhe. Kurze Zeit ergötzte ich mich an dem Sohne des Wirts, einem leibhaftigen Söller. So begegnen mir nach und nach meine Menſchen. Das Feſt Mariä Geburt zu feiern, iſt alles geputzt. Geſund und wohlhäbig, zu Scharen, wallfahrten ſie nach Wilten, einem Andachtsorte, eine Viertelſtunde von der Stadt gegen das Gebirge zu. Um zwei Uhr, als mein rollender Wagen das muntere bunte Gedränge teilte, war alles in frohem Zug und Gang.

Von Innsbruck herauf wird es immer ſchöner, da hilft kein Beſchreiben. Auf den gebahnteſten Wegen ſteigt man eine Schlucht herauf, die das Waſſer nach dem Inn zu ſendet, eine Schlucht, die den Augen unzählige Abwechſelungen bietet. Wenn der Weg nah am ſchroffſten Felſen hergeht, ja in ihn hineingehauen iſt, ſo erblickt man die Seite gegenüber ſanft abhängig, ſo daß noch kann der ſchönſte Feldbau darauf geübt werden. Es liegen Dörfer, Häuſer, Häuschen, Hütten, alles weiß angeſtrichen, zwiſchen Feldern und Hecken auf der abhängenden hohen und breiten Fläche. Bald verengert ſich das Ganze: das Benutzbare wird zur Wieſe, bis ſich auch das in einen ſteilen Abhang verliert.

Zu meiner Welterſchaffung habe ich manches erobert, doch nichts ganz Neues und Unerwartetes. Auch habe ich viel geträumt von dem Modell, wovon ich ſo lange rede, woran ich ſo gern anſchaulich machen möchte, was in meinem Innern herumzieht und was ich nicht jedem in der Natur vor Augen ſtellen kann.

Nun wurde es dunkler und dunkler, das einzelne verlor ſich, die Maſſen wurden immer größer und herrlicher; endlich, da ſich alles nur wie ein tiefes geheimes Bild vor mir bewegte, ſah ich auf einmal wieder die hohen Schneegipfel, vom Mond beleuchtet, und nun erwarte ich, daß der Morgen dieſe Felſenkluft erhelle, in der ich auf der Grenzſcheide des Südens und Nordens eingeklemmt bin.

Ich füge noch einige Bemerkungen hinzu über die Witterung, die mir vielleicht eben deswegen ſo günſtig iſt, weil ich ihr ſo viele Betrachtungen widme. Auf dem flachen Lande empfängt man gutes und böſes Wetter, wenn es ſchon fertig geworden, im Gebirge iſt man gegenwärtig, wenn es entſteht. Dieſes iſt mir nun ſo oft begegnet, wenn ich auf

Reiſen, Spaziergängen, auf der Jagd, Tag und Nächte lang in den Bergwäldern, zwiſchen Klippen verweilte, und da iſt mir eine Grille aufgeſtiegen, die ich auch für nichts anderes geben will, die ich aber nicht los werden kann, wie man denn eben die Grillen am wenigſten los wird. Ich ſehe ſie überall, als wenn es eine Wahrheit wäre; und ſo will ich ſie denn auch ausſprechen, da ich ohnehin die Nachſicht meiner Freunde ſo oft zu prüfen im Falle bin.

Betrachten wir die Gebirge näher oder ferner und ſehen ihre Gipfel bald im Sonnenſcheine glänzen, bald vom Nebel umzogen, von ſtürmenden Wolken umſauſt, von Regenſtrichen gepeitſcht, mit Schnee bedeckt, ſo ſchreiben wir das alles der Atmoſphäre zu, da wir mit Augen ihre Bewegungen und Veränderungen gar wohl ſehen und faſſen. Die Gebirge hingegen liegen vor unſerm äußern Sinn in ihrer herkömmlichen Geſtalt unbeweglich da. Wir halten ſie für tot, weil ſie erſtarrt ſind; wir glauben ſie untätig, weil ſie ruhen. Ich aber kann mich ſchon ſeit längerer Zeit nicht entbrechen, einer innern, ſtillen, geheimen Wirkung derſelben die Veränderungen, die ſich in der Atmoſphäre zeigen, zum großen Teile zuzuſchreiben. Ich glaube nämlich, daß die Maſſe der Erde überhaupt, und folglich auch beſonders ihre hervorragenden Grundfeſten, nicht eine beſtändige, immer gleiche Anziehungskraft ausüben, ſondern daß dieſe Anziehungskraft ſich in einem gewiſſen Pulſieren äußert, ſo daß ſie ſich durch innere notwendige, vielleicht auch äußere zufällige Urſachen bald vermehrt, bald vermindert. Mögen alle anderen Verſuche, dieſe Oſzillation darzuſtellen, zu beſchränkt und roh ſein, die Atmoſphäre iſt zart und weit genug, um uns von jenen ſtillen Wirkungen zu unterrichten. Vermindert ſich jene Anziehungskraft im geringſten, alſobald deutet uns die verringerte Schwere, die verminderte Elaſtizität der Luft dieſe Wirkung an. Die Atmoſphäre kann die Feuchtigkeit, die in ihr chemiſch und mechaniſch verteilt war, nicht mehr tragen: Wolken ſenken ſich, Regen ſtürzen nieder, und Regenſtröme ziehen nach dem Lande zu. Vermehrt aber das Gebirg ſeine Schwerkraft, ſo wird alſobald die Elaſtizität der Luft wieder hergeſtellt, und es entſpringen zwei wichtige Phänomene. Einmal verſammeln die Berge ungeheuere Wolkenmaſſen um ſich her, halten ſie feſt und ſtarr, wie zweite Gipfel über ſich, bis ſie, durch innern Kampf elektriſcher Kräfte beſtimmt, als Gewitter, Nebel und Regen niedergehen; ſodann wirkt auf den Überreſt die elaſtiſche Luft, welche nun wieder mehr Waſſer zu faſſen, aufzulöſen und zu verarbeiten fähig iſt. Ich ſah das Aufzehren einer ſolchen Wolke ganz deutlich: ſie hing um den ſteilſten Gipfel, das Abendrot beſchien ſie. Langſam, langſam ſonderten ihre Enden ſich ab, einige Flocken wurden weggezogen und in die Höhe gehoben; dieſe verſchwanden, und ſo verſchwand die ganze Maſſe nach und nach und ward vor meinen Augen wie ein Rocken von einer unſichtbaren Hand ganz eigentlich abgeſponnen.

Wenn die Freunde über den ambulanten Wetterbeobachter und deſſen ſeltſame Theorien gelächelt haben, ſo gebe ich ihnen vielleicht durch einige andere Betrachtungen Gelegenheit zum Lachen; denn ich muß geſtehen, da meine Reiſe eigentlich eine Flucht war, vor allen den Unbilden, die ich unter dem einundfunfzigſten Grade erlitten, daß ich Hoffnung hatte, unter dem achtundvierzigſten ein wahres Goſen zu betreten. Allein ich fand mich getäuſcht, wie ich früher hätte wiſſen ſollen: denn nicht die Polhöhe allein macht Klima und Witterung, ſondern die Bergreihen, beſonders jene, die von Morgen nach Abend die Länder durchſchneiden. In dieſen ereignen ſich immer große Veränderungen, und nordwärts liegende Länder haben am meiſten darunter zu leiden. So ſcheint auch die Witterung

für den ganzen Norden dieſen Sommer über durch die große Alpenkette, auf der ich dieſes ſchreibe, beſtimmt worden zu ſein. Hier hat es die letzten Monate her immer geregnet, und Südweſt und Südoſt haben den Regen durchaus nordwärts geführt. In Italien ſollen ſie ſchön Wetter, ja zu trocken gehabt haben.

Nun von dem abhängigen, durch Klima, Berghöhe, Feuchtigkeit auf das mannigfaltigſte bedingten Pflanzenreich einige Worte. Auch hierin habe ich keine ſonderliche Veränderung, doch Gewinn gefunden. Äpfel und Birnen hängen ſchon häufig vor Innsbruck in dem Tale, Pfirſchen und Trauben hingegen bringen ſie aus Welſchland oder vielmehr aus dem mittägigen Tirol. Um Innsbruck bauen ſie viel Türkiſch- und Heidekorn, das ſie Blende nennen. Den Brenner herauf ſah ich die erſten Lärchenbäume, bei Schönberg den erſten Zirbel. Ob wohl das Harfnermädchen hier auch nachgefragt hätte?

Die Pflanzen betreffend, fühl ich noch ſehr meine Schülerſchaft. Bis München glaubt ich wirklich nur die gewöhnlichen zu ſehen. Freilich war meine eilige Tag- und Nachtfahrt ſolchen feineren Beobachtungen nicht günſtig. Nun habe ich zwar meinen Linné bei mir und ſeine Terminologie wohl eingeprägt; wo ſoll aber Zeit und Ruhe zum Analyſieren herkommen, das ohnehin, wenn ich mich recht kenne, meine Stärke niemals werden kann? Daher ſchärf ich mein Auge aufs Allgemeine, und als ich am Walchenſee die erſte Gentiana ſah, fiel mir auf, daß ich auch bisher zuerſt am Waſſer die neuen Pflanzen fand.

Was mich noch aufmerkſamer machte, war der Einfluß, den die Gebirgshöhe auf die Pflanzen zu haben ſchien. Nicht nur neue Pflanzen fand ich da, ſondern Wachstum der alten verändert; wenn in der tiefern Gegend Zweige und Stengel ſtärker und maſtiger waren, die Augen näher aneinander ſtanden und die Blätter breit waren, ſo wurden höher ins Gebirg hinauf Zweige und Stengel zarter, die Augen rückten auseinander, ſo daß von Knoten zu Knoten ein größerer Zwiſchenraum ſtattfand und die Blätter ſich lanzenförmiger bildeten. Ich bemerkte dies bei einer Weide und einer Gentiana und überzeugte mich, daß es nicht etwa verſchiedene Arten wären. Auch am Walchenſee bemerkte ich längere und ſchlankere Binſen als im Unterlande.

Die Kalkalpen, welche ich bisher durchſchnitten, haben eine graue Farbe und ſchöne, ſonderbare unregelmäßige Formen, ob ſich gleich der Fels in Lager und Bänke teilt. Aber weil auch geſchwungene Lager vorkommen und der Fels überhaupt ungleich verwittert, ſo ſehen die Wände und Gipfel ſeltſam aus. Dieſe Gebirgsart ſteigt den Brenner weit herauf. In der Gegend des oberen Sees fand ich eine Veränderung desſelben. An dunkelgrünen und dunkelgrauen Glimmerſchiefer, ſtark mit Quarz durchzogen, lehnte ſich ein weißer dichter Kalkſtein, der an der Ablöſung glimmerig war und in großen, obgleich unendlich zerklüfteten Maſſen anſtand. Über demſelben fand ich wieder Glimmerſchiefer, der mir aber zärter als der vorige zu ſein ſchien. Weiter hinauf zeigt ſich eine beſondere Art Gneis oder vielmehr eine Granitart, die ſich dem Gneis zubildet, wie in der Gegend von Elbogen. Hier oben, gegen dem Hauſe über, iſt der Fels Glimmerſchiefer. Die Waſſer, die aus dem Berge kommen, bringen nur dieſen Stein und grauen Kalk mit.

Nicht fern muß der Granitſtock ſein, an den ſich alles anlehnt. Die Karte zeigt, daß man ſich an der Seite des eigentlichen großen Brenners befindet, von dem aus die Waſſer ſich ringsum ergießen.

Vom Äußern des Menſchengeſchlechts habe ich ſo viel aufgefaßt. Die Nation iſt wacker und gerade vor ſich hin. Die Geſtalten bleiben ſich ziemlich gleich: braune wohlgeöffnete

Augen und ſehr gut gezeichnete ſchwarze Augenbraunen bei den Weibern; dagegen blonde und breite Augenbraunen bei den Männern. Dieſen geben die grünen Hüte zwiſchen den grauen Felſen ein fröhliches Anſehen. Sie tragen ſie geziert mit Bändern oder breiten Schärpen von Taft mit Franſen, die mit Nadeln gar zierlich aufgeheftet werden. Auch hat jeder eine Blume oder eine Feder auf dem Hut. Dagegen verbilden ſich die Weiber durch weiße, baumwollene zottige, ſehr weite Mützen, als wären es unförmliche Mannesnachtmützen. Das gibt ihnen ein ganz fremdes Anſehen, da ſie im Auslande die grünen Manneshüte tragen, die ſehr ſchön kleiden.

Ich habe Gelegenheit gehabt, zu ſehen, welchen Wert die gemeinen Leute auf Pfauenfedern legen, und wie überhaupt jede bunte Feder geehrt wird. Wer dieſe Gebirge bereiſen wollte, müßte dergleichen mit ſich führen. Eine ſolche am rechten Orte angebrachte Feder würde ſtatt des willkommenſten Trinkgeldes dienen.

Indem ich nun dieſe Blätter ſondere, ſammele, hefte und dergeſtalt einrichte, daß ſie meinen Freunden bald einen leichten Überblick meiner bisherigen Schickſale gewähren können, und daß ich mir zugleich, was ich bisher erfahren und gedacht, von der Seele wälze, betrachte ich dagegen mit einem Schauer manche Pakete, von denen ich ein kurz und gutes Bekenntnis ablegen muß: ſind es doch meine Begleiter, werden ſie nicht viel Einfluß auf meine nächſten Tage haben!

Ich hatte nach Karlsbad meine ſämtlichen Schriften mitgenommen, um die von Göſchen zu beſorgende Ausgabe ſchließlich zuſammenzuſtellen. Die ungedruckten beſaß ich ſchon längſt in ſchönen Abſchriften, von der geſchickten Hand des Sekretär Vogel. Dieſer wackere Mann begleitete mich auch diesmal, um mir durch ſeine Fertigkeit beizuſtehen. Dadurch ward ich in den Stand geſetzt, die vier erſten Bände, unter der treuſten Mitwirkung Herders, an den Verleger abzuſenden, und war im Begriff, mit den vier letzten das gleiche zu tun. Dieſe beſtanden teils aus nur entworfenen Arbeiten, ja aus Fragmenten, wie denn meine Unart, vieles anzufangen und bei vermindertem Intereſſe liegen zu laſſen, mit den Jahren, Beſchäftigungen und Zerſtreuungen allgemach zugenommen hatte.

Da ich nun dieſe Dinge ſämtlich mit mir führte, ſo gehorchte ich gern den Anforderungen der Karlsbader geiſtreichen Geſellſchaft und las ihr alles vor, was bisher unbekannt geblieben, da man ſich denn jedesmal über das Nichtvollbringen derjenigen Dinge, an denen man ſich gern länger unterhalten hätte, bitterlich beſchwerte.

Die Feier meines Geburtstages beſtand hauptſächlich darin, daß ich mehrere Gedichte erhielt, im Namen meiner unternommenen aber vernachläſſigten Arbeiten, worin ſich jedes nach ſeiner Art über mein Verfahren beklagte. Darunter zeichnete ſich ein Gedicht im Namen der Vögel aus, wo eine an Treufreund geſendete Deputation dieſer muntern Geſchöpfe inſtändig bat, er möchte doch das ihnen zugeſagte Reich nunmehr auch gründen und einrichten. Nicht weniger einſichtig und anmutig waren die Äußerungen über meine anderen Stückwerke, ſo daß ſie mir auf einmal wieder lebendig wurden und ich den Freunden meine gehabten Vorſätze und vollſtändigen Plane mit Vergnügen erzählte. Dies veranlaßte dringende Forderungen und Wünſche und gab Herdern gewonnen Spiel, als er mich zu überreden ſuchte, ich möchte dieſe Papiere nochmals mit mir nehmen, vor allen aber Iphigenien noch einige Aufmerkſamkeit ſchenken, welche ſie wohl verdiene. Das Stück, wie es gegenwärtig liegt, iſt mehr Entwurf als Ausführung; es iſt in poetiſcher Proſa geſchrieben, die ſich manchmal in einen jambiſchen Rhythmus verliert, auch wohl andern Silbenmaßen ähnelt. Dieſes tut freilich der Wirkung großen Eintrag, wenn man es nicht

ſehr gut lieſt und durch gewiſſe Kunſtgriffe die Mängel zu verbergen weiß. Er legte mir dieſes ſo dringend ans Herz, und da ich meinen größeren Reiſeplan ihm wie allen verborgen hatte, ſo glaubte er, es ſei nur wieder von einer Bergwanderung die Rede, und weil er ſich gegen Mineralogie und Geologie immer ſpöttiſch erwies, meinte er, ich ſollte, anſtatt taubes Geſtein zu klopfen, meine Werkzeuge an dieſe Arbeit wenden. Ich gehorchte ſo vielen wohlgemeinten Andrängen; bis hierher aber war es nicht möglich, meine Aufmerkſamkeit dahin zu lenken. Jetzt ſondere ich Iphigenien aus dem Paket und nehme ſie mit in das ſchöne warme Land als Begleiterin. Der Tag iſt ſo lang, das Nachdenken ungeſtört, und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrängen keineswegs den poetiſchen Sinn, ſie rufen ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur deſto ſchneller hervor.

VOM BRENNER BIS VERONA

Trient, den 11. September 1786 früh.

NACHDEM ich völlig funfzig Stunden am Leben und in ſteter Beſchäftigung geweſen, kam ich geſtern abend um acht Uhr hier an, begab mich bald zur Ruhe und finde mich nun wieder imſtande, in meiner Erzählung fortzufahren. Am neunten, abends, als ich das erſte Stück meines Tagebuchs geſchloſſen hatte, wollte ich noch die Herberge, das Poſthaus auf dem Brenner, in ſeiner Lage zeichnen; aber es gelang nicht, ich verfehlte den Charakter und ging halb verdrießlich nach Hause. Der Wirt fragte mich, ob ich nicht fort wollte: es ſei Mondenſchein und der beſte Weg, und ob ich wohl wußte, daß er die Pferde morgen früh zum Einfahren des Grummets brauchte und bis dahin gern wieder zu Hauſe hätte, ſein Rat alſo eigennützig war, ſo nahm ich ihn doch, weil er mit meinem inneren Triebe übereinſtimmte, als gut an. Die Sonne ließ ſich wieder blicken, die Luft war leidlich; ich packte ein, und um ſieben Uhr fuhr ich weg. Die Atmoſphäre ward über die Wolken Herr und der Abend gar ſchön.

Der Poſtillion ſchlief ein, und die Pferde liefen den ſchnellſten Trab bergunter, immer auf dem bekannten Wege fort; kamen ſie an ein eben Fleck, ſo ging es deſto langſamer. Der Führer wachte auf und trieb wieder an, und ſo kam ich ſehr geſchwind, zwiſchen hohen Felſen, an dem reißenden Etſchfluß hinunter. Der Mond ging auf und beleuchtete ungeheuere Gegenſtände. Einige Mühlen zwiſchen uralten Fichten über dem ſchäumenden Strom waren völlige Everdingen.

Als ich um neun Uhr nach Sterzing gelangte, gab man mir zu verſtehen, daß man mich gleich wieder wegwünſche. In Mittewald Punkt zwölf Uhr fand ich alles in tiefem Schlafe, außer dem Poſtillion, und ſo ging es weiter auf Brixen, wo man mich wieder gleichſam entführte, ſo daß ich mit dem Tage in Collman ankam. Die Poſtillions fuhren, daß einem Sehen und Hören verging; und ſo leid es mir tat, dieſe herrlichen Gegenden mit der entſetzlichſten Schnelle und bei Nacht wie im Fluge zu durchreiſen, ſo freuete es mich doch innerlich, daß ein günſtiger Wind hinter mir herblies und mich meinen Wünſchen zujagte. Mit Tagesanbruch erblickte ich die erſten Rebhügel. Eine Frau mit Birnen und Pfirſchen begegnete mir; und ſo ging es auf Teutſchen los, wo ich um ſieben Uhr ankam und gleich weiterbefördert wurde. Nun erblickte ich endlich, bei hohem Sonnenſchein, nachdem ich wieder eine Weile nordwärts gefahren war, das Tal, worin Bozen liegt. Von ſteilen, bis auf eine ziemliche Höhe angebauten Bergen umgeben, iſt es gegen Mittag offen, gegen Norden von den Tiroler Bergen gedeckt. Eine milde ſanfte Luft füllte die Gegend. Hier

wendet ſich die Etſch wieder gegen Mittag. Die Hügel am Fuße der Berge ſind mit Wein bebaut. Über lange, niedrige Lauben ſind die Stöcke gezogen, die blauen Trauben hängen gar zierlich von der Decke herunter und reifen an der Wärme des nahen Bodens. Auch in der Fläche des Tals, wo ſonſt nur Wieſen ſind, wird der Wein in ſolchen eng aneinander ſtehenden Reihen von Lauben gebaut, dazwiſchen das türkiſche Korn, das nun immer höhere Stengel treibt. Ich habe es oft zu zehn Fuß hoch geſehen. Die zaſelige männliche Blüte iſt noch nicht abgeſchnitten, wie es geſchieht, wenn die Befruchtung eine Zeitlang vorbei iſt.

Bei heiterm Sonnenſchein kam ich nach Bozen. Die vielen Kaufmannsgeſichter freuten mich beiſammen. Ein abſichtliches, wohlbehagliches Daſein drückt ſich recht lebhaft aus. Auf dem Platze ſaßen Obſtweiber mit runden, flachen Körben, über vier Fuß im Durchmeſſer, worin die Pfirſchen nebeneinander lagen, daß ſie ſich nicht drücken ſollten. Ebenſo die Birnen. Hier fiel mir ein, was ich in Regensburg am Fenſter des Wirtshauſes geſchrieben ſah:

Comme les pêches et les mélons
Sont pour la bouche d'un baron,
Ainsi les verges et les bâtons
Sont pour les fous, dit Salomon.

Daß ein nordiſcher Baron dieſes geſchrieben, iſt offenbar, und daß er in dieſen Gegenden ſeine Begriffe ändern würde, iſt auch natürlich.

Die Bozner Meſſe bewirkt einen ſtarken Seidenvertrieb; auch Tücher werden dahin gebracht, und was an Leder aus den gebirgigen Gegenden zuſammengeſchafft wird. Doch kommen mehrere Kaufleute hauptſächlich, um Gelder einzukaſſieren, Beſtellungen anzunehmen und neuen Kredit zu geben, dahin. Ich hatte große Luſt, alle die Produkte zu beleuchten, die hier auf einmal zuſammen gefunden werden; doch der Trieb, die Unruhe, die hinter mir iſt, läßt mich nicht raſten, und ich eile ſogleich wieder fort. Dabei kann ich mich tröſten, daß in unſern ſtatiſtiſchen Zeiten dies alles wohl ſchon gedruckt iſt und man ſich gelegentlich davon aus Büchern unterrichten kann. Mir iſt jetzt nur um die ſinnlichen Eindrücke zu tun, die kein Buch, kein Bild gibt. Die Sache iſt, daß ich wieder Intereſſe an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeiſt verſuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wiſſenſchaften und Kenntniſſen geht, ob mein Auge licht, rein und hell iſt, wieviel ich in der Geſchwindigkeit faſſen kann, und ob die Falten, die ſich in mein Gemüt geſchlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen ſind. Schon jetzt, daß ich mich ſelbſt bediene, immer aufmerkſam, immer gegenwärtig ſein muß, gibt mir dieſe wenigen Tage her eine ganz andere Elaſtizität des Geiſtes; ich muß mich um den Geldkurs bekümmern, wechſeln, bezahlen, notieren, ſchreiben, anſtatt daß ich ſonſt nur dachte, wollte, ſann, befahl und diktierte.

Von Bozen auf Trient geht es neun Meilen weg in einem fruchtbaren und fruchtbareren Tale hin. Alles, was auf den höheren Gebirgen zu vegetieren verſucht, hat hier ſchon mehr Kraft und Leben, die Sonne ſcheint heiß, und man glaubt wieder einmal an einen Gott.

Eine arme Frau rief mich an, ich möchte ihr Kind in den Wagen nehmen, weil ihm der heiße Boden die Füße verbrenne. Ich übte dieſe Mildtätigkeit zu Ehren des gewaltigen Himmelslichtes. Das Kind war ſonderbar geputzt und aufgeziert, ich konnte ihm aber in keiner Sprache etwas abgewinnen.

Die Etſch fließt nun ſanfter und macht an vielen Orten breite Kieſe. Auf dem Lande, nah am Fluß, die Hügel hinauf, iſt alles ſo enge an- und ineinander gepflanzt, daß man

denkt, es müſſe eins das andere erſticken: Weingeländer, Mais, Maulbeerbäume, Äpfel, Birnen, Quitten und Nüſſe. Über Mauern wirft ſich der Attich lebhaft herüber. Efeu wächſt in ſtarken Stämmen die Felſen hinauf und verbreitet ſich weit über ſie; die Eidechſe ſchlüpft durch die Zwiſchenräume; auch alles, was hin und her wandelt, erinnert einen an die liebſten Kunſtbilder. Die aufgebundenen Zöpfe der Frauen, der Männer bloße Bruſt und leichte Jacken, die trefflichen Ochſen, die ſie vom Markt nach Hauſe treiben, die beladenen Eſelchen, alles bildet einen lebendigen, bewegten Heinrich Roos. Und nun, wenn es Abend wird, bei der milden Luft wenige Wolken an den Bergen ruhen, am Himmel mehr ſtehen als ziehen, und gleich nach Sonnenuntergang das Geſchrille der Heuſchrecken laut zu werden anfängt, da fühlt man ſich doch einmal in der Welt zu Hauſe und nicht wie geborgt oder im Exil. Ich laſſe mir's gefallen, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Walfiſchfange zurückkäme. Auch der vaterländiſche Staub, der manchmal den Wagen umwirbelt, von dem ich ſo lange nichts erfahren habe, wird begrüßt. Das Glocken- und Schellengeläute der Heuſchrecken iſt allerliebſt, durchdringend und nicht unangenehm. Luſtig klingt es, wenn mutwillige Buben mit einem Feld ſolcher Sängerinnen um die Wette pfeifen; man bildet ſich ein, daß ſie einander wirklich ſteigern. Auch der Abend iſt vollkommen milde, wie der Tag.

Wenn mein Entzücken hierüber jemand vernähme, der im Süden wohnte, von Süden herkäme, er würde mich für ſehr kindiſch halten. Ach, was ich hier ausdrücke, habe ich lange gewußt, ſo lange als ich unter einem böſen Himmel dulde; und jetzt mag ich gern dieſe Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturnotwendigkeit immerfort genießen ſollten.

Trient, den 11. September, abends.

Ich bin in der Stadt herumgegangen, die uralt iſt und in einigen Straßen neue wohlgebaute Häuſer hat. In der Kirche hängt ein Bild, wo das verſammelte Konzilium einer Predigt des Jeſuitengenerals zuhört. Ich möchte wohl wiſſen, was er ihnen aufgebunden hat. Die Kirche dieſer Väter bezeichnet ſich gleich von außen durch rote Marmorpilaster an der Faſſade; ein ſchwerer Vorhang ſchließt die Türe, den Staub abzuhalten. Ich hob ihn auf und trat in eine kleine Vorkirche; die Kirche ſelbſt iſt durch ein eiſernes Gitter geſchloſſen, doch ſo, daß man ſie ganz überſehen kann. Es war alles ſtill und ausgeſtorben, denn es wird hier kein Gottesdienſt mehr gehalten. Die vordere Türe ſtand nur auf, weil zur Veſperzeit alle Kirchen geöffnet ſein ſollen.

Wie ich nun ſo daſtehe und der Bauart nachdenke, die ich den übrigen Kirchen dieſer Väter ähnlich fand, tritt ein alter Mann herein, das ſchwarze Käppchen ſogleich abnehmend. Sein alter ſchwarzer, vergrauter Rock deutete auf einen verkümmerten Geiſtlichen; er kniet vor dem Gitter nieder und ſteht nach einem kurzen Gebet wieder auf. Wie er ſich umkehrt, ſagt er halblaut für ſich: Da haben ſie nun die Jeſuiten herausgetrieben, ſie hätten ihnen auch zahlen ſollen, was die Kirche gekoſtet hat; ich weiß wohl, was ſie gekoſtet hat und das Seminarium, wie viele Tauſende. Indeſſen war er hinaus und hinter ihm der Vorhang zugefallen, den ich lüftete und mich ſtill hielt. Er war auf der obern Stufe ſtehen geblieben und ſagte: Der Kaiſer hat es nicht getan, der Papſt hat es getan. Mit dem Geſicht gegen die Straße gekehrt und ohne mich zu vermuten, fuhr er fort: Erſt die Spanier, dann wir, dann die Franzoſen; Abels Blut ſchreit über ſeinen Bruder Kain! Und ſo ging

er die Treppe hinab, immer mit ſich redend, die Straße hin. Wahrſcheinlich iſt es ein Mann, den die Jeſuiten erhielten und der über den ungeheuern Fall des Ordens den Verſtand verlor und nun täglich kommt, in dem leeren Gefäß die alten Bewohner zu ſuchen und nach einem kurzen Gebet ihren Feinden den Fluch zu geben.

Ein junger Mann, den ich um die Merkwürdigkeiten der Stadt fragte, zeigte mir ein Haus, das man des Teufels Haus nennt, welches der ſonſt allzeitfertige Zerſtörer in einer Nacht mit ſchnell herbeigeſchafften Steinen erbaut haben ſoll. Das eigentliche Merkwürdige daran bemerkte der gute Menſch aber nicht, daß es nämlich das einzige Haus von gutem Geſchmack iſt, das ich in Trient geſehen habe, in einer ältern Zeit gewiß von einem guten Italiener aufgeführt.

Abends um fünf Uhr reiſte ich ab; wieder das Schauſpiel von geſtern abend und die Heuſchrecken, die gleich bei Sonnenuntergang zu ſchrillen anfangen. Wohl eine Meile weit fährt man zwiſchen Mauern, über welche ſich Traubengeländer ſehen laſſen; andere Mauern, die nicht hoch genug ſind, hat man mit Steinen, Dornen und ſonſt zu erhöhen geſucht, um das Abrupfen der Trauben den Vorbeigehenden zu wehren. Viele Beſitzer beſpritzen die vorderſten Reihen mit Kalk, der die Trauben ungenießbar macht, dem Wein aber nichts ſchadet, weil die Gärung alles wieder heraustreibt.

Den 11. September, abends.

Hier bin ich nun in Roveredo, wo die Sprache ſich abſchneidet; oben herein ſchwankt es noch immer vom Deutſchen zum Italieniſchen. Nun hatte ich zum erſtenmal einen ſtockwelſchen Poſtillion, der Wirt ſpricht kein Deutſch, und ich muß nun meine Sprachkünſte verſuchen. Wie froh bin ich, daß nunmehr die geliebte Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wird.

Torbole, den 12. September, nach Tiſche.

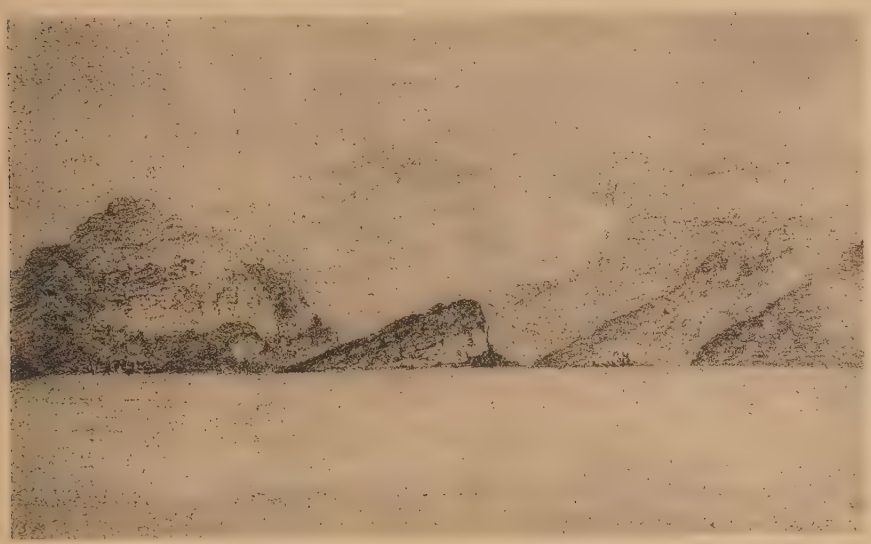
Wie ſehr wünſchte ich meine Freunde einen Augenblick neben mich, daß ſie ſich der Ausſicht freuen könnten, die vor mir liegt.

Heute abend hätte ich können in Verona ſein, aber es lag mir noch eine herrliche Naturwirkung an der Seite, ein köſtliches Schauſpiel, der Gardaſee; den wollte ich nicht verſäumen, und bin herrlich für meinen Umweg belohnt. Nach fünfen fuhr ich von Roveredo fort, ein Seitental hinauf, das ſeine Waſſer noch in die Etſch gießt. Wenn man hinaufkommt, liegt ein ungeheurer Felsriegel hinten vor, über den man nach dem See hinunter muß. Hier zeigten ſich die ſchönſten Kalkfelſen zu maleriſchen Studien. Wenn man hinabkommt, liegt ein Örtchen am nördlichen Ende des Sees, und iſt ein kleiner Hafen oder vielmehr Anfahrt daſelbſt; es heißt Torbole. Die Feigenbäume hatten mich ſchon den Weg herauf häufig begleitet, und indem ich in das Fels-Amphitheater hinabſtieg, fand ich die erſten Ölbäume voller Oliven. Hier traf ich auch zum erſtenmal die weißen kleinen Feigen als gemeine Frucht, welche mir die Gräfin Lanthieri verheißen hatte.

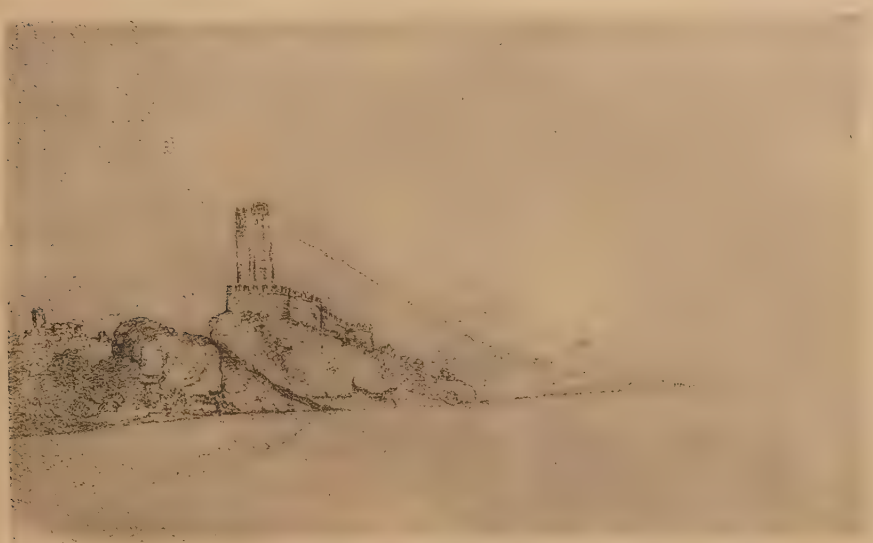
Aus dem Zimmer, in dem ich ſitze, geht eine Türe nach dem Hof hinunter; ich habe meinen Tiſch davor gerückt und die Ausſicht mit einigen Linien gezeichnet. Man überſieht den See beinah in ſeiner ganzen Länge, nur am Ende links entwendet er ſich unſern Augen. Das Ufer, auf beiden Seiten von Hügeln und Bergen eingefaßt, glänzt von unzähligen kleinen Ortſchaften.

Nach Mitternacht bläſt der Wind von Norden nach Süden: wer alſo den See hinab will, muß zu dieſer Zeit fahren; denn ſchon einige Stunden vor Sonnenaufgang wendet ſich der Luft-

6. Goethe: Hafen von Torbole.



7. Goethe: Garda-See.



8. Goethe: Castel Malcesine am Garda-See.

ſtrom und zieht nordwärts. Jetzo, Nachmittag, wehet er ſtark gegen mich und kühlt die heiße Sonne gar lieblich. Zugleich lehrt mich Volkmann, daß dieſer See ehemals Benacus geheißen, und bringt einen Vers des Virgil, worin deſſen gedacht wird:

Fluctibus et fremitu resonans Benace marino.

Der erſte lateiniſche Vers, deſſen Inhalt lebendig vor mir ſteht und der in dem Augenblicke, da der Wind immer ſtärker wächſt und der See höhere Wellen gegen die Anfahrt wirft, noch heute ſo wahr iſt als vor vielen Jahrhunderten. So manches hat ſich verändert, noch aber ſtürmt der Wind in dem See, deſſen Anblick eine Zeile Virgils noch immer veredelt.

Geſchrieben unter dem fünfundvierzigſten Grade funfzig Minuten.

In der Abendkühle ging ich ſpazieren und befinde mich nun wirklich in einem neuen Lande, in einer ganz fremden Umgebung. Die Menſchen leben ein nachläſſiges Schlaraffenleben: erſtlich haben die Türen keine Schlöſſer; der Wirt aber verſicherte mir, ich könne ganz ruhig ſein, und wenn alles, was ich bei mir hätte, aus Diamanten beſtünde; zweitens ſind die Fenſter mit Ölpapier statt Glasſcheiben geſchloſſen; drittens fehlt eine höchſt nötige Bequemlichkeit, ſo daß man dem Naturzuſtande hier ziemlich nahe kömmt. Als ich den Hausknecht nach einer gewiſſen Gelegenheit fragte, deutete er in den Hof hinunter: Qui abasso puo servirsi! Ich fragte: Dove? — Da per tutto, dove vuol! antwortete er freundlich. Durchaus zeigt ſich die größte Sorgloſigkeit, doch Leben und Geſchäftigkeit genug. Den ganzen Tag verführen die Nachbarinnen ein Geſchwätz, ein Geſchrei, und haben alle zugleich etwas zu tun, etwas zu ſchaffen. Ich habe noch kein müßiges Weib geſehn.

Der Wirt verkündigte mir mit italieniſcher Emphaſe, daß er ſich glücklich finde, mir mit der köſtlichſten Forelle dienen zu können. Sie werden bei Torbole gefangen, wo der Bach vom Gebirge herunter kommt und der Fiſch den Weg hinauf ſucht. Der Kaiſer erhält von dieſem Fange zehntauſend Gulden Pacht. Es ſind keine eigentlichen Forellen, groß, manchmal funfzig Pfund ſchwer, über den ganzen Körper bis auf den Kopf hinauf punktiert; der Geſchmack zwiſchen Forelle und Lachs, zart und trefflich.

Mein eigentlich Wohlleben aber iſt in Früchten, in Feigen, auch Birnen, welche da wohl köſtlich ſein müſſen, wo ſchon Zitronen wachſen.

Den 13. September, abends.

Heute früh um drei Uhr fuhr ich von Torbole weg, mit zwei Ruderern. Anfangs war der Wind günſtig, daß ſie die Segel brauchen konnten. Der Morgen war herrlich, zwar wolkig, doch bei der Dämmerung ſtill. Wir fuhren bei Limone vorbei, deſſen Berggärten, terraſſenweiſe angelegt und mit Zitronenbäumen bepflanzt, ein reiches und reinliches Anſehen geben. Der ganze Garten beſteht aus Reihen von weißen viereckigen Pfeilern, die in einer gewiſſen Entfernung voneinander ſtehen und ſtufenweis den Berg hinaufrücken. Über dieſe Pfeiler ſind ſtarke Stangen gelegt, um im Winter die dazwiſchen gepflanzten Bäume zu decken. Das Betrachten und Beſchauen dieſer angenehmen Gegenſtände ward durch eine langſame Fahrt begünſtigt, und ſo waren wir ſchon an Malceſine vorbei, als der Wind ſich völlig umkehrte, ſeinen gewöhnlichen Tagweg nahm und nach Norden zog. Das Rudern half wenig gegen die übermächtige Gewalt, und ſo mußten wir im Hafen von Malceſine landen. Es iſt der erſte venezianiſche Ort an der Morgenſeite des Sees. Wenn man mit dem Waſſer zu tun hat, kann man nicht ſagen: ich werde heute da oder dort ſein. Dieſen Aufenthalt will ich ſo gut als möglich nutzen, beſonders das Schloß zu zeichnen, das am Waſſer liegt und ein ſchöner Gegenſtand iſt. Heute im Vorbeifahren nahm ich eine Skizze davon.

Den 14. September.

Der Gegenwind, der mich geſtern in den Hafen von Malceſine trieb, bereitete mir ein gefährliches Abenteuer, welches ich mit gutem Humor überſtand und in der Erinnerung luſtig finde. Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich morgens beizeiten in das alte Schloß, welches ohne Tore, ohne Verwahrung und Bewachung, jedermann zugänglich iſt. Im Schloßhofe ſetzte ich mich dem alten, auf und in den Felſen gebauten Turm gegenüber; hier hatte ich zum Zeichnen ein ſehr bequemes Plätzchen gefunden: neben einer drei, vier Stufen erhöhten verſchloſſenen Türe im Türgewände ein verziertes ſteinernes Sitzchen, wie wir ſie wohl bei uns in alten Gebäuden auch noch antreffen.

Ich ſaß nicht lange, ſo kamen verſchiedene Menſchen in den Hof herein, betrachteten mich und gingen hin und wieder. Die Menge vermehrte ſich, blieb endlich ſtehen, ſo daß ſie mich zuletzt umgab. Ich bemerkte wohl, daß mein Zeichnen Aufſehen erregt hatte; ich ließ mich aber nicht ſtören und fuhr ganz gelaſſen fort. Endlich drängte ſich ein Mann zu mir, nicht von dem beſten Anſehen, und fragte, was ich da mache. Ich erwiderte ihm, daß ich den alten Turm abzeichne, um mir ein Andenken von Malceſine zu erhalten. Er ſagte darauf, es ſei dies nicht erlaubt, und ich ſollte es unterlaſſen. Da er dieſes in gemeiner venezianiſcher Sprache ſagte, ſo daß ich ihn wirklich kaum verſtand, ſo erwiderte ich ihm, daß ich ihn nicht verſtehe. Er ergriff darauf mit wahrer italieniſcher Gelaſſenheit mein Blatt, zerriß es, ließ es aber auf der Pappe liegen. Hierauf konnt ich einen Ton der Unzufriedenheit unter den Umſtehenden bemerken, beſonders ſagte eine ältliche Frau, es ſei nicht recht! man ſolle den Podeſta rufen, welcher dergleichen Dinge zu beurteilen wiſſe. Ich ſtand auf meinen Stufen, den Rücken gegen die Türe gelehnt, und überſchaute das immer ſich vermehrende Publikum. Die neugierigen ſtarren Blicke, der gutmütige Ausdruck in den meiſten Geſichtern, und was ſonſt noch alles eine fremde Volksmaſſe charakteriſieren mag, gab mir den luſtigſten Eindruck. Ich glaubte das Chor der Vögel vor mir zu ſehen, das ich als Treufreund auf dem Ettersburger Theater oft zum beſten gehabt. Dies verſetzte mich in die heiterſte Stimmung, ſo daß, als der Podeſta mit ſeinem Aktuarius herankam, ich ihn freimütig begrüßte und auf ſeine Frage, warum ich ihre Feſtung abzeichnete, ihm beſcheiden erwiderte, daß ich dieſes Gemäuer nicht für eine Feſtung anerkenne. Ich machte ihn und das Volk aufmerkſam auf den Verfall dieſer Türme und dieſer Mauern, auf den Mangel von Toren, kurz auf die Wehrloſigkeit des ganzen Zuſtandes, und verſicherte, ich habe hier nichts als eine Ruine zu ſehen und zu zeichnen gedacht.

Man entgegnete mir: wenn es eine Ruine ſei, was denn dran wohl merkwürdig ſcheinen könne? Ich erwiderte darauf, weil ich Zeit und Gunſt zu gewinnen ſuchte, ſehr umſtändlich, daß ſie wüßten, wie viele Reiſende nur um der Ruinen willen nach Italien zögen, daß Rom, die Hauptſtadt der Welt, von den Barbaren verwüſtet, voller Ruinen ſtehe, welche hundert- und aber hundertmal gezeichnet worden, daß nicht alles aus dem Altertum so erhalten ſei wie das Amphitheater zu Verona, welches ich denn auch bald zu ſehen hoffte.

Der Podeſta, welcher vor mir, aber tiefer ſtand, war ein langer, nicht gerade hagerer Mann von etwa dreißig Jahren. Die ſtumpfen Züge ſeines geiſtloſen Geſichts ſtimmten ganz zu der langſamen und trüben Weiſe, womit er ſeine Fragen hervorbrachte. Der Aktuarius, kleiner und gewandter, ſchien ſich in einen ſo neuen und ſeltnen Fall auch nicht gleich finden zu können. Ich ſprach noch manches dergleichen, man ſchien mich gern zu hören, und indem ich mich an einige wohlwollende Frauengeſichter wendete, glaubte ich Beiſtimmung und Billigung wahrzunehmen.

Als ich jedoch des Amphitheaters zu Verona erwähnte, das man im Lande unter dem Namen Arena kennt, ſagte der Aktuarius, der ſich unterdeſſen beſonnen hatte, das möge wohl gelten, denn jenes ſei ein weltberühmtes, römiſches Gebäude; an dieſen Türmen aber ſei nichts Merkwürdiges, als daß es die Grenze zwiſchen dem Gebiete Venedigs und dem öſtreichiſchen Kaiſerſtaate bezeichne und deshalb nicht ausſpioniert werden ſolle. Ich erklärte mich dagegen weitläufig, daß nicht allein griechiſche und römiſche Altertümer, ſondern auch die der mittleren Zeit Aufmerkſamkeit verdienten. Ihnen ſei freilich nicht zu verargen, daß ſie an dieſem von Jugend auf gekannten Gebäude nicht ſo viele maleriſche Schönheiten als ich entdecken könnten. Glücklicherweiſe ſetzte die Morgenſonne Turm, Felſen und Mauern in das ſchönſte Licht, und ich fing an, ihnen dieſes Bild mit Enthuſiasmus zu beſchreiben. Weil aber mein Publikum jene belobten Gegenſtände im Rücken hatte und ſich nicht ganz von mir abwenden wollte, ſo drehten ſie auf einmal, jenen Vögeln gleich, die man Wendehälſe nennt, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu ſchauen, was ich ihren Ohren anpries, ja der Podeſta ſelbſt kehrte ſich, obgleich mit etwas mehr Anſtand, nach dem beſchriebenen Bilde hin. Dieſe Szene kam mir ſo lächerlich vor, daß mein guter Mut ſich vermehrte und ich ihnen nichts, am wenigſten den Efeu ſchenkte, der Fels und Gemäuer auf das reichſte zu verzieren ſchon Jahrhunderte Zeit gehabt hatte.

Der Aktuarius verſetzte drauf, das laſſe ſich alles hören, aber Kaiſer Joſeph ſei ein unruhiger Herr, der gewiß gegen die Republik Venedig noch manches Böſe im Schilde führe, und ich möchte wohl ſein Untertan, ein Abgeordneter ſein, um die Grenzen auszuſpähen.

Weit entfernt, rief ich aus, dem Kaiſer anzugehören, darf ich mich wohl rühmen, ſo gut als ihr, Bürger einer Republik zu ſein, welche zwar an Macht und Größe dem erlauchten Staat von Venedig nicht verglichen werden kann, aber doch auch ſich ſelbſt regiert und an Handelstätigkeit, Reichtum und Weisheit ihrer Vorgeſetzten keiner Stadt in Deutſchland nachſteht. Ich bin nämlich von Frankfurt am Main gebürtig, einer Stadt, deren Name und Ruf gewiß bis zu euch gekommen iſt.

Von Frankfurt am Main! rief eine hübſche junge Frau: da könnt Ihr gleich ſehen, Herr Podeſta, was an dem Fremden iſt, den ich für einen guten Mann halte; laßt den Gregorio rufen, der lange daſelbſt konditioniert hat, der wird am beſten in der Sache entſcheiden können.

Schon hatten ſich die wohlwollenden Geſichter um mich her vermehrt, der erſte Widerwärtige war verſchwunden, und als nun Gregorio herbeikam, wendete ſich die Sache ganz zu meinem Vorteil. Dieſer war ein Mann etwa in den Funfzigen, ein braunes italieniſches Geſicht, wie man ſie kennt. Er ſprach und betrug ſich als einer, dem etwas Fremdes nicht fremd iſt, erzählte mir ſogleich, daß er bei Bolongaro in Dienſten geſtanden und ſich freue, durch mich etwas von dieſer Familie und von der Stadt zu hören, an die er ſich mit Vergnügen erinnere. Glücklicherweiſe war ſein Aufenthalt in meine jüngeren Jahre gefallen, und ich hatte den doppelten Vorteil, ihm genau ſagen zu können, wie es zu ſeiner Zeit geweſen, und was ſich nachher verändert habe. Ich erzählte ihm von den ſämtlichen italieniſchen Familien, deren mir keine fremd geblieben; er war ſehr vergnügt, manches einzelne zu hören, zum Beiſpiel daß der Herr Alleſina im Jahr 1774 ſeine goldene Hochzeit gefeiert, daß darauf eine Medaille geſchlagen worden, die ich ſelbſt beſitze; er erinnerte ſich recht wohl, daß die Gattin dieſes reichen Handelsherrn eine geborne Brentano ſei. Auch von den Kindern und Enkeln dieſer Häuſer wußte ich ihm zu erzählen, wie ſie herangewachſen, verſorgt, verheiratet worden und ſich in Enkeln vermehrt hätten.

Als ich ihm nun die genauſte Auskunft faſt über alles gegeben, um was er mich befragt, wechſelten Heiterkeit und Ernſt in den Zügen des Mannes. Er war froh und gerührt; das Volk erheiterte ſich immer mehr und konnte unſerm Zwiegeſpräch zuzuhören nicht ſatt werden, wovon er freilich einen Teil erſt in ihren Dialekt überſetzen mußte.

Zuletzt ſagte er: Herr Podeſta, ich bin überzeugt, daß dieſes ein braver, kunſtreicher Mann iſt, wohlerzogen, welcher herumreiſt, ſich zu unterrichten. Wir wollen ihn freundlich entlaſſen, damit er bei ſeinen Landsleuten Gutes von uns rede und ſie aufmuntere, Malceſine zu beſuchen, deſſen ſchöne Lage wohl wert iſt, von Fremden bewundert zu ſein.

Ich verſtärkte dieſe freundlichen Worte durch das Lob der Gegend, der Lage und der Einwohner, die Gerichtsperſonen als weiſe und vorſichtige Männer nicht vergeſſend.

Dieſes alles ward für gut erkannt, und ich erhielt die Erlaubnis, mit Meiſter Gregorio nach Belieben den Ort und die Gegend zu beſehen. Der Wirt, bei dem ich eingekehrt war, geſellte ſich nun zu uns und freute ſich ſchon auf die Fremden, welche auch ihm zuſtrömen würden, wenn die Vorzüge Malceſines erſt recht ans Licht kämen. Mit lebhafter Neugierde betrachtete er meine Kleidungsſtücke, beſonders aber beneidete er mich um die kleinen Terzerole, die man ſo bequem in die Taſche ſtecken konnte. Er pries diejenigen glücklich, die ſo ſchöne Gewehre tragen dürften, welches bei ihnen unter den peinlichſten Strafen verboten ſei. Dieſen freundlich Zudringlichen unterbrach ich einigemal, meinem Befreier mich dankbar zu erweiſen.

Dankt mir nicht, verſetzte der brave Mann, mir ſeid Ihr nichts ſchuldig. Verſtünde der Podeſta ſein Handwerk, und wäre der Aktuar nicht der eigennützigſte aller Menſchen, Ihr wäret nicht ſo losgekommen. Jener war verlegner als Ihr, und dieſem hätte Eure Verhaftung, die Berichte, die Abführung nach Verona auch nicht einen Heller eingetragen. Das hat er geſchwind überlegt, und Ihr wart ſchon befreit, ehe unſere Unterredung zu Ende war.

Gegen Abend holte mich der gute Mann in ſeinen Weinberg ab, der den See hinabwärts ſehr wohlgelegen war. Uns begleitete ſein funfzehnjähriger Sohn, der auf die Bäume ſteigen und mir das beſte Obſt brechen mußte, indeſſen der Alte die reifſten Weintrauben ausſuchte.

Zwiſchen dieſen beiden weltfremden, wohlwollenden Menſchen, in der unendlichen Einſamkeit dieſes Erdwinkels ganz allein, fühlte ich denn doch, wenn ich die Abenteuer des Tages überdachte, auf das lebhafteſte, welch ein wunderliches Weſen der Menſch iſt, daß er dasjenige, was er mit Sicherheit und Bequemlichkeit in guter Geſellſchaft genießen könnte, ſich oft unbequem und gefährlich macht, bloß aus der Grille, die Welt und ihren Inhalt ſich auf ſeine beſondere Weiſe zuzueignen.

Gegen Mitternacht begleitete mich mein Wirt an die Barke, das Fruchtkörbchen tragend, welches mir Gregorio verehrt hatte, und ſo ſchied ich, mit günſtigem Wind, von dem Ufer, welches mir läſtrygoniſch zu werden gedroht hatte.

Nun von meiner Seefahrt! Sie endete glücklich, nachdem die Herrlichkeit des Waſſerſpiegels und des daran liegenden brescianiſchen Ufers mich recht im Herzen erquickt hatte. Da, wo an der Abendſeite das Gebirge aufhört, ſteil zu ſein, und die Landſchaft flächer nach dem See fällt, liegen in einer Reihe, in einer Länge von ungefähr anderthalb Stunden, Gargnano, Bogliacco, Cecina, Toscolano, Maderno, Cardone, Salò, alle auch wieder meiſt in die Länge gezogen. Keine Worte drücken die Anmut dieſer ſo reich bewohnten Gegend aus. Früh um zehen Uhr landete ich in Bardolino, lud mein Gepäck auf ein Maul-

tier und mich auf ein anderes. Nun ging der Weg über einen Rücken, der das Tal der Etſch von der Seevertiefung ſcheidet. Die Urwaſſer ſcheinen hier von beiden Seiten gegeneinander in ungeheuern Strömungen gewirkt und dieſen koloſſalen Kieſeldamm aufgeführt zu haben. Fruchtbares Erdreich ward in ruhigern Epochen darüber geſchlemmt; aber der Ackersmann iſt doch ſtets aufs neue von denen immer wieder hervordringenden Geſchieben geplagt. Man ſucht ſo viel als möglich ihrer los zu werden, baut ſie reihen- und ſchichtenweiſe übereinander und bildet dadurch am Wege hin ſehr dicke Quaſimauern. Die Maulbeerbäume ſehen, wegen Mangel an Feuchtigkeit, nicht fröhlich auf dieſer Höhe. An Quellen iſt nicht zu denken. Von Zeit zu Zeit trifft man Pfützen zuſammengeleiteten Regenwaſſers, woraus die Maultiere, auch wohl die Treiber ihren Durſt löſchen. Unten am Fluſſe ſind Schöpfräder angebracht, um die tiefer liegenden Pflanzungen nach Gefallen zu wäſſern.

Nun aber kann die Herrlichkeit der neuen Gegend, die man beim Herabſteigen überſieht, durch Worte nicht dargeſtellt werden. Es iſt ein Garten, Meilen lang und breit, der am Fuß hoher Gebirge und ſchroffer Felſen, ganz flach, in der größten Reinlichkeit daliegt. Und ſo kam ich denn am 14. September, gegen ein Uhr, hier in Verona an, wo ich zuerſt noch dieſes ſchreibe, das zweite Stück meines Tagebuchs ſchließe und hefte und gegen Abend mit freudigem Geiſte das Amphitheater zu ſehen hoffe.

Von der Witterung dieſer Tage her melde ich folgendes. Die Nacht vom neunten auf den zehnten war abwechſelnd hell und bedeckt, der Mond behielt immer einen Schein um ſich. Morgens, gegen fünf Uhr, überzog ſich der ganze Himmel mit grauen, nicht ſchweren Wolken, die mit dem wachſenden Tage verſchwanden. Je tiefer ich hinabkam, deſto ſchöner war das Wetter. Wie nun gar in Bozen der große Gebirgsſtock mitternächtlich blieb, zeigte die Luft eine ganz andere Beſchaffenheit: man ſah nämlich an den verſchiedenen Landſchaftsgründen, die ſich gar lieblich durch ein etwas mehr oder weniger Blau voneinander abſonderten, daß die Atmoſphäre voll gleich ausgeteilter Dünſte ſei, welche ſie zu tragen vermochte und die daher weder als Tau oder Regen niederfielen, noch als Wolken ſich ſammelten. Wie ich weiter hinabkam, konnte ich deutlich bemerken, daß alle Dünſte, die aus dem Bozner Tal, alle Wolkenſtreifen, die von den mittägigern Bergen aufſteigen, nach den höhern mitternächtigen Gegenden zu zogen, ſie nicht verdeckten, aber in eine Art Höherauch einhüllten. In der weiteſten Ferne, über dem Gebirg, konnte ich eine ſogenannte Waſſergalle bemerken. Von Bozen ſüdwärts haben ſie den ganzen Sommer das ſchönſte Wetter gehabt, nur von Zeit zu Zeit ein wenig Waſſer (ſie ſagen acqua, um den gelinden Regen auszudrücken) und dann ſogleich wieder Sonnenſchein. Auch geſtern fielen von Zeit zu Zeit einige Tropfen, und die Sonne ſchien immer dazu. Sie haben lange kein ſo gutes Jahr gehabt; es gerät alles; das Üble haben ſie uns zugeſchickt.

Das Gebirge, die Steinarten erwähne ich nur kürzlich; denn Ferbers Reiſe nach Italien und Hacquets durch die Alpen unterrichten uns genugſam von dieſer Wegſtrecke. Eine Viertelſtunde vom Brenner iſt ein Marmorbruch, an dem ich in der Dämmerung vorbeifuhr. Er mag und muß, wie der an der andern Seite, auf Glimmerſchiefer aufliegen. Dieſen fand ich bei Collman, als es Tag ward; weiter hinab zeigten ſich Porphyre an. Die Felſen waren ſo prächtig und an der Chauſſee die Haufen ſo gätlich zerſchlagen, daß man gleich Voigtiſche Kabinettchen daraus hätte bilden und verpacken können. Auch kann ich ohne Beſchwerde jeder Art ein Stück mitnehmen, wenn ich nur Augen und Begierde an ein

kleineres Maß gewöhne. Bald unter Collman fand ich einen Porphyr, der ſich in regelmäßige Platten ſpaltet, zwiſchen Branzoll und Neumarkt einen ähnlichen, deſſen Platten jedoch ſich wieder in Säulen trennen. Ferber hielt ſie für vulkaniſche Produkte; das war aber vor vierzehn Jahren, wo die ganze Welt in den Köpfen brannte. Hacquet ſchon macht ſich darüber luſtig.

Von den Menſchen wüßte ich nur weniges und wenig Erfreuliches zu ſagen. Sobald mir vom Brenner Herunterfahrenden der Tag aufging, bemerkte ich eine entſchiedene Veränderung der Geſtalt, beſonders mißfiel mir die bräunlich-bleiche Farbe der Weiber. Ihre Geſichtszüge deuteten auf Elend; Kinder waren ebenſo erbärmlich anzuſehen, Männer ein wenig beſſer; die Grundbildung übrigens durchaus regelmäßig und gut. Ich glaube die Urſache dieſes krankhaften Zuſtandes in dem häufigen Gebrauch des türkiſchen und Heidekorns zu finden. Jenes, das ſie auch gelbe Blende nennen, und dieſes, ſchwarze Blende genannt, werden gemahlen, das Mehl in Waſſer zu einem dicken Brei gekocht und ſo gegeſſen. Die jenſeitigen Deutſchen rupfen den Teig wieder auseinander und braten ihn in Butter auf; der welſche Tiroler hingegen ißt ihn ſo weg, manchmal Käſe darauf gerieben, und das ganze Jahr kein Fleiſch. Notwendig muß das die erſten Wege verleimen und verſtopfen, beſonders bei den Kindern und Frauen, und die kachektiſche Farbe deutet auf ſolches Verderben. Außerdem eſſen ſie auch noch Früchte und grüne Bohnen, die ſie in Waſſer abſieden und mit Knoblauch und Öl anmachen. Ich fragte, ob es nicht auch reiche Bauern gäbe. — Ja freilich. — Tun ſie ſich nichts zugute? eſſen ſie nicht beſſer? — Nein, ſie ſind es einmal ſo gewohnt. — Wo kommen ſie denn mit ihrem Gelde hin? was machen ſie ſonſt für Aufwand? — Oh, die haben ſchon ihre Herren, die es ihnen wieder abnehmen. — Das war die Summa des Geſprächs mit meiner Wirtstochter in Bozen.

Ferner vernahm ich von ihr, daß die Weinbauern, die am wohlhabendſten ſcheinen, ſich am übelſten befinden; denn ſie ſind in den Händen der ſtädtiſchen Handelsleute, die ihnen bei ſchlechten Jahren den Lebensunterhalt vorſchießen und bei guten den Wein um ein geringes an ſich nehmen. Doch das iſt überall dasſelbe.

Was meine Meinung wegen der Nahrung beſtätigt, iſt, daß die Stadtbewohnerinnen immer wohler ausſehen. Hübſche, volle Mädchengeſichter, der Körper für ihre Stärke und für die Größe der Köpfe etwas zu klein, mitunter aber recht freundlich entgegenkommende Geſichter. Die Männer kennen wir durch die wandernden Tiroler. Im Lande ſehen ſie weniger friſch aus als die Weiber, wahrſcheinlich weil dieſe mehr körperliche Arbeiten, mehr Bewegung haben, die Männer hingegen als Krämer und Handwerksleute ſitzen. Am Gardasee fand ich die Leute ſehr braun und ohne den mindeſten rötlichen Schein der Wangen, aber doch nicht ungeſund, ſondern ganz friſch und behaglich ausſehend. Wahrſcheinlich ſind die heftigen Sonnenſtrahlen, denen ſie am Fuße ihrer Felſen ausgeſetzt ſind, hievon die Urſache.

VERONA BIS VENEDIG.

Verona, den 16. September 1786.

DAS Amphitheater iſt alſo das erſte bedeutende Monument der alten Zeit, das ich ſehe, und ſo gut erhalten! Als ich hineintrat, mehr noch aber, als ich oben auf dem Rande umher ging, ſchien es mir ſeltſam, etwas Großes und doch eigentlich nichts zu ſehen. Auch will es leer nicht geſehen ſein, ſondern ganz voll von Menſchen, wie man es neuerer Zeit Joſeph dem Zweiten und Pius dem Sechſten zu Ehren veranſtaltet. Der

Kaiſer, der doch auch Menſchenmaſſen vor Augen gewohnt war, ſoll darüber erſtaunt ſein. Doch nur in der früheſten Zeit tat es ſeine ganze Wirkung, da das Volk noch mehr Volk war, als es jetzt iſt. Denn eigentlich iſt ſo ein Amphitheater recht gemacht, dem Volk mit ſich ſelbſt zu imponieren, das Volk mit ſich ſelbſt zum beſten zu haben.
Wenn irgend etwas Schauwürdiges auf flacher Erde vorgeht und alles zuläuft, ſuchen die Hinterſten auf alle mögliche Weiſe ſich über die Vorderſten zu erheben: man tritt auf Bänke, rollt Fäſſer herbei, fährt mit Wagen heran, legt Bretter hinüber und herüber, beſetzt einen benachbarten Hügel, und es bildet ſich in der Geſchwindigkeit ein Krater.
Kommt das Schauſpiel öfter auf derſelben Stelle vor, ſo baut man leichte Gerüſte für die, ſo bezahlen können, und die übrige Maſſe behilft ſich, wie ſie mag. Dieſes allgemeine Bedürfnis zu befriedigen, iſt hier die Aufgabe des Architekten. Er bereitet einen ſolchen Krater durch Kunſt, ſo einfach als nur möglich, damit deſſen Zierat das Volk ſelbſt werde. Wenn es ſich ſo beiſammen ſah, mußte es über ſich ſelbſt erſtaunen; denn da es ſonſt nur gewohnt, ſich durcheinander laufen zu ſehen, ſich in einem Gewühle ohne Ordnung und ſonderliche Zucht zu finden, ſo ſieht das vielköpfige, vielſinnige, ſchwankende, hin und her irrende Tier ſich zu einem edlen Körper vereinigt, zu einer Einheit beſtimmt, in eine Maſſe verbunden und befeſtigt, als *eine* Geſtalt, von *einem* Geiſte belebt. Die Simplizität des Oval iſt jedem Auge auf die angenehmſte Weiſe fühlbar, und jeder Kopf dient zum Maße, wie ungeheuer das Ganze ſei. Jetzt, wenn man es leer ſieht, hat man keinen Maßſtab, man weiß nicht, ob es groß oder klein iſt.
Wegen der Unterhaltung dieſes Werks müſſen die Veroneſer gelobt werden. Es iſt von einem rötlichen Marmor gebaut, den die Witterung angreift; daher ſtellt man der Reihe nach die ausgefreſſenen Stufen immer wieder her, und ſie ſcheinen faſt alle ganz neu. Eine Inſchrift gedenkt eines Hieronymus Maurigenus und ſeines auf dieſes Monument verwendeten unglaublichen Fleißes. Von der äußern Mauer ſteht nur ein Stück, und ich zweifele, ob ſie je ganz fertig geworden. Die untern Gewölbe, die an den großen Platz, Il Brà genannt, ſtoßen, ſind an Handwerker vermietet, und es ſieht luſtig genug aus, dieſe Höhlungen wieder belebt zu ſehen.

Das ſchönſte, aber immer geſchloſſene Tor heißt Porta stuppa oder del Pallio. Als Tor und in der großen Entfernung, aus der man es ſchon gewahr wird, iſt es nicht gut gedacht; denn erſt in der Nähe erkennt man das Verdienſt des Gebäudes.
Sie geben allerlei Urſachen an, warum es geſchloſſen ſei. Ich habe jedoch eine Mutmaßung. Die Abſicht des Künſtlers ging offenbar dahin, durch dieſes Tor eine neue Anlage des Korſo zu verurſachen; denn auf die jetzige Straße ſteht es ganz falſch. Die linke Seite hat lauter Baracken, und die winkelrechte Linie der Mitte des Tores geht auf ein Nonnenkloſter zu, das notwendig hätte niedergelegt werden müſſen. Das ſah man wohl ein, auch mochten die Vornehmen und Reichen nicht Luſt haben, ſich in dem entfernten Quartier anzubauen. Der Künſtler ſtarb vielleicht, und ſo ſchloß man das Tor, wodurch die Sache nun auf einmal geendigt war.

Das Portal des Theatergebäudes, von ſechs großen ioniſchen Säulen, nimmt ſich anſtändig genug aus. Deſto kleinlicher erſcheint über der Türe, vor einer gemalten Niſche, die von zwei korinthiſchen Säulen getragen wird, die lebensgroße Büſte des Marcheſe Maffei in einer großen Perücke. Der Platz iſt ehrenvoll, aber um ſich gegen die Größe und Tüch-

tigkeit der Säulen einigermaßen zu halten, hätte die Büſte koloſſal ſein müſſen. Jetzt ſteht ſie kleinlich auf einem Kragſteinchen, unharmoniſch mit dem Ganzen.

Auch die Galerie, die den Vorhof einfaßt, iſt kleinlich, und die kannelierten doriſchen Zwerge nehmen ſich neben den glatten ioniſchen Rieſen armſelig aus. Doch wollen wir das verzeihen in Betracht der ſchönen Anſtalt, welche unter dieſen Säulenlauben angelegt iſt. Hier hat man die Antiquitäten, meiſt in und um Verona gegraben, geſammelt aufgeſtellt. Einiges ſoll ſogar ſich im Amphitheater gefunden haben. Es ſind etruriſche, griechiſche, römiſche, bis zu den niedern Zeiten und auch neuere. Die Basreliefs ſind in die Wände eingemauert und mit den Nummern verſehen, die ihnen Maffei gab, als er ſie in ſeinem Werke Verona illustrata beſchrieb. Altäre, Stücke von Säulen und dergleichen Reſte. Ein ganz trefflicher Dreifuß von weißem Marmor, worauf Genien, die ſich mit den Attributen der Götter beſchäftigen. Raffael hat dergleichen in den Zwickeln der Farneſine nachgeahmt und verklärt.

Der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen wie über einen Roſenhügel. Die Grabmäler ſind herzlich und rührend und ſtellen immer das Leben her. Da iſt ein Mann, der neben ſeiner Frau aus einer Niſche wie zu einem Fenſter herausſieht. Da ſtehen Vater und Mutter, den Sohn in der Mitte, einander mit unausſprechlicher Natürlichkeit anblickend. Hier reicht ſich ein Paar die Hände. Hier ſcheint ein Vater, auf ſeinem Sofa ruhend, von der Familie unterhalten zu werden. Mir war die unmittelbare Gegenwart dieſer Steine höchſt rührend. Von ſpäterer Kunſt ſind ſie, aber einfach, natürlich und allgemein anſprechend. Hier iſt kein geharniſchter Mann auf den Knien, der eine fröhliche Auferſtehung erwartet. Der Künſtler hat mit mehr oder weniger Geſchick nur die einfache Gegenwart der Menſchen hingeſtellt, ihre Exiſtenz dadurch fortgeſetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hände, ſchauen nicht gen Himmel, ſondern ſie ſind hienieden, was ſie waren und was ſie ſind. Sie ſtehen beiſammen, nehmen Anteil aneinander, lieben ſich; und das iſt in den Steinen, ſogar mit einer gewiſſen Handwerksunfähigkeit, allerliebſt ausgedrückt. Ein ſehr reich verzierter marmorner Pfeiler gab mir auch neue Begriffe.

So löblich dieſe Anſtalt iſt, ſo ſieht man ihr doch an, daß der edle Erhaltungsgeiſt, der ſie gegründet, nicht mehr in ihr fortlebt. Der koſtbare Dreifuß geht nächſtens zugrunde, weil er frei ſteht, gegen Weſten der Witterung ausgeſetzt. Mit einem hölzernen Futteral wäre dieſer Schatz leicht zu erhalten.

Der angefangene Palaſt des Proveditore, wäre er fertig geworden, hätte ein ſchön Stück Baukunſt gegeben. Sonſt bauen die Nobili noch viel, leider aber ein jeder auf den Platz, wo ſeine ältere Wohnung ſtand, alſo oft in engen Gaſſen. So baut man jetzt eine prächtige Faſſade eines Seminariums in einem Gäßchen der entfernteſten Vorſtadt.

Als ich mit meinem zufällig aufgegriffenen Begleiter vor einem großen ernſthaften Tore eines wunderbaren Gebäudes vorüberging, fragte er mich gutmütig, ob ich nicht einen Augenblick in den Hof treten wolle. Es war der Palaſt der Juſtiz, und wegen Höhe der Gebäude erſchien der Hof doch nur als ein ungeheurer Brunnen. Hier werden, ſagte er, alle die Verbrecher und Verdächtigen verwahrt. Ich ſah umher, und durch alle Stockwerke gingen, an zahlreichen Türen hin, offene mit eiſernen Geländern verſehene Gänge. Der Gefangene, wie er aus ſeinem Kerker heraustrat, um zum Verhör geführt zu werden, ſtand in der freien Luft, war aber auch den Blicken aller ausgeſetzt; und weil nun mehrere Verhörſtuben ſein mochten, ſo klapperten die Ketten bald über dieſem, bald über jenem

Gange durch alle Stockwerke. Es war ein verwünſchter Anblick, und ich leugne nicht, daß der gute Humor, womit ich meine Vögel abgefertigt hatte, hier doch einen etwas ſchweren Stand würde gefunden haben.

Ich ging auf der Kante des amphitheatraliſchen Kraters bei Sonnenuntergang, der ſchönſten Ausſicht genießend über Stadt und Gegend. Ich war ganz allein, und unten auf den breiten Steinen des Brà gingen Mengen von Menſchen, Männer von allen Ständen, Weiber vom Mittelſtande ſpazieren. Dieſe letztern nehmen ſich in ihren ſchwarzen Überkleidern, aus dieſer Vogelperſpektive, gar mumienhaft aus.

Der Zendale und die Veſte, die dieſer Klaſſe ſtatt aller Garderobe dient, iſt übrigens eine Tracht, ganz eingerichtet für ein Volk, das nicht immer für Reinlichkeit ſorgen und doch immer öffentlich erſcheinen, bald in der Kirche, bald auf dem Spaziergange ſein will. Veſte iſt ein ſchwarztaffeter Rock, der über andere Röcke geworfen wird. Hat das Frauenzimmer einen reinlichen weißen darunter, ſo verſteht ſie den ſchwarzen an der einen Seite in die Höhe zu heben. Dieſer wird ſo angegürtet, daß er die Taille abſchneidet und die Lippen des Korſetts bedeckt, welches von jeglicher Farbe ſein kann. Der Zendale iſt eine große Kappe, mit langen Bärten, die Kappe ſelbſt durch ein Drahtgeſtell hoch über den Kopf gehalten, die Bärte aber wie eine Schärpe um den Leib geknüpft, ſo daß die Enden hinterwärts herunterfallen.

Als ich heute wieder von der Arena wegging, kam ich einige tauſend Schritte davon zu einem modernen öffentlichen Schauſpiel. Vier edle Veroneſer ſchlugen Ball gegen vier Vicentiner. Sie treiben dies ſonſt unter ſich das ganze Jahr, etwa zwei Stunden vor Nacht; diesmal, wegen der fremden Gegner, lief das Volk unglaublich zu. Es können immer vier- bis fünftauſend Zuſchauer geweſen ſein. Frauen ſah ich von keinem Stande.

Vorhin, als ich vom Bedürfnis der Menge in einem ſolchen Falle ſprach, hab ich das natürliche zufällige Amphitheater ſchon beſchrieben, wie ich das Volk hier übereinander gebaut ſah. Ein lebhaftes Händeklatſchen hört ich ſchon von weiten, jeder bedeutende Schlag war davon begleitet. Das Spiel aber geht ſo vor ſich: In gehöriger Entfernung voneinander ſind zwei gelind abhängige Bretterflächen errichtet. Derjenige, der den Ball ausſchlägt, ſteht, die Rechte mit einem hölzernen breiten Stachelringe bewaffnet, auf der oberſten Höhe. Indem nun ein anderer von ſeiner Partei ihm den Ball zuwirft, ſo läuft er herunter dem Ball entgegen und vermehrt dadurch die Gewalt des Schlages, womit er denſelben zu treffen weiß. Die Gegner ſuchen ihn zurückzuſchlagen, und ſo geht es hin und wieder, bis er zuletzt im Felde liegen bleibt. Die ſchönſten Stellungen, wert, in Marmor nachgebildet zu werden, kommen dabei zum Vorſchein. Da es lauter wohlgewachſene, rüſtige, junge Leute ſind, in kurzer, knapper, weißer Kleidung, ſo unterſcheiden ſich die Parteien nur durch ein farbiges Abzeichen. Beſonders ſchön iſt die Stellung, in welche der Ausſchlagende gerät, indem er von der ſchiefen Fläche herunter läuft und den Ball zu treffen ausholt; ſie nähert ſich der des Borgheſiſchen Fechters.

Sonderbar kam es mir vor, daß ſie dieſe Übung an einer alten Stadtmauer, ohne die mindeſte Bequemlichkeit für die Zuſchauer, vornehmen; warum ſie es nicht im Amphitheater tun, wo ſo ſchöner Raum wäre!

Den 17. September.

Was ich von Gemälden geſehen, will ich nur kurz berühren und einige Betrachtungen hinzufügen. Ich mache dieſe wunderbare Reiſe nicht, um mich ſelbſt zu betrügen,

ſondern um mich an den Gegenſtänden kennen zu lernen; da ſage ich mir denn ganz aufrichtig, daß ich von der Kunſt, von dem Handwerk des Malers wenig verſtehe. Meine Aufmerkſamkeit, meine Betrachtung kann nur auf den praktiſchen Teil, auf den Gegenſtand und auf die Behandlung desſelben im allgemeinen gerichtet ſein.

San Giorgio iſt eine Galerie von guten Gemälden, alle Altarblätter, wo nicht von gleichem Wert, doch durchaus merkwürdig. Aber die unglückſelgen Künſtler, was mußten die malen! und für wen! Ein Mannaregen, vielleicht dreißig Fuß lang und zwanzig hoch! das Wunder der fünf Brote zum Gegenſtück! was war daran zu malen? Hungrige Menſchen, die über kleine Körner herfallen, unzählige andere, denen Brot präſentiert wird. Die Künſtler haben ſich die Folter gegeben, um ſolche Armſeligkeiten bedeutend zu machen. Und doch hat, durch dieſe Nötigung gereizt, das Genie ſchöne Sachen hervorgebracht. Ein Künſtler, der die heilige Urſula mit den eilftauſend Jungfrauen vorzuſtellen hatte, zog ſich mit großem Verſtand aus der Sache. Die Heilige ſteht im Vordergrunde, als habe ſie ſiegend das Land in Beſitz genommen; ſie iſt ſehr edel, amazonenhaft-jungfräulich, ohne Reiz gebildet; in der alles verkleinernden Ferne hingegen ſieht man ihre Schar aus den Schiffen ſteigen und in Prozeſſion herankommen. Die Himmelfahrt Mariä im Dom, von Tizian, iſt ſehr verſchwärzt, der Gedanke lobenswert, daß die angehende Göttin nicht himmelwärts, ſondern herab nach ihren Freunden blickt.

In der Galerie Gherardini fand ich ſehr ſchöne Sachen von Orbetto und lernte dieſen verdienten Künſtler auf einmal kennen. In der Entfernung erfährt man nur von den erſten Künſtlern, und oft begnügt man ſich mit ihren Namen; wenn man aber dieſem Sternenhimmel näher tritt und die von der zweiten und dritten Größe nun auch zu flimmern anfangen und jeder auch als zum ganzen Sternbild gehörend hervortritt, dann wird die Welt weit und die Kunſt reich. Den Gedanken eines Bildes muß ich hier loben. Nur zwei Halbfiguren. Simſon iſt eben im Schoße der Delila eingeſchlafen, ſie greift leiſe über ihn hinweg nach einer Schere, die auf dem Tiſche neben der Lampe liegt. Die Ausführung iſt ſehr brav. Im Palaſt Canoſſa war mir eine Danae bemerklich.

Der Palaſt Bevilacqua enthält die köſtlichſten Sachen. Ein ſogenanntes Paradies von Tintorett, eigentlich aber die Krönung der Maria zur Himmelskönigin in Gegenwart aller Erzväter, Propheten, Apoſtel, Heiligen, Engel uſw., eine Gelegenheit, den ganzen Reichtum des glücklichſten Genies zu entwickeln. Leichtigkeit des Pinſels, Geiſt, Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, dies alles zu bewundern und ſich deſſen zu erfreuen, müßte man das Stück ſelbſt beſitzen und es zeitlebens vor Augen haben. Die Arbeit geht ins Unendliche, ja die letzten in der Glorie verſchwindenden Engelsköpfe haben noch Charakter. Die größten Figuren mögen einen Fuß hoch ſein, Maria und Chriſtus, der ihr die Krone aufſetzt, etwa vier Zoll. Die Eva iſt doch das ſchönſte Weibchen auf dem Bilde und noch immer von alters her ein wenig lüſtern.

Ein paar Porträte von Paul Veroneſe haben meine Hochachtung für dieſen Künſtler nur vermehrt. Die Antikenſammlung iſt herrlich, ein hingeſtreckter Sohn der Niobe köſtlich, die Büſten, ungeachtet ihrer reſtaurierten Naſen, meiſtens höchſt intereſſant, ein Auguſt mit der Bürgerkrone, ein Caligula und andere.

Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und dieſe Anlage an ſo herrlichen Gegenſtänden Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, iſt das ſeligſte aller Gefühle.

In einem Lande, wo man des Tages genießt, beſonders aber des Abends ſich erfreut, iſt

es höchſt bedeutend, wenn die Nacht einbricht. Dann hört die Arbeit auf, dann kehrt der Spaziergänger zurück, der Vater will ſeine Tochter wieder zu Hauſe ſehen, der Tag hat ein Ende; doch was Tag ſei, wiſſen wir Cimmerier kaum. Im ewigen Nebel und Trübe iſt es uns einerlei, ob es Tag oder Nacht iſt; denn wieviel Zeit können wir uns unter freiem Himmel wahrhaft ergehen und ergötzen? Wie hier die Nacht eintritt, iſt der Tag entſchieden vorbei, der aus Abend und Morgen beſtand; vierundzwanzig Stunden ſind verlebt, eine neue Rechnung geht an, die Glocken läuten, der Roſenkranz wird gebetet, mit brennender Lampe tritt die Magd in das Zimmer und ſpricht: Felicissima notte! Dieſe Epoche verändert ſich mit jeder Jahreszeit, und der Menſch, der hier lebendig lebt, kann nicht irre werden, weil jeder Genuß ſeines Daſeins ſich nicht auf die Stunde, ſondern auf die Tageszeit bezieht. Zwänge man dem Volke einen deutſchen Zeiger auf, ſo würde man es verwirrt machen, denn der ſeinige iſt innigſt mit ſeiner Natur verwebt. Anderthalb Stunden, eine Stunde vor Nacht fängt der Adel an auszufahren; es geht auf den Brà, die lange breite Straße nach der Porta nuova zu, das Tor hinaus, an der Stadt hin, und wie es Nacht ſchlägt, kehrt alles um. Teils fahren ſie an die Kirchen, das Ave Maria della sera zu beten, teils halten ſie auf dem Brà; die Kavaliers treten an die Kutſchen, unterhalten ſich mit den Damen, und das dauert eine Weile, ich habe das Ende niemals abgewartet; die Fußgänger bleiben weit in die Nacht. Heute war gerade ſo viel Regen niedergegangen, um den Staub zu löſchen; es war wirklich ein lebendiger, munterer Anblick.

Um mich ferner in einem wichtigen Punkte der Landesgewohnheit gleichzuſtellen, habe ich mir ein Hilfsmittel erdacht, wie ich ihre Stundenrechnung mir leichter zu eigen machte. Nachfolgendes Bild kann davon einen Begriff geben. Der innere Kreis bedeutet unſere vierundzwanzig Stunden, von Mitternacht zu Mitternacht, in zweimal zwölf geteilt, wie wir zählen und unſere Uhren ſie zeigen. Der mittlere Kreis deutet an, wie die Glocken in der jetzigen Jahreszeit hier ſchlagen, nämlich gleichfalls zweimal bis zwölf in vierundzwanzig Stunden, allein dergeſtalt, daß es eins ſchlägt, wenn es bei uns acht ſchlüge, und ſo fort, bis zwölfe voll ſind. Morgens acht Uhr nach unſerem Zeiger ſchlägt es wieder eins uſw. Der oberſte Kreis zeigt nun endlich, wie bis vierundzwanzig im Leben gezählt wird. Ich höre z. B. in der Nacht ſieben ſchlagen und weiß, daß Mitternacht um fünf iſt, ſo ziehe ich dieſe Zahl von jener ab und habe alſo zwei Uhr Nachmitternacht. Hör ich am Tage ſieben ſchlagen und weiß, daß auch Mittag um fünf Uhr iſt, ſo verfahre ich ebenſo und habe zwei Uhr Nachmittag. Will ich aber die Stunden nach hieſiger Weiſe ausſprechen, ſo muß ich wiſſen, daß Mittag ſiebenzehn Uhr iſt; hiezu füge ich noch die zwei und ſage neunzehn Uhr. Wenn man dies zum erſtenmal hört und überdenkt, ſo ſcheint es höchſt verworren und ſchwer durchzuführen; man wird es aber gar bald gewohnt und findet dieſe Beſchäftigung unterhaltend, wie ſich auch das Volk an dem ewigen Hin- und Wiederrechnen ergötzt, wie Kinder an leicht zu überwindenden Schwierigkeiten. Sie haben ohnedies immer die Finger in der Luft, rechnen alles im Kopfe und machen ſich gern mit Zahlen zu ſchaffen. Ferner iſt dem Inländer die Sache ſo viel leichter, weil er ſich um Mittag und Mitternacht eigentlich nicht bekümmert und nicht, wie der Fremde in dieſem Lande tut, zwei Zeiger miteinander vergleicht. Sie zählen nur von Abend die Stunden, wie ſie ſchlagen; am Tag addieren ſie die Zahl zu der ihnen bekannten abwechſelnden Mittagszahl. Das weitere erläutern die der Figur beigefügten Anmerkungen.

Das Volk rührt ſich hier ſehr lebhaft durcheinander; beſonders in einigen Straßen, wo

VERGLEICHUNGSKREIS

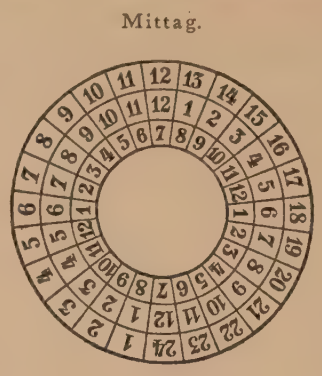
der italieniſchen und deutſchen Uhr, auch der italieniſchen Zeiger für die zweite Hälfte des Septembers.

Die Nacht wächſt mit jedem halben Monat eine halbe Stunde.

Monat.	Tag.	Wird Nacht nach unſerm Zeiger.	Iſt Mitternacht alsdann um:
Auguſt	1	8½	3½
„	15	8	4
September	1	7½	4½
„	15	7	5
Oktober	1	6½	5½
„	15	6	6
November	1	5½	6½
„	15	5	7

Von da an bleibt die Zeit ſtehen und iſt

	Nacht	Mitternacht
Dezember / Januar	5	7



Der Tag wächſt mit jedem halben Monat eine halbe Stunde.

Monat.	Tag.	Wird Nacht nach unſerm Zeiger.	Iſt Mitternacht alsdann um:
Februar	1	5½	6½
„	15	6	6
März	1	6½	5½
„	15	7	5
April	1	7½	4½
„	15	8	4
Mai	1	8½	3½
„	15	9	3

Von da an bleibt die Zeit ſtehen und iſt

	Nacht	Mitternacht
Juni / Juli	9	3

Kaufläden und Handwerksbuden aneinander ſtoßen, ſieht es recht luſtig aus. Da iſt nicht etwa eine Tür vor dem Laden oder Arbeitszimmer, nein, die ganze Breite des Hauſes iſt offen, man ſieht bis in die Tiefe und alles, was darin vorgeht. Die Schneider nähen, die Schuſter ziehen und pochen alle halb auf der Gaſſe; ja die Werkſtätten machen einen Teil der Straße. Abends, wenn Lichter brennen, ſieht es recht lebendig.

Auf den Plätzen iſt es an Markttagen ſehr voll. Gemüſe und Früchte unüberſehlich, Knoblauch und Zwiebeln nach Herzensluſt. Übrigens ſchreien, ſchäkern und ſingen ſie den ganzen Tag, werfen und balgen ſich, jauchzen und lachen unaufhörlich. Die milde Luft, die wohlfeile Nahrung läßt ſie leicht leben. Alles, was nur kann, iſt unter freiem Himmel.

Nachts geht nun das Singen und Lärmen recht an. Das Liedchen von Marlborough hört man auf allen Straßen, dann ein Hackebrett, eine Violine. Sie üben ſich, alle Vögel mit Pfeifen nachzumachen. Die wunderlichſten Töne brechen überall hervor. Ein ſolches Übergefühl des Daſeins verleiht ein mildes Klima auch der Armut, und der Schatten des Volks ſcheint ſelbſt noch ehrwürdig.

Die uns ſo ſehr auffallende Unreinlichkeit und wenige Bequemlichkeit der Häuſer entſpringt auch daher: ſie ſind immer draußen und in ihrer Sorgloſigkeit denken ſie an nichts. Dem Volk iſt alles recht und gut; der Mittelmann lebt auch von einem Tag zum andern; der Reiche und Vornehme ſchließt ſich in ſeine Wohnung, die eben auch nicht ſo wohnlich iſt wie im Norden. Ihre Geſellſchaften halten ſie in öffentlichen Verſammlungshäuſern. Vorhöfe und Säulengänge ſind alle mit Unrat beſudelt, und es geht ganz natürlich zu. Das Volk fühlt ſich immer vor. Der Reiche kann reich ſein, Paläſte bauen, der Nobile darf regieren, aber wenn er einen Säulengang, einen Vorhof anlegt, ſo bedient ſich das Volk deſſen zu ſeinem Bedürfnis, und es hat kein dringenderes, als das ſo ſchnell wie möglich loszuwerden, was es ſo häufig als möglich zu ſich genommen hat. Will einer das nicht leiden, ſo muß er nicht den großen Herrn ſpielen, d. h. er muß nicht tun, als wenn ein Teil ſeiner Wohnung dem Publikum angehöre; er macht ſeine Türe zu, und ſo iſt es auch gut. An öffentlichen Gebäuden läßt ſich das Volk ſein Recht nun gar nicht nehmen, und das iſt's, worüber der Fremde durch ganz Italien Beſchwerde führt.

Ich betrachtete heut, auf mancherlei Wegen durch die Stadt, die Tracht und die Manieren beſonders des Mittelſtandes, der ſich ſehr häufig und geſchäftig zeigt. Sie ſchlenkern im Gehen alle mit den Armen. Perſonen von einem höhern Stande, die bei gewiſſen Gelegenheiten einen Degen tragen, ſchlenkern nur mit *einem*, weil ſie gewohnt ſind, den linken ſtill zu halten.

Obgleich das Volk ſeinen Geſchäften und Bedürfniſſen ſehr ſorglos nachgeht, ſo hat es doch auf alles Fremde ein ſcharfes Auge. So konnt ich die erſten Tage bemerken, daß jedermann meine Stiefeln betrachtete, da man ſich derſelben als einer teuern Tracht nicht einmal im Winter bedient. Jetzt, da ich Schuh und Strümpfe trage, ſieht mich niemand mehr an. Aber merkwürdig war mir's, daß heute früh, da ſie alle mit Blumen, Gemüſe, Knoblauch und ſo vielen anderen Markterzeugniſſen durcheinander liefen, ihnen der Zypreſſenzweig nicht entging, den ich in der Hand trug. Einige grüne Zapfen hingen daran, und daneben hielt ich blühende Kapernzweige. Sie ſahen alle, groß und klein, mir auf die Finger und ſchienen wunderliche Gedanken zu haben.

Dieſe Zweige bracht ich aus dem Garten Giuſti, der eine treffliche Lage und ungeheure Zypreſſen hat, die alle pfriemenartig in die Luft ſtehen. Wahrſcheinlich ſind die ſpitz zugeſchnittenen Taxus der nordiſchen Gartenkunſt Nachahmungen dieſes herrlichen Naturprodukts. Ein Baum, deſſen Zweige von unten bis oben, die älteſten wie die jüngſten, gen Himmel ſtreben, der ſeine dreihundert Jahre dauert, iſt wohl der Verehrung wert. Der Zeit nach, da der Garten angelegt worden, haben dieſe ſchon ein ſo hohes Alter erreicht.

Vicenza, den 19. September.

Der Weg von Verona hieher iſt ſehr angenehm: man fährt nordoſtwärts an den Gebirgen hin und hat die Vorderberge, die aus Sand, Kalk, Ton, Mergel beſtehen, immer linker Hand; auf den Hügeln, die ſie bilden, liegen Orte, Schlöſſer, Häuſer. Rechts verbreitet ſich die weite Fläche, durch die man fährt. Der gerade, gut unterhaltene, breite Weg geht durch fruchtbares Feld; man blickt in tiefe Baumreihen, an welchen die Reben in die Höhe gezogen ſind, die ſodann, als wären es luftige Zweige, herunterfallen. Hier kann man ſich eine Idee von Feſtonen bilden! Die Trauben ſind zeitig und beſchweren die Ranken, die lang und ſchwankend niederhängen. Der Weg iſt voll Menſchen aller Art und Gewerbes; beſonders freuten mich die Wagen mit niedrigen, tellerartigen Rädern, die, mit vier Ochſen beſpannt, große Kufen hin und wieder führen, in welchen die Weintrauben aus den Gärten geholt und geſtampft werden. Die Führer ſtanden, wenn ſie leer waren, drinnen; es ſah einem Bacchiſchen Triumphzug ganz ähnlich. Zwiſchen den Weinreihen iſt der Boden zu allerlei Arten Getreide, beſonders zu Türkiſchkorn und Sörgel benutzt.

Kommt man gegen Vicenza, ſo ſteigen wieder Hügel von Norden nach Süden auf — ſie ſind vulkaniſch, ſagt man — und ſchließen die Ebene. Vicenza liegt an ihrem Fuße und, wenn man will, in einem Buſen, den ſie bilden.

Vor einigen Stunden bin ich hier angekommen, habe ſchon die Stadt durchlaufen, das Olympiſche Theater und die Gebäude des Palladio geſehen. Man hat ein ſehr artiges Büchelchen mit Kupfern zur Bequemlichkeit der Fremden herausgegeben, mit einem kunſtverſtändigen Texte. Wenn man nun dieſe Werke gegenwärtig ſieht, ſo erkennt man erſt den großen Wert derſelben: denn ſie ſollen ja durch ihre wirkliche Größe und Körperlichkeit das Auge füllen und durch die ſchöne Harmonie ihrer Dimenſionen nicht nur in abſtrakten Aufriſſen, ſondern mit dem ganzen perſpektiviſchen Vordringen und Zurückweichen den Geiſt befriedigen; und ſo ſag ich vom Palladio: er iſt ein recht innerlich und von innen heraus großer Menſch geweſen. Die höchſte Schwierigkeit, mit der dieſer Mann, wie alle neuern Architekten, zu kämpfen hatte, iſt die ſchickliche Anwendung der Säulenordnungen in der bürgerlichen Baukunſt: denn Säulen und Mauern zu verbinden, bleibt doch immer ein Widerſpruch. Aber wie er das untereinander gearbeitet hat, wie er durch

die Gegenwart ſeiner Werke imponiert und vergeſſen macht, daß er nur überredet! Es iſt wirklich etwas Göttliches in ſeinen Anlagen, völlig wie die Force des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, deſſen erborgtes Daſein uns bezaubert.

Das Olympiſche Theater iſt ein Theater der Alten, im kleinen realiſiert, und unausſprechlich ſchön, aber gegen die unſrigen kömmt mir's vor wie ein vornehmes, reiches, wohlgebildetes Kind gegen einen klugen Weltmenſchen, der, weder ſo vornehm noch ſo reich, noch wohlgebildet, beſſer weiß, was er mit ſeinen Mitteln bewirken kann.

Betrachtet man nun hier am Orte die herrlichen Gebäude, die jener Mann aufführte, und ſieht, wie ſie ſchon durch das enge ſchmutzige Bedürfnis der Menſchen entſtellt ſind, wie die Anlagen meiſt über die Kräfte der Unternehmer waren, wie wenig dieſe köſtlichen Denkmale eines hohen Menſchengeiſtes zu dem Leben der übrigen paſſen, ſo fällt einem denn doch ein, daß es in allem andern ebenſo iſt: denn man verdient wenig Dank von den Menſchen, wenn man ihr inneres Bedürfnis erhöhen, ihnen eine große Idee von ihnen ſelbſt geben, ihnen das Herrliche eines wahren edlen Daſeins zum Gefühl bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, Märchen erzählt, von Tag zu Tag ihnen forthelfend ſie verſchlechtert, da iſt man ihr Mann, und darum gefällt ſich die neuere Zeit in ſo viel Abgeſchmacktem. Ich ſage das nicht, um meine Freunde herunterzuſetzen, ich ſage nur, daß ſie ſo ſind und daß man ſich nicht verwundern muß, wenn alles iſt, wie es iſt.

Wie ſich die Baſilika des Palladio neben einem alten, mit ungleichen Fenſtern überſäten, kaſtellähnlichen Gebäude ausnimmt, welches der Baumeiſter zuſamt dem Turm gewiß weggedacht hat, iſt nicht auszudrücken, und ich muß mich ſchon auf eine wunderliche Weiſe zuſammenfaſſen: denn ich finde auch hier — leider gleich! — das, was ich fliehe und ſuche, nebeneinander.

Den 20. September.

Geſtern war Oper, ſie dauerte bis nach Mitternacht, und ich ſehnte mich zu ruhen. „Die drei Sultaninnen" und „Die Entführung aus dem Serail" haben manche Fetzen hergegeben, woraus das Stück mit weniger Klugheit zuſammengeflickt iſt. Die Muſik hört ſich bequem an, iſt aber wahrſcheinlich von einem Liebhaber; kein neuer Gedanke, der mich getroffen hätte. Die Ballette dagegen ſind allerliebſt. Das Hauptpaar tanzte eine Allemande, daß man nichts Zierlicheres ſehen konnte.

Das Theater iſt neu, lieblich, ſchön, modeſt-prächtig, alles uniform, wie es einer Provinzialſtadt geziemt; jede Loge hat ihren übergeſchlagenen, gleichfarbigen Teppich, die des Capitan Grande iſt nur durch einen etwas längern Überhang ausgezeichnet.

Die erſte Sängerin, vom ganzen Volke ſehr begünſtigt, wird, wie ſie auftritt, entſetzlich beklatſcht, und die Vögel ſtellen ſich vor Freuden ganz ungebärdig, wenn ſie etwas recht gut macht, welches ſehr oft geſchieht. Es iſt ein natürlich Weſen, hübſche Figur, ſchöne Stimme, ein gefällig Geſicht und von einem recht honetten Anſtand; in den Armen könnte ſie etwas mehr Grazie haben. Indeſſen komme ich denn doch nicht wieder; ich fühle, daß ich zum Vogel verdorben bin.

Den 21. September.

Heute beſuchte ich Dr. Turra; wohl fünf Jahre hat er ſich mit Leidenſchaft auf die Pflanzenkunde gelegt, ein Herbarium der italieniſchen Flora geſammelt, unter dem vorigen Biſchof einen botaniſchen Garten eingerichtet. Das iſt aber alles hin. Mediziniſche Praxis vertrieb die Naturgeſchichte, das Herbarium wird von Würmern geſpeiſt, der Biſchof iſt tot, und der botaniſche Garten wieder, wie billig, mit Kohl und Knoblauch bepflanzt.

Dr. Turra iſt ein gar feiner guter Mann. Er erzählte mir mit Offenheit, Seelenreinheit und Beſcheidenheit ſeine Geſchichte und ſprach überhaupt ſehr beſtimmt und gefällig, hatte aber nicht Luſt, ſeine Schränke aufzutun, die vielleicht in keinem präſentablen Zuſtande ſein mochten. Der Diskurs kam bald ins Stocken.

Abends.

Ich ging zum alten Baumeiſter Scamozzi, der des Palladio Gebäude herausgegeben hat und ein wackerer, leidenſchaftlicher Künſtler iſt. Er gab mir einige Anleitung, vergnügt über meine Teilnahme. Unter den Gebäuden des Palladio iſt eins, für das ich immer eine beſondere Vorliebe hatte, es ſoll ſeine eigne Wohnung geweſen ſein; aber in der Nähe iſt es weit mehr, als man im Bilde ſieht. Ich möchte es gezeichnet und mit den Farben illuminiert haben, die ihm das Material und das Alter gegeben. Man muß aber nicht denken, daß der Baumeiſter ſich einen Palaſt errichtet habe. Es iſt das beſcheidenſte Haus von der Welt, hat nur zwei Fenſter, die durch einen breiten Raum, der das dritte Fenſter vertrüge, abgeſondert ſind. Wollte man es zum Gemälde nachbilden, ſo daß die Nachbarhäuſer mit vorgeſtellt würden, ſo wäre auch das vergnüglich anzuſehen, wie es zwiſchen ſie eingeſchaltet iſt. Das hätte Canaletto malen ſollen.

Heute beſuchte ich das eine halbe Stunde von der Stadt auf einer angenehmen Höhe liegende Prachthaus, die Rotonda genannt. Es iſt ein viereckiges Gebäude, das einen runden, von oben erleuchteten Saal in ſich ſchließt. Von allen vier Seiten ſteigt man auf breiten Treppen hinan und gelangt jedesmal in eine Vorhalle, die von ſechs korinthiſchen Säulen gebildet wird. Vielleicht hat die Baukunſt ihren Luxus niemals höher getrieben. Der Raum, den die Treppen und Vorhallen einnehmen, iſt viel größer als der des Hauſes ſelbſt; denn jede einzelne Seite würde als Anſicht eines Tempels befriedigen. Inwendig kann man es wohnbar, aber nicht wöhnlich nennen. Der Saal iſt von der ſchönſten Proportion, die Zimmer auch; aber zu den Bedürfniſſen eines Sommeraufenthalts einer vornehmen Familie würden ſie kaum hinreichen. Dafür ſieht man es auch in der ganzen Gegend, von allen Seiten, ſich auf das herrlichſte darſtellen. Die Mannigfaltigkeit iſt groß, in der ſich ſeine Hauptmaſſe zugleich mit den vorſpringenden Säulen vor dem Auge der Umherwandelnden bewegt, und die Abſicht des Beſitzers iſt vollkommen erreicht, der ein großes Fideikommißgut und zugleich ein ſinnliches Denkmal ſeines Vermögens hinterlaſſen wollte. Und wie nun das Gebäude von allen Punkten der Gegend in ſeiner Herrlichkeit geſehen wird, ſo iſt die Ausſicht von daher gleichfalls die angenehmſte. Man ſieht den Bachiglione fließen, Schiffe von Verona herab gegen die Brenta führend; dabei überſchaut man die weiten Beſitzungen, welche Marcheſe Capra unzertrennt bei ſeiner Familie erhalten wollte. Die Inſchriften der vier Giebelſeiten, die zuſammen eine ganze ausmachen, verdienen wohl aufgezeichnet zu werden:

Marcus Capra Gabrielis filius
qui aedes has
arctissimo primogeniturae gradui subjecit
una cum omnibus
censibus agris vallibus et collibus
citra viam magnam
memoriae perpetuae mandans haec
dum sustinet ac abstinet.

Der Schluß beſonders iſt ſeltſam genug: ein Mann, dem ſo viel Vermögen und Wille zu Gebote ſtand, fühlt noch, daß er dulden und entbehren müſſe. Das kann man mit geringerem Aufwand lernen.

Den 22. September.

Heute abend war ich in einer Verſammlung, welche die Akademie der Olympier hielt. Ein Spielwerk, aber ein recht gutes; es erhält noch ein bißchen Salz und Leben unter den Leuten. Ein großer Saal neben dem Theater des Palladio, anſtändig erleuchtet, der Capitan und ein Teil des Adels zugegen, übrigens durchaus ein Publikum von gebildeten Perſonen, viele Geiſtliche, zuſammen ohngefähr fünfhundert.

Die von dem Präſidenten für die heutige Sitzung aufgegebene Frage war: ob Erfindung oder Nachahmung den ſchönen Künſten mehr Vorteil gebracht habe? Der Einfall war glücklich genug; denn wenn man die in der Frage liegende Alternative trennt, ſo läßt ſich hundert Jahre hinüber und herüber ſprechen. Auch haben ſich die Herrn Akademiker dieſer Gelegenheit weidlich bedient und in Proſa und Verſen mancherlei hervorgebracht, worunter viel Gutes.

Sodann iſt es das lebendigſte Publikum. Die Zuhörer riefen bravo, klatſchten und lachten. Wenn man auch vor ſeiner Nation ſo ſtehen und ſie perſönlich beluſtigen dürfte! Wir geben unſer Beſtes ſchwarz auf weiß: jeder kauzt ſich damit in eine Ecke und knopert daran, wie er kann.

Es läßt ſich denken, daß Palladio auch diesmal an allen Orten und Enden war, es mochte vom Erfinden oder Nachahmen die Rede ſein. Zuletzt, wo immer das Scherzhafteſte gefordert wird, hatte einer den glücklichen Einfall, zu ſagen: die andern hätten ihm den Palladio weggenommen, er wolle dagegen den Franceschini loben, den großen Seidenfabrikanten. Nun fing er an, zu zeigen, was die Nachahmung der Lyoner und Florentiner Stoffe dieſem tüchtigen Unternehmer und durch ihn der Stadt Vicenza für Vorteil gebracht habe, woraus erfolge, daß die Nachahmung weit über die Erfindung erhaben ſei. Und dies geſchah mit ſo gutem Humor, daß ein ununterbrochenes Gelächter erregt ward. Überhaupt fanden die, welche für die Nachahmung ſprachen, mehr Beifall; denn ſie ſagten lauter Dinge, wie ſie der Haufen denkt und denken kann. Einmal gab das Publikum mit großem Händeklatſchen einem recht groben Sophism ſeinen herzlichen Beifall, da es viele gute, ja treffliche Sachen zu Ehren der Erfindung nicht gefühlt hatte. Es freut mich ſehr, auch dieſes erlebt zu haben, und dann iſt es höchſt erquickend, den Palladio nach ſo viel Zeit immer noch als Polarſtern und Muſterbild von ſeinen Mitbürgern verehrt zu ſehen.

Vicenza, den 23. September.

Heute früh war ich in Tiene, das nordwärts gegen die Gebirge liegt, wo ein neu Gebäude nach einem alten Riſſe aufgeführt wird, wobei wenig zu erinnern ſein möchte. So ehrt man hier alles aus der guten Zeit und hat Sinn genug, nach einem geerbten Plan ein friſches Gebäude aufzuführen. Das Schloß liegt ganz trefflich in einer großen Plaine, die Kalkalpen ohne Zwiſchengebirg hinter ſich. Vom Gebäude her, neben der ſchnurgeraden Chauſſee, fließt zu beiden Seiten lebendiges Waſſer dem Kommenden entgegen und wäſſert die weiten Reisfelder, durch die man fährt.

Ich habe nun erſt die zwei italieniſchen Städte geſehen und mit wenig Menſchen geſprochen, aber ich kenne meine Italiener ſchon gut. Sie ſind wie Hofleute, die ſich fürs erſte Volk in der Welt halten und bei gewiſſen Vorteilen, die man ihnen nicht leugnen

kann, ſich's ungeſtraft und bequem einbilden können. Mir erſcheinen die Italiener als eine recht gute Nation: man muß nur die Kinder und die gemeinen Leute ſehen, wie ich ſie jetzt ſehe und ſehen kann, da ich ihnen immer ausgeſetzt bin und mich ihnen immer ausſetze. Und was das für Figuren und Geſichter ſind!

Beſonders muß ich die Vicentiner loben, daß man bei ihnen die Vorrechte einer großen Stadt genießt. Sie ſehen einen nicht an, man mag machen, was man will; wendet man ſich jedoch an ſie, dann ſind ſie geſprächig und anmutig, beſonders wollen mir die Frauen ſehr gefallen. Die Veroneſerinnen will ich nicht ſchelten, ſie haben eine gute Bildung und entſchiedene Profile; aber meiſtens bleich, und der Zendal tut ihnen Schaden, weil man unter der ſchönen Tracht auch etwas Reizendes ſucht. Hier aber finde ich gar hübſche Weſen, beſonders eine ſchwarzlockige Sorte, die mir ein eigenes Intereſſe einflößt. Es gibt auch noch eine blonde, die mir aber nicht ſo behagen will.

Padua, den 26. September abends.

In vier Stunden bin ich heute von Vicenza herübergefahren, auf ein einſitziges Chaischen, Sediola genannt, mit meiner ganzen Exiſtenz gepackt. Man fährt ſonſt bequem in vierthalb Stunden; da ich aber den köſtlichen Tag gern unter freiem Himmel genießen wollte, ſo war es mir angenehm, daß der Vetturin hinter ſeiner Schuldigkeit zurückblieb. Man fährt in der fruchtbarſten Ebene immer ſüdoſtwärts, zwiſchen Hecken und Bäumen, ohne weitere Ausſicht, bis man endlich die ſchönen Gebirge, von Norden gegen Süden ſtreichend, zur rechten Hand ſieht. Die Fülle der Pflanzen- und Fruchtgehänge, über Mauern und Hecken, an Bäumen herunter, iſt unbeſchreiblich. Kürbiſſe beſchweren die Dächer, und die wunderlichſten Gurken hängen an Latten und Spalieren.

Die herrliche Lage der Stadt konnte ich vom Obſervatorium aufs klarſte überſchauen. Gegen Norden Tiroler Gebirge, beſchneit, in Wolken halb verſteckt, an die ſich in Nordweſt die Vicentiniſchen anſchließen, endlich gegen Weſten die näheren Gebirge von Eſte, deren Geſtalten und Vertiefungen man deutlich ſehen kann. Gegen Südoſt ein grünes Pflanzenmeer, ohne eine Spur von Erhöhung, Baum an Baum, Buſch an Buſch, Pflanzung an Pflanzung, unzählige weiße Häuſer, Villen und Kirchen aus dem Grünen hervorblickend. Am Horizont ſah ich ganz deutlich den Markusturm zu Venedig und andere geringere Türme.

Padua, den 27. September.

Endlich hab ich die Werke des Palladio erlangt, zwar nicht die Originalausgabe, die ich in Vicenza geſehen, deren Tafeln in Holz geſchnitten ſind, aber eine genaue Kopie, ja ein Fakſimile in Kupfer, veranſtaltet durch einen vortrefflichen Mann, den ehemaligen engliſchen Konſul Smith in Venedig. Das muß man den Engländern laſſen, daß ſie von lange her das Gute zu ſchätzen wußten und daß ſie eine grandioſe Art haben, es zu verbreiten.

Bei Gelegenheit dieſes Ankaufs betrat ich einen Buchladen, der in Italien ein ganz eigenes Anſehen hat. Alle Bücher ſtehen geheftet umher, und man findet den ganzen Tag über gute Geſellſchaft. Was von Weltgeiſtlichen, Edelleuten, Künſtlern einigermaßen mit der Literatur verwandt iſt, geht hier auf und ab. Man verlangt ein Buch, ſchlägt nach, lieſt und unterhält ſich, wie es kommen will. So fand ich etwa ein halb Dutzend beiſammen, welche ſämtlich, als ich nach den Werken des Palladio fragte, auf mich aufmerkſam wurden. Indes der Herr des Ladens das Buch ſuchte, rühmten ſie es und gaben mir Notiz von dem Originale und der Kopie; ſie waren mit dem Werke ſelbſt und dem Verdienſt

des Verfaſſers ſehr wohl bekannt. Da ſie mich für einen Architekten hielten, lobten ſie mich, daß ich vor allen andern zu den Studien dieſes Meiſters ſchritte; er leiſte zu Gebrauch und Anwendung mehr als Vitruv ſelbſt, denn er habe die Alten und das Altertum gründlich ſtudiert und es unſern Bedürfniſſen näher zu führen geſucht. Ich unterhielt mich lange mit dieſen freundlichen Männern, erfuhr noch einiges, die Denkwürdigkeiten der Stadt betreffend, und empfahl mich.

Da man denn doch einmal den Heiligen Kirchen gebaut hat, ſo findet ſich auch wohl darin ein Platz, wo man vernünftige Menſchen aufſtellen kann. Die Büſte des Kardinals Bembo ſteht zwiſchen ioniſchen Säulen, ein ſchönes, wenn ich ſo ſagen ſoll mit Gewalt in ſich gezogenes Geſicht und ein mächtiger Bart; die Inſchrift lautet:

Petri Bembi Card. imaginem Hier. Guerinus Ismeni f. in publico ponendam
curavit ut cujus ingenii monumenta aeterna sint ejus corporis quoque memoria
ne a posteritate desideretur.

Das Univerſitätsgebäude hat mich mit aller ſeiner Würde erſchreckt. Es iſt mir lieb, daß ich darin nichts zu lernen hatte. Eine ſolche Schulenge denkt man ſich nicht, ob man gleich als Studioſus deutſcher Akademien auf den Hörbänken auch manches leiden müſſen. Beſonders iſt das anatomiſche Theater ein Muſter, wie man Schüler zuſammenpreſſen ſoll. In einem ſpitzen hohen Trichter ſind die Zuhörer übereinander geſchichtet. Sie ſehen ſteil herunter auf den engen Boden, wo der Tiſch ſteht, auf den kein Licht fällt; deshalb der Lehrer bei Lampenſchein demonſtrieren muß. Der botaniſche Garten iſt deſto artiger und munterer. Es können viele Pflanzen auch den Winter im Lande bleiben, wenn ſie an Mauern oder nicht weit davon geſetzt ſind. Man überbaut alsdann das Ganze zu Ende des Oktobers und heizt die wenigen Monate. Es iſt erfreuend und belehrend, unter einer Vegetation umherzugehen, die uns fremd iſt. Bei gewohnten Pflanzen, ſowie bei andern längſt bekannten Gegenſtänden, denken wir zuletzt gar nichts; und was iſt Beſchauen ohne Denken? Hier in dieſer neu mir entgegentretenden Mannigfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger, daß man ſich alle Pflanzengeſtalten vielleicht aus *einer* entwickeln könne. Hierdurch würde es allein möglich werden, Geſchlechter und Arten wahrhaft zu beſtimmen, welches, wie mich dünkt, bisher ſehr willkürlich geſchieht. Auf dieſem Punkte bin ich in meiner botaniſchen Philoſophie ſtecken geblieben, und ich ſehe noch nicht, wie ich mich entwirren will. Die Tiefe und Breite dieſes Geſchäfts ſcheint mir völlig gleich.

Der große Platz, Prato della Valle genannt, iſt ein ſehr weiter Raum, wo der Hauptmarkt im Juni gehalten wird. Hölzerne Buden in ſeiner Mitte geben freilich nicht das vorteilhafteſte Anſehen, die Einwohner aber verſichern, daß man auch bald hier eine Fiera von Stein, wie die zu Verona, ſehen werde. Hiezu gibt freilich ſchon jetzt die Umgebung des Platzes gegründete Hoffnung, welche einen ſehr ſchönen und bedeutenden Anblick gewährt.

Ein ungeheures Oval iſt ringsum mit Statuen beſetzt, alle berühmte Männer vorſtellend, welche hier gelehrt und gelernt haben. Einem jeden Einheimiſchen und Fremden iſt erlaubt, irgend einem Landsmann oder Verwandten hier eine Bildſäule von beſtimmter Größe zu errichten, ſobald das Verdienſt der Perſon und der akademiſche Aufenthalt zu Padua bewieſen iſt.

Um das Oval umher geht ein Waſſergraben. Auf den vier Brücken, die hinaufführen, ſtehen Päpſte und Dogen koloſſal; die übrigen, kleiner, ſind von Zünften, Partikuliers und Fremden geſetzt. Der König von Schweden ließ Guſtav Adolfen hinſtellen, weil

man ſagt, derſelbe habe einmal in Padua eine Lektion angehört. Der Erzherzog Leopold erneuerte das Andenken Petrarchs und Galileis. Die Statuen ſind in einer braven modernen Manier gemacht, wenige übermanieriert, einige recht natürlich, ſämtlich im Koſtüm ihrer Zeit und Würden. Die Inſchriften ſind auch zu loben. Es findet ſich nichts Abgeſchmacktes oder Kleinliches darunter.

Auf jeder Univerſität wäre der Gedanke ſehr glücklich geweſen, auf dieſer iſt er am glücklichſten, weil es ſehr wohl tut, eine völlige Vergangenheit wieder hervorgerufen zu ſehen. Es kann ein recht ſchöner Platz werden, wenn ſie die hölzerne Fiera wegſchaffen und eine von Stein erbauen, wie der Plan ſein ſoll.

In dem Verſammlungsorte einer dem heiligen Antonius gewidmeten Brüderſchaft ſind ältere Bilder, welche an die alten Deutſchen erinnern, dabei auch einige von Tizian, wo ſchon der große Fortſchritt merklich iſt, den über den Alpen niemand für ſich getan hat. Gleich darauf ſah ich einiges von den Neuſten. Dieſe Künſtler haben, da ſie das hohe Ernſte nicht mehr erreichen konnten, das Humoriſtiſche ſehr glücklich getroffen. Die Enthauptung Johannes' von Piazetta iſt, wenn man des Meiſters Manier zugibt, in dieſem Sinne ein recht braves Bild. Johannes kniet, die Hände vor ſich hinfaltend, mit dem rechten Knie an einen Stein. Er ſieht gen Himmel. Ein Kriegsknecht, der ihn hinten gebunden hält, biegt ſich an der Seite herum und ſieht ihm ins Geſicht, als wenn er über die Gelaſſenheit erſtaunte, womit der Mann ſich hingibt. In der Höhe ſteht ein anderer, der den Streich vollführen ſoll, hat aber das Schwert nicht, ſondern macht nur mit den Händen die Gebärde, wie einer, der den Streich zum voraus verſuchen will. Das Schwert zieht unten ein dritter aus der Scheide. Der Gedanke iſt glücklich, wenn auch nicht groß, die Kompoſition frappant und von der beſten Wirkung.

In der Kirche der Eremitaner habe ich Gemälde von Mantegna geſehen, einem der älteren Maler, vor dem ich erſtaunt bin. Was in dieſen Bildern für eine ſcharfe, ſichere Gegenwart daſteht! Von dieſer ganz wahren, nicht etwa ſcheinbaren, effektlügenden, bloß zur Einbildungskraft ſprechenden, ſondern derben, reinen, lichten, ausführlichen, gewiſſenhaften, zarten, umſchriebenen Gegenwart, die zugleich etwas Strenges, Emſiges, Mühſames hatte, gingen die folgenden Maler aus, wie ich an Bildern von Tizian bemerkte, und nun konnte die Lebhaftigkeit ihres Genies, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiſte ihrer Vorfahren, auferbaut durch ihre Kraft, immer höher und höher ſteigen, ſich von der Erde heben und himmliſche, aber wahre Geſtalten hervorbringen. So entwickelte ſich die Kunſt nach der barbariſchen Zeit.

Der Audienzſaal des Rathauſes, mit Recht durch das Augmentativum „Salone" betitelt, das ungeheuerſte abgeſchloſſene Gefäß, das man ſich nicht vorſtellen, auch nicht einmal in der nächſten Erinnerung zurückrufen kann. Dreihundert Fuß lang, hundert Fuß breit und bis in das der Länge nach ihn deckende Gewölbe hundert Fuß hoch. So gewohnt ſind dieſe Menſchen, im Freien zu leben, daß die Baumeiſter einen Marktplatz zu überwölben fanden.

Und es iſt keine Frage, daß der ungeheuere überwölbte Raum eine eigene Empfindung gibt. Es iſt ein abgeſchloßnes Unendliches, dem Menſchen analoger als der Sternhimmel. Dieſer reißt uns aus uns ſelbſt hinaus, jener drängt uns, auf die gelindeſte Weiſe, in uns ſelbſt zurück.

So verweil ich auch gern in der Kirche der heiligen Juſtine. Dieſe iſt vierhundertfünfundachtzig Fuß lang, verhältnismäßig hoch und breit, groß und einfach gebaut. Heut abend

ſetzt ich mich in einen Winkel und hatte meine ſtille Betrachtung. Da fühlt ich mich recht allein, denn kein Menſch in der Welt, der in dem Augenblick an mich gedacht hätte, würde mich hier geſucht haben.

Nun wäre auch hier wieder einmal eingepackt; morgen früh geht es zu Waſſer auf der Brenta fort. Heute hat's geregnet, nun iſt's wieder ausgehellt, und ich hoffe, die Lagunen und die dem Meer vermählte Herrſcherin bei ſchöner Tageszeit zu erblicken und aus ihrem Schoß meine Freunde zu begrüßen.

VENEDIG

So ſtand es denn im Buche des Schickſals auf meinem Blatte geſchrieben, daß ich 1786 den achtundzwanzigſten September, abends, nach unſerer Uhr um fünfe, Venedig zum erſtenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken und bald darauf dieſe wunderbare Inſelſtadt, dieſe Biberrepublik, betreten und beſuchen ſollte. So iſt denn auch, Gott ſei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich ſo oft, mich, den Todfeind von Wortſchällen, geängſtiget hat. Als die erſte Gondel an das Schiff anfuhr — es geſchieht, um Paſſagiere, welche Eil haben, geſchwinder nach Venedig zu bringen — erinnerte ich mich eines frühen Kinderſpielzeuges, an das ich vielleicht ſeit zwanzig Jahren nicht mehr gedacht hatte. Mein Vater beſaß ein ſchönes mitgebrachtes Gondelmodell; er hielt es ſehr wert, und mir ward es hoch angerechnet, wenn ich einmal damit ſpielen durfte. Die erſten Schnäbel von blankem Eiſenblech, die ſchwarzen Gondelkäfige, alles grüßte mich wie eine alte Bekanntſchaft, ich genoß einen langentbehrten freundlichen Jugendeindruck.

Ich bin gut logiert in der Königin von England, nicht weit vom Markusplatze, und dies iſt der größte Vorzug des Quartiers; meine Fenſter gehen auf einen ſchmalen Kanal zwiſchen hohen Häuſern, gleich unter mir eine einbogige Brücke, und gegenüber ein ſchmales, belebtes Gäßchen. So wohne ich, und ſo werde ich eine Zeitlang bleiben, bis mein Paket für Deutſchland fertig iſt und bis ich mich am Bilde dieſer Stadt ſatt geſehen habe. Die Einſamkeit, nach der ich oft ſo ſehnſuchtsvoll geſeufzt, kann ich nun recht genießen; denn nirgends fühlt man ſich einſamer als im Gewimmel, wo man ſich, allen ganz unbekannt, durchdrängt. In Venedig kennt mich vielleicht nur *ein* Menſch, und der wird mir nicht gleich begegnen.

Venedig, den 28. September 1786.

Wie es mir von Padua hierher gegangen, nur mit wenig Worten: Die Fahrt auf der Brenta, mit dem öffentlichen Schiffe, in geſitteter Geſellſchaft, da die Italiener ſich voreinander in acht nehmen, iſt anſtändig und angenehm. Die Ufer ſind mit Gärten und Luſthäuſern geſchmückt; kleine Ortſchaften treten bis ans Waſſer, teilweiſe geht die belebte Landſtraße daran hin. Da man ſchleuſenweis den Fluß hinabſteigt, gibt es öfters einen kleinen Aufhalt, den man benutzen kann, ſich auf dem Lande umzuſehen und die reichlich angebotenen Früchte zu genießen. Nun ſteigt man wieder ein und bewegt ſich durch eine bewegte Welt von Fruchtbarkeit und Leben.

Zu ſo viel abwechſelnden Bildern und Geſtalten geſellte ſich noch eine Erſcheinung, die, obgleich aus Deutſchland abſtammend, doch hier ganz eigentlich an ihrem Platze war, zwei Pilger nämlich, die erſten, die ich in der Nähe ſah. Sie haben das Recht, mit dieſer öffentlichen Gelegenheit umſonſt weiter gebracht zu werden; allein weil die übrige Geſell-

ſchaft ihre Nähe ſcheut, ſo ſitzen ſie nicht mit in dem bedeckten Raume, ſondern hinten bei dem Steuermann. Als eine in der gegenwärtigen Zeit ſeltene Erſcheinung wurden ſie angeſtaunt und, weil früher unter dieſer Hülle manch Geſindel umhertrieb, wenig geachtet. Als ich vernahm, daß es Deutſche ſeien, keiner andern Sprache mächtig, geſellte ich mich zu ihnen und vernahm, daß ſie aus dem Paderborniſchen herſtammten. Beides waren Männer ſchon über funfzig, von dunkler, aber gutmütiger Phyſiognomie. Sie hatten vor allem das Grab der heiligen drei Könige zu Cöln beſucht, waren ſodann durch Deutſchland gezogen und nun auf dem Wege, zuſammen bis Rom und ſodann ins obere Italien zurückzugehen, da denn der eine wieder nach Weſtfalen zu wandern, der andere aber noch den heiligen Jakob zu Compoſtell zu verehren gedachte.

Ihre Kleidung war die bekannte, doch ſahen ſie aufgeſchürzt viel beſſer aus, als wir ſie in langen Taffetkleidern auf unſern Redouten vorzuſtellen pflegen. Der große Kragen, der runde Hut, der Stab und die Muſchel, als das unſchuldigſte Trinkgeſchirr, alles hatte ſeine Bedeutung, ſeinen unmittelbaren Nutzen; die Blechkapſel enthielt ihre Päſſe. Das Merkwürdigſte aber waren ihre kleinen rotſaffianen Brieftaſchen; in dieſen befand ſich alles kleine Geräte, was nur irgend einem einfachen Bedürfnis abzuhelfen geeignet ſein mochte. Sie hatten dieſelben hervorgezogen, indem ſie an ihren Kleidern etwas zu flicken fanden.

Der Steuermann, höchſt zufrieden, daß er einen Dolmetſcher fand, ließ mich verſchiedene Fragen an ſie tun; dadurch vernahm ich manches von ihren Anſichten, beſonders aber von ihrer Reiſe. Sie beklagten ſich bitterlich über ihre Glaubensgenoſſen, ja Weltprieſter und Kloſtergeiſtliche. Die Frömmigkeit, ſagten ſie, müſſe eine ſehr ſeltene Sache ſein, weil man an die ihrige nirgends glauben wolle, ſondern ſie faſt durchaus, ob ſie gleich die ihnen vorgeſchriebene geiſtliche Marſchroute und die biſchöflichen Päſſe vorgezeigt, in katholiſchen Landen wie Landſtreicher behandle. Sie erzählten dagegen mit Rührung wie gut ſie von den Proteſtanten aufgenommen worden, beſonders von einem Landgeiſtlichen in Schwaben, vorzüglich aber von ſeiner Frau, welche den einigermaßen widerſtrebenden Mann dahin vermocht, daß ſie ihnen reichliche Erquickung zuteilen dürfen, welche ihnen ſehr not getan. Ja beim Abſchiede habe ſie ihnen einen Konventionstaler geſchenkt, der ihnen ſehr zuſtatten gekommen, ſobald ſie das katholiſche Gebiet wieder betreten. Hierauf ſagte der eine mit aller Erhebung, deren er fähig war: Wir ſchließen dieſe Frau aber auch täglich in unſer Gebet ein und bitten Gott, daß er ihre Augen öffne, wie er ihr Herz für uns geöffnet hat, daß er ſie, wenn auch ſpät, aufnehme in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche; und ſo hoffen wir gewiß, ihr dereinſt im Paradies zu begegnen.

Von dieſem allen erklärte ich, was nötig und nützlich war, auf der kleinen Steige ſitzend, die auf das Verdeck führt, dem Steuermanne und einigen andern Perſonen, die ſich aus der Kajüte in den engen Raum gedrängt hatten. Den Pilgern wurden einige ärmliche Erquickungen gereicht, denn der Italiener liebt nicht zu geben. Sie zogen hierauf kleine geweihte Zettel hervor, worauf zu ſehen das Bild der heiligen drei Könige, nebſt lateiniſchen Gebeten zur Verehrung. Die guten Menſchen baten mich, die kleine Geſellſchaft damit zu beſchenken und ihr den hohen Wert dieſer Blätter begreiflich zu machen. Dieſes gelang mir auch ganz gut, denn als die beiden Männer ſehr verlegen ſchienen, wie ſie in dem großen Venedig das zur Aufnahme der Pilger beſtimmte Kloſter ausfinden ſollten, ſo verſprach der gerührte Steuermann, wenn ſie landeten, wollte er einem Burſchen ſogleich einen Dreier geben, damit er ſie zu jenem entfernt gelegenen Orte geleitete. Sie würden zwar,

ſetzte er vertraulich hinzu, ſie würden dort wenig Troſt finden: die Anſtalt, ſehr groß angelegt, um ich weiß nicht wieviel Pilger zu faſſen, ſei gegenwärtig ziemlich zuſammengegangen, und die Einkünfte würden eben anders verwendet.

So unterhalten, waren wir die ſchöne Brenta heruntergekommen, manchen herrlichen Garten, manchen herrlichen Palaſt hinter uns laſſend, wohlhabende, belebte Ortſchaften an der Küſte mit flüchtigem Blick beſchauend. Als wir nun in die Lagunen einfuhren, umſchwärmten mehrere Gondeln ſogleich das Schiff. Ein Lombard, in Venedig wohl bekannt, forderte mich auf, ihm Geſellſchaft zu leiſten, damit wir geſchwinder drinne wären und der Doganenqual entgingen. Einige, die uns abhalten wollten, wußte er mit einem mäßigen Trinkgeld zu beſeitigen, und ſo ſchwammen wir, bei einem heitern Sonnenuntergang, ſchnell unſerm Ziel entgegen.

Den 29. September, Michaelistag abends.

Von Venedig iſt ſchon viel erzählt und gedruckt, daß ich mit Beſchreibung nicht umſtändlich ſein will; ich ſage nur, wie es mir entgegenkömmt. Was ſich mir aber vor allem andern aufdringt, iſt abermals das Volk, eine große Maſſe, ein notwendiges unwillkürliches Daſein.

Dieſes Geſchlecht hat ſich nicht zum Spaß auf dieſe Inſeln geflüchtet; es war keine Willkür, welche die Folgenden trieb, ſich mit ihnen zu vereinigen: die Not lehrte ſie ihre Sicherheit in der unvorteilhafteſten Lage ſuchen, die ihnen nachher ſo vorteilhaft ward und ſie klug machte, als noch die ganze nördliche Welt im Düſtern gefangen lag; ihre Vermehrung, ihr Reichtum war notwendige Folge. Nun drängten ſich die Wohnungen enger und enger, Sand und Sumpf wurden durch Felſen erſetzt; die Häuſer ſuchten die Luft, wie Bäume, die geſchloſſen ſtehen: ſie mußten an Höhe zu gewinnen ſuchen, was ihnen an Breite abging. Auf jede Spanne des Bodens geizig und gleich anfangs in enge Räume gedrängt, ließen ſie zu Gaſſen nicht mehr Breite, als nötig war, eine Hausreihe von der gegenüberſtehenden zu trennen und dem Bürger notdürftige Durchgänge zu erhalten. Übrigens war ihnen das Waſſer ſtatt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venezianer mußte eine neue Art von Geſchöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit ſich ſelbſt vergleichen kann. Der große ſchlangenförmig gewundene Kanal weicht keiner Straße in der Welt, dem Raum vor dem Markusplatze kann wohl nichts an die Seite geſetzt werden: ich meine den großen Waſſerſpiegel, der diesſeits von dem eigentlichen Venedig im halben Mond umfaßt wird. Über der Waſſerfläche ſieht man links die Inſel San Giorgio Maggiore, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Kanal, noch weiter rechts die Dogane und die Einfahrt in den Canal Grande, wo uns gleich ein paar ungeheure Marmortempel entgegenleuchten. Dies ſind mit wenigen Zügen die Hauptgegenſtände, die uns in die Augen fallen, wenn wir zwiſchen den zwei Säulen des Markusplatzes hervortreten. Die ſämtlichen Aus- und Anſichten ſind ſo oft in Kupfer geſtochen, daß die Freunde davon ſich gar leicht einen anſchaulichen Begriff machen können.

Nach Tiſche eilte ich, mir erſt einen Eindruck des Ganzen zu verſichern, und warf mich, ohne Begleiter, nur die Himmelsgegenden merkend, ins Labyrinth der Stadt, welche, obgleich durchaus von Kanälen und Kanälchen durchſchnitten, durch Brücken und Brückchen wieder zuſammenhängt. Die Enge und Gedrängtheit des Ganzen denkt man nicht, ohne es geſehen zu haben. Gewöhnlich kann man die Breite der Gaſſe mit ausgereckten Armen entweder ganz oder beinahe meſſen, in den engſten ſtößt man ſchon mit den Ell-

bogen an, wenn man die Hände in die Seite ſtemmt; es gibt wohl breitere, auch hie und da ein Plätzchen, verhältnismäßig aber kann alles enge genannt werden.

Ich fand leicht den großen Kanal und die Hauptbrücke Rialto; ſie beſteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor. Von oben herunter iſt es eine große Anſicht: der Kanal geſäet voll Schiffe, die alles Bedürfnis vom feſten Lande herbeiführen und hier hauptſächlich anlegen und ausladen; dazwiſchen wimmelt es von Gondeln. Beſonders heute, als am Michaelisfeſte, gab es einen Anblick wunderſchön lebendig; doch um dieſen einigermaßen darzuſtellen, muß ich etwas weiter ausholen.

Die beiden Hauptteile von Venedig, welche der große Kanal trennt, werden durch die einzige Brücke Rialto miteinander verbunden, doch iſt auch für mehrere Kommunikation geſorgt, welche, in offenen Barken, an beſtimmten Überfahrtspunkten geſchieht. Nun ſah es heute ſehr gut aus, als die wohlgekleideten, doch mit einem ſchwarzen Schleier bedeckten Frauen ſich, viele zuſammen, überſetzen ließen, um zu der Kirche des gefeierten Erzengels zu gelangen. Ich verließ die Brücke und begab mich an einen ſolchen Überfahrtspunkt, die Ausſteigenden genau zu betrachten. Ich habe ſehr ſchöne Geſichter und Geſtalten darunter gefunden.

Nachdem ich müde geworden, ſetzte ich mich in eine Gondel, die engen Gaſſen verlaſſend, und fuhr, mir das entgegengeſetzte Schauſpiel zu bereiten, den nördlichen Teil des großen Kanals durch, um die Inſel der heiligen Klara, in die Lagunen, den Kanal der Giudecca herein, bis gegen den Markusplatz, und war nun auf einmal ein Mitherr des Adriatiſchen Meeres, wie jeder Venezianer ſich fühlt, wenn er ſich in ſeine Gondel legt. Ich gedachte dabei meines guten Vaters in Ehren, der nichts Beſſeres wußte, als von dieſen Dingen zu erzählen. Wird mir's nicht auch ſo gehen? Alles, was mich umgibt, iſt würdig, ein großes reſpektables Werk verſammelter Menſchenkraft, ein herrliches Monument, nicht eines Gebieters, ſondern eines Volks. Und wenn auch ihre Lagunen ſich nach und nach ausfüllen, böſe Dünſte über dem Sumpfe ſchweben, ihr Handel geſchwächt, ihre Macht geſunken iſt, ſo wird die ganze Anlage der Republik und ihr Weſen nicht einen Augenblick dem Beobachter weniger ehrwürdig ſein. Sie unterliegt der Zeit, wie alles, was ein erſcheinendes Daſein hat.

Den 30. September.

Gegen Abend verlief ich mich wieder, ohne Führer, in die entfernteſten Quartiere der Stadt. Die hieſigen Brücken ſind alle mit Treppen angelegt, damit Gondeln und auch wohl größere Schiffe bequem unter den Bogen hinfahren. Ich ſuchte mich in und aus dieſem Labyrinthe zu finden, ohne irgend jemand zu fragen, mich abermals nur nach der Himmelsgegend richtend. Man entwirrt ſich wohl endlich, aber es iſt ein unglaubliches Gehecke ineinander, und meine Manier, ſich recht ſinnlich davon zu überzeugen, die beſte. Auch habe ich mir, bis an die letzte bewohnte Spitze, der Einwohner Betragen, Lebensart, Sitte und Weſen gemerkt; in jedem Quartiere ſind ſie anders beſchaffen. Du lieber Gott! was doch der Menſch für ein armes, gutes Tier iſt!

Sehr viele Häuſerchen ſtehen unmittelbar in den Kanälen; doch gibt es hie und da ſchön gepflaſterte Steindämme, auf denen man zwiſchen Waſſer, Kirchen und Paläſten gar angenehm hin und wieder ſpaziert. Luſtig und erfreulich iſt der lange Steindamm an der nördlichen Seite, von welchem die Inſeln, beſonders Murano, das Venedig im kleinen, geſchaut werden. Die Lagunen dazwiſchen ſind von vielen Gondeln belebt.

Abends.

Heute habe ich abermals meinen Begriff von Venedig erweitert, indem ich mir den Plan verſchaffte. Als ich ihn einigermaßen ſtudiert, beſtieg ich den Markusturm, wo ſich dem Auge ein einziges Schauſpiel darſtellt. Es war um Mittag und heller Sonnenſchein, daß ich ohne Perſpektiv Nähen und Fernen genau erkennen konnte. Die Flut bedeckte die Lagunen, und als ich den Blick nach dem ſogenannten Lido wandte — es iſt ein ſchmaler Erdſtreif, der die Lagunen ſchließt — ſah ich zum erſtenmal das Meer und einige Segel darauf. In den Lagunen ſelbſt liegen Galeeren und Fregatten, die zum Ritter Emo ſtoßen ſollten, der den Algierern den Krieg macht, die aber wegen ungünſtiger Winde liegen bleiben. Die Paduaniſchen und Vicentiniſchen Berge und das Tiroler Gebirge ſchließen, zwiſchen Abend und Mitternacht, das Bild ganz trefflich ſchön.

Den 1. Oktober.

Ich ging und beſah mir die Stadt in mancherlei Rückſichten, und da es eben Sonntag war, fiel mir die große Unreinlichkeit der Straßen auf, worüber ich meine Betrachtungen anſtellen mußte. Es iſt wohl eine Art von Polizei in dieſem Artikel: die Leute ſchieben den Kehricht in die Ecken; auch ſehe ich große Schiffe hin und wieder fahren, die an manchen Orten ſtille liegen und das Kehricht mitnehmen, Leute von den Inſeln umher, welche des Düngers bedürfen; aber es iſt in dieſen Anſtalten weder Folge noch Strenge und deſto unverzeihlicher die Unreinlichkeit der Stadt, da ſie ganz zur Reinlichkeit angelegt worden, ſo gut als irgend eine holländiſche.

Alle Straßen ſind geplattet, ſelbſt die entfernteſten Quartiere wenigſtens mit Backſteinen auf der hohen Kante ausgeſetzt, wo es nötig, in der Mitte ein wenig erhaben, an der Seite Vertiefungen, das Waſſer aufzufaſſen und in bedeckte Kanäle zu leiten. Noch andere architektoniſche Vorrichtungen der erſten wohlüberdachten Anlage zeugen von der Abſicht trefflicher Baumeiſter, Venedig zu der reinſten Stadt zu machen, wie ſie die ſonderbarſte iſt. Ich konnte nicht unterlaſſen, gleich im Spaziergehen eine Anordnung deshalb zu entwerfen und einem Polizeivorſteher, dem es Ernſt wäre, in Gedanken vorzuarbeiten. So hat man immer Trieb und Luſt, vor fremden Türen zu kehren.

Den 2. Oktober.

Vor allem eilte ich in die Carità: ich hatte in des Palladio Werken gefunden, daß er hier ein Kloſtergebäude angegeben, in welchem er die Privatwohnung der reichen und gaſtfreien Alten darzuſtellen gedachte. Der ſowohl im ganzen als in ſeinen einzelnen Teilen trefflich gezeichnete Plan machte mir unendliche Freude, und ich hoffte ein Wunderwerk zu finden; aber ach! es iſt kaum der zehnte Teil ausgeführt; doch auch dieſer Teil ſeines himmliſchen Genius würdig, eine Vollkommenheit in der Anlage und eine Genauigkeit in der Ausführung, die ich noch nicht kannte. Jahrelang ſollte man in Betrachtung ſo eines Werks zubringen. Mich dünkt, ich habe nichts Höheres, nichts Vollkommneres geſehen, und glaube, daß ich mich nicht irre. Denke man ſich aber auch den trefflichen Künſtler, mit dem innern Sinn fürs Große und Gefällige geboren, der erſt mit unglaublicher Mühe ſich an den Alten heranbildet, um ſie alsdann durch ſich wiederherzuſtellen. Dieſer findet Gelegenheit, einen Lieblingsgedanken auszuführen, ein Kloſter, ſo vielen Mönchen zur Wohnung, ſo vielen Fremden zur Herberge beſtimmt, nach der Form eines antiken Privatgebäudes aufzurichten.

Die Kirche ſtand ſchon; aus ihr tritt man in ein Atrium von korinthiſchen Säulen, man iſt entzückt und vergißt auf einmal alles Pfaffentum. An der einen Seite findet man die

Sakriſtei, an der andern ein Kapitelzimmer, daneben die ſchönſte Wendeltreppe von der Welt, mit offener weiter Spindel, die ſteinernen Stufen in die Wand gemauert und ſo geſchichtet, daß eine die andere trägt; man wird nicht müde, ſie auf und ab zu ſteigen; wie ſchön ſie geraten ſei, kann man daraus abnehmen, daß ſie Palladio ſelbſt für wohlgeraten angibt. Aus dem Vorhof tritt man in den innern großen Hof. Von dem Gebäude, das ihn umgeben ſollte, iſt leider nur die linke Seite aufgeführt, drei Säulenordnungen übereinander, auf der Erde Hallen, im erſten Stock ein Bogengang vor den Zellen hin, der obere Stock Mauer mit Fenſtern. Doch dieſe Beſchreibung muß durch den Anblick der Riſſe geſtärkt werden. Nun ein Wort von der Ausführung.

Nur die Häupter und Füße der Säulen und die Schlußſteine der Bogen ſind von gehauenem Stein, das übrige alles, ich darf nicht ſagen von Backſteinen, ſondern von gebranntem Ton. Solche Ziegeln kenne ich gar nicht. Fries und Karnies ſind auch daraus, die Glieder der Bogen gleichfalls, alles teilweiſe gebrannt und das Gebäude zuletzt nur mit wenig Kalk zuſammengeſetzt. Es ſteht wie aus einem Guß. Wäre das Ganze fertig geworden und man ſähe es reinlich abgerieben und gefärbt, es müßte ein himmliſcher Anblick ſein.

Jedoch die Anlage war zu groß, wie bei ſo manchem Gebäude der neuern Zeit. Der Künſtler hatte nicht nur vorausgeſetzt, daß man das jetzige Kloſter abreißen, ſondern auch anſtoßende Nachbarhäuſer kaufen werde; und da mögen Geld und Luſt ausgegangen ſein. Du liebes Schickſal, das du ſo manche Dummheit begünſtigt und verewigt haſt, warum ließeſt du dieſes Werk nicht zuſtande kommen!

Den 3. Oktober.

Die Kirche Il Redentore, ein ſchönes großes Werk von Palladio, die Faſſade lobenswürdiger als die von San Giorgio. Dieſe mehrmals in Kupfer geſtochenen Werke müßte man vor ſich ſehen, um das Geſagte verdeutlichen zu können. Hier nur wenige Worte.

Palladio war durchaus von der Exiſtenz der Alten durchdrungen und fühlte die Kleinheit und Enge ſeiner Zeit wie ein großer Menſch, der ſich nicht hingeben, ſondern das übrige ſo viel als möglich nach ſeinen edlen Begriffen umbilden will. Er war unzufrieden, wie ich aus gelinder Wendung ſeines Buches ſchließe, daß man bei chriſtlichen Kirchen nach der Form der alten Baſiliken zu bauen fortfahre: er ſuchte deshalb ſeine heiligen Gebäude der alten Tempelform zu nähern; daher entſtanden gewiſſe Unſchicklichkeiten, die mir bei Il Redentore glücklich beſeitigt, bei San Giorgio aber zu auffallend erſcheinen. Volkmann ſagt etwas davon, trifft aber den Nagel nicht auf den Kopf.

Inwendig iſt Il Redentore gleichfalls köſtlich, alles, auch die Zeichnung der Altäre, von Palladio; leider die Niſchen, die mit Statuen ausgefüllt werden ſollten, prangen mit flachen, ausgeſchnittenen, gemalten Brettfiguren.

Dem heiligen Franziskus zu Ehren hatten die Patres Kapuziner einen Seitenaltar mächtig ausgeputzt: man ſah nichts von Stein als die korinthiſchen Kapitäle; alles übrige ſchien mit einer geſchmackvollen prächtigen Stickerei, nach Art der Arabesken, überzogen, und zwar ſo artig, als man nur etwas zu ſehen wünſchte. Beſonders wunderte ich mich über die breiten, goldgeſtickten Ranken und Laubwerke. Ich ging näher und fand einen recht hübſchen Betrug. Alles, was ich für Gold gehalten hatte, war breitgedrücktes Stroh, nach ſchönen Zeichnungen auf Papier geklebt, der Grund mit lebhaften Farben angeſtrichen, und das ſo mannigfaltig und geſchmackvoll, daß dieſer Spaß, deſſen Material

gar nichts wert war und der wahrſcheinlich im Kloſter ſelbſt ausgeführt wurde, mehrere tauſend Taler müßte gekoſtet haben, wenn er echt hätte ſein ſollen. Man könnte es gelegentlich wohl nachahmen.

Auf einem Uferdamme, im Angeſicht des Waſſers, bemerkte ich ſchon einigemal einen geringen Kerl, welcher einer größern oder kleinern Anzahl von Zuhörern im venezianiſchen Dialekt Geſchichten erzählte; ich kann leider nichts davon verſtehen; es lacht aber kein Menſch, nur ſelten lächelt das Auditorium, das meiſt aus der ganz niedern Klaſſe beſteht. Auch hat der Mann nichts Auffallendes noch Lächerliches in ſeiner Art, vielmehr etwas ſehr Geſetztes, zugleich eine bewundrungswürdige Mannigfaltigkeit und Präziſion, welche auf Kunſt und Nachdenken hinwieſen, in ſeinen Gebärden.

Den Plan in der Hand, ſuchte ich mich durch die wunderlichſten Irrgänge bis zur Kirche der Mendicanti zu finden. Hier iſt das Konſervatorium, welches gegenwärtig den meiſten Beifall hat. Die Frauenzimmer führten ein Oratorium hinter dem Gitter auf, die Kirche war voll Zuhörer, die Muſik ſehr ſchön, und herrliche Stimmen. Ein Alt ſang den König Saul, die Hauptperſon des Gedichtes. Von einer ſolchen Stimme hatte ich gar keinen Begriff; einige Stellen der Muſik waren unendlich ſchön, der Text vollkommen ſingbar, ſo italieniſch Latein, daß man an manchen Stellen lachen muß; die Muſik aber findet hier ein weites Feld.

Es wäre ein trefflicher Genuß geweſen, wenn nicht der vermaledeite Kapellmeister den Takt mit einer Rolle Noten wider das Gitter und ſo unverſchämt geklappt hätte, als habe er mit Schuljungen zu tun, die er eben unterrichtete; und die Mädchen hatten das Stück oft wiederholt, ſein Klatſchen war ganz unnötig und zerſtörte allen Eindruck, nicht anders als wenn einer, um uns eine ſchöne Statue begreiflich zu machen, ihr Scharlachläppchen auf die Gelenke klebte. Der fremde Schall hebt alle Harmonie auf. Das iſt nun ein Muſiker, und er hört es nicht, oder er will vielmehr, daß man ſeine Gegenwart durch eine Unſchicklichkeit vernehmen ſoll, da es beſſer wäre, er ließe ſeinen Wert an der Vollkommenheit der Ausführung erraten. Ich weiß, die Franzoſen haben es an der Art; den Italienern hätte ich es nicht zugetraut, und das Publikum ſcheint daran gewöhnt. Es iſt nicht das einzige Mal, daß es ſich einbilden läßt, das gerade gehöre zum Genuß, was den Genuß verdirbt.

Geſtern abend Oper zu St. Moſes (denn die Theater haben ihren Namen von der Kirche, der ſie am nächſten liegen); nicht recht erfreulich! Es fehlt dem Poem, der Muſik, den Sängern eine innere Energie, welche allein eine ſolche Darſtellung auf den höchſten Punkt treiben kann. Man konnte von keinem Teile ſagen, er ſei ſchlecht; aber nur die zwei Frauen ließen ſich's angelegen ſein, nicht ſowohl gut zu agieren als ſich zu produzieren und zu gefallen. Das iſt denn immer etwas. Es ſind zwei ſchöne Figuren, gute Stimmen, artige, muntere, gätliche Perſönchen. Unter den Männern dagegen keine Spur von innerer Gewalt und Luſt, dem Publikum etwas aufzuheften, ſowie keine entſchieden glänzende Stimme.

Das Ballett, von elender Erfindung, ward im ganzen ausgepfiffen, einige treffliche Springer und Springerinnen jedoch, welche letztere ſich es zur Pflicht rechneten, die Zuſchauer mit jedem ſchönen Teil ihres Körpers bekannt zu machen, wurden weidlich beklatſcht.

Heute dagegen ſah ich eine andere Komödie, die mich mehr gefreut hat. Im herzoglichen Palaſt hörte ich eine Rechtsſache öffentlich verhandeln; ſie war wichtig und zu

9. Goethe: Advokat Rucaini in Venedig.

meinem Glück in den Ferien vorgenommen. Der eine Advokat war alles, was ein übertriebener Buffo nur ſein ſollte. Figur dick, kurz, doch beweglich, ein ungeheuer vorſpringendes Profil, eine Stimme wie Erz und eine Heftigkeit, als wenn es ihm aus tiefſtem Grunde des Herzens Ernſt wäre, was er ſagte. Ich nenne dies eine Komödie, weil alles wahrſcheinlich ſchon fertig iſt, wenn dieſe öffentliche Darſtellung geſchieht: die Richter wiſſen, was ſie ſprechen ſollen, und die Partei weiß, was ſie zu erwarten hat. Indeſſen gefällt mir dieſe Art unendlich beſſer als unſere Stuben- und Kanzleihockereien. Und nun von den Umſtänden, und wie artig, ohne Prunk, wie natürlich alles zugeht, will ich ſuchen einen Begriff zu geben.

In einem geräumigen Saal des Palaſtes ſaßen an der einen Seite die Richter im Halbzirkel. Gegen ihnen über, auf einem Katheder, der mehrere Perſonen nebeneinander faſſen konnte, die Advokaten beider Parteien; unmittelbar vor demſelben, auf *einer* Bank, Kläger und Beklagte in eigner Perſon. Der Advokat des Klägers war von dem Katheder herabgeſtiegen, denn die heutige Sitzung war zu keiner Kontrovers beſtimmt. Die ſämtlichen Dokumente für und wider, obgleich ſchon gedruckt, ſollten vorgeleſen werden.

Ein hagerer Schreiber, in ſchwarzem kümmerlichen Rocke, ein dickes Heft in der Hand, bereitete ſich, die Pflicht des Leſenden zu erfüllen. Von Zuſchauern und Zuhörern war übrigens der Saal gedrängt voll. Die Rechtsfrage ſelbſt ſowie die Perſonen, welche ſie betraf, mußten den Venezianern höchſt bedeutend ſcheinen.

Fideikommiſſe haben in dieſem Staat die entſchiedenſte Gunſt: ein Beſitztum, welchem einmal dieſer Charakter aufgeprägt iſt, behält ihn für ewige Zeiten; es mag durch irgend eine Wendung oder Umſtand vor mehrern hundert Jahren veräußert worden, durch viele Hände gegangen ſein, zuletzt, wenn die Sache zur Sprache kommt, behalten die Nachkommen der erſten Familie recht, und die Güter müſſen herausgegeben werden.

Diesmal war der Streit höchſt wichtig, denn die Klage ging gegen den Doge ſelbſt oder vielmehr gegen ſeine Gemahlin, welche denn auch in Perſon auf dem Bänkchen, vom Kläger nur durch einen kleinen Zwiſchenraum getrennt, in ihren Zendal gehüllt daſaß. Eine Dame von gewiſſem Alter, edlem Körperbau, wohlgebildetem Geſicht, auf welchem ernſte, ja wenn man will etwas verdrießliche Züge zu ſehen waren. Die Venezianer bildeten ſich viel darauf ein, daß die Fürſtin, in ihrem eignen Palaſt, vor dem Gericht und ihnen erſcheinen müſſe.

Der Schreiber fing zu leſen an, und nun ward mir erſt deutlich, was ein im Angeſicht der Richter, unfern des Katheders der Advokaten, hinter einem kleinen Tiſche auf einem niedern Schemel ſitzendes Männchen, beſonders aber die Sanduhr bedeute, die er vor ſich niedergelegt hatte. Solange nämlich der Schreiber lieſt, ſo lange läuft die Zeit nicht; dem Advokaten aber, wenn er dabei ſprechen will, iſt nur im ganzen eine gewiſſe Friſt gegönnt. Der Schreiber lieſt, die Uhr liegt, das Männchen hat die Hand daran. Tut der Advokat den Mund auf, ſo ſteht auch die Uhr ſchon in der Höhe, die ſich ſogleich niederſenkt, ſobald er ſchweigt. Hier iſt nun die große Kunſt, in den Fluß der Vorleſung hineinzureden, flüchtige Bemerkungen zu machen, Aufmerkſamkeit zu erregen und zu fordern. Nun kommt der kleine Saturn in die größte Verlegenheit. Er iſt genötigt, den horizontalen und vertikalen Stand der Uhr jeden Augenblick zu verändern, er befindet ſich im Fall der böſen Geiſter im Puppenſpiel, die auf das ſchnell wechſelnde Berlicke! Berlocke! des mutwilligen Hanswurſts nicht wiſſen, wie ſie gehen oder kommen ſollen.

Wer in Kanzleien hat kollationieren hören, kann ſich eine Vorſtellung von dieſer Vorleſung machen, ſchnell, eintönig, aber doch artikuliert und deutlich genug. Der kunſtreiche Advokat weiß nun durch Scherze die Langeweile zu unterbrechen, und das Publikum ergötzt ſich an ſeinen Späßen in ganz unmäßigem Gelächter. Eines Scherzes muß ich gedenken, des auffallendſten unter denen, die ich verſtand. Der Vorleſer rezitierte ſoeben ein Dokument, wodurch einer jener unrechtmäßig geachteten Beſitzer über die fraglichen Güter disponierte. Der Advokat hieß ihn langſamer leſen, und als er die Worte deutlich ausſprach: ‚Ich ſchenke, ich vermache‘, fuhr der Redner heftig auf den Schreiber los und rief: Was willſt du ſchenken? was vermachen? du armer ausgehungerter Teufel! Gehört dir doch gar nichts in der Welt an. Doch, fuhr er fort, indem er ſich zu beſinnen ſchien, war doch jener erlauchte Beſitzer in eben dem Fall, er wollte ſchenken, wollte vermachen, was ihm ſo wenig gehörte als dir. Ein unendlich Gelächter ſchlug auf, doch ſogleich nahm die Sanduhr die horizontale Lage wieder an. Der Vorleſer ſummte fort, machte dem Advokaten ein flämiſch Geſicht; doch das ſind alles verabredete Späße.

Den 4. Oktober.

Geſtern war ich in der Komödie, Theater St. Lukas, die mir viel Freude gemacht hat: ich ſah ein extemporiertes Stück in Masken, mit viel Naturell, Energie und Bravour aufgeführt. Freilich ſind ſie nicht alle gleich; der Pantalon ſehr brav, die eine Frau, ſtark und wohlgebaut, keine außerordentliche Schauſpielerin, ſpricht exzellent und weiß ſich zu betragen. Ein tolles Sujet, demjenigen ähnlich, das bei uns unter dem Titel „Der Verſchlag“ behandelt iſt. Mit unglaublicher Abwechſlung unterhielt es mehr als drei Stunden. Doch iſt auch hier das Volk wieder die Baſe, worauf dies alles ruht: die Zuſchauer ſpielen mit, und die Menge verſchmilzt mit dem Theater in ein Ganzes. Den Tag über auf dem Platz und am Ufer, auf den Gondeln und im Palaſt, der Käufer und Verkäufer, der Bettler, der Schiffer, die Nachbarin, der Advokat und ſein Gegner, alles lebt und treibt und läßt ſich es angelegen ſein, ſpricht und beteuert, ſchreit und bietet aus, ſingt und ſpielt, flucht und lärmt. Und abends gehen ſie ins Theater und ſehen und hören das Leben ihres Tages, künſtlich zuſammengeſtellt, artiger aufgeſtutzt, mit Märchen durchflochten, durch Masken von der Wirklichkeit abgerückt, durch Sitten genähert. Hierüber freuen ſie ſich kindiſch, ſchreien wieder, klatſchen und lärmen. Von Nacht zu Nacht, ja von Mitternacht zu Mitternacht iſt immer alles eben dasſelbe.

Ich habe aber auch nicht leicht natürlicher agieren ſehen als jene Masken, ſo wie es nur bei einem ausgezeichnet glücklichen Naturell durch längere Übung erreicht werden kann.

Da ich das ſchreibe, machen ſie einen gewaltigen Lärm auf dem Kanal unter meinem Fenſter, und Mitternacht iſt vorbei. Sie haben im Guten und Böſen immer etwas zuſammen.

Öffentliche Redner habe ich nun gehört: drei Kerls auf dem Platze und Uferſteindamme, jeden nach ſeiner Art Geſchichten erzählend, ſodann zwei Sachwalter, zwei Prediger, die Schauſpieler, worunter ich beſonders den Pantalon rühmen muß; alle dieſe haben etwas Gemeinſames, ſowohl weil ſie von ein und derſelben Nation ſind, die, ſtets öffentlich lebend, immer in leidenſchaftlichem Sprechen begriffen iſt, als auch weil ſie ſich untereinander nachahmen. Hierzu kommt noch eine entſchiedene Gebärdenſprache, mit welcher ſie die Ausdrücke ihrer Intentionen, Geſinnungen und Empfindungen begleiten.

Heute am Feſt des heiligen Franziskus war ich in ſeiner Kirche alle Vigne. Des Kapuziners laute Stimme ward von dem Geſchrei der Verkäufer vor der Kirche wie von einer Antiphone begleitet; ich ſtand in der Kirchtüre zwiſchen beiden, und es war wunderlich genug zu hören.

Den 5. Oktober.

Heute früh war ich im Arſenal, mir immer intereſſant genug, da ich noch kein Seeweſen kenne und hier die untere Schule beſuchte: denn freilich ſieht es hier nach einer alten Familie aus, die ſich noch rührt, obgleich die beſte Zeit der Blüte und der Früchte vorüber iſt. Da ich denn auch den Handwerkern nachgehe, habe ich manches Merkwürdige geſehen und ein Schiff von vierundachtzig Kanonen, deſſen Gerippe fertig ſteht, beſtiegen.
Ein gleiches iſt vor ſechs Monaten, an der Riva de' Schiavoni, bis aufs Waſſer verbrannt; die Pulverkammer war nicht ſehr gefüllt, und da ſie ſprang, tat es keinen großen Schaden. Die benachbarten Häuſer büßten ihre Scheiben ein.
Das ſchönſte Eichenholz, aus Iſtrien, habe ich verarbeiten ſehen und dabei über den Wachstum dieſes werten Baumes meine ſtillen Betrachtungen angeſtellt. Ich kann nicht genug ſagen, was meine ſauer erworbene Kenntnis natürlicher Dinge, die doch der Menſch zuletzt als Materialien braucht und in ſeinen Nutzen verwendet, mir überall hilft, um mir das Verfahren der Künſtler und Handwerker zu erklären; ſo iſt mir auch die Kenntnis der Gebirge und des daraus genommenen Geſteins ein großer Vorſprung in der Kunſt.

Um mit *einem* Worte den Begriff des Bucentaur auszuſprechen, nenne ich ihn eine Prachtgaleere. Der ältere, von dem wir noch Abbildungen haben, rechtfertigt dieſe Benennung noch mehr als der gegenwärtige, der uns durch ſeinen Glanz über ſeinen Urſprung verblendet.
Ich komme immer auf mein Altes zurück. Wenn dem Künſtler ein echter Gegenſtand gegeben iſt, ſo kann er etwas Echtes leiſten. Hier war ihm aufgetragen, eine Galeere zu bilden, die wert wäre, die Häupter der Republik, am feierlichſten Tage, zum Sakrament ihrer hergebrachten Meerherrſchaft zu tragen, und dieſe Aufgabe iſt fürtrefflich ausgeführt. Das Schiff iſt ganz Zierat, alſo darf man nicht ſagen: mit Zierat überladen; ganz vergoldetes Schnitzwerk, ſonſt zu keinem Gebrauch, eine wahre Monſtranz, um dem Volke ſeine Häupter recht herrlich zu zeigen. Wiſſen wir doch: das Volk, wie es gern ſeine Hüte ſchmückt, will auch ſeine Obern prächtig und geputzt ſehen. Dieſes Prunkſchiff iſt ein rechtes Inventarienſtück, woran man ſehen kann, was die Venezianer waren und ſich zu ſein dünkten.

Nachts.

Ich komme noch lachend aus der Tragödie und muß dieſen Scherz gleich auf dem Papier befeſtigen. Das Stück war nicht ſchlimm, der Verfaſſer hatte alle tragiſchen Matadore zuſammengeſteckt und die Schauſpieler hatten gut ſpielen. Die meiſten Situationen waren bekannt, einige neu und ganz glücklich. Zwei Väter, die ſich haſſen, Söhne und Töchter aus dieſen getrennten Familien, leidenſchaftlich übers Kreuz verliebt, ja das eine Paar heimlich verheiratet. Es ging wild und grauſam zu, und nichts blieb zuletzt übrig, um die jungen Leute glücklich zu machen, als daß die beiden Väter ſich erſtachen, worauf unter lebhaftem Händeklatſchen der Vorhang fiel. Nun ward aber das Klatſchen heftiger, nun wurde Fuora gerufen, und das ſo lange, bis ſich die zwei Hauptpaare bequemten, hinter dem Vorhang hervorzukriechen, ihre Bücklinge zu machen und auf der andern Seite wieder abzugehen.

Das Publikum war noch nicht befriedigt, es klatſchte fort und rief I morti! Das dauerte ſo lange, bis die zwei Toten auch herauskamen und ſich bückten, da denn einige Stimmen riefen Bravi i morti! Sie wurden durch Klatſchen lange feſtgehalten, bis man ihnen gleichfalls endlich abzugehen erlaubte. Dieſe Poſſe gewinnt für den Augen- und Ohrenzeugen unendlich, der das Bravo! Bravi! das die Italiener immer im Munde führen, ſo in den Ohren hat wie ich, und dann auf einmal auch die Toten mit dieſem Ehrenwort anrufen hört.

Gute Nacht! ſo können wir Nordländer zu jeder Stunde ſagen, wenn wir im Finſtern ſcheiden; der Italiener ſagt Felicissima notte! nur einmal, und zwar wenn das Licht in das Zimmer gebracht wird, indem Tag und Nacht ſich ſcheiden, und da heißt es denn etwas ganz anderes. So unüberſetzlich ſind die Eigenheiten jeder Sprache: denn vom höchſten bis zum tiefſten Wort bezieht ſich alles auf Eigentümlichkeiten der Nation, es ſei nun in Charakter, Geſinnungen oder Zuſtänden.

Den 6. Oktober.

Die Tragödie geſtern hat mich manches gelehrt. Erſtlich habe ich gehört, wie die Italiener ihre eilffilbigen Jamben behandeln und deklamieren; dann habe ich begriffen, wie klug Gozzi die Masken mit den tragiſchen Figuren verbunden hat. Das iſt das eigentliche Schauſpiel für dieſes Volk: denn es will auf eine krude Weiſe gerührt ſein, es nimmt keinen innigen, zärtlichen Anteil am Unglücklichen, es freut ſie nur, wenn der Held gut ſpricht; denn aufs Reden halten ſie viel, ſodann aber wollen ſie lachen oder etwas Albernes vornehmen.

Ihr Anteil am Schauſpiel iſt nur als an einem Wirklichen. Da der Tyrann ſeinem Sohne das Schwert reichte und forderte, daß dieſer ſeine eigne gegenüberſtehende Gemahlin umbringen ſollte, fing das Volk laut an, ſein Mißvergnügen über dieſe Zumutung zu beweiſen, und es fehlte nicht viel, ſo wäre das Stück unterbrochen worden. Sie verlangten, der Alte ſollte ſein Schwert zurücknehmen, wodurch dann freilich die folgenden Situationen des Stücks wären aufgehoben worden. Endlich entſchloß ſich der bedrängte Sohn, trat ins Proſzenium und bat demütig, ſie möchten ſich nur noch einen Augenblick gedulden, die Sache werde noch ganz nach Wunſch ablaufen. Künſtleriſch genommen aber war dieſe Situation nach den Umſtänden albern und unnatürlich, und ich lobte das Volk um ſein Gefühl.

Jetzt verſtehe ich beſſer die langen Reden und das viele Hin- und Herdiſſertieren im griechiſchen Trauerſpiele. Die Athenienſer hörten noch lieber reden und verſtanden ſich noch beſſer darauf als die Italiener; vor den Gerichtsſtellen, wo ſie den ganzen Tag lagen, lernten ſie ſchon etwas.

An den ausgeführten Werken Palladios, beſonders an den Kirchen, habe ich manches Tadelnswürdige neben dem Köſtlichſten gefunden. Wenn ich nun ſo bei mir überlegte, inwiefern ich recht oder unrecht hätte gegen einen ſolchen außerordentlichen Mann, ſo war es, als ob er dabei ſtünde und mir ſagte: das und das habe ich wider Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich unter den gegebenen Umſtänden nur auf dieſe Weiſe meiner höchſten Idee am nächſten kommen konnte.

Mir ſcheint, ſoviel ich auch darüber denke, er habe bei Betrachtung der Höhe und Breite einer ſchon beſtehenden Kirche, eines älteren Hauſes, wozu er Faſſaden errichten ſollte, nur überlegt: wie gibſt du dieſen Räumen die größte Form? im einzelnen mußt du, wegen eintretenden Bedürfniſſes, etwas verrücken oder verpfuſchen, da oder dort wird eine Un-

ſchicklichkeit entſtehen; aber das mag ſein, das Ganze wird einen hohen Stil haben, und du wirſt dir zur Freude arbeiten.
Und ſo hat er das größte Bild, das er in der Seele trug, auch dahin gebracht, wo es nicht ganz paßte, wo er es im einzelnen zerknittern und verſtümmeln mußte.
Der Flügel in der Carità dagegen muß uns deshalb von ſo hohem Werte ſein, weil der Künſtler freie Hand hatte und ſeinem Geiſt unbedingt folgen durfte. Wäre das Kloſter fertig geworden, ſo ſtünde vielleicht in der ganzen gegenwärtigen Welt kein vollkommneres Werk der Baukunſt.
Wie er gedacht und wie er gearbeitet, wird mir immer klarer, je mehr ich ſeine Werke leſe und dabei betrachte, wie er die Alten behandelt; denn er macht wenig Worte, ſie ſind aber alle gewichtig. Das vierte Buch, das die antiken Tempel darſtellt, iſt eine rechte Einleitung, die alten Reſte mit Sinn zu beſchauen.

Den 7. Oktober.

Geſtern abend ſah ich Elektra von Crebillon, auf dem Theater San Criſoſtomo, nämlich überſetzt. Was mir das Stück abgeſchmackt vorkam und wie es mir fürchterlich Langeweile machte, kann ich nicht ſagen.
Die Akteurs ſind übrigens brav und wiſſen das Publikum mit einzelnen Stellen abzuſpeiſen. Oreſt hat allein drei verſchiedene Erzählungen, poetiſch aufgeſtutzt, in *einer* Szene. Elektra, ein hübſches Weibchen von mittlerer Größe und Stärke und faſt franzöſiſcher Lebhaftigkeit, einem guten Anſtand, ſpricht die Verſe ſchön; nur betrug ſie ſich von Anfang bis zu Ende toll, wie es leider die Rolle verlangt. Indeſſen habe ich doch wieder gelernt. Der italieniſche, immer eilfſilbige Jambe hat für die Deklamation große Unbequemlichkeit, weil die letzte Silbe durchaus kurz iſt und, wider Willen des Deklamators, in die Höhe ſchlägt.

Heute früh war ich bei dem Hochamte, welchem der Doge jährlich an dieſem Tage, wegen eines alten Siegs über die Türken, in der Kirche der heiligen Juſtina beiwohnen muß. Wenn an dem kleinen Platz die vergoldeten Barken landen, die den Fürſten und einen Teil des Adels bringen, ſeltſam gekleidete Schiffer ſich mit rot gemalten Rudern bemühen, am Ufer die Geiſtlichkeit, die Brüderſchaften mit angezündeten, auf Stangen und tragbare ſilberne Leuchter geſteckten Kerzen ſtehen, drängen, wogen und warten, dann mit Teppichen beſchlagene Brücken aus den Fahrzeugen ans Land geſtreckt werden, zuerſt die langen violetten Kleider der Savj, dann die langen roten der Senatoren ſich auf dem Pflaſter entfalten, zuletzt der Alte, mit goldener phrygiſcher Mütze geſchmückt, im längſten goldenen Talar, mit dem Hermelinmantel, ausſteigt, drei Diener ſich ſeiner Schleppe bemächtigen, alles auf einem kleinen Platz vor dem Portal einer Kirche, vor deren Türen die Türkenfahnen gehalten werden, ſo glaubt man auf einmal eine alte gewirkte Tapete zu ſehen, aber recht gut gezeichnet und koloriert. Mir nordiſchem Flüchtling hat dieſe Zeremonie viele Freude gemacht. Bei uns, wo alle Feierlichkeiten kurzröckig ſind und wo die größte, die man ſich denken kann, mit dem Gewehr auf der Schulter begangen wird, möchte ſo etwas nicht am Ort ſein. Aber hierher gehören dieſe Schlepproecke, dieſe friedlichen Begehungen.
Der Doge iſt ein gar ſchön gewachſener und ſchön gebildeter Mann, der krank ſein mag, ſich aber nur noch ſo, um der Würde willen, unter dem ſchweren Rocke gerade hält. Sonſt ſieht er aus wie der Großpapa des ganzen Geſchlechts und iſt gar hold und leutſelig;

die Kleidung ſteht ſehr gut, das Käppchen unter der Mütze beleidigt nicht, indem es, ganz fein und durchſichtig, auf dem weißeſten, klarſten Haar von der Welt ruht.
Etwa funfzig Nobili, in langen dunkelroten Schleppkleidern, waren mit ihm, meiſt ſchöne Männer, keine einzige vertrackte Geſtalt, mehrere groß, mit großen Köpfen, denen die blonden Lockenperücken wohl ziemten; vorgebaute Geſichter, weiches, weißes Fleiſch, ohne ſchwammig und widerwärtig auszuſehen, vielmehr klug, ohne Anſtrengung, ruhig, ihrer ſelbſt gewiß, Leichtigkeit des Daſeins und durchaus eine gewiſſe Fröhlichkeit.
Wie ſich alles in der Kirche rangiert hatte und das Hochamt anfing, zogen die Brüderſchaften zur Haupttüre herein und zur rechten Seitentüre wieder hinaus, nachdem ſie, Paar für Paar, das Weihwaſſer empfangen und ſich gegen den Hochaltar, den Dogen und den Adel geneigt hatten.

Auf heute abend hatte ich mir den famoſen Geſang der Schiffer beſtellt, die den Taſſo und Arioſt auf ihre eignen Melodien ſingen. Dieſes muß wirklich beſtellt werden, es kommt nicht gewöhnlich vor, es gehört vielmehr zu den halbverklungenen Sagen der Vorzeit. Bei Mondenſchein beſtieg ich eine Gondel, den einen Sänger vorn, den andern hinten; ſie fingen ihr Lied an und ſangen abwechſelnd Vers für Vers. Die Melodie, welche wir durch Rouſſeau kennen, iſt eine Mittelart zwiſchen Choral und Rezitativ, ſie behält immer denſelben Gang, ohne Takt zu haben; die Modulation iſt auch dieſelbige, nur verändern ſie, nach dem Inhalt des Verſes, mit einer Art von Deklamation ſowohl Ton als Maß; der Geiſt aber, das Leben davon, läßt ſich begreifen wie folgt.
Auf welchem Wege ſich die Melodie gemacht hat, will ich nicht unterſuchen, genug, ſie paßt gar trefflich für einen müßigen Menſchen, der ſich etwas vormoduliert und Gedichte, die er auswendig kann, ſolchem Geſang unterſchiebt.
Mit einer durchdringenden Stimme — das Volk ſchätzt Stärke vor allem — ſitzt er am Ufer einer Inſel, eines Kanals, auf einer Barke und läßt ſein Lied ſchallen, ſo weit er kann. Über den ſtillen Spiegel verbreitet ſich's. In der Ferne vernimmt es ein anderer, der die Melodie kennt, die Worte verſteht und mit dem folgenden Verſe antwortet; hierauf erwidert der erſte, und ſo iſt einer immer das Echo des andern. Der Geſang währt Nächte durch, unterhält ſie, ohne zu ermüden. Je ferner ſie alſo voneinander ſind, deſto reizender kann das Lied werden; wenn der Hörer alsdann zwiſchen beiden ſteht, ſo iſt er am rechten Flecke.
Um dieſes mich vernehmen zu laſſen, ſtiegen ſie am Ufer der Giudecca aus; ſie teilten ſich am Kanal hin, ich ging zwiſchen ihnen auf und ab, ſo daß ich immer den verließ, der zu ſingen anfangen ſollte, und mich demjenigen wieder näherte, der aufgehört hatte. Da ward mir der Sinn des Geſangs erſt aufgeſchloſſen. Als Stimme aus der Ferne klingt es höchſt ſonderbar, wie eine Klage ohne Trauer; es iſt darin etwas unglaublich, bis zu Tränen Rührendes. Ich ſchrieb es meiner Stimmung zu; aber mein Alter ſagte: è singolare, come quel canto intenerisce, e molto più, quando è più ben cantato. Er wünſchte, daß ich die Weiber vom Lido, beſonders die von Malamocco und Paleſtrina hören möchte; auch dieſe ſängen den Taſſo auf gleiche und ähnliche Melodien. Er ſagte ferner: Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer aufs Fiſchen ins Meer ſind, ſich ans Ufer zu ſetzen und mit durchdringender Stimme abends dieſe Geſänge erſchallen zu laſſen, bis ſie auch von ferne die Stimme der Ihrigen vernehmen und ſich ſo mit ihnen unterhalten. Iſt das nicht ſehr ſchön? Und doch läßt ſich wohl denken, daß ein Zuhörer in der Nähe wenig Freude

an ſolchen Stimmen haben möchte, die mit den Wellen des Meeres kämpfen. Menſchlich aber und wahr wird der Begriff dieſes Geſanges, lebendig wird die Melodie, über deren tote Buchſtaben wir uns ſonſt den Kopf zerbrochen haben. Geſang iſt es eines Einſamen in der Ferne und Weite, damit ein anderer, Gleichgeſtimmter, höre und antworte.

Den 8. Oktober.

Den Palaſt Piſani Moretta beſuchte ich wegen eines köſtlichen Bildes von Paul Veroneſe. Die weibliche Familie des Darius kniet vor Alexandern und Hephäſtion: die vorankniende Mutter hält den letztern für den König; er lehnt es ab und deutet auf den Rechten. Man erzählt das Märchen, der Künſtler ſei in dieſem Palaſt gut aufgenommen und längere Zeit ehrenvoll bewirtet worden, dagegen habe er das Bild heimlich gemalt und, als Geſchenk, zuſammengerollt unter das Bett geſchoben. Es verdient allerdings einen beſonderen Urſprung zu haben, denn es gibt einen Begriff von dem ganzen Werte des Meiſters. Seine große Kunſt, ohne einen allgemeinen Ton, der über das ganze Stück gezogen wäre, durch kunſtreich verteiltes Licht und Schatten und ebenſo weislich abwechſelnde Lokalfarben die köſtlichſte Harmonie hervorzubringen, iſt hier recht ſichtbar, da das Bild vollkommen erhalten und friſch, wie von geſtern, vor uns ſteht: denn freilich, ſobald ein Gemälde dieſer Art gelitten hat, wird unſer Genuß ſogleich getrübt, ohne daß wir wiſſen, was die Urſache ſei.

Wer mit dem Künſtler wegen des Koſtüms rechten wollte, der dürfte ſich nur ſagen, es habe eine Geſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts gemalt werden ſollen, und ſo iſt alles abgetan. Die Abſtufung von der Mutter durch Gemahlin und Töchter iſt höchſt wahr und glücklich; die jüngſte Prinzeß, ganz am Ende kniend, iſt ein hübſches Mäuschen und hat ein gar artiges, eigenſinniges, trotziges Geſichtchen, ihre Lage ſcheint ihr gar nicht zu gefallen.

Meine alte Gabe, die Welt mit Augen desjenigen Malers zu ſehen, deſſen Bilder ich mir eben eingedrückt, brachte mich auf einen eignen Gedanken. Es iſt offenbar, daß ſich das Auge nach den Gegenſtänden bildet, die es von Jugend auf erblickt, und ſo muß der venezianiſche Maler alles klarer und heiterer ſehn als andere Menſchen. Wir, die wir auf einem bald ſchmutzkotigen, bald ſtaubigen, farbloſen, die Widerſcheine verdüſternden Boden, und vielleicht gar in engen Gemächern leben, können einen ſolchen Frohblick aus uns ſelbſt nicht entwickeln.

Als ich, bei hohem Sonnenſchein, durch die Lagunen fuhr und auf den Gondelrändern die Gondoliere leicht ſchwebend, buntbekleidet, rudernd betrachtete, wie ſie auf der hellgrünen Fläche ſich in der blauen Luft zeichneten, ſo ſah ich das beſte, friſcheſte Bild der venezianiſchen Schule. Der Sonnenſchein hob die Lokalfarben blendend hervor, und die Schattenſeiten waren ſo licht, daß ſie verhältnismäßig wieder zu Lichtern hätten dienen können. Ein gleiches galt von den Widerſcheinen des meergrünen Waſſers. Alles war hell in hell gemalt, ſo daß die ſchäumende Welle und die Blitzlichter darauf nötig waren, um die Tüpfchen aufs i zu ſetzen.

Tizian und Paul hatten dieſe Klarheit im höchſten Grade, und wo man ſie in ihren Werken nicht findet, hat das Bild verloren oder iſt aufgemalt.

Die Kuppeln und Gewölbe der Markuskirche, nebſt ihren Seitenflächen, alles iſt bilderreich, alles bunte Figuren auf goldenem Grunde, alles muſiviſche Arbeit; einige ſind recht gut, andere gering, je nachdem die Meiſter waren, die den Karton verfertigten.

Es fiel mir recht aufs Herz, daß doch alles auf die erſte Erfindung ankommt und daß dieſe das rechte Maß, den wahren Geiſt habe, da man mit viereckten Stückchen Glas, und hier nicht einmal auf die ſauberſte Weiſe, das Gute ſowohl als das Schlechte nachbilden kann. Die Kunſt, welche dem Alten ſeine Fußboden bereitete, dem Chriſten ſeine Kirchenhimmel wölbte, hat ſich jetzt auf Doſen und Armbänder verkrümelt. Dieſe Zeiten ſind ſchlechter, als man denkt.

In dem Hauſe Farſetti iſt eine koſtbare Sammlung von Abgüſſen der beſten Antiken. Ich ſchweige von denen, die ich von Mannheim her und ſonſt ſchon gekannt, und erwähne nur neuere Bekanntſchaften. Eine Kleopatra in koloſſaler Ruhe, die Aſpis um den Arm geſchlungen und in den Tod hinüberſchlafend; ferner die Mutter Niobe, die ihre jüngſte Tochter mit dem Mantel vor den Pfeilen des Apollo deckt; ſodann einige Gladiatoren, ein in ſeinen Flügeln ruhender Genius, ſitzende und ſtehende Philoſophen.
Es ſind Werke, an denen ſich die Welt Jahrtauſende freuen und bilden kann, ohne den Wert des Künſtlers durch Gedanken zu erſchöpfen.
Viele bedeutende Büſten verſetzen mich in die alten herrlichen Zeiten. Nur fühle ich leider, wie weit ich in dieſen Kenntniſſen zurück bin; doch es wird vorwärts gehen, wenigſtens weiß ich den Weg. Palladio hat mir ihn auch dazu, und zu aller Kunſt und Leben geöffnet. Es klingt das vielleicht ein wenig wunderlich, aber doch nicht ſo paradox, als wenn Jakob Böhme bei Erblickung einer zinnernen Schüſſel durch Einſtrahlung Jovis über das Univerſum erleuchtet wurde. Auch ſteht in dieſer Sammlung ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antonins und der Fauſtina in Rom. Die vorſpringende Gegenwart dieſes herrlichen Architekturgebildes erinnerte mich an das Kapitäl des Pantheon in Mannheim. Das iſt freilich etwas anderes als unſere kauzenden, auf Kragſteinlein übereinander geſchichteten Heiligen der gotiſchen Zierweiſen, etwas anderes als unſere Tabakspfeifen-Säulen, ſpitze Türmlein und Blumenzacken; dieſe bin ich nun, Gott ſei Dank, auf ewig los!
Noch will ich einiger Werke der Bildhauerkunſt erwähnen, die ich dieſe Tage her, zwar nur im Vorbeigehen, aber doch mit Erſtaunen und Erbauung betrachtet: zwei ungeheure Löwen, von weißem Marmor, vor dem Tore des Arſenals; der eine ſitzt aufgerichtet, auf die Vorderpfoten geſtemmt, der andere liegt — herrliche Gegenbilder von lebendiger Mannigfaltigkeit. Sie ſind ſo groß, daß ſie alles umher klein machen und daß man ſelbſt zunichte würde, wenn erhabene Gegenſtände uns nicht erhüben. Sie ſollen aus der beſten griechiſchen Zeit und vom Piraeus in den glänzenden Tagen der Republik hierher gebracht ſein.

Aus Athen mögen gleichfalls ein paar Basreliefe ſtammen, in dem Tempel der heiligen Juſtina, der Türkenbeſiegerin, eingemauert, aber leider durch Kirchſtühle einigermaßen verfinſtert. Der Küſter machte mich aufmerkſam darauf, weil die Sage gehe, daß Tizian ſeine unendlich ſchönen Engel im Bilde, die Ermordung des heiligen Petrus Martyr vorſtellend, darnach geformt habe. Es ſind Genien, welche ſich mit Attributen der Götter ſchleppen, freilich ſo ſchön, daß es allen Begriff überſteigt.
Sodann betrachtete ich mit ganz eignem Gefühl die nackte koloſſale Statue des Markus Agrippa, in dem Hofe eines Palaſtes; ein ſich ihm zur Seite heraufſchlängelnder Delphin deutet auf einen Seehelden. Wie doch eine ſolche heroiſche Darſtellung den reinen Menſchen Göttern ähnlich macht!

Die Pferde auf der Markuskirche beſah ich in der Nähe. Von unten hinauf bemerkt man leicht, daß ſie fleckig ſind, teils einen ſchönen gelben Metallglanz haben, teils kupfergrünlich angelaufen. In der Nähe ſieht und erfährt man, daß ſie ganz verguldet waren, und ſieht ſie über und über mit Striemen bedeckt, da die Barbaren das Gold nicht abfeilen, ſondern abhauen wollten. Auch das iſt gut, ſo blieb wenigſtens die Geſtalt.
Ein herrlicher Zug Pferde! ich möchte einen rechten Pferdekenner darüber reden hören. Was mir ſonderbar ſcheint, iſt, daß ſie in der Nähe ſchwer und unten vom Platz leicht wie die Hirſche ausſehen.

Ich fuhr heute früh mit meinem Schutzgeiſte aufs Lido, auf die Erdzunge, welche die Lagunen ſchließt und ſie vom Meere abſondert. Wir ſtiegen aus und gingen quer über die Zunge. Ich hörte ein ſtarkes Geräuſch: es war das Meer, und ich ſah es bald, es ging hoch gegen das Ufer, indem es ſich zurückzog, es war um Mittag, Zeit der Ebbe. So habe ich denn auch das Meer mit Augen geſehen und bin auf der ſchönen Tenne, die es weichend zurückläßt, ihm nachgegangen. Da hätte ich mir die Kinder gewünſcht, um der Muſcheln willen; ich habe, ſelbſt kindiſch, ihrer genug aufgeleſen; doch widme ich ſie zu einigem Gebrauch: ich möchte von der Feuchtigkeit des Tintenfiſches, der hier ſo häufig wegfließt, etwas eintrocknen.
Auf dem Lido, nicht weit vom Meer, liegen Engländer begraben, und weiterhin Juden, die beiderſeits in geweihtem Boden nicht ruhen ſollten. Ich fand das Grab des edlen Konſul Smith und ſeiner erſten Frauen; ich bin ihm mein Exemplar des Palladio ſchuldig und dankte ihm auf ſeinem ungeweihten Grabe dafür.
Und nicht allein ungeweiht, ſondern halbverſchüttet iſt das Grab. Das Lido iſt immer nur wie eine Düne anzuſehen; der Sand wird dorthin geführt, vom Winde hin und her getrieben, aufgehäuft, überall angedrängt. In weniger Zeit wird man das ziemlich erhöhte Monument kaum wiederfinden können.
Das Meer iſt doch ein großer Anblick! Ich will ſehen, in einem Fiſcherkahn eine Fahrt zu tun: die Gondeln wagen ſich nicht hinaus.

Am Meere habe ich auch verſchiedene Pflanzen gefunden, deren ähnlicher Charakter mir ihre Eigenſchaften näher kennen ließ: ſie ſind alle zugleich maſtig und ſtreng, ſaftig und zäh, und es iſt offenbar, daß das alte Salz des Sandbodens, mehr aber die ſalzige Luft ihnen dieſe Eigenſchaften gibt; ſie ſtrotzen von Säften, wie Waſſerpflanzen, ſie ſind feſt und zäh, wie Bergpflanzen; wenn ihre Blätterenden eine Neigung zu Stacheln haben, wie Diſteln tun, ſind ſie gewaltig ſpitz und ſtark. Ich fand einen ſolchen Buſch Blätter; es ſchien mir unſer unſchuldiger Huflattich, hier aber mit ſcharfen Waffen bewaffnet, und das Blatt wie Leder, ſo auch die Samenkapſeln, die Stiele, alles maſtig und feſt. Ich bringe Samen mit und eingelegte Blätter (Eryngium maritimum).
Der Fiſchmarkt und die unendlichen Seeprodukte machen mir viel Vergnügen; ich gehe oft darüber und beleuchte die unglücklichen aufgehaſchten Meeresbewohner.

Den 9. Oktober.

Ein köſtlicher Tag, vom Morgen bis in die Nacht! Ich fuhr bis Paleſtrina gegen Chiozza über, wo die großen Baue ſind, Murazzi genannt, welche die Republik gegen das Meer aufführen läßt. Sie ſind von gehauenen Steinen und ſollen eigentlich die lange Erdzunge, Lido genannt, welche die Lagunen von dem Meere trennt, vor dieſem wilden Elemente ſchützen.

Die Lagunen ſind eine Wirkung der alten Natur. Erſt Ebbe, Flut und Erde, gegeneinander arbeitend, dann das allmähliche Sinken des Urgewäſſers waren Urſache, daß am obern Ende des Adriatiſchen Meeres ſich eine anſehnliche Sumpfſtrecke befindet, welche von der Flut beſucht, von der Ebbe zum Teil verlaſſen wird. Die Kunſt hat ſich der höchſten Stellen bemächtigt, und ſo liegt Venedig, von hundert Inſeln zuſammen gruppiert und von hunderten umgeben. Zugleich hat man, mit unglaublicher Anſtrengung und Koſten, tiefe Kanäle in den Sumpf gefurcht, damit man auch zur Zeit der Ebbe mit Kriegsſchiffen an die Hauptſtellen gelangen könne. Was Menſchenwitz und Fleiß vor alters erſonnen und ausgeführt, muß Klugheit und Fleiß nun erhalten. Das Lido, ein langer Erdſtreif, trennt die Lagunen von dem Meere, welches nur an zwei Orten hereintreten kann, bei dem Kaſtell nämlich und am entgegengeſetzten Ende, bei Chiozza. Die Flut tritt gewöhnlich des Tages zweimal herein, und die Ebbe bringt das Waſſer zweimal hinaus, immer durch denſelben Weg in denſelben Richtungen. Die Flut bedeckt die innern moraſtigen Stellen und läßt die erhöhteren, wo nicht trocken, doch ſichtbar.

Ganz anders wäre es, wenn das Meer ſich neue Wege ſuchte, die Erdzunge angriffe und nach Willkür hinein und heraus flutete. Nicht gerechnet, daß die Örtchen auf dem Lido, Paleſtrina, St. Peter und andere, untergehen müßten, ſo würden auch jene Kommunikationskanäle ausgefüllt und, indem das Waſſer alles durcheinander ſchlemmte, das Lido zu Inſeln, die Inſeln, die jetzt dahinterliegen, zu Erdzungen verwandelt werden. Dieſes zu verhüten, müſſen ſie das Lido verwahren, was ſie können, damit das Element nicht dasjenige willkürlich angreifen, hinüber und herüber werfen möge, was die Menſchen ſchon in Beſitz genommen, dem ſie ſchon zu einem gewiſſen Zweck Geſtalt und Richtung gegeben haben.

Bei außerordentlichen Fällen, wenn das Meer übermäßig wächſt, iſt es beſonders gut, daß es nur an zwei Orten herein darf und das übrige geſchloſſen bleibt; es kann alſo doch nicht mit der größten Gewalt eindringen und muß ſich in einigen Stunden dem Geſetz der Ebbe unterwerfen und ſeine Wut mindern.

Übrigens hat Venedig nichts zu beſorgen: die Langſamkeit, mit der das Meer abnimmt, gibt ihr Jahrtauſende Zeit, und ſie werden ſchon, den Kanälen klug nachhelfend, ſich im Beſitz zu erhalten ſuchen.

Wenn ſie ihre Stadt nur reinlicher hielten, welches ſo notwendig als leicht iſt und wirklich, auf die Folge von Jahrhunderten, von großer Konſequenz. Nun iſt zwar bei großer Strafe verboten, nichts in die Kanäle zu ſchütten noch Kehricht hineinzuwerfen; einem ſchnell einfallenden Regenguß aber iſt's nicht unterſagt, allen den in die Ecken geſchobnen Kehricht aufzurühren, in die Kanäle zu ſchleppen, ja, was noch ſchlimmer iſt, in die Abzüge zu führen, die nur zum Abfluß des Waſſers beſtimmt ſind, und ſie dergeſtalt zu verſchlemmen, daß die Hauptplätze in Gefahr ſind, unter Waſſer zu ſtehen. Selbſt einige Abzüge auf dem kleinen Markusplatze, die, wie auf dem großen, gar klug angelegt ſind, habe ich verſtopft und voll Waſſer geſehen.

Wenn ein Tag Regenwetter einfällt, iſt ein unleidlicher Kot; alles flucht und ſchimpft, man beſudelt beim Auf- und Abſteigen der Brücken die Mäntel, die Tabarros, womit man ſich ja das ganze Jahr ſchleppt, und da alles in Schuh und Strümpfen läuft, beſpritzt man ſich und ſchilt; denn man hat ſich nicht mit gemeinem, ſondern beizendem Kot beſudelt. Das Wetter wird wieder ſchön, und kein Menſch denkt an Reinlichkeit. Wie wahr iſt es geſagt: das Publikum beklagt ſich immer, daß es ſchlecht bedient ſei, und

weiß es nicht anzufangen, beſſer bedient zu werden. Hier, wenn der Souverän wollte, könnte alles gleich getan ſein.

Heute abend ging ich auf den Markusturm; denn da ich neulich die Lagunen in ihrer Herrlichkeit, zur Zeit der Flut, von oben geſehen, wollt ich ſie auch zur Zeit der Ebbe, in ihrer Demut, ſchauen, und es iſt notwendig, dieſe beiden Bilder zu verbinden, wenn man einen richtigen Begriff haben will. Es ſieht ſonderbar aus, ringsum überall Land erſcheinen zu ſehen, wo vorher Waſſerſpiegel war. Die Inſeln ſind nicht mehr Inſeln, nur höher bebaute Flecke, eines großen graugrünlichen Moraſtes, den ſchöne Kanäle durchſchneiden. Der ſumpfige Teil iſt mit Waſſerpflanzen bewachſen und muß ſich auch dadurch nach und nach erheben, obgleich Ebbe und Flut beſtändig daran rupfen und wühlen und der Vegetation keine Ruhe laſſen.

Ich wende mich mit meiner Erzählung nochmals ans Meer. Dort habe ich heute die Wirtſchaft der Seeſchnecken, Patellen und Taſchenkrebſe geſehen und mich herzlich darüber gefreut. Was iſt doch ein Lebendiges für ein köſtliches, herrliches Ding! wie abgemeſſen zu ſeinem Zuſtande, wie wahr, wie ſeiend! Wieviel nützt mir nicht mein bißchen Studium der Natur, und wie freue ich mich, es fortzuſetzen! Doch ich will, da es ſich mitteilen läßt, die Freunde nicht mit bloßen Ausrufungen anreizen.

Die dem Meere entgegengebauten Mauerwerke beſtehen erſt aus einigen ſteilen Stufen, dann kommt eine ſacht anſteigende Fläche, ſodann wieder eine Stufe, abermals eine ſanft anſteigende Fläche, dann eine ſteile Mauer mit einem oben überhängenden Kopfe. Dieſe Stufen, dieſe Flächen hinan ſteigt nun das flutende Meer, bis es, in außerordentlichen Fällen, endlich oben an der Mauer und deren Vorſprung zerſchellt.

Dem Meere folgen ſeine Bewohner, kleine eßbare Schnecken, einſchalige Patellen, und was ſonſt noch beweglich iſt, beſonders die Taſchenkrebſe. Kaum aber haben dieſe Tiere an den glatten Mauern Beſitz genommen, ſo zieht ſich ſchon das Meer, weichend und ſchwellend, wie es gekommen, wieder zurück. Anfangs weiß das Gewimmel nicht, woran es iſt, und hofft immer, die ſalzige Flut ſoll wiederkehren; allein ſie bleibt aus, die Sonne ſticht und trocknet ſchnell, und nun geht der Rückzug an. Bei dieſer Gelegenheit ſuchen die Taſchenkrebſe ihren Raub. Wunderlicher und komiſcher kann man nichts ſehen als die Gebärden dieſer aus einem runden Körper und zwei langen Scheren beſtehenden Geſchöpfe; denn die übrigen Spinnenfüße ſind nicht bemerklich. Wie auf ſtelzenartigen Armen ſchreiten ſie einher, und ſobald eine Patelle ſich unter ihrem Schild vom Flecke bewegt, fahren ſie zu, um die Schere in den ſchmalen Raum zwiſchen der Schale und dem Boden zu ſtecken, das Dach umzukehren und die Auſter zu verſchmauſen. Die Patelle zieht ſachte ihren Weg hin, ſaugt ſich aber gleich feſt an den Stein, ſobald ſie die Nähe des Feindes merkt. Dieſer gebärdet ſich nun wunderlich um das Dächelchen herum, gar zierlich und affenhaft; aber ihm fehlt die Kraft, den mächtigen Muskel des weichen Tierchens zu überwältigen, er tut auf dieſe Beute Verzicht, eilt auf eine andere wandernde los, und die erſte ſetzt ihren Zug ſachte fort. Ich habe nicht geſehen, daß irgendein Taſchenkrebs zu ſeinem Zwecke gelangt wäre, ob ich gleich den Rückzug dieſes Gewimmels ſtundenlang, wie ſie die beiden Flächen und die dazwiſchen liegenden Stufen hinabſchlichen, beobachtet habe.

Den 10. Oktober.

Nun endlich kann ich denn auch ſagen, daß ich eine Komödie geſehen habe! Sie ſpielten heut auf dem Theater St. Lukas: Le Baruffe Chiozzotte, welches allenfalls zu überſetzen

wäre: Die Rauf- und Schreihändel von Chiozza. Die Handelnden ſind lauter Seeleute, Einwohner von Chiozza, und ihre Weiber, Schweſtern und Töchter. Das gewöhnliche Geſchrei dieſer Leute, im Guten und Böſen, ihre Händel, Heftigkeit, Gutmütigkeit, Plattheit, Witz, Humor und ungezwungene Manieren, alles iſt gar brav nachgeahmt. Das Stück iſt noch von Goldoni, und da ich erſt geſtern in jener Gegend war und mir Stimmen und Betragen der See- und Hafenleute noch im Aug und Ohr widerſchien und widerklang, ſo machte es gar große Freude, und ob ich gleich manchen einzelnen Bezug nicht verſtand, ſo konnte ich doch dem Ganzen recht gut folgen. Der Plan des Stücks iſt folgender. Die Einwohnerinnen von Chiozza ſitzen auf der Reede vor ihren Häuſern, ſpinnen, ſtricken, nähen, klippeln, wie gewöhlich; ein junger Menſch geht vorüber und grüßt eine freundlicher als die übrigen; ſogleich fängt das Sticheln an; dies hält nicht Maße, es ſchärft ſich und wächſt bis zum Hohne, ſteigert ſich zu Vorwürfen, eine Unart überbietet die andere; eine heftige Nachbarin platzt mit der Wahrheit heraus und nun iſt Schelten, Schimpfen, Schreien auf einmal losgebunden, es fehlt nicht an entſchiedenen Beleidigungen, ſo daß die Gerichtsperſonen ſich einzumiſchen genötigt ſind.

Im zweiten Akt befindet man ſich in der Gerichtsſtube. Der Aktuarius an der Stelle des abweſenden Podeſta, der als Nobile nicht auf dem Theater hätte erſcheinen dürfen, der Aktuarius alſo läßt die Frauen einzeln vorfordern: dieſes wird dadurch bedenklich, daß er ſelbſt in die erſte Liebhaberin verliebt iſt und, ſehr glücklich ſie allein zu ſprechen, anſtatt ſie zu verhören ihr eine Liebeserklärung tut. Eine andere, die in den Aktuarius verliebt iſt, ſtürzt eiferſüchtig herein, der aufgeregte Liebhaber der erſten gleichfalls, die übrigen folgen, neue Vorwürfe häufen ſich, und nun iſt der Teufel in der Gerichtsſtube los, wie vorher auf dem Hafenplatz.

Im dritten Akt ſteigert ſich der Scherz, und das Ganze endet mit einer eiligen notdürftigen Auflöſung. Der glücklichſte Gedanke jedoch iſt in einem Charakter ausgedrückt, der ſich folgendermaßen darſtellt.

Ein alter Schiffer, deſſen Gliedmaßen, beſonders aber die Sprachorgane, durch eine von Jugend auf geführte harte Lebensart ſtockend geworden, tritt auf, als Gegenſatz des beweglichen, ſchwätzenden, ſchreiſeligen Volkes; er nimmt immer erſt einen Anlauf durch Bewegung der Lippen und Nachhelfen der Hände und Arme, bis er denn endlich, was er gedacht, herausſtößt. Weil ihm dieſes aber nur in kurzen Sätzen gelingt, ſo hat er ſich einen lakoniſchen Ernſt angewöhnt, dergeſtalt, daß alles, was er ſagt, ſprichwörtlich oder ſentenzios klingt, wodurch denn das übrige wilde, leidenſchaftliche Handeln gar ſchön ins Gleichgewicht geſetzt wird.

Aber auch ſo eine Luſt habe ich noch nie erlebt, als das Volk laut werden ließ, ſich und die Seinigen ſo natürlich vorſtellen zu ſehen. Ein Gelächter und Gejauchze von Anfang bis zu Ende. Ich muß aber auch geſtehen, daß die Schauſpieler es vortrefflich machten. Sie hatten ſich, nach Anlage der Charaktere, in die verſchiedenen Stimmen geteilt, welche unter dem Volk gewöhnlich vorkommen. Die erſte Aktrice war allerliebſt, viel beſſer als neulich in Heldentracht und Leidenſchaft. Die Frauen überhaupt, beſonders aber dieſe, ahmten Stimme, Gebärden und Weſen des Volkes aufs anmutigſte nach. Großes Lob verdient der Verfaſſer, der aus nichts den angenehmſten Zeitvertreib gebildet hat. Das kann man aber auch nur unmittelbar ſeinem eignen lebensluſtigen Volk. Es iſt durchaus mit einer geübten Hand geſchrieben.

Von der Truppe Sacchi, für welche Gozzi arbeitete und die übrigens zerſtreut iſt, habe ich die Smeraldina geſehen, eine kleine, dicke Figur, voller Leben, Gewandtheit und guten Humors. Mit ihr ſah ich den Brighella, einen hagern, wohlgebauten, beſonders in Mienen- und Händeſpiel trefflichen Schauſpieler. Dieſe Masken, die wir faſt nur als Mumien kennen, da ſie für uns weder Leben noch Bedeutung haben, tun hier gar zu wohl, als Geſchöpfe dieſer Landſchaft. Die ausgezeichneten Alter, Charaktere und Stände haben ſich in wunderlichen Kleidern verkörpert, und wenn man ſelbſt den größten Teil des Jahrs mit der Maske herumläuft, ſo findet man nichts natürlicher, als daß da droben auch ſchwarze Geſichter erſcheinen.

Den 11. Oktober.

Und weil die Einſamkeit in einer ſo großen Menſchenmaſſe denn doch zuletzt nicht recht möglich ſein will, ſo bin ich mit einem alten Franzoſen zuſammengekommen, der kein Italieniſch kann, ſich wie verraten und verkauft fühlt und, mit allen Empfehlungsſchreiben, doch nicht recht weiß, woran er iſt. Ein Mann von Stande, ſehr guter Lebensart, der aber nicht aus ſich heraus kann; er mag ſtark in den Funfzigen ſein und hat zu Hauſe einen ſiebenjährigen Knaben, von dem er bänglich Nachrichten erwartet. Ich habe ihm einige Gefälligkeiten erzeigt; er reiſt durch Italien bequem, aber geſchwind, um es doch einmal geſehen zu haben, und mag ſich gern im Vorbeigehen ſo viel wie möglich unterrichten; ich gebe ihm Auskunft über manches. Als ich mit ihm von Venedig ſprach, fragte er mich, wie lange ich hier ſei, und als er hörte, nur vierzehn Tage und zum erſtenmal, verſetzte er: Il paraît que vous n'avez pas perdu votre temps. Das iſt das erſte Teſtimonium meines Wohlverhaltens, das ich aufweiſen kann. Er iſt nun acht Tage hier und geht morgen fort. Es war mir köſtlich, einen recht eingefleiſchten Verſailler in der Fremde zu ſehen. Der reiſt nun auch! und ich betrachtete mit Erſtaunen, wie man reiſen kann, ohne etwas außer ſich gewahr zu werden; und er iſt in ſeiner Art ein recht gebildeter, wackrer, ordentlicher Mann.

Den 12. Oktober.

Geſtern gaben ſie zu St. Lukas ein neues Stück: L'Inglicismo in Italia. Da viele Engländer in Italien leben, ſo iſt es natürlich, daß ihre Sitten bemerkt werden, und ich dachte hier zu erfahren, wie die Italiener dieſe reichen und ihnen ſo willkommenen Gäſte betrachten; aber es war ganz und gar nichts. Einige glückliche Narrenſzenen, wie immer, das übrige aber zu ſchwer und ernſtlich gemeint, und denn doch keine Spur von engliſchem Sinn; die gewöhnlichen italieniſchen ſittlichen Gemeinſprüche, und auch nur auf das Gemeinſte gerichtet.

Auch gefiel es nicht und war auf dem Punkt, ausgepfiffen zu werden; die Schauſpieler fühlten ſich nicht in ihrem Elemente, nicht auf dem Platze von Chiozza. Da dies das letzte Stück iſt, was ich hier ſehe, ſo ſcheint es, mein Enthuſiasmus für jene Nationalrepräſentation ſollte noch durch dieſe Folie erhöht werden.

Nachdem ich zum Schluß mein Tagebuch durchgegangen, kleine Schreibtafelbemerkungen eingeſchaltet, ſo ſollen die Akten inrotuliert und den Freunden zum Urteilsſpruch zugeſchickt werden. Schon jetzt finde ich manches in dieſen Blättern, das ich näher beſtimmen, erweitern und verbeſſern könnte; es mag ſtehen als Denkmal des erſten Eindrucks, der, wenn er auch nicht immer wahr wäre, uns doch köſtlich und wert bleibt. Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieſer leichtern Exiſtenz hinüberſenden! Jawohl iſt dem

Italiener das Ultramontane eine dunkle Vorſtellung, auch mir kommt das Jenſeits der Alpen nun düſter vor; doch winken freundliche Geſtalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, dieſe Gegenden jenen vorzuziehen; denn Geburt und Gewohnheit ſind mächtige Feſſeln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte, wo ich unbeſchäftigt wäre; jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu ſchaffen. Die Baukunſt ſteigt wie ein alter Geiſt aus dem Grabe hervor, ſie heißt mich ihre Lehren, wie die Regeln einer ausgeſtorbenen Sprache, ſtudieren, nicht um ſie auszuüben oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, ſondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeſchiedene Exiſtenz der vergangenen Zeitalter in einem ſtillen Gemüte zu verehren. Da Palladio alles auf Vitruv bezieht, ſo habe ich mir auch die Ausgabe des Galiani angeſchafft; allein dieſer Foliante laſtet in meinem Gepäck wie das Studium desſelben auf meinem Gehirn. Palladio hat mir durch ſeine Worte und Werke, durch ſeine Art und Weiſe des Denkens und Schaffens den Vitruv ſchon näher gebracht und verdolmetſcht, beſſer als die italieniſche Überſetzung tun kann. Vitruv lieſt ſich nicht ſo leicht; das Buch iſt an ſich ſchon düſter geſchrieben und fordert ein kritiſches Studium. Demohngeachtet leſe ich es flüchtig durch, und es bleibt mir mancher würdige Eindruck. Beſſer zu ſagen: ich leſe es wie ein Brevier, mehr aus Andacht als zur Belehrung. Schon bricht die Nacht zeitiger ein und gibt Raum zum Leſen und Schreiben.

Gott ſei Dank, wie mir alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf wert war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftſtellern wieder näher zu treten wage! Denn jetzt darf ich es ſagen, darf meine Krankheit und Torheit bekennen. Schon einige Jahre her durft ich keinen lateiniſchen Autor anſehen, nichts betrachten, was mir ein Bild Italiens erneute. Geſchah es zufällig, ſo erduldete ich die entſetzlichſten Schmerzen. Herder ſpottete oft über mich, daß ich all mein Latein aus dem Spinoza lerne; denn er hatte bemerkt, daß dies das einzige lateiniſche Buch war, das ich las: er wußte aber nicht, wie ſehr ich mich vor den Alten hüten mußte, wie ich mich in jene abſtruſen Allgemeinheiten nur ängſtlich flüchtete. Noch zuletzt hat mich die Wielandſche Überſetzung der Satiren höchſt unglücklich gemacht: ich hatte kaum zwei geleſen, ſo war ich ſchon verrückt.

Hätte ich nicht den Entſchluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, ſo wär ich rein zugrunde gegangen: zu einer ſolchen Reife war die Begierde, dieſe Gegenſtände mit Augen zu ſehen, in meinem Gemüt geſtiegen. Die hiſtoriſche Kenntnis fördert mich nicht: die Dinge ſtanden nur eine Handbreit von mir ab, aber durch eine undurchdringliche Mauer geſchieden. Es iſt mir wirklich auch jetzt nicht etwa zumute, als wenn ich die Sachen zum erſtenmal ſähe, ſondern als ob ich ſie wiederſähe. Ich bin nur kurze Zeit in Venedig und habe mir die hieſige Exiſtenz genugſam zugeeignet und weiß, daß ich, wenn auch einen unvollſtändigen, doch einen ganz klaren und wahren Begriff mit wegnehme.

Venedig, den 14. Oktober, 2 Stunden in der Nacht.

In den letzten Augenblicken meines Hierſeins: denn es geht ſogleich mit dem Kurierſchiffe nach Ferrara. Ich verlaſſe Venedig gern; denn um mit Vergnügen und Nutzen zu bleiben, müßte ich andere Schritte tun, die außer meinem Plan liegen; auch verläßt jedermann nun dieſe Stadt und ſucht ſeine Gärten und Beſitzungen auf dem feſten Lande. Ich habe indes gut aufgeladen und trage das reiche, ſonderbare, einzige Bild mit mir fort.

FERRARA BIS ROM

Den 16. Oktober früh, auf dem Schiffe.

MEINE Reiſegeſellſchaft, Männer und Frauen, ganz leidliche und natürliche Menſchen, liegen noch alle ſchlafend in der Kajüte. Ich aber, in meinen Mantel gehüllt, blieb auf dem Verdeck die beiden Nächte. Nur gegen Morgen ward es kühl. Ich bin nun in den fünfundvierzigſten Grad wirklich eingetreten und wiederhole mein altes Lied: dem Landesbewohner wollt ich alles laſſen, wenn ich nur, wie Dido, ſo viel Klima mit Riemen umſpannen könnte, um unſere Wohnungen damit einzufaſſen. Es iſt denn doch ein ander Sein. Die Fahrt bei herrlichem Wetter war ſehr angenehm, die Aus- und Anſichten einfach, aber anmutig. Der Po, ein freundlicher Fluß, zieht hier durch große Plainen, man ſieht nur ſeine bebuſchten und bewaldeten Ufer, keine Fernen. Hier, wie an der Etſch, ſah ich alberne Waſſerbaue, die kindiſch und ſchädlich ſind, wie die an der Saale.

Ferrara, den 16. Oktober nachts.

Seit früh ſieben Uhr deutſchen Zeigers hier angelangt, bereite ich mich, morgen wieder wegzugehen. Zum erſtenmal überfällt mich eine Art von Unluſt, in dieſer großen und ſchönen, flachgelegenen, entvölkerten Stadt. Dieſelben Straßen belebte ſonſt ein glänzender Hof, hier wohnte Arioſt unzufrieden, Taſſo unglücklich, und wir glauben uns zu erbauen, wenn wir dieſe Stätte beſuchen. Arioſts Grabmal enthält viel Marmor, ſchlecht ausgeteilt. Statt Taſſos Gefängnis zeigen ſie einen Holzſtall oder Kohlengewölbe, wo er gewiß nicht aufbewahrt worden iſt. Auch weiß im Hauſe kaum jemand mehr, was man will. Endlich beſinnen ſie ſich, um des Trinkgeldes willen. Es kommt mir vor wie Dr. Luthers Tintenklecks, den der Kaſtellan von Zeit zu Zeit wieder auffriſcht. Die meiſten Reiſenden haben doch etwas Handwerksburſchenartiges und ſehen ſich gern nach ſolchen Wahrzeichen um. Ich war ganz mürriſch geworden, ſo daß ich an einem ſchönen akademiſchen Inſtitut, welches ein aus Ferrara gebürtiger Kardinal geſtiftet und bereichert, wenig teilnahm; doch erquickten mich einige alte Denkmale im Hofe.

Sodann erheiterte mich der gute Einfall eines Malers. Johannes der Täufer vor Herodes und Herodias. Der Prophet in ſeinem gewöhnlichen Wüſtenkoſtüme deutet heftig auf die Dame. Sie ſieht ganz gelaſſen den neben ihr ſitzenden Fürſten und der Fürſt ſtill und klug den Enthuſiaſten an. Vor dem Könige ſteht ein Hund, weiß, mittelgroß; unter dem Rock der Herodias hingegen kommt ein kleiner Bologneſer hervor, welche beide den Propheten anbellen. Mich dünkt, das iſt recht glücklich gedacht.

Cento, den 17. Oktober abends.

In einer beſſeren Stimmung als geſtern ſchreibe ich aus Guercins Vaterſtadt. Es iſt aber auch ein ganz anderer Zuſtand. Ein freundliches, wohlgebautes Städtchen, von ohngefähr fünftauſend Einwohnern, nahrhaft, lebendig, reinlich, in einer unüberſehlich bebauten Plaine. Ich beſtieg nach meiner Gewohnheit ſogleich den Turm. Ein Meer von Pappelſpitzen, zwiſchen denen man in der Nähe kleine Bauernhöfchen erblickt, jedes mit ſeinem eignen Feld umgeben. Köſtlicher Boden, ein mildes Klima. Es war ein Herbſtabend, wie wir unſerm Sommer ſelten einen verdanken. Der Himmel, den ganzen Tag bedeckt, heiterte ſich auf, die Wolken warfen ſich nord- und ſüdwärts an die Gebirge, und ich hoffe einen ſchönen morgenden Tag.

Hier ſah ich die Apenninen, denen ich mich nähere, zum erſtenmal. Der Winter dauert hier nur Dezember und Januar; ein regnichter April, übrigens nach Beſchaffenheit der

Jahreszeit gut Wetter. Nie anhaltender Regen; doch war dieſer September beſſer und wärmer als ihr Auguſt. Die Apenninen begrüßte ich freundlich in Süden; denn ich habe der Flächen bald genug. Morgen ſchreibe ich dort an ihrem Fuße.

Guercino liebte ſeine Vaterſtadt, wie überhaupt die Italiener dieſen Lokalpatriotismus im höchſten Sinne hegen und pflegen, aus welchem ſchönen Gefühl ſo viel köſtliche Anſtalten, ja die Menge Ortsheilige entſprungen ſind. Unter jenes Meiſters Leitung entſtand nun hier eine Malerakademie. Er hinterließ mehrere Bilder, an denen ſich noch der Bürger freut, die es aber auch wert ſind.

Guercin iſt ein heiliger Name, und im Munde der Kinder wie der Alten.

Sehr lieb war mir das Bild, den auferſtandenen Chriſtus darſtellend, der ſeiner Mutter erſcheint. Vor ihm kniend, blickt ſie auf ihn mit unbeſchreiblicher Innigkeit. Ihre Linke berührt ſeinen Leib, gleich unter der unſeligen Wunde, die das ganze Bild verdirbt. Er hat ſeine linke Hand um ihren Hals gelegt und biegt ſich, um ſie bequemer anzuſehen, ein wenig mit dem Körper zurück. Dieſes gibt der Figur etwas, ich will nicht ſagen Gezwungenes, aber doch Fremdes. Demohngeachtet bleibt ſie unendlich angenehm. Der ſtilltraurige Blick, mit dem er ſie anſieht, iſt einzig, als wenn ihm die Erinnerung ſeiner und ihrer Leiden, durch die Auferſtehung nicht gleich geheilt, vor der edlen Seele ſchwebte.

Strange hat das Bild geſtochen; ich wünſchte, daß meine Freunde wenigſtens dieſe Kopie ſähen.

Darauf gewann eine Madonna meine Neigung. Das Kind verlangt nach der Bruſt; ſie zaudert ſchamhaft, den Buſen zu entblößen. Natürlich, edel, köſtlich und ſchön.

Ferner eine Maria, die dem vor ihr ſtehenden und nach den Zuſchauern gerichteten Kinde den Arm führt, daß es mit aufgehobenen Fingern den Segen austeile. Ein im Sinn der katholiſchen Mythologie ſehr glücklicher und oft wiederholter Gedanke.

Guercin iſt ein innerlich braver, männlich geſunder Maler, ohne Roheit. Vielmehr haben ſeine Sachen eine zarte moraliſche Grazie, eine ruhige Freiheit und Großheit, dabei etwas Eignes, daß man ſeine Werke, wenn man einmal das Auge darauf gebildet hat, nicht verkennen wird. Die Leichtigkeit, Reinlichkeit und Vollendung ſeines Pinſels ſetzt in Erſtaunen. Er bedient ſich beſonders ſchöner, ins Braunrote gebrochener Farben zu ſeinen Gewändern; dieſe harmonieren gar gut mit dem Blauen, das er auch gerne anbringt.

Die Gegenſtände der übrigen Bilder ſind mehr oder weniger unglücklich. Der gute Künſtler hat ſich gemartert und doch Erfindung und Pinſel, Geiſt und Hand verſchwendet und verloren. Mir iſt aber ſehr lieb und wert, daß ich auch dieſen ſchönen Kunſtkreis geſehen habe, obgleich ein ſolches Vorüberrennen wenig Genuß und Belehrung gewährt.

Bologna, den 18. Oktober nachts.

Heute früh, vor Tage, fuhr ich von Cento weg und gelangte bald genug hieher. Ein flinker und wohlunterrichteter Lohnbediente, ſobald er vernahm, daß ich nicht lange zu verweilen gedächte, jagte mich durch alle Straßen, durch ſo viel Paläſte und Kirchen, daß ich kaum in meinem Volkmann anzeichnen konnte, wo ich geweſen war; und wer weiß, ob ich mich künftig bei dieſen Merkzeichen aller der Sachen erinnere. Nun gedenke ich aber ein paar lichter Punkte, an denen ich wahrhafte Beruhigung gefühlt.

Zuerſt alſo die Cäcilia von Raffael! Es iſt, was ich zum voraus wußte, nun aber mit Augen ſah: er hat eben immer gemacht, was andere zu machen wünſchten, und ich möchte jetzt nichts darüber ſagen, als daß es von ihm iſt. Fünf Heilige nebeneinander, die uns alle

nichts angehen, deren Exiſtenz aber ſo vollkommen daſteht, daß man dem Bilde eine Dauer für die Ewigkeit wünſcht, wenn man gleich zufrieden iſt, ſelbſt aufgelöſt zu werden. Um ihn aber recht zu erkennen, ihn recht zu ſchätzen und ihn wieder auch nicht ganz als einen Gott zu preiſen, der, wie Melchisedek, ohne Vater und ohne Mutter erſchienen wäre, muß man ſeine Vorgänger, ſeine Meiſter anſehen. Dieſe haben auf dem feſten Boden der Wahrheit Grund gefaßt, ſie haben die breiten Fundamente emſig, ja ängſtlich gelegt und, miteinander wetteifernd, die Pyramide ſtufenweis in die Höhe gebaut, bis er zuletzt, von allen dieſen Vorteilen unterſtützt, von dem himmliſchen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufſetzte, über und neben dem kein anderer ſtehen kann.

Das hiſtoriſche Intereſſe wird beſonders rege, wenn man die Werke der ältern Meiſter betrachtet. Francesco Francia iſt ein gar reſpektabler Künſtler, Peter von Perugia ein ſo braver Mann, daß man ſagen möchte: eine ehrliche deutſche Haut. Hätte doch das Glück Albrecht Dürern tiefer nach Italien geführt! In München habe ich ein paar Stücke von ihm geſehen, von unglaublicher Großheit. Der arme Mann, wie er ſich in Venedig verrechnet und mit den Pfaffen einen Akkord macht, bei dem er Wochen und Monate verliert! Wie er auf ſeiner niederländiſchen Reiſe gegen ſeine herrlichen Kunſtwerke, womit er ſein Glück zu machen hoffte, Papageien eintauſcht und, um das Trinkgeld zu ſparen, die Domeſtiken porträtiert, die ihm einen Teller Früchte bringen! Mir iſt ſo ein armer Narr von Künſtler unendlich rührend, weil es im Grunde auch mein Schickſal iſt, nur daß ich mir ein klein wenig beſſer zu helfen weiß.

Gegen Abend rettete ich mich endlich aus dieſer alten, ehrwürdigen, gelehrten Stadt, aus der Volksmenge, die in den gewölbten Lauben, welche man faſt durch alle Straßen verbreitet ſieht, geſchützt vor Sonne und Witterung, hin und her wandeln, gaffen, kaufen und ihre Geſchäfte treiben kann. Ich beſtieg den Turm und ergötzte mich an der freien Luft. Die Ausſicht iſt herrlich! Im Norden ſieht man die Paduaniſchen Berge, ſodann die Schweizer, Tiroler, Friauler Alpen, genug, die ganze nördliche Kette, diesmal im Nebel. Gegen Weſten ein unbegrenzter Horizont, aus dem nur die Türme von Modena herausragen. Gegen Oſten eine gleiche Ebene, bis ans Adriatiſche Meer, welches man bei Sonnenaufgang gewahr wird. Gegen Süden die Vorhügel der Apenninen, bis an ihre Gipfel bepflanzt, bewachſen, mit Kirchen, Paläſten, Gartenhäuſern beſetzt, wie die Vicentiniſchen Hügel. Es war ein ganz reiner Himmel, kein Wölkchen, nur am Horizont eine Art Höherauch. Der Türmer verſicherte, daß nunmehro ſeit ſechs Jahren dieſer Nebel nicht aus der Ferne komme. Sonſt habe er durch das Sehrohr die Berge von Vicenza mit ihren Häuſern und Kapellen gar wohl entdecken können, jetzt bei den hellſten Tagen nur ſelten. Und dieſer Nebel lege ſich denn vorzüglich an die nördliche Kette und mache unſer liebes Vaterland zum wahren Cimmerien. Der Mann ließ mich auch die geſunde Lage und Luft der Stadt daran bemerken, daß ihre Dächer wie neu ausſähen und kein Ziegel durch Feuchtigkeit und Moos angegriffen ſei. Man muß geſtehen, die Dächer ſind alle rein und ſchön; aber die Güte der Ziegeln mag auch etwas dazu beitragen, wenigſtens in alten Zeiten hat man ſolche in dieſen Gegenden koſtbar gebrannt.

Der hängende Turm iſt ein abſcheulicher Anblick, und doch höchſt wahrſcheinlich, daß er mit Fleiß ſo gebaut worden. Ich erkläre mir dieſe Torheit folgendermaßen. In den Zeiten der ſtädtiſchen Unruhen ward jedes große Gebäude zur Feſtung, aus der jede mächtige Familie einen Turm erhob. Nach und nach wurde dies zu einer Luſt- und Ehrenſache, jeder wollte auch mit einem Turm prangen, und als zuletzt die graden Türme gar

zu alltäglich waren, ſo baute man einen ſchiefen. Auch haben Architekt und Beſitzer ihren Zweck erreicht: man ſieht an den vielen graden ſchlanken Türmen hin und ſucht den krummen. Ich war nachher oben auf demſelben. Die Backſteinſchichten liegen horizontal. Mit gutem bindenden Kitt und eiſernen Ankern kann man ſchon tolles Zeug machen.

Bologna, den 19. Oktober abends.

Meinen Tag habe ich beſtmöglichſt angewendet, um zu ſehen und wieder zu ſehen; aber es geht mit der Kunſt wie mit dem Leben: je weiter man hineinkommt, je breiter wird ſie. An dieſem Himmel treten wieder neue Geſtirne hervor, die ich nicht berechnen kann und die mich irre machen: die Carracci, Guido, Dominichin, in einer ſpätern glücklichern Kunſtzeit entſprungen; ſie aber wahrhaft zu genießen, gehört Wiſſen und Urteil, welches mir abgeht und nur nach und nach erworben werden kann. Ein großes Hindernis der reinen Betrachtung und der unmittelbaren Einſicht ſind die meiſt unſinnigen Gegenſtände der Bilder, über die man toll wird, indem man ſie verehren und lieben möchte.

Es iſt, als da ſich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menſchen vermählten: daraus entſtanden mancherlei Ungeheuer. Indem der himmliſche Sinn des Guido, ſein Pinſel, der nur das Vollkommenſte, was geſchaut werden kann, hätte malen ſollen, dich anzieht, ſo möchteſt du gleich die Augen von den abſcheulich dummen, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenſtänden wegkehren, und ſo geht es durchaus: man iſt immer auf der Anatomie, dem Rabenſteine, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, niemals Handlung, nie ein gegenwärtig Intereſſe, immer etwas phantaſtiſch von außen Erwartetes. Entweder Miſſetäter, oder Verzückte, Verbrecher oder Narren, wo denn der Maler, um ſich zu retten, einen nackten Kerl, eine hübſche Zuſchauerin herbeiſchleppt, allenfalls ſeine geiſtlichen Helden als Gliedermänner traktiert und ihnen recht ſchöne Faltenmäntel überwirft. Da iſt nichts, was einen menſchlichen Begriff gäbe! Unter zehn Sujets nicht eins, das man hätte malen ſollen, und das eine hat der Künſtler nicht von der rechten Seite nehmen dürfen.

Das große Bild von Guido in der Kirche der Mendicanti iſt alles, was man malen, aber auch alles, was man Unſinniges beſtellen und dem Künſtler zumuten kann. Es iſt ein Votivbild. Ich glaube, der ganze Senat hat es gelobt und auch erfunden. Die beiden Engel, die wert wären, eine Pſyche in ihrem Unglück zu tröſten, müſſen hier —

Der heilige Proclus, eine ſchöne Figur; aber dann die andern, Biſchöfe und Pfaffen! Unten ſind himmliſche Kinder, die mit Attributen ſpielen. Der Maler, dem das Meſſer an der Kehle ſaß, ſuchte ſich zu helfen, wie er konnte, er mühte ſich ab, nur um zu zeigen, daß nicht er der Barbar ſei.

Zwei nackte Figuren von Guido: ein Johannes in der Wüſte, ein Sebaſtian, wie köſtlich gemalt! und was ſagen ſie? der eine ſperrt das Maul auf, und der andere krümmt ſich.

Betrachte ich in dieſem Unmut die Geſchichte, ſo möchte ich ſagen: der Glaube hat die Künſte wieder hervorgehoben, der Aberglaube hingegen iſt Herr über ſie geworden und hat ſie abermals zugrunde gerichtet.

Nach Tiſche etwas milder und weniger anmaßlich geſtimmt als heute früh, bemerkte ich folgendes in meine Schreibtafel: Im Palaſt Tanari iſt ein berühmtes Bild von Guido, die ſäugende Maria vorſtellend, über Lebensgröße, der Kopf, als wenn ihn ein Gott gemalt hätte; unbeſchreiblich iſt der Ausdruck, mit welchem ſie auf den ſäugenden Knaben herunterſieht. Mir ſcheint es eine ſtille, tiefe Duldung, nicht als wenn ſie ein Kind der Liebe

und Freude, ſondern ein untergeſchobenes himmliſches Wechſelkind nur ſo an ſich zehren ließe, weil es nun einmal nicht anders iſt und ſie in tiefſter Demut gar nicht begreift, wie ſie dazu kommt. Der übrige Raum iſt durch ein ungeheures Gewand ausgefüllt, welches die Kenner höchlich preiſen; ich wußte nicht recht, was ich daraus machen ſollte. Auch ſind die Farben dunkler geworden; das Zimmer und der Tag waren nicht die hellſten.

Ohnerachtet der Verwirrung, in der ich mich befinde, fühle ich doch ſchon, daß Übung, Bekanntſchaft und Neigung mir ſchon in dieſen Irrgärten zu Hilfe kommen. So ſprach mich eine Beſchneidung von Guercin mächtig an, weil ich den Mann ſchon kenne und liebe. Ich verzieh den unleidlichen Gegenſtand und freute mich an der Ausführung. — Gemalt, was man ſich denken kann; alles daran reſpektabel und vollendet, als wenn's Emaille wär.

Und ſo geht mir's denn wie Bileam, dem konfuſen Propheten, welcher ſegnete, da er zu fluchen gedachte, und dies würde noch öfter der Fall ſein, wenn ich länger verweilte.

Trifft man denn gar wieder einmal auf eine Arbeit von Raffael, oder die ihm wenigſtens mit einiger Wahrſcheinlichkeit zugeſchrieben wird, ſo iſt man gleich vollkommen geheilt und froh. So habe ich eine heilige Agatha gefunden, ein koſtbares, obgleich nicht ganz wohlerhaltenes Bild. Der Künſtler hat ihr eine geſunde, ſichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Roheit. Ich habe mir die Geſtalt wohl gemerkt und werde ihr im Geiſt meine Iphigenie vorleſen und meine Heldin nichts ſagen laſſen, was dieſe Heilige nicht ausſprechen möchte.

Da ich nun wieder einmal dieſer ſüßen Bürde gedenke, die ich auf meiner Wanderung mit mir führe, ſo kann ich nicht verſchweigen, daß zu den großen Kunſt- und Naturgegenſtänden, durch die ich mich durcharbeiten muß, noch eine wunderſame Folge von poetiſchen Geſtalten hindurchzieht, die mich beunruhigen. Von Cento herüber wollte ich meine Arbeit an Iphigenia fortſetzen, aber was geſchah! Der Geiſt führte mir das Argument der Iphigenia von Delphi vor die Seele, und ich mußte es ausbilden. So kurz als möglich ſei es hier verzeichnet.

Elektra, in gewiſſer Hoffnung, daß Oreſt das Bild der tauriſchen Diana nach Delphi bringen werde, erſcheint in dem Tempel des Apoll und widmet die grauſame Axt, die ſo viel Unheil in Pelops' Hauſe angerichtet, als ſchließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt, leider, einer der Griechen und erzählt, wie er Oreſt und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen ſehen und ſich glücklich gerettet. Die leidenſchaftliche Elektra kennt ſich ſelbſt nicht und weiß nicht, ob ſie gegen Götter oder Menſchen ihre Wut richten ſoll.

Indeſſen ſind Iphigenie, Oreſt und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe kontraſtiert gar merkwürdig mit Elektrens irdiſcher Leidenſchaft, als die beiden Geſtalten, wechſelſeitig unerkannt, zuſammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Prieſterin, welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Elektren. Dieſe iſt im Begriff, mit demſelbigen Beil, welches ſie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieſes letzte ſchreckliche Übel von den Geſchwiſtern abwendet. Wenn dieſe Szene gelingt, ſo iſt nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater geſehen worden. Wo ſoll man aber Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geiſt willig wäre!

Indem ich mich nun in dem Drang einer ſolchen Überfüllung des Guten und Wünſchenswerten geängſtigt fühle, ſo muß ich meine Freunde an einen Traum erinnern, der mir,

es wird eben ein Jahr ſein, bedeutend genug ſchien. Es träumte mir nämlich: ich landete mit einem ziemlich großen Kahn an einer fruchtbaren, reich bewachſenen Inſel, von der mir bewußt war, daß daſelbſt die ſchönſten Faſanen zu haben ſeien. Auch handelte ich ſogleich mit den Einwohnern um ſolches Gefieder, welches ſie auch ſogleich häufig, getötet, herbeibrachten. Es waren wohl Faſanen, wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, ſo erblickte man lange, farbig beaugte Schweife, wie von Pfauen oder ſeltenen Paradiesvögeln. Dieſe brachte man mir ſchockweiſe ins Schiff, legte ſie mit den Köpfen nach innen, ſo zierlich gehäuft, daß die langen bunten Federſchweife, nach außen hängend, im Sonnenglanz den herrlichſten Schober bildeten, den man ſich denken kann, und zwar ſo reich, daß für den Steuernden und die Rudernden kaum hinten und vorn geringe Räume verblieben. So durchſchnitten wir die ruhige Flut, und ich nannte mir indeſſen ſchon die Freunde, denen ich von dieſen bunten Schätzen mitteilen wollte. Zuletzt in einem großen Hafen landend, verlor ich mich zwiſchen ungeheuer bemaſteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck ſtieg, um meinem kleinen Kahn einen ſichern Landungsplatz zu ſuchen.

An ſolchen Wahnbildern ergötzen wir uns, die, weil ſie aus uns ſelbſt entſpringen, wohl Analogie mit unſerm übrigen Leben und Schickſalen haben müſſen.

Nun war ich auch in der berühmten wiſſenſchaftlichen Anſtalt, das Inſtitut oder die Studien genannt. Das große Gebäude, beſonders der innere Hof, ſieht ernſthaft genug aus, obgleich nicht von der beſten Baukunſt. Auf den Treppen und Korridors fehlt es nicht an Stukko- und Freskozierden; alles iſt anſtändig und würdig, und über die mannigfaltigen ſchönen und wiſſenswerten Dinge, die hier zuſammengebracht worden, erſtaunt man billig, doch will es einem Deutſchen dabei nicht wohl zumute werden, der eine freiere Studienweiſe gewohnt iſt.

Mir fiel eine frühere Bemerkung hier wieder in die Gedanken, daß ſich der Menſch im Gange der alles verändernden Zeit ſo ſchwer losmacht von dem, was eine Sache zuerſt geweſen, wenn ihre Beſtimmung in der Folge ſich auch verändert. Die chriſtlichen Kirchen halten noch immer an der Baſilikenform, wenngleich die Tempelgeſtalt vielleicht dem Kultus vorteilhafter wäre. Wiſſenſchaftliche Anſtalten haben noch das klöſterliche Anſehn, weil in ſolchen frommen Bezirken die Studien zuerſt Raum und Ruhe gewannen. Die Gerichtsſäle der Italiener ſind ſo weit und hoch, als das Vermögen einer Gemeinde zureicht; man glaubt auf dem Marktplatze unter freiem Himmel zu ſein, wo ſonſt Recht geſprochen wurde. Und bauen wir nicht noch immer die größten Theater mit allem Zubehör unter ein Dach, als wenn es die erſte Meßbude wäre, die man auf kurze Zeit von Brettern zuſammenſchlug? Durch den ungeheuern Zudrang der Wißbegierigen um die Zeit der Reformation wurden die Schüler in Bürgerhäuſer getrieben; aber wie lange hat es nicht gedauert, bis wir unſere Waiſenhäuſer auftaten und den armen Kindern dieſe ſo notwendige Welterziehung verſchafften.

Bologna, den 20. Oktober abends.

Dieſen heitern ſchönen Tag habe ich ganz unter freiem Himmel zugebracht. Kaum nahe ich mich den Bergen, ſo werde ich ſchon wieder vom Geſtein angezogen. Ich komme mir vor wie Antäus, der ſich immer neu geſtärkt fühlt, je kräftiger man ihn mit ſeiner Mutter Erde in Berührung bringt.

Ich ritt nach Paderno, wo der ſogenannte Bologneſer Schwerſpat gefunden wird, woraus man die kleinen Kuchen bereitet, welche kalziniert im Dunkeln leuchten, wenn ſie vorher dem Lichte ausgeſetzt geweſen, und die man hier kurz und gut Fosfori nennt.

Auf dem Wege fand ich ſchon ganze Felſen Fraueneis zu Tage anſtehend, nachdem ich ein ſandiges Tongebirg hinter mir gelaſſen hatte. Bei einer Ziegelhütte geht ein Waſſerriß hinunter, in welchen ſich viele kleinere ergießen. Man glaubt zuerſt einen aufgeſchwemmten Lehmhügel zu ſehen, der vom Regen ausgewaſchen wäre, doch konnte ich bei näherer Betrachtung von ſeiner Natur ſo viel entdecken. Das feſte Geſtein, woraus dieſer Teil des Gebirges beſteht, iſt ein ſehr feinblättriger Schieferton, welcher mit Gips abwechſelt. Das ſchiefrige Geſtein iſt ſo innig mit Schwefelkies gemiſcht, daß es, von Luft und Feuchtigkeit berührt, ſich ganz und gar verändert: es ſchwillt auf, die Lagen verlieren ſich, es entſteht eine Art Letten, muſchlig, zerbröckelt, auf den Flächen glänzend, wie Steinkohlen. Nur an großen Stücken, deren ich mehrere zerſchlug und beide Geſtalten deutlich wahrnahm, konnte man ſich von dem Übergange, von der Umbildung überzeugen. Zugleich ſieht man die muſchligen Flächen mit weißen Punkten beſchlagen, manchmal ſind gelbe Partien drin; ſo zerfällt nach und nach die ganze Oberfläche, und der Hügel ſieht wie ein verwitterter Schwefelkies im großen aus. Es finden ſich unter den Lagen auch härtere, grüne und rote. Schwefelkies hab ich in dem Geſtein auch öfters angeflogen gefunden.

Nun ſtieg ich in den Schluchten des bröcklig aufgelöſten Gebirgs hinauf, wie ſie von den letzten Regengüſſen durchwaſchen waren, und fand zu meiner Freude den geſuchten Schwerſpat häufig, meiſt in unvollkommener Eiform, an mehreren Stellen des eben zerfallenden Gebirgs hervorſchauen, teils ziemlich rein, teils noch von dem Ton, in welchem er ſtak, genau umgeben. Daß es keine Geſchiebe ſeien, davon kann man ſich beim erſten Anblick überzeugen. Ob ſie gleichzeitig mit der Schiefertonlage, oder ob ſie erſt bei Aufblähung oder Zerſetzung derſelben entſtanden, verdient eine nähere Unterſuchung. Die von mir gefundenen Stücke nähern ſich, größer oder kleiner, einer unvollkommenen Eigeſtalt; die kleinſten gehen auch wohl in eine undeutliche Kriſtallform über. Das ſchwerſte Stück, welches ich gefunden, wiegt ſiebzehn Lot. Auch fand ich in demſelbigen Ton loſe, vollkommene Gipskriſtalle. Nähere Beſtimmung werden Kenner an den Stücken, die ich mitbringe, zu entwickeln wiſſen. Und ich wäre nun alſo ſchon wieder mit Steinen belaſtet! Ein Achtelszentner dieſes Schwerſpats habe ich aufgepackt.

In der Nacht.

Wieviel hätte ich noch zu ſagen, wenn ich alles geſtehen wollte, was mir an dieſem ſchönen Tage durch den Kopf ging. Aber mein Verlangen iſt ſtärker als meine Gedanken. Ich fühle mich unwiderſtehlich vorwärts gezogen, nur mit Mühe ſammle ich mich an dem Gegenwärtigen. Und es ſcheint, der Himmel erhört mich. Es meldet ſich ein Vetturin gerade nach Rom, und ſo werde ich übermorgen unaufhaltſam dorthin abgehen. Da muß ich denn wohl heute und morgen nach meinen Sachen ſehn, manches beſorgen und wegarbeiten.

Lojano auf den Apenninen, den 21. Oktober abends.

Ob ich mich heute ſelbſt aus Bologna getrieben, oder ob ich daraus gejagt worden, wüßte ich nicht zu ſagen. Genug, ich ergriff mit Leidenſchaft einen ſchnellern Anlaß, abzureiſen. Nun bin ich hier in einem elenden Wirtshauſe, in Geſellſchaft eines päpſtlichen Offiziers, der nach Perugia, ſeiner Vaterſtadt, geht. Als ich mich zu ihm in den zweirädrigen Wagen ſetzte, machte ich ihm, um etwas zu reden, das Kompliment, daß ich als ein

Deutſcher, der gewohnt ſei, mit Soldaten umzugehen, ſehr angenehm finde, nun mit einem päpſtlichen Offizier in Geſellſchaft zu reiſen.

Nehmt mir nicht übel, verſetzte er darauf, Ihr könnt wohl eine Neigung zum Soldatenſtande haben: denn ich höre, in Deutſchland iſt alles Militär; aber was mich betrifft, obgleich unſer Dienſt ſehr läßlich iſt und ich in Bologna, wo ich in Garniſon ſtehe, meiner Bequemlichkeit vollkommen pflegen kann, ſo wollte ich doch, daß ich dieſe Jacke los wäre und das Gütchen meines Vaters verwaltete. Ich bin aber der jüngere Sohn, und ſo muß ich mir's gefallen laſſen.

Den 22. Oktober abends.

Giredo, auch ein kleines Neſt auf den Apenninen, wo ich mich recht glücklich fühle, meinen Wünſchen entgegenreiſend. Heute geſellten ſich, reitend, ein Herr und eine Dame zu uns, ein Engländer mit einer ſogenannten Schweſter. Ihre Pferde ſind ſchön, ſie reiſen aber ohne Bedienung, und der Herr macht, wie es ſcheint, zugleich den Reitknecht und den Kammerdiener. Sie finden überall zu klagen; man glaubt einige Blätter im Archenholtz zu leſen.

Die Apenninen ſind mir ein merkwürdiges Stück Welt. Auf die große Fläche der Regionen des Pos folgt ein Gebirg, das ſich aus der Tiefe erhebt, um zwiſchen zwei Meeren ſüdwärts das feſte Land zu endigen. Wäre die Gebirgsart nicht zu ſteil, zu hoch über der Meeresfläche, nicht ſo ſonderbar verſchlungen, daß Ebbe und Flut vor alten Zeiten mehr und länger hätten hereinwirken, größere Flächen bilden und überſpülen können, ſo wäre es eins der ſchönſten Länder in dem herrlichſten Klima, etwas höher als das andere Land. So aber iſt's ein ſeltſam Gewebe von Bergrücken gegeneinander; oft ſieht man gar nicht ab, wohin das Waſſer ſeinen Ablauf nehmen will. Wären die Täler beſſer ausgefüllt, die Flächen mehr glatt und überſpült, ſo könnte man das Land mit Böhmen vergleichen, nur daß die Berge auf alle Weiſe einen andern Charakter haben. Doch muß man ſich keine Bergwüſte, ſondern ein meiſt bebautes, obgleich gebirgiges Land vorſtellen. Kaſtanien kommen hier ſehr ſchön, der Weizen iſt trefflich und die Saat ſchon hübſch grün. Immergrüne Eichen mit kleinen Blättern ſtehen am Wege, um die Kirchen und Kapellen aber ſchlanke Zypreſſen.

Geſtern abend war das Wetter trübe, heute iſt's wieder hell und ſchön.

Den 25. Oktober abends. Perugia.

Zwei Abende habe ich nicht geſchrieben. Die Herbergen waren ſo ſchlecht, daß an kein Auslegen eines Blattes zu denken war. Auch fängt es mir an ein bißchen verworren zu werden: denn ſeit der Abreiſe von Venedig ſpinnt ſich der Reiſerocken nicht ſo ſchön und glatt mehr ab.

Den 23. früh, unſerer Uhr um zehne, kamen wir aus den Apenninen hervor und ſahen Florenz liegen, in einem weiten Tal, das unglaublich bebaut und ins Unendliche mit Villen und Häuſern beſät iſt.

Die Stadt hatte ich eiligſt durchlaufen, den Dom, das Baptiſterium. Hier tut ſich wieder eine ganz neue, mir unbekannte Welt auf, an der ich nicht verweilen will. Der Garten Boboli liegt köſtlich. Ich eilte ſo ſchnell heraus als hinein.

Der Stadt ſieht man den Volksreichtum an, der ſie erbaut hat; man erkennt, daß ſie ſich einer Folge von glücklichen Regierungen erfreute. Überhaupt fällt es auf, was in Toskana gleich die öffentlichen Werke, Wege, Brücken für ein ſchönes, grandioſes Anſehen

haben. Es iſt hier alles zugleich tüchtig und reinlich, Gebrauch und Nutzen mit Anmut ſind beabſichtigt, überall läßt ſich eine belebende Sorgfalt bemerken. Der Staat des Papſtes hingegen ſcheint ſich nur zu erhalten, weil ihn die Erde nicht verſchlingen will.

Wenn ich neulich von den Apenninen ſagte, was ſie ſein könnten, das iſt nun Toskana: weil es ſo viel tiefer lag, ſo hat das alte Meer recht ſeine Schuldigkeit getan und tiefen Lehmboden aufgehäuft. Er iſt hellgelb und leicht zu verarbeiten. Sie pflügen tief, aber noch recht auf die urſprüngliche Art: ihr Pflug hat keine Räder, und die Pflugſchar iſt nicht beweglich. So ſchleppt ſie der Bauer, hinter ſeinen Ochſen gebückt, einher und wühlt die Erde auf. Es wird bis fünfmal gepflügt; wenigen und nur ſehr leichten Dünger ſtreuen ſie mit den Händen. Endlich ſäen ſie den Weizen, dann häufen ſie ſchmale Sotteln auf; dazwiſchen entſtehen tiefe Furchen, alle ſo gerichtet, daß das Regenwaſſer ablaufen muß. Die Frucht wächſt nun auf den Sotteln in die Höhe; in den Furchen gehen ſie hin und her, wenn ſie jäten. Dieſe Verfahrungsart iſt begreiflich, wo Näſſe zu fürchten iſt; warum ſie es aber auf den ſchönſten Gebreiten tun, kann ich nicht einſehen. Dieſe Betrachtung machte ich bei Arezzo, wo ſich eine herrliche Plaine auftut. Reiner kann man kein Feld ſehen, nirgends auch nur eine Erdſcholle, alles klar wie geſiebt. Der Weizen gedeiht hier recht ſchön, und er ſcheint hier alle ſeiner Natur gemäßen Bedingungen zu finden. Das zweite Jahr bauen ſie Bohnen für die Pferde, die hier keinen Hafer bekommen. Es werden auch Lupinen geſäet, die jetzt ſchon vortrefflich grün ſtehen und im März Früchte bringen. Auch der Lein hat ſchon gekeimt; er bleibt den Winter über und wird durch den Froſt nur dauerhafter.

Die Ölbäume ſind wunderliche Pflanzen; ſie ſehen faſt wie Weiden, verlieren auch den Kern, und die Rinde klafft auseinander. Aber ſie haben demohngeachtet ein feſteres Anſehn. Man ſieht auch dem Holze an, daß es langſam wächſt und ſich unſäglich fein organiſiert. Das Blatt iſt weidenartig, nur weniger Blätter am Zweige. Um Florenz, an den Bergen, iſt alles mit Ölbäumen und Weinſtöcken bepflanzt; dazwiſchen wird das Erdreich zu Körnern benutzt. Bei Arezzo und ſo weiter läßt man die Felder freier. Ich finde, daß man den Efeu nicht genug abwehrt, der den Ölbäumen und andern ſchädlich iſt, da es ſo ein leichtes wäre, ihn zu zerſtören. Wieſen ſieht man gar nicht. Man ſagt, das türkiſche Korn zehre den Boden aus; ſeitdem es eingeführt worden, habe der Ackerbau in anderm Betracht verloren. Ich glaube es wohl, bei dem geringen Dünger.

Heute abend habe ich von meinem Hauptmann Abſchied genommen, mit dem Verſprechen, ihn auf meiner Rückreiſe in Bologna zu beſuchen. Er iſt ein wahrer Repräſentant vieler ſeiner Landsleute. Hier einiges, das ihn beſonders bezeichnet. Da ich oft ſtill und nachdenklich war, ſagte er einmal: Che pensa! non deve mai pensar l'uomo, pensando s'invecchia. Das iſt verdolmetſcht: Was denkt Ihr viel! der Menſch muß niemals denken, denkend altert man nur. Und nach einigem Geſpräch: Non deve fermarsi l'uomo in una sola cosa, perchè allora divien matto; bisogna aver mille cose, una confusione nella testa. Auf deutſch: Der Menſch muß ſich nicht auf eine einzige Sache heften, denn da wird er toll; man muß tauſend Sachen, eine Konfuſion im Kopfe haben.

Der gute Mann konnte freilich nicht wiſſen, daß ich eben darum ſtill und nachdenkend war, weil eine Konfuſion von alten und neuen Gegenſtänden mir den Kopf verwirrte. Die Bildung eines ſolchen Italieners wird man noch klarer aus folgendem erkennen. Da er wohl merkte, daß ich Proteſtant ſei, ſagte er nach einigem Umſchweif, ich möchte ihm doch gewiſſe Fragen erlauben, denn er habe ſo viel Wunderliches von uns Proteſtanten

gehört, worüber er endlich einmal Gewißheit zu haben wünſche. Dürft ihr denn, ſo fragte er, mit einem hübſchen Mädchen auf einem guten Fuß leben, ohne mit ihr grade verheiratet zu ſein? erlauben euch das eure Prieſter? — Ich erwiderte darauf: Unſere Prieſter ſind kluge Leute, welche von ſolchen Kleinigkeiten keine Notiz nehmen. Freilich, wenn wir ſie darum fragen wollten, ſo würden ſie es uns nicht erlauben. — Ihr braucht ſie alſo nicht zu fragen? rief er aus. O ihr Glücklichen! und da ihr ihnen nicht beichtet, ſo erfahren ſie's nicht. Hierauf erging er ſich in Schelten und Mißbilligen ſeiner Pfaffen und in dem Preiſe unſerer ſeligen Freiheit. Was jedoch die Beichte betrifft, fuhr er fort, wie verhält es ſich damit? Man erzählt uns, daß alle Menſchen, auch die keine Chriſten ſind, dennoch beichten müſſen; weil ſie aber in ihrer Verſtockung nicht das Rechte treffen können, ſo beichten ſie einem alten Baume, welches denn freilich lächerlich und gottlos genug iſt, aber doch beweiſt, daß ſie die Notwendigkeit der Beichte anerkennen. — Hierauf erklärte ich ihm unſere Begriffe von der Beichte, und wie es dabei zugehe. Das kam ihm ſehr bequem vor; er meinte aber, es ſei ungefähr ebenſogut, als wenn man einem Baum beichtete. Nach einigem Zaudern erſucht er mich ſehr ernſthaft, über einen andern Punkt ihm redlich Auskunft zu geben: er habe nämlich aus dem Munde eines ſeiner Prieſter, der ein wahrhafter Mann ſei, gehört, daß wir unſere Schweſtern heiraten dürften, welches denn doch eine ſtarke Sache ſei. Als ich dieſen Punkt verneinte und ihm einige menſchliche Begriffe von unſerer Lehre beibringen wollte, mochte er nicht ſonderlich darauf merken; denn es kam ihm zu alltäglich vor, und er wandte ſich zu einer neuen Frage: Man verſichert uns, ſagte er, daß Friedrich der Große, welcher ſo viele Siege ſelbſt über die Gläubigen davongetragen und die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllt, daß er, den jedermann für einen Ketzer hält, wirklich katholiſch ſei und vom Papſte die Erlaubnis habe, es zu verheimlichen; denn er kommt, wie man weiß, in keine eurer Kirchen, verrichtet aber ſeinen Gottesdienſt in einer unterirdiſchen Kapelle, mit zerknirſchtem Herzen, daß er die heilige Religion nicht öffentlich bekennen darf; denn freilich, wenn er das täte, würden ihn ſeine Preußen, die ein beſtialiſches Volk und wütende Ketzer ſind, auf der Stelle totſchlagen, wodurch denn der Sache nicht geholfen wäre. Deswegen hat ihm der heilige Vater jene Erlaubnis gegeben; dafür er denn aber auch die alleinſeligmachende Religion im ſtillen ſo viel ausbreitet und begünſtigt als möglich. — Ich ließ das alles gelten und erwiderte nur: da es ein großes Geheimnis ſei, könnte freilich niemand davon Zeugnis geben. Unſere fernere Unterhaltung war ungefähr immer von derſelben Art, ſo daß ich mich über die kluge Geiſtlichkeit wundern mußte, welche alles abzulehnen und zu entſtellen ſucht, was den dunklen Kreis ihrer herkömmlichen Lehre durchbrechen und verwirren könnte.

[Foligno, den 26. Oktober abends.]

Ich verließ Perugia an einem herrlichen Morgen und fühlte die Seligkeit, wieder allein zu ſein. Die Lage der Stadt iſt ſchön, der Anblick des Sees höchſt erfreulich. Ich habe mir die Bilder wohl eingedrückt. Der Weg ging erſt hinab, dann in einem frohen, an beiden Seiten in der Ferne von Hügeln eingefaßten Tale hin; endlich ſah ich Aſſiſi liegen. Aus Palladio und Volkmann wußte ich, daß ein köſtlicher Tempel der Minerva, zu Zeiten Auguſts gebaut, noch vollkommen erhalten daſtehe. Ich verließ bei Madonna del Angelo meinen Vetturin, der ſeinen Weg nach Foligno verfolgte, und ſtieg unter einem ſtarken Wind nach Aſſiſi hinauf; denn ich ſehnte mich, durch die für mich ſo einſame Welt eine Fußwanderung anzuſtellen. Die ungeheuren Subſtruktionen der babyloniſch übereinander

10. Ph. Hackert: Bei Assisi. anni. 1775.

getürmten Kirchen, wo der heilige Franziskus ruht, ließ ich links, mit Abneigung; denn ich dachte mir, daß darin die Köpfe ſo wie mein Hauptmannskopf geſtempelt würden. Dann fragte ich einen hübſchen Jungen nach der Maria della Minerva; er begleitete mich die Stadt hinauf, die an einen Berg gebaut iſt. Endlich gelangten wir in die eigentliche alte Stadt: und ſiehe, das löblichſte Werk ſtand vor meinen Augen, das erſte vollſtändige Denkmal der alten Zeit, das ich erblickte. Ein beſcheidener Tempel, wie er ſich für eine ſo kleine Stadt ſchickte, und doch ſo vollkommen, ſo ſchön gedacht, daß er überall glänzen würde. Nun vorerſt von ſeiner Stellung! Seitdem ich in Vitruv und Palladio geleſen, wie man Städte bauen, Tempel und öffentliche Gebäude ſtellen müſſe, habe ich einen großen Reſpekt vor ſolchen Dingen. Auch hierin waren die Alten ſo groß im Natürlichen. Der Tempel ſteht auf der ſchönen mittlern Höhe des Berges, wo eben zwei Hügel zuſammentreffen, auf dem Platz, der noch jetzt der Platz heißt. Dieſer ſteigt ſelbſt ein wenig an, und es kommen auf demſelben vier Straßen zuſammen, die ein ſehr gedrücktes Andreaskreuz machen, zwei von unten herauf, zwei von oben herunter. Wahrſcheinlich ſtanden zur alten Zeit die Häuſer noch nicht, die jetzt, dem Tempel gegenüber gebaut, die Ausſicht verſperren. Denkt man ſie weg, ſo blickte man gegen Mittag in die reichſte Gegend, und zugleich würde Minervens Heiligtum von allen Seiten her geſehen. Die Anlage der Straßen mag alt ſein, denn ſie folgen aus der Geſtalt und dem Abhange des Berges. Der Tempel ſteht nicht in der Mitte des Platzes, aber ſo gerichtet, daß er dem von Rom Heraufkommenden verkürzt gar ſchön ſichtbar wird. Nicht allein das Gebäude ſollte man zeichnen, ſondern auch die glückliche Stellung.

An der Faſſade konnte ich mich nicht ſatt ſehen, wie genialiſch konſequent auch hier der Künſtler gehandelt. Die Ordnung iſt korinthiſch, die Säulenweiten etwas über zwei Model. Die Säulenfüße und die Platten darunter ſcheinen auf Piedeſtalen zu ſtehen, aber es ſcheint auch nur: denn der Sockel iſt fünfmal durchſchnitten, und jedesmal gehen fünf Stufen zwiſchen den Säulen hinauf, da man denn auf die Fläche gelangt, worauf eigentlich die Säulen ſtehen und von welcher man auch in den Tempel hineingeht. Das Wagſtück, den Sockel zu durchſchneiden, war hier am rechten Platze; denn da der Tempel am Berge liegt, ſo hätte die Treppe, die zu ihm hinaufführte, viel zu weit vorgelegt werden müſſen und würde den Platz verengt haben. Wieviel Stufen noch unterhalb gelegen, läßt ſich nicht beſtimmen; ſie ſind, außer wenigen, verſchüttet und zugepflaſtert. Ungern riß ich mich von dem Anblick los und nahm mir vor, alle Architekten auf dieſes Gebäude aufmerkſam zu machen, damit uns ein genauer Riß davon zukäme. Denn was Überlieferung für ein ſchlechtes Ding ſei, mußte ich dieſes Mal wieder bemerken. Palladio, auf den ich alles vertraute, gibt zwar dieſes Tempels Bild, er kann ihn aber nicht ſelbſt geſehen haben; denn er ſetzt wirklich Piedeſtale auf die Fläche, wodurch die Säulen unmäßig in die Höhe kommen und ein garſtiges, palmyreniſches Ungeheuer entſteht, anſtatt daß in der Wirklichkeit ein ruhiger, lieblicher, das Auge und den Verſtand befriedigender Anblick erfreut. Was ſich durch die Beſchauung dieſes Werks in mir entwickelt, iſt nicht auszuſprechen und wird ewige Früchte bringen.

Ich ging am ſchönſten Abend die römiſche Straße bergab, im Gemüt zum ſchönſten beruhiget, als ich hinter mir rauhe, heftige Stimmen vernahm, die untereinander ſtritten. Ich vermutete, daß es die Sbirren ſein möchten, die ich ſchon in der Stadt bemerkt hatte. Ich ging gelaſſen vor mich hin und horchte hinterwärts. Da konnte ich nun gar bald bemerken, daß es auf mich gemünzt ſei. Vier ſolcher Menſchen, zwei davon mit Flinten

bewaffnet, in unerfreulicher Geſtalt, gingen vor mir vorbei, brummten, kehrten nach einigen Schritten zurück und umgaben mich. Sie fragten, wer ich wäre und was ich hier täte? Ich erwiderte, ich ſei ein Fremder, der ſeinen Weg über Aſſiſi zu Fuß mache, indeſſen der Vetturin nach Foligno fahre. Dies kam ihnen nicht wahrſcheinlich vor, daß jemand einen Wagen bezahle und zu Fuße gehe. Sie fragten, ob ich im Gran Convento geweſen ſei? Ich verneinte dies und verſicherte ihnen, ich kenne das Gebäude von alten Zeiten her. Da ich aber ein Baumeiſter ſei, habe ich diesmal nur die Maria della Minerva in Augenſchein genommen, welches, wie ſie wüßten, ein muſterhaftes Gebäude ſei. Das leugneten ſie nicht, nahmen aber ſehr übel, daß ich dem Heiligen meine Aufwartung nicht gemacht, und gaben ihren Verdacht zu erkennen, daß wohl mein Handwerk ſein möchte, Konterbande einzuſchwärzen. Ich zeigte ihnen das Lächerliche, daß ein Menſch, der allein auf der Straße gehe, ohne Ranzen, mit leeren Taſchen, für einen Konterbandiſten gehalten werden ſolle. Darauf erbot ich mich, mit ihnen nach der Stadt zurück und zum Podeſta zu gehen, ihm meine Papiere vorzulegen, da er mich denn als einen ehrenvollen Fremden anerkennen werde. Sie brummten hierauf und meinten, es ſei nicht nötig, und als ich mich immerfort mit entſchiedenem Ernſt betrug, entfernten ſie ſich endlich wieder nach der Stadt zu. Ich ſah ihnen nach. Da gingen nun dieſe rohen Kerls im Vordergrunde, und hinter ihnen her blickte mich die liebliche Minerva noch einmal ſehr freundlich und tröſtend an; dann ſchaute ich links auf den triſten Dom des heiligen Franziskus und wollte meinen Weg verfolgen, als einer der Unbewaffneten ſich von der Truppe ſonderte und ganz freundlich auf mich loskam. Grüßend ſagte er ſogleich: Ihr ſolltet, mein Herr Fremder, wenigſtens mir ein Trinkgeld geben; denn ich verſichere, daß ich Euch alſobald für einen braven Mann gehalten und dies laut gegen meine Geſellen erklärt habe. Das ſind aber Hitzköpfe und gleich oben hinaus und haben keine Weltkenntnis. Auch werdet Ihr bemerkt haben, daß ich Euren Worten zuerſt Beifall und Gewicht gab. — Ich lobte ihn deshalb und erſuchte ihn, ehrenhafte Fremde, die nach Aſſiſi ſowohl wegen der Religion als wegen der Kunſt kämen, zu beſchützen, beſonders die Baumeiſter, die zum Ruhme der Stadt den Minerventempel, den man noch niemals recht gezeichnet und in Kupfer geſtochen, nunmehro meſſen und abzeichnen wollten. Er möchte ihnen zur Hand gehen, da ſie ſich denn gewiß dankbar erweiſen würden. Und ſomit drückte ich ihm einige Silberſtücke in die Hand, die ihn über ſeine Erwartung erfreuten. Er bat mich, ja wiederzukommen, beſonders müſſe ich das Feſt des Heiligen nicht verſäumen, wo ich mich mit größter Sicherheit erbauen und vergnügen ſollte. Ja, wenn es mir, als einem hübſchen Manne, wie billig, um ein hübſches Frauenzimmer zu tun ſei, ſo könne er mir verſichern, daß die ſchönſte und ehrbarſte Frau von ganz Aſſiſi auf ſeine Empfehlung mich mit Freuden aufnehmen werde. Er ſchied nun, beteurend, daß er noch heute abend, bei dem Grabe des Heiligen, meiner in Andacht gedenken und für meine fernere Reiſe beten wolle. So trennten wir uns, und mir war ſehr wohl, mit der Natur und mit mir ſelbſt wieder allein zu ſein. Der Weg nach Foligno war einer der ſchönſten und anmutigſten Spaziergänge, die ich jemals zurückgelegt. Vier volle Stunden an einem Berge hin, rechts ein reichbebautes Tal.

Mit den Vetturinen iſt es eine leidige Fahrt; das beſte, daß man ihnen bequem zu Fuße folgen kann. Von Ferrara laß ich mich nun immer bis hierher ſo fortſchleppen. Dieſes Italien, von Natur höchlich begünſtiget, blieb in allem Mechaniſchen und Techniſchen, worauf doch eine bequemere und friſchere Lebensweiſe gegründet iſt, gegen alle Länder

11. Goethe: Bei Terni.

12. Goethe: Gegend bei Terni.

13. Goethe: Brücke über die Nera bei Terni.

unendlich zurück. Das Fuhrwerk der Vetturine, welches noch sedia, ein Seſſel, heißt, iſt gewiß aus den alten Tragſeſſeln entſtanden, in welchen ſich Frauen, ältere und vornehmere Perſonen von Maultieren tragen ließen. Statt des hintern Maultiers, das man hervor neben die Gabel ſpannte, ſetzte man zwei Räder unter, und an keine weitere Verbeſſerung ward gedacht. Man wird, wie vor Jahrhunderten, noch immer fortgeſchaukelt; und ſo ſind ſie in ihren Wohnungen und allem.

Wenn man die erſte poetiſche Idee, daß die Menſchen meiſt unter freiem Himmel lebten und ſich gelegentlich manchmal aus Not in Höhlen zurückzogen, noch realiſiert ſehen will, ſo muß man die Gebäude hier herum, beſonders auf dem Lande, betreten, ganz im Sinn und Geſchmack der Höhlen. Eine ſo unglaubliche Sorgloſigkeit haben ſie, um über dem Nachdenken nicht zu veralten. Mit unerhörtem Leichtſinn verſäumen ſie, ſich auf den Winter, auf längere Nächte vorzubereiten, und leiden deshalb einen guten Teil des Jahres wie die Hunde. Hier in Foligno, in einer völlig homeriſchen Haushaltung, wo alles um ein auf der Erde brennendes Feuer in einer großen Halle verſammelt iſt, ſchreit und lärmt, am langen Tiſche ſpeiſt, wie die Hochzeit von Kana gemalt wird, ergreife ich die Gelegenheit, dieſes zu ſchreiben, da einer ein Tintenfaß holen läßt, woran ich unter ſolchen Umſtänden nicht gedacht hätte. Aber man ſieht auch dieſem Blatt die Kälte und die Unbequemlichkeit meines Schreibtiſches an.

Jetzt fühl ich wohl die Verwegenheit, unvorbereitet und unbegleitet in dieſes Land zu gehen. Mit dem verſchiedenen Gelde, den Vetturinen, den Preiſen, den ſchlechten Wirtshäuſern iſt es eine tagtägliche Not, daß einer, der zum erſten Male, wie ich, allein geht und ununterbrochenen Genuß hoffte und ſuchte, ſich unglücklich genug fühlen müßte. Ich habe nichts gewollt als das Land ſehen, auf welche Koſten es ſei; und wenn ſie mich auf Ixions Rad nach Rom ſchleppen, ſo will ich mich nicht beklagen.

Terni, den 27. Oktober abends.

Wieder in einer Höhle ſitzend, die vor einem Jahr vom Erdbeben gelitten. Das Städtchen liegt in einer köſtlichen Gegend, die ich auf einem Rundgange um dasſelbe her mit Freuden beſchaute, am Anfang einer ſchönen Plaine zwiſchen Bergen, die alle noch Kalk ſind. Wie Bologna drüben, ſo iſt Terni hüben an den Fuß des Gebirgs geſetzt.

Nun, da der päpſtliche Soldat mich verlaſſen, iſt ein Prieſter mein Gefährte. Dieſer ſcheint ſchon mehr mit ſeinem Zuſtande zufrieden und belehrt mich, den er freilich ſchon als Ketzer erkennt, auf meine Fragen ſehr gern von dem Ritus und andern dahin gehörigen Dingen. Dadurch, daß ich immer wieder unter neue Menſchen komme, erreiche ich durchaus meine Abſicht; man muß das Volk nur untereinander reden hören, was das für ein lebendiges Bild des ganzen Landes gibt! Sie ſind auf die wunderbarſte Weiſe ſämtlich Widerſacher, haben den ſonderbarſten Provinzial- und Stadteifer, können ſich alle nicht leiden; die Stände ſind in ewigem Streit, und das alles mit immer lebhafter, gegenwärtiger Leidenſchaft, daß ſie einem den ganzen Tag Komödie geben und ſich bloßſtellen, und doch faſſen ſie zugleich wieder auf und merken gleich, wo der Fremde ſich in ihr Tun und Laſſen nicht finden kann.

Spoleto hab ich beſtiegen und war auf der Waſſerleitung, die zugleich Brücke von einem Berg zu einem andern iſt. Die zehen Bogen, welche über das Tal reichen, ſtehen von Backſteinen ihre Jahrhunderte ſo ruhig da, und das Waſſer quillt immer noch in Spoleto an allen Orten und Enden. Das iſt nun das dritte Werk der Alten, das ich ſehe, und

immer derſelbe große Sinn. Eine zweite Natur, die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das iſt ihre Baukunſt: ſo ſteht das Amphitheater, der Tempel und der Aquadukt. Nun fühle ich erſt, wie mir mit Recht alle Willkürlichkeiten verhaßt waren, wie zum Beiſpiel der Winterkaſten auf dem Weißenſtein, ein Nichts um nichts, ein ungeheurer Konfektaufſatz, und ſo mit tauſend andern Dingen. Das ſteht nun alles totgeboren da, denn was nicht eine wahre innere Exiſtenz hat, hat kein Leben und kann nicht groß ſein und nicht groß werden.

Was bin ich nicht den letzten acht Wochen ſchuldig geworden an Freuden und Einſicht; aber auch Mühe hat mich's genug gekoſtet. Ich halte die Augen nur immer offen und drücke mir die Gegenſtände recht ein. Urteilen möchte ich gar nicht, wenn es nur möglich wäre.

San Croceſiſſo, eine wunderliche Kapelle am Wege, halte ich nicht für den Reſt eines Tempels, der am Orte ſtand, ſondern man hat Säulen, Pfeiler, Gebälke gefunden und zuſammengeflickt, nicht dumm, aber toll. Beſchreiben läßt ſich's gar nicht; es iſt wohl irgendwo in Kupfer geſtochen.

Und ſo wird es einem denn doch wunderbar zumute, daß uns, indem wir bemüht ſind, einen Begriff des Altertums zu erwerben, nur Ruinen entgegenſtehen, aus denen man ſich nun wieder das kümmerlich aufzuerbauen hätte, wovon man noch keinen Begriff hat.

Mit dem, was man klaſſiſchen Boden nennt, hat es eine andere Bewandtnis. Wenn man hier nicht phantaſtiſch verfährt, ſondern die Gegend real nimmt, wie ſie daliegt, ſo iſt ſie doch immer der entſcheidende Schauplatz, der die größten Taten bedingt; und ſo habe ich immer bisher den geologiſchen und landſchaftlichen Blick benutzt, um Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken und mir ein freies klares Anſchauen der Lokalität zu erhalten. Da ſchließt ſich denn auf eine wunderſame Weiſe die Geſchichte lebendig an, und man begreift nicht, wie einem geſchieht, und ich fühle die größte Sehnſucht, den Tacitus in Rom zu leſen.

Das Wetter darf ich auch nicht ganz hintanſetzen. Da ich von Bologna die Apenninen heraufkam, zogen die Wolken noch immer nach Norden; ſpäterhin veränderten ſie ihre Richtung und zogen nach dem Traſimeniſchen See. Hier blieben ſie hangen, zogen auch wohl gegen Mittag. Statt alſo daß die große Plaine des Po den Sommer über alle Wolken nach dem Tiroler Gebirg ſchickt, ſendet ſie jetzt einen Teil nach den Apenninen; daher mag die Regenzeit kommen.

Man fängt nun an, die Oliven abzuleſen. Sie tun es hier mit den Händen, an andern Orten ſchlagen ſie mit Stöcken drein. Kommt ein frühzeitiger Winter, ſo bleiben die übrigen bis gegen das Frühjahr hängen. Heute habe ich auf ſehr ſteinigem Boden die größten älteſten Bäume geſehen.

Die Gunſt der Muſen, wie die der Dämonen, beſucht uns nicht immer zur rechten Zeit. Heute ward ich aufgeregt, etwas auszubilden, was gar nicht an der Zeit iſt. Dem Mittelpunkte des Katholizismus mich nähernd, von Katholiken umgeben, mit einem Prieſter in eine Sedie eingeſperrt, indem ich mit reinſtem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunſt zu beobachten und aufzufaſſen trachte, trat mir ſo lebhaft vor die Seele, daß vom urſprünglichen Chriſtentum alle Spur verloſchen iſt; ja wenn ich mir es in ſeiner Reinheit vergegenwärtigte, ſo wie wir es in der Apoſtelgeſchichte ſehen, ſo mußte mir ſchaudern, was nun auf jenen gemütlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidentum laſtet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge aller dieſer wunderſamen Ent- und

14. Ph. Hackert: Rom von Ponte Molle aus.

Aufwicklungen geweſen und ſo einen wunderlichen Zuſtand erlebte, daß Chriſtus ſelbſt, als er zurückkommt, um ſich nach den Früchten ſeiner Lehre umzuſehen, in Gefahr gerät, zum zweitenmal gekreuzigt zu werden. Jene Legende: Venio iterum crucifigi, ſollte mir bei dieſer Kataſtrophe zum Stoff dienen.

Dergleichen Träume ſchweben mir vor. Denn aus Ungeduld, weiter zu kommen, ſchlafe ich angekleidet und weiß nichts Hübſcheres, als vor Tag aufgeweckt zu werden, mich ſchnell in den Wagen zu ſetzen und zwiſchen Schlaf und Wachen dem Tag entgegen zu fahren und dabei die erſten beſten Phantaſiebilder nach Belieben walten zu laſſen.

Città Caſtellana, den 28. Oktober.

Den letzten Abend will ich nicht fehlen. Es iſt noch nicht acht Uhr, und alles ſchon zu Bette; ſo kann ich noch zu guter Letzt des Vergangenen gedenken und mich aufs Nächſtkünftige freuen. Heute war ein ganz heiterer herrlicher Tag, der Morgen ſehr kalt, der Tag klar und warm, der Abend etwas windig, aber ſehr ſchön.

Von Terni fuhren wir ſehr früh aus; Narni kamen wir hinauf, ehe es Tag war, und ſo habe ich die Brücke nicht geſehen. Täler und Tiefen, Nähe und Fernen, köſtliche Gegenden, alles Kalkgebirg, auch nicht eine Spur eines andern Geſteins.

Otricoli liegt auf einem der von den ehemaligen Strömungen zuſammengeſchwemmten Kieshügel und iſt von Lava gebaut, jenſeits des Fluſſes hergeholt.

Sobald man über die Brücke hinüber iſt, findet man ſich im vulkaniſchen Terrain, es ſei nun unter wirklichen Laven oder unter früherm Geſtein, durch Röſtung und Schmelzung verändert. Man ſteigt einen Berg herauf, den man für graue Lava anſprechen möchte; ſie enthält viele weiße, granatförmig gebildete Kriſtalle. Die Chauſſee, die von der Höhe nach Città Caſtellana geht, von eben dieſem Stein, ſehr ſchön glatt gefahren, die Stadt auf vulkaniſchen Tuff gebaut, in welchem ich Aſche, Bimsſtein und Lavaſtücke zu entdecken glaubte. Vom Schloſſe iſt die Ausſicht ſehr ſchön; der Berg Soracte ſteht einzeln gar maleriſch da, wahrſcheinlich ein zu den Apenninen gehöriger Kalkberg. Die vulkaniſierenden Strecken ſind viel niedriger als die Apenninen, und nur das durchreißende Waſſer hat aus ihnen Berge und Felſen gebildet, da denn herrlich maleriſche Gegenſtände, überhangende Klippen und ſonſtige landſchaftliche Zufälligkeiten gebildet werden.

Morgen abend alſo in Rom. Ich glaube es noch jetzt kaum, und wenn dieſer Wunſch erfüllt iſt, was ſoll ich mir nachher wünſchen; ich wüßte nichts, als daß ich mit meinem Faſanenkahn glücklich zu Hauſe landen und meine Freunde geſund, froh und wohlwollend antreffen möge.

ROM

Rom, den 1. November 1786.

ENDLICH kann ich den Mund auftun und meine Freunde mit Frohſinn begrüßen. Verziehen ſei mir das Geheimnis und die gleichſam unterirdiſche Reiſe hierher. Kaum wagte ich mir ſelbſt zu ſagen, wohin ich ging; ſelbſt unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben.

Und laßt mich nun auch ſagen, daß ich tauſendmal, ja beſtändig eurer gedenke, in der Nähe *der* Gegenſtände, die ich allein zu ſehen niemals glaubte. Nur da ich jedermann mit Leib und Seele in Norden gefeſſelt, alle Anmutung nach dieſen Gegenden verſchwunden ſah, konnte ich mich entſchließen, einen langen einſamen Weg zu machen und den

Mittelpunkt zu ſuchen, nach dem mich ein unwiderſtehliches Bedürfnis hinzog. Ja die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es geſtehen: zuletzt durft ich kein lateiniſch Buch mehr anſehen, keine Zeichnung einer italieniſchen Gegend. Die Begierde, dieſes Land zu ſehen, war überreif; da ſie befriedigt iſt, werden mir Freunde und Vaterland erſt wieder recht aus dem Grunde lieb und die Rückkehr wünſchenswert, ja um deſto wünſchenswerter, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich ſo viele Schätze nicht zu eignem Beſitz und Privatgebrauch mitbringe, ſondern daß ſie mir und andern durchs ganze Leben zur Leitung und Fördernis dienen ſollen.

Rom, den 1. November.

Ja ich bin endlich in dieſer Hauptſtadt der Welt angelangt! Wenn ich ſie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verſtändigen Manne, vor funfzehn Jahren geſehn hätte, wollte ich mich glücklich preiſen. Sollte ich ſie aber allein, mit eignen Augen ſehen und beſuchen, ſo iſt es gut, daß mir dieſe Freude ſo ſpät zuteil ward.

Über das Tiroler Gebirg bin ich gleichſam weggeflogen. Verona, Vicenza, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum geſehen. Die Begierde, nach Rom zu kommen, war ſo groß, wuchs ſo ſehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleibens mehr war und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig und, wie es ſcheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl ſagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen ſieht, das man teilweiſe in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend ſeh ich nun lebendig, die erſten Kupferbilder, deren ich mich erinnere — mein Vater hatte die Proſpekte von Rom auf einem Vorſaale aufgehängt — ſeh ich nun in Wahrheit, und alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzſchnitten, in Gips und Kork ſchon lange gekannt, ſteht nun beiſammen vor mir; wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntſchaft in einer neuen Welt; es iſt alles, wie ich mir's dachte, und alles neu. Ebenſo kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen ſagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten ſind ſo beſtimmt, ſo lebendig, ſo zuſammenhängend geworden, daß ſie für neu gelten können.

Da Pygmalions Eliſe, die er ſich ganz nach ſeinen Wünſchen geformt und ihr ſo viel Wahrheit und Daſein gegeben hatte, als der Künſtler vermag, endlich auf ihn zukam und ſagte: *ich bin's!* — wie anders war die Lebendige als der gebildete Stein.

Wie moraliſch heilſam iſt mir es dann auch, unter einem ganz ſinnlichen Volke zu leben, über das ſo viel Redens und Schreibens iſt, das jeder Fremde nach dem Maßſtabe beurteilt, den er mitbringt. Ich verzeihe jedem, der ſie tadelt und ſchilt; ſie ſtehn zu weit von uns ab, und als Fremder mit ihnen zu verkehren, iſt beſchwerlich und koſtſpielig.

Rom, den 3. November.

Einer der Hauptbeweggründe, die ich mir vorſpiegelte, um nach Rom zu eilen, war das Feſt Allerheiligen, der erſte November. Denn ich dachte: geſchieht dem einzelnen Heiligen ſo viel Ehre, was wird es erſt mit allen werden. Allein wie ſehr betrog ich mich. Kein auffallend allgemeines Feſt hatte die römiſche Kirche beliebt, und jeder Orden mochte im beſondern das Andenken ſeines Patrons im ſtillen feiern; denn das Namensfeſt und der ihm zugeteilte Ehrentag iſt's eigentlich, wo jeder in einer Glorie erſcheint.

15. Wilh. Tischbein: Goethe in Rom zum Fenster hinauslehnend.

Geſtern aber, am Tage Allerſeelen, gelang mir's beſſer. Das Andenken dieſer feiert der Papſt in ſeiner Hauskapelle auf dem Quirinal. Jedermann hat freien Zutritt. Ich eilte mit Tiſchbein auf den Monte Cavallo. Der Platz vor dem Palaſte hat was ganz eignes Individuelles, ſo unregelmäßig als grandios und lieblich. Die beiden Koloſſen erblickt ich nun! Weder Auge noch Geiſt ſind hinreichend, ſie zu faſſen. Wir eilten mit der Menge durch den prächtig geräumigen Hof eine übergeräumige Treppe hinauf. In dieſen Vorſälen, der Kapelle gegenüber, in der Anſicht der Reihe von Zimmern fühlt man ſich wunderbar unter *einem* Dache mit dem Statthalter Chriſti.

Die Funktion war angegangen, Papſt und Kardinäle ſchon in der Kirche. Der Heilige Vater, die ſchönſte würdigſte Männergeſtalt, Kardinäle von verſchiedenem Alter und Bildung.

Mich ergriff ein wunderbar Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund auftun und, von dem unausſprechlichen Heil der ſeligen Seelen mit Entzücken ſprechend, uns in Entzücken verſetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare ſich nur hin und her bewegen ſah, bald nach dieſer bald nach jener Seite ſich wendend, ſich wie ein gemeiner Pfaffe gebärdend und murmelnd, da regte ſich die proteſtantiſche Erbſünde, und mir wollte das bekannte und gewohnte Meßopfer hier keineswegs gefallen. Hat doch Chriſtus ſchon als Knabe durch mündliche Auslegung der Schrift und in ſeinem Jünglingsleben gewiß nicht ſchweigend gelehrt und gewirkt; denn er ſprach gern, geiſtreich und gut, wie wir aus den Evangelien wiſſen. Was würde der ſagen, dacht ich, wen er hereinträte und ſein Ebenbild auf Erden ſummend und hin und wider wankend anträfe? Das Venio iterum crucifigi fiel mir ein, und ich zupfte meinen Gefährten, daß wir ins Freie der gewölbten und gemalten Säle kämen.

Hier fanden wir eine Menge Perſonen, die köſtlichen Gemälde aufmerkſam betrachtend; denn dieſes Feſt Allerſeelen iſt auch zugleich das Feſt aller Künſtler in Rom. Ebenſo wie die Kapelle iſt der ganze Palaſt und die ſämtlichen Zimmer jedem zugänglich und dieſen Tag für viele Stunden frei und offen; man braucht kein Trinkgeld zu geben und wird von dem Kaſtellan nicht gedrängt.

Die Wandgemälde beſchäftigten mich, und ich lernte da neue, mir kaum dem Namen nach bekannte treffliche Männer kennen, ſo wie zum Beiſpiel den heitern Karl Maratti ſchätzen und lieben.

Vorzüglich willkommen aber waren mir die Meiſterſtücke der Künſtler, deren Art und Weiſe ich mir ſchon eingeprägt hatte. Ich ſah mit Bewunderung die heilige Petronilla von Guercin, ehemals in St. Peter, wo nun eine muſiviſche Kopie anſtatt des Originals aufgeſtellt iſt. Der Heiligen Leichnam wird aus dem Grabe gehoben und dieſelbe Perſon, neubelebt, in der Himmelshöhe von einem göttlichen Jüngling empfangen. Was man auch gegen dieſe doppelte Handlung ſagen mag, das Bild iſt unſchätzbar.

Noch mehr erſtaunte ich vor einem Bilde von Tizian. Es überleuchtet alle, die ich geſehen habe. Ob mein Sinn ſchon geübter oder ob es wirklich das vortrefflichſte ſei, weiß ich nicht zu unterſcheiden. Ein ungeheures Meßgewand, das von Stickerei, ja von getriebenen Goldfiguren ſtarrt, umhüllt eine anſehnliche biſchöfliche Geſtalt. Den maſſiven Hirtenſtab in der Linken, blickt er entzückt in die Höhe, mit der Rechten hält er ein Buch, woraus er ſoeben eine göttliche Berührung empfangen zu haben ſcheint. Hinter ihm eine ſchöne Jungfrau, die Palme in der Hand, mit lieblicher Teilnahme nach dem aufgeſchlagenen Buche hinſchauend. Ein ernſter Alter dagegen zur Rechten; dem Buche

ganz nahe, ſcheint er deſſen nicht zu achten: die Schlüſſel in der Hand, mag er ſich wohl eigenen Aufſchluß zutrauen. Dieſer Gruppe gegenüber ein nackter, wohlgebildeter, gebundener, von Pfeilen verletzter Jüngling, vor ſich hinſehend, beſcheiden ergeben. In dem Zwiſchenraume zwei Mönche, Kreuz und Lilie tragend, andächtig gegen die Himmliſchen gekehrt; denn oben offen iſt das halbrunde Gemäuer, das ſie ſämtlich umſchließt. Dort bewegt ſich in höchſter Glorie eine herabwärts teilnehmende Mutter. Das lebendig muntere Kind in ihrem Schoße reicht mit heiterer Gebärde einen Kranz herüber, ja ſcheint ihn herunter zu werfen. Auf beiden Seiten ſchweben Engel, Kränze ſchon im Vorrat haltend. Über allen aber und über dreifachem Strahlenkreiſe waltet die himmliſche Taube, als Mittelpunkt und Schlußſtein zugleich.

Wir ſagen uns: hier muß ein heiliges altes Überliefertes zum Grunde liegen, daß dieſe verſchiedenen unpaſſenden Perſonen ſo kunſtreich und bedeutungsvoll zuſammengeſtellt werden konnten. Wir fragen nicht nach Wie und Warum, wir laſſen es geſchehen und bewundern die unſchätzbare Kunſt.

Weniger unverſtändlich, aber doch geheimnisvoll iſt ein Wandbild von Guido in ſeiner Kapelle. Die kindlich lieblichſte, frömmſte Jungfrau ſitzt ſtill vor ſich hin und näht; zwei Engel ihr zur Seiten erwarten jeden Wink, ihr zu dienen. Daß jugendliche Unſchuld und Fleiß von den Himmliſchen bewacht und geehrt werde, ſagt uns das liebe Bild. Es bedarf hier keiner Legende, keiner Auslegung.

Nun aber zur Milderung des künſtleriſchen Ernſtes ein heiteres Abenteuer. Ich bemerkte wohl, daß mehrere deutſche Künſtler, zu Tiſchbein als Bekannte tretend, mich beobachteten und ſodann hin und wider gingen. Er, der mich einige Augenblicke verlaſſen hatte, trat wieder zu mir und ſagte: Da gibt's einen großen Spaß! Das Gerücht, Sie ſeien hier, hatte ſich ſchon verbreitet, und die Künſtler wurden auf den einzigen unbekannten Fremden aufmerkſam. Nun iſt einer unter uns, der ſchon längſt behauptet, er ſei mit Ihnen umgegangen, ja er wollte mit Ihnen in freundſchaftlichem Verhältnis gelebt haben, woran wir nicht ſo recht glauben wollten. Dieſer ward aufgefordert, Sie zu betrachten und den Zweifel zu löſen; er verſicherte aber kurz und gut, Sie ſeien es nicht, und an dem Fremden keine Spur Ihrer Geſtalt und Ausſehns. So iſt doch wenigſtens das Inkognito für den Moment gedeckt, und in der Folge gibt es etwas zu lachen.

Ich miſchte mich nun freimütiger unter die Künſtlerſchar und fragte nach den Meiſtern verſchiedener Bilder, deren Kunſtweiſe mir noch nicht bekannt geworden. Endlich zog mich ein Bild beſonders an, den heiligen Georg, den Drachenüberwinder und Jungfrauenbefreier, vorſtellend. Niemand konnte mir den Meiſter nennen. Da trat ein kleiner, beſcheidener, bisher lautloſer Mann hervor und belehrte mich, es ſei von Pordenone, dem Venezianer, eines ſeiner beſten Bilder, an dem man ſein ganzes Verdienſt erkenne. Nun konnt ich meine Neigung gar wohl erklären: das Bild hatte mich angemutet, weil ich, mit der venezianiſchen Schule ſchon näher bekannt, die Tugenden ihrer Meiſter beſſer zu ſchätzen wußte.

Der belehrende Künſtler iſt Heinrich Meyer, ein Schweizer, der mit einem Freunde namens Cölla ſeit einigen Jahren hier ſtudiert, die antiken Büſten in Sepia vortrefflich nachbildet und in der Kunſtgeſchichte wohl erfahren iſt.

Rom, den 5. November.

Nun bin ich ſieben Tage hier, und nach und nach tritt in meiner Seele der allgemeine Begriff dieſer Stadt hervor. Wir gehn fleißig hin und wider, ich mache mir die Plane

16. Wilh. Tischbein: Selbstbildnis.

des alten und neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude, beſuche ein und die andere Villa; die größten Merkwürdigkeiten werden ganz langſam behandelt, ich tue nur die Augen auf und ſeh und geh und komme wieder: denn man kann ſich nur in Rom auf Rom vorbereiten.

Geſtehen wir jedoch, es iſt ein ſaures und trauriges Geſchäft, das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben, aber man muß es denn doch tun und zuletzt eine unſchätzbare Befriedigung hoffen. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerſtörung, die beide über unſere Begriffe gehen. Was die Barbaren ſtehen ließen, haben die Baumeiſter des neuen Roms verwüſtet.

Wenn man ſo eine Exiſtenz anſieht, die zweitauſend Jahre und darüber alt iſt, durch den Wechſel der Zeiten ſo mannigfaltig und vom Grund aus verändert, und doch noch derſelbe Boden, derſelbe Berg, ja oft dieſelbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, ſo wird man ein Mitgenoſſe der großen Ratſchlüſſe des Schickſals, und ſo wird es dem Betrachter von Anfang ſchwer zu entwickeln, wie Rom auf Rom folgt, und nicht allein das neue auf das alte, ſondern die verſchiedenen Epochen des alten und neuen ſelbſt aufeinander. Ich ſuche nur erſt ſelbſt die halbverdeckten Punkte herauszufühlen, dann laſſen ſich erſt die ſchönen Vorarbeiten recht vollſtändig nutzen; denn ſeit dem funfzehnten Jahrhundert bis auf unſere Tage haben ſich treffliche Künſtler und Gelehrte mit dieſen Gegenſtänden ihr ganzes Leben durch beſchäftigt.

Und dieſes Ungeheuere wirkt ganz ruhig auf uns ein, wenn wir in Rom hin und her eilen, um zu den höchſten Gegenſtänden zu gelangen. Anderer Orten muß man das Bedeutende aufſuchen, hier werden wir davon überdrängt und überfüllt. Wie man geht und ſteht, zeigt ſich ein landſchaftliches Bild aller Art und Weiſe, Paläſte und Ruinen, Gärten und Wildnis, Fernen und Engen, Häuschen, Ställe, Triumphbögen und Säulen, oft alles zuſammen ſo nah, daß es auf *ein* Blatt gebracht werden könnte. Man müßte mit tauſend Griffeln ſchreiben; was ſoll hier eine Feder! Und dann iſt man abends müde und erſchöpft vom Schauen und Staunen.

Den 7. November.

Verzeihen mir jedoch meine Freunde, wenn ich künftig wortkarg erfunden werde. Während eines Reiſezugs rafft man unterwegs auf, was man kann; jeder Tag bringt etwas Neues, und man eilt auch darüber zu denken und zu urteilen. Hier aber kömmt man in eine gar große Schule, wo ein Tag ſo viel ſagt, daß man von dem Tage nichts zu ſagen wagen darf. Ja man täte wohl, wenn man, jahrelang hier verweilend, ein Pythagoreiſches Stillſchweigen beobachtete.

An demſelben.

Ich bin recht wohl. Das Wetter iſt, wie die Römer ſagen, brutto: es geht ein Mittagwind Scirocco, der täglich mehr oder weniger Regen herbeiführt; ich kann aber dieſe Witterung nicht unangenehm finden: es iſt warm dabei, wie es bei uns im Sommer regnichte Tage nicht ſind.

Tiſchbeins Talente, ſo wie ſeine Vorſätze und Kunſtabſichten, lerne ich nun immer mehr kennen und ſchätzen. Er legte mir ſeine Zeichnungen und Skizzen vor, welche ſehr viel Gutes geben und verkünden. Durch den Aufenthalt bei Bodmer ſind ſeine Gedanken

auf die erſten Zeiten des menſchlichen Geſchlechts geführt worden, da, wo es ſich auf die Erde geſetzt fand und die Aufgabe löſen ſollte, Herr der Welt zu werden.
Als geiſtreiche Einleitung zu dem Ganzen beſtrebte er ſich, das hohe Alter der Welt ſinnlich darzuſtellen. Berge mit herrlichen Wäldern bewachſen, Schluchten von Waſſerbächen ausgeriſſen, ausgebrannte Vulkane, kaum noch leiſe dampfend. Im Vordergrund ein mächtiger, in der Erde übriggebliebener Stock eines vieljährigen Eichbaums, an deſſen halbentblößten Wurzeln ein Hirſch die Stärke ſeines Geweihes verſucht, ſo gut gedacht als lieblich ausgeführt.
Dann hat er auf einem höchſt merkwürdigen Blatte den Mann zugleich als Pferdebändiger und allen Tieren der Erde, der Luft und des Waſſers, wo nicht an Stärke, doch an Liſt überlegen dargeſtellt. Die Kompoſition iſt außerordentlich ſchön; als Ölbild müßte es eine große Wirkung tun. Eine Zeichnung davon müſſen wir notwendig in Weimar beſitzen. Sodann denkt er an eine Verſammlung der alten, weiſen und geprüften Männer, wo er Gelegenheit nehmen wird, wirkliche Geſtalten darzuſtellen. Mit dem größten Enthuſiasmus aber ſkizziert er an einer Schlacht, wo ſich zwei Parteien Reiterei wechſelſeitig mit gleicher Wut angreifen, und zwar an einer Stelle, wo eine ungeheuere Felsſchlucht ſie trennt, über welche das Pferd nur mit größter Anſtrengung hinüberſetzen kann. An Verteidigung iſt hier nicht zu denken. Kühner Angriff, wilder Entſchluß, Gelingen oder Sturz in den Abgrund. Dieſes Bild wird ihm Gelegenheit geben, die Kenntniſſe, die er von dem Pferde, deſſen Bau und Bewegung beſitzt, auf eine ſehr bedeutende Weiſe zu entfalten.
Dieſe Bilder ſodann und eine Reihe von folgenden und eingeſchalteten wünſcht er durch ein Gedicht verknüpft, welches dem Dargeſtellten zur Erklärung diente, und ihm dagegen wieder durch beſtimmte Geſtalten Körper und Reiz verliehe.
Der Gedanke iſt ſchön; nur müßte man freilich mehrere Jahre zuſammen ſein, um ein ſolches Werk auszuführen.

Die Logen von Raffael und die großen Gemälde der Schule von Athen usw. hab ich nur erſt einmal geſehen, und da iſt's, als wenn man den Homer aus einer zum Teil verloſchenen, beſchädigten Handſchrift herausſtudieren ſollte. Das Vergnügen des erſten Eindrucks iſt unvollkommen; nur wenn man nach und nach alles recht durchgeſehn und ſtudiert hat, wird der Genuß ganz. Am erhaltenſten ſind die Deckenſtücke der Logen, die bibliſche Geſchichten vorſtellen, ſo friſch wie geſtern gemalt, zwar die wenigſten von Raffaels eigner Hand, doch aber gar trefflich nach ſeinen Zeichnungen und unter ſeiner Aufſicht.

Ich habe manchmal in früherer Zeit die wunderliche Grille gehabt, daß ich mir ſehnlichſt wünſchte, von einem wohlunterrichteten Manne, von einem kunſt- und geſchichtskundigen Engländer nach Italien geführt zu werden; und nun hat ſich das alles indeſſen ſchöner gebildet, als ich hätte ahnen können. Tiſchbein lebte ſo lange hier, als mein herzlicher Freund, er lebte hier mit dem Wunſche, mir Rom zu zeigen; unſer Verhältnis iſt alt durch Briefe, neu durch Gegenwart: wo hätte mir ein werterer Führer erſcheinen können? Iſt auch meine Zeit nur beſchränkt, ſo werde ich doch das Möglichſte genießen und lernen.
Und bei allem dem ſeh ich voraus, daß ich wünſchen werde, anzukommen, wenn ich weggehe.

17. Goethe: Ponte Molle.

18. Goethe: Aus der Umgebung Roms.

19. Goethe: Ruinen des Palatin.

20. Goethe: Palatin von der Via di San Sebastiano.

21. Wilh. Tischbein: Pyramide am Meer (Phantasielandschaft).

22. Wilh. Tischbein: Pyramide bei Sonnenuntergang (Phantasielandschaft).

Den 8. November.

Mein wunderliches und vielleicht grillenhaftes Halbinkognito bringt mir Vorteile, an die ich nicht denken konnte. Da ſich jedermann verpflichtet, zu ignorieren, wer ich ſei, und alſo auch niemand mit mir von mir reden darf, ſo bleibt den Menſchen nichts übrig, als von ſich ſelbſt oder von Gegenſtänden zu ſprechen, die ihnen intereſſant ſind; dadurch erfahr ich nun umſtändlich, womit ſich ein jeder beſchäftigt oder was irgend Merkwürdiges entſteht und hervorgeht. Hofrat Reiffenſtein fand ſich auch in dieſe Grille; da er aber den Namen, den ich angenommen hatte, aus einer beſondern Urſache nicht leiden konnte, ſo baroniſierte er mich geſchwind, und ich heiße nun der Baron gegen Rondanini über; dadurch bin ich bezeichnet genug, um ſo mehr, als der Italiener die Menſchen nur nach den Vornamen oder Spitznamen benennet. Genug, ich habe meinen Willen und entgehe der unendlichen Unbequemlichkeit, von mir und meinen Arbeiten Rechenſchaft geben zu müſſen.

Den 9. November.

Manchmal ſtehe ich wie einen Augenblick ſtill und überſchaue die höchſten Gipfel des ſchon Gewonnenen. Sehr gern blicke ich nach Venedig zurück, auf jenes große Daſein, dem Schoße des Meeres, wie Pallas aus dem Haupte Jupiters, entſproſſen. Hier hat mich die Rotonda, ſo die äußere wie die innere, zu einer freudigen Verehrung ihrer Großheit bewogen. In St. Peter habe ich begreifen lernen, wie die Kunſt ſowohl als die Natur alle Maßvergleichung aufheben kann. Und ſo hat mich Apoll von Belvedere aus der Wirklichkeit hinausgerückt. Denn wie von jenen Gebäuden die richtigſten Zeichnungen keinen Begriff geben, ſo iſt es hier mit dem Original von Marmor gegen die Gipsabgüſſe, deren ich doch ſehr ſchöne früher gekannt habe.

Den 10. November.

Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Übung, alle Dinge, wie ſie ſind, zu ſehen und abzuleſen, meine Treue, das Auge Licht ſein zu laſſen, meine völlige Entäußrung von aller Prätention kommen mir einmal wieder recht zuſtatten und machen mich im ſtillen höchſt glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenſtand, täglich friſche, große, ſeltſame Bilder und ein Ganzes, das man ſich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht.

Heute war ich bei der Pyramide des Ceſtius und abends auf dem Palatin, oben auf den Ruinen der Kaiſerpaläſte, die wie Felſenwände daſtehn. Hievon läßt ſich nun freilich nichts überliefern! Wahrlich, es gibt hier nichts Kleines, wenn auch wohl hier und da etwas Scheltenswertes und Abgeſchmacktes; doch auch ein ſolches hat teil an der allgemeinen Großheit genommen.

Kehr ich nun in mich ſelbſt zurück, wie man doch ſo gern tut bei jeder Gelegenheit, ſo entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja, das ich ſogar auszuſprechen wage. Wer ſich mit Ernſt hier umſieht und Augen hat, zu ſehen, muß ſolid werden, er muß einen Begriff von Solidität faſſen, der ihm nie ſo lebendig ward.

Der Geiſt wird zur Tüchtigkeit geſtempelt, gelangt zu einem Ernſt ohne Trockenheit, zu einem geſetzten Weſen mit Freude. Mir wenigſtens iſt es, als wenn ich die Dinge dieſer Welt nie ſo richtig geſchätzt hätte als hier. Ich freue mich der geſegneten Folgen auf mein ganzes Leben.

Und ſo laßt mich aufraffen, wie es kommen will; die Ordnung wird ſich geben. Ich bin nicht hier, um nach meiner Art zu genießen; befleißigen will ich mich der großen Gegenſtände, lernen und mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahr alt werde.

Den 11. November.

Heute hab ich die Nymphe Egeria beſucht, dann die Rennbahn des Caracalla, die zerſtörten Grabſtätten längs der Via Appia und das Grab der Metella, das einem erſt einen Begriff von ſolidem Mauerwerk gibt. Dieſe Menſchen arbeiteten für die Ewigkeit: es war auf alles kalkuliert, nur auf den Unſinn der Verwüſter nicht, dem alles weichen mußte. Recht ſehnlich habe ich dich herzugewünſcht. Die Reſte der großen Waſſerleitung ſind höchſt ehrwürdig. Der ſchöne große Zweck, ein Volk zu tränken durch eine ſo ungeheure Anſtalt! Abends kamen wir ans Coliſeo, da es ſchon dämmrig war. Wenn man das anſieht, ſcheint wieder alles andre klein: es iſt ſo groß, daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann; man erinnert ſich deſſen nur kleiner wieder, und kehrt man dahin zurück, kommt es einem aufs neue größer vor.

Frascati, den 15. November.

Die Geſellſchaft iſt zu Bette, und ich ſchreibe noch aus der Tuſchmuſchel, aus welcher gezeichnet worden iſt. Wir haben ein paar ſchöne, regenfreie Tage hier gehabt, warm und freundlichen Sonnenſchein, daß man den Sommer nicht vermißt. Die Gegend iſt ſehr angenehm; der Ort liegt auf einem Hügel, vielmehr an einem Berge, und jeder Schritt bietet dem Zeichner die herrlichſten Gegenſtände. Die Ausſicht iſt unbegrenzt: man ſieht Rom liegen und weiter die See, an der rechten Seite die Gebirge von Tivoli und ſo fort. In dieſer luſtigen Gegend ſind Landhäuſer recht zur Luſt angelegt, und wie die alten Römer ſchon hier ihre Villen hatten, ſo haben vor hundert Jahren und mehr reiche und übermütige Römer ihre Landhäuſer auch auf die ſchönſten Flecke gepflanzt. Zwei Tage gehn wir ſchon hier herum, und es iſt immer etwas Neues und Reizendes.

Und doch läßt ſich kaum ſagen, ob nicht die Abende noch vergnügter als der Tag hingehen. Sobald die ſtattliche Wirtin die meſſingene dreiarmige Lampe auf den großen runden Tiſch geſetzt und Felicissima notte! geſagt hat, verſammelt ſich alles im Kreiſe und legt die Blätter vor, welche den Tag über gezeichnet und ſkizziert worden. Darüber ſpricht man, ob der Gegenſtand hätte günſtiger aufgenommen werden ſollen, ob der Charakter getroffen iſt, und was ſolche erſte allgemeine Forderniſſe ſind, wovon man ſich ſchon bei dem erſten Entwurf Rechenſchaft geben kann. Hofrat Reiffenſtein weiß dieſe Sitzungen durch ſeine Einſicht und Autorität zu ordnen und zu leiten. Dieſe löbliche Anſtalt aber ſchreibt ſich eigentlich von Philipp Hackert her, welcher höchſt geſchmackvoll die wirklichen Ausſichten zu zeichnen und auszuführen wußte. Künſtler und Liebhaber, Männer und Frauen, Alte und Junge ließ er nicht ruhen; er munterte jeden auf, nach ſeinen Gaben und Kräften ſich gleichfalls zu verſuchen, und ging mit gutem Beiſpiel vor. Dieſe Art, eine Geſellſchaft zu verſammeln und zu unterhalten, hat Hofrat Reiffenſtein nach der Abreiſe jenes Freundes treulich fortgeſetzt, und wir finden, wie löblich es ſei, den tätigen Anteil eines jeden zu wecken. Die Natur und Eigenſchaft der verſchiedenen Geſellſchaftsglieder tritt auf eine anmutige Weiſe hervor. Tiſchbein zum Beiſpiel ſieht als Hiſtorienmaler die Landſchaft ganz anders an als der Landſchaftszeichner. Er findet bedeutende Gruppen und andere anmutige vielſagende Gegenſtände da, wo ein anderer nichts gewahr

23. Goethe: An der Via Appia antica.

24. Goethe: Grotte der Egeria.

würde, und ſo glückt es ihm auch manchen menſchlichen naiven Zug zu erhaſchen, es ſei nun an Kindern, Landleuten, Bettlern und andern dergleichen Naturmenſchen, oder auch an Tieren, die er mit wenigen charakteriſtiſchen Strichen gar glücklich darzuſtellen weiß und dadurch der Unterhaltung immer neuen angenehmen Stoff unterlegt.
Will das Geſpräch ausgehen, ſo wird, gleichfalls nach Hackerts Vermächtnis, in Sulzers Theorie geleſen, und wenn man gleich, von einem höhern Standpunkte, mit dieſem Werke nicht ganz zufrieden ſein kann, ſo bemerkt man doch mit Vergnügen den guten Einfluß auf Perſonen, die auf einer mittlern Stufe der Bildung ſtehen.

Rom, den 17. November.

Wir ſind zurück! Heute nacht fiel ein entſetzlicher Regenguß, mit Donner und Blitzen; nun regnet es fort und iſt immer warm dabei.
Ich aber kann nur mit wenig Worten das Glück dieſes Tages bezeichnen. Ich habe die Freskogemälde von Dominichin in Andrea della Valle, ingleichen die Farneſiſche Galerie von Carraccio geſehen. Freilich zu viel für Monate, geſchweige für einen Tag.

Den 18. November.

Es iſt wieder ſchön Wetter, ein heller, freundlicher, warmer Tag.
Ich ſah in der Farneſina die Geſchichte der Pſyche, deren farbige Nachbildungen ſo lange meine Zimmer erheitern, dann zu St. Peter in Montorio die Verklärung von Raffael. Alles alte Bekannte, wie Freunde, die man ſich in der Ferne durch Briefwechſel gemacht hat und die man nun von Angeſicht ſieht. Das Mitleben iſt doch ganz was anders, jedes wahre Verhältnis und Mißverhältnis ſpricht ſich ſogleich aus.
Auch finden ſich aller Orten und Enden herrliche Sachen, von denen nicht ſo viel Redens iſt, die nicht ſo oft durch Kupfer und Nachbildungen in die Welt geſtreut ſind. Hievon bringe ich manches mit, gezeichnet von guten jungen Künſtlern.

Daß ich mit Tiſchbein ſchon ſo lange durch Briefe in dem beſten Verhältnis ſtehe, daß ich ihm ſo manchen Wunſch, ſogar ohne Hoffnung, nach Italien zu kommen, mitgeteilt, machte unſer Zuſammentreffen ſogleich fruchtbar und erfreulich. Er hatte immer an mich gedacht und für mich geſorgt. Auch was die Steine betrifft, mit welchen die Alten und Neuen gebaut, iſt er vollkommen zu Hauſe; er hat ſie recht gründlich ſtudiert, wobei ihm ſein Künſtlerauge und die Künſtlerluſt an ſinnlichen Dingen ſehr zuſtatten kommt. Eine für mich ausgewählte Sammlung von Muſterſtücken hat er vor kurzem nach Weimar abgeſendet, die mich bei meiner Zurückkunft freundlich empfangen ſoll. Ein bedeutender Nachtrag hat ſich indeſſen gefunden. Ein Geiſtlicher, der ſich jetzt in Frankreich aufhält und über die antiken Steinarten ein Werk auszuarbeiten dachte, erhielt durch die Gunſt der Propagande anſehnliche Stücke Marmor von der Inſel Paros. Dieſe wurden hier zu Muſterſtücken verſchnitten und zwölf verſchiedene Stücke auch für mich beiſeite gelegt, vom feinſten bis zum gröbſten Korn, von der größten Reinheit und dann minder und mehr mit Glimmer gemiſcht, jene zur Bildhauerei, dieſe zur Architektur anwendbar. Wieviel eine genaue Kenntnis des Materials, worin die Künſte gearbeitet, zu ihrer Beurteilung hilft, fällt genugſam in die Augen.
Gelegenheit gibt's genug, dergleichen hier zuſammenzuſchleppen. Auf den Ruinen des Neroniſchen Palaſtes gingen wir durch friſch aufgehäufelte Artiſchockenländer und konnten

uns nicht enthalten, die Taſchen vollzuſtecken von Granit-, Porphyr- und Marmortäfelchen, die zu Tauſenden hier herum liegen und von der alten Herrlichkeit der damit überkleideten Wände noch als unerſchöpfliche Zeugen gelten.

Zum 18. November.

Nun muß ich aber auch von einem wunderbaren problematiſchen Bilde ſprechen, das ſich auf jene trefflichen Dinge noch immer gut ſehen läßt.

Schon vor mehreren Jahren hielt ſich hier ein Franzos auf, als Liebhaber der Kunſt und Sammler bekannt. Er kommt zum Beſitz eines *antiken* Gemäldes auf Kalk, niemand weiß woher; er läßt das Bild durch Mengs reſtaurieren und hat es als ein geſchätztes Werk in ſeiner Sammlung. Winckelmann ſpricht irgendwo mit Enthuſiasmus davon. Es ſtellt den Ganymed vor, der dem Jupiter eine Schale Wein reicht und dagegen einen Kuß empfängt. Der Franzoſe ſtirbt und hinterläßt das Bild ſeiner Wirtin als *antik*. Mengs ſtirbt und ſagt auf ſeinem Totenbette: *es ſei nicht antik, er habe es gemalt.* Und nun ſtreitet alles gegeneinander. Der eine behauptet, es ſei von Mengs zum Scherz nur ſo leicht hingemacht; der andere Teil ſagt, Mengs habe nie ſo etwas machen können, ja es ſei beinahe für Raffael zu ſchön! Ich habe es geſtern geſehn und muß ſagen, daß ich auch nichts Schöneres kenne als die Figur Ganymeds, Kopf und Rücken; das andere iſt viel reſtauriert. Indeſſen iſt das Bild diskreditiert, und die arme Frau will niemand von dem Schatz erlöſen.

Den 20. November.

Da uns die Erfahrung genugſam belehrt, daß man zu Gedichten jeder Art Zeichnungen und Kupfer wünſcht, ja der Maler ſelbſt ſeine ausführlichſten Bilder der Stelle irgend eines Dichters widmet, ſo iſt Tiſchbeins Gedanke höchſt beifallswürdig, daß Dichter und Künſtler zuſammen arbeiten ſollten, um gleich vom Urſprunge herauf eine Einheit zu bilden. Die Schwierigkeit würde um vieles freilich vermindert, wenn es kleine Gedichte wären, die ſich leicht überſehen und fördern ließen.

Tiſchbein hat auch hiezu ſehr angenehme idylliſche Gedanken, und es iſt wirklich ſonderbar, daß die Gegenſtände, die er auf dieſe Weiſe bearbeitet wünſcht, von der Art ſind, daß weder dichtende noch bildende Kunſt, jede für ſich, zur Darſtellung hinreichend wären. Er hat mir davon auf unſern Spaziergängen erzählt, um mir Luſt zu machen, daß ich mich darauf einlaſſen möge. Das Titelkupfer zu unſerm gemeinſamen Werke iſt ſchon entworfen; fürchtete ich mich nicht, in etwas Neues einzugehen, ſo könnte ich mich wohl verführen laſſen.

Den 22. November, am Cäcilienfeſte.

Das Andenken dieſes glücklichen Tages muß ich durch einige Zeilen lebhaft erhalten und, was ich genoſſen, wenigſtens hiſtoriſch mitteilen. Es war das ſchönſte, ruhigſte Wetter, ein ganz heiterer Himmel und warme Sonne. Ich ging mit Tiſchbein nach dem Petersplatze, wo wir erſt auf und ab gehend und, wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen Obelisks, der eben für zwei breit genug geworfen wird, ſpazierten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe gekauft hatten. Dann gingen wir in die Sixtiniſche Kapelle, die wir auch hell und heiter, die Gemälde wohl erleuchtet fanden. Das Jüngſte Gericht und die mannigfaltigen Gemälde der Decke von Michel Angelo teilten unſere Bewunderung. Ich konnte nur ſehen und anſtaunen. Die innere Sicherheit und Männlich-

25. Wilh. Tischbein: Titelblatt zur „Idylle“.

keit des Meiſters, ſeine Großheit geht über allen Ausdruck. Nachdem wir alles wieder und wieder geſehn, verließen wir dieſes Heiligtum und gingen nach der Peterskirche, die von dem heitern Himmel das ſchönſte Licht empfing und in allen Teilen hell und klar erſchien. Wir ergötzten uns als genießende Menſchen an der Größe und der Pracht, ohne durch allzu eklen und zu verſtändigen Geſchmack uns diesmal irre machen zu laſſen, und unterdrückten jedes ſchärfere Urteil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

Endlich beſtiegen wir das Dach der Kirche, wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt im kleinen findet. Häuſer und Magazine, Brunnen, (dem Anſehn nach) Kirchen und einen großen Tempel, alles in der Luft, und ſchöne Spaziergänge dazwiſchen. Wir beſtiegen die Kuppel und beſahen die hellheitere Gegend der Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli die vulkaniſchen Hügel, Frascati, Caſtel Gandolfo und die Plaine und weiter das Meer. Nahe vor uns die ganze Stadt Rom, in ihrer Breite und Weite mit ihren Bergpaläſten, Kuppeln uſw. Es rührte ſich keine Luft, und in dem kupfernen Knopf war es heiß wie in einem Treibhauſe. Nachdem wir das alles beherzigt hatten, ſtiegen wir herab und ließen uns die Türen zu den Geſimſen der Kuppel, des Tambours und des Schiffs aufſchließen; man kann um ſelbe herumgehen und dieſe Teile und die Kirche von oben betrachten. Als wir auf dem Geſimſe des Tambours ſtanden, ging der Papſt unten in der Tiefe vorbei, ſeine Nachmittagsandacht zu halten. Es fehlte uns alſo nichts zur Peterskirche. Wir ſtiegen völlig wieder herab, nahmen in einem benachbarten Gaſthofe ein fröhliches, frugales Mahl und ſetzten unſern Weg nach der Cäcilienkirche fort.

Viele Worte würde ich brauchen, um die Auszierung der ganz mit Menſchen angefüllten Kirche zu beſchreiben. Man ſah eben keinen Stein der Architektur mehr. Die Säulen waren mit rotem Samt überzogen und mit goldenen Treſſen umwunden. Die Kapitäle mit geſticktem Samt in ungefährer Kapitälform, ſo alle Geſimſe und Pfeiler behangen und bedeckt. Alle Zwiſchenräume der Mauern mit lebhaft gemalten Stücken bekleidet, daß die ganze Kirche mit Moſaik ausgelegt ſchien, und über zweihundert Wachskerzen brannten um und neben dem Hochaltar, ſo daß die ganze eine Wand mit Lichtern beſetzt und das Schiff der Kirche vollkommen erleuchtet war. Die Seitengänge und Seitenaltäre ebenſo geziert und erhellt. Gegen dem Hochaltar über, unter der Orgel, zwei Gerüſte auch mit Samt überzogen, auf deren einem die Sänger, auf dem andern die Inſtrumenter ſtanden, die anhaltend Muſik machten. Die Kirche war voll gedrängt.

Eine ſchöne Art muſikaliſcher Aufführung hört ich hier. Wie man Violin- oder andere Konzerte hat, ſo führen ſie Konzerte mit Stimmen auf, daß die eine Stimme, der Sopran zum Beiſpiel, herrſchend iſt und Solo ſingt, das Chor von Zeit zu Zeit einfällt und ihn begleitet, es verſteht ſich immer mit dem ganzen Orcheſter. Es tut gute Wirkung. — Ich muß endigen, wie wir den Tag enden mußten. Den Abend gelangten wir noch ans Opernhaus, wo eben die Litiganti aufgeführt wurden, und hatten des Guten ſo viel genoſſen, daß wir vorübergingen.

Den 23. November.

Damit es mir denn aber doch mit meinem beliebten Inkognito nicht wie dem Vogel Strauß ergehe, der ſich für verſteckt hält, wenn er den Kopf verbirgt, ſo gebe ich auf gewiſſe Weiſe nach, meine alte Theſe immerfort behauptend. Den Fürſten von Liechtenſtein, den Bruder der mir ſo werten Gräfin Harrach, habe ich gern begrüßt und einigemal bei ihm geſpeiſt und konnte bald merken, daß dieſe meine Nachgiebigkeit mich weiter führen

würde; und ſo kam es auch. Man hatte mir von dem Abbate Monti präludiert, von ſeinem Ariſtodem, einer Tragödie, die nächſtens gegeben werden ſollte. Der Verfaſſer, ſagte man, wünſche ſie mir vorzuleſen und meine Meinung darüber zu hören. Ich ließ die Sache fallen, ohne ſie abzulehnen, endlich fand ich einmal den Dichter und einen ſeiner Freunde beim Fürſten, und das Stück ward vorgeleſen.

Der Held iſt, wie bekannt, ein König von Sparta, der ſich wegen allerlei Gewiſſensſkrupel ſelbſt entleibt, und man gab mir auf eine artige Weiſe zu verſtehen, der Verfaſſer des Werthers würde wohl nicht übel finden, wenn er in dieſem Stücke einige Stellen ſeines trefflichen Buches benutzt finde. Und ſo konnte ich ſelbſt in den Mauern von Sparta den erzürnten Manen des unglücklichen Jünglings nicht entgehen.

Das Stück hat einen ſehr einfachen ruhigen Gang; die Geſinnungen wie die Sprache ſind dem Gegenſtande gemäß, kräftig und doch weichmütig. Die Arbeit zeugt von einem ſehr ſchönen Talente.

Ich verfehlte nicht, nach meiner Weiſe, freilich nicht nach der italieniſchen, alles Gute und Lobenswürdige des Stücks herauszuheben, womit man zwar leidlich zufrieden war, aber doch, mit ſüdlicher Ungeduld, etwas mehr verlangte. Beſonders ſollte ich weisſagen, was von dem Effekt des Stücks auf das Publikum zu hoffen ſei. Ich entſchuldigte mich mit meiner Unkunde des Landes, der Vorſtellungsart und des Geſchmacks, war aber aufrichtig genug, hinzuzuſetzen, daß ich nicht recht einſehe, wie die verwöhnten Römer, die ein komplettes Luſtſpiel von drei Akten und eine komplette Oper von zwei Akten als Zwiſchenſpiel oder eine große Oper mit ganz fremdartigen Balletts als Intermezz zu ſehen gewohnt ſeien, ſich an dem edlen, ruhigen Gang einer ununterbrochen fortgehenden Tragödie ergötzen könnten. Alsdann ſchien mir auch der Gegenſtand des Selbſtmordes ganz außer dem Kreiſe italieniſcher Begriffe zu liegen. Daß man andere totſchlage, davon hätte ich faſt Tag für Tag zu hören; daß man ſich aber ſelbſt das liebe Leben raube oder es nur für möglich hielte, davon ſei mir noch nichts vorgekommen.

Hierauf ließ ich mich gern umſtändlich unterrichten, was gegen meinen Unglauben einzuwenden ſein möchte, und ergab mich ſehr gern in die plauſiblen Argumente, verſicherte auch, daß ich nichts mehr wünſche, als das Stück aufführen zu ſehen und demſelben mit einem Chor von Freunden den aufrichtigſten lauteſten Beifall zu zollen. Dieſe Erklärung wurde freundlichſt aufgenommen, und ich hatte alle Urſache, diesmal mit meiner Nachgiebigkeit zufrieden zu ſein; wie denn Fürſt Liechtenſtein die Gefälligkeit ſelbſt iſt und mir Gelegenheit geſchafft hat, mit ihm gar manche Kunſtſchätze zu ſehen, wozu beſondere Erlaubnis der Beſitzer und alſo eine höhere Einwirkung nötig iſt.

Dagegen aber reichte mein guter Humor nicht hin, als die Tochter des Prätendenten das fremde Murmeltier gleichfalls zu ſehen verlangte. Das habe ich abgelehnt und bin ganz entſchieden wieder untergetaucht.

Und doch iſt das auch nicht die ganz rechte Art, und ich fühle hier ſehr lebhaft, was ich ſchon früher im Leben bemerken konnte, daß der Menſch, der das Gute will, ſich ebenſo tätig und rührig gegen andere verhalten müſſe als der Eigennützige, der Kleine, der Böſe. Einſehen läßt ſich's gut, es iſt aber ſchwer in dieſem Sinne handeln.

Den 24. November.

Von der Nation wüßte ich nichts weiter zu ſagen, als daß es Naturmenſchen ſind, die unter Pracht und Würde der Religion und der Künſte nicht ein Haar anders ſind, als ſie

26. Wilh. Tischbein: Das Mordprotokoll.

in Höhlen und Wäldern auch ſein würden. Was allen Fremden auffällt und was heute wieder die ganze Stadt reden, aber auch nur *reden* macht, ſind die Totſchläge, die gewöhnlich vorkommen. Viere ſind ſchon in unſerm Bezirk in dieſen drei Wochen ermordet worden. Heute ward ein braver Künſtler, Schwendimann, ein Schweizer, Medailleur, der letzte Schüler von Hedlinger, überfallen, völlig wie Winckelmann. Der Mörder, mit dem er ſich herumbalgte, gab ihm an die zwanzig Stiche, und da die Wache hinzukam, erſtach ſich der Böſewicht ſelbſt. Das iſt ſonſt hier nicht Mode. Der Mörder erreicht eine Kirche, und ſo iſt's gut.

Und ſo ſollte ich denn, um auch Schatten in meine Gemälde zu bringen, von Verbrechen und Unheil, Erdbeben und Waſſerflut einiges melden; doch ſetzt das gegenwärtige Ausbrechen des Feuers des Veſuvs die meiſten Fremden hier in Bewegung, und man muß ſich Gewalt antun, um nicht mit fortgeriſſen zu werden. Dieſe Naturerſcheinung hat wirklich etwas Klapperſchlangenartiges und zieht die Menſchen unwiderſtehlich an. Es iſt in dem Augenblick, als wenn alle Kunſtſchätze Roms zunichte würden, die ſämtlichen Fremden durchbrechen den Lauf ihrer Betrachtungen und eilen nach Neapel. Ich aber will ausharren, in Hoffnung, daß der Berg noch etwas für mich aufheben wird.

Den 1. Dezember.

Moritz iſt hier, der uns durch Anton Reiſer und die Wanderungen nach England merkwürdig geworden. Es iſt ein reiner trefflicher Mann, an dem wir viel Freude haben.

Hier in Rom, wo man ſo viel Fremde ſieht, die nicht alle der höheren Kunſt wegen dieſe Hauptſtadt der Welt beſuchen, ſondern auch wohl auf andere Art unterhalten ſein wollen, iſt man auf allerlei vorbereitet. Es gibt ſo gewiſſe Halbkünſte, welche Handgeſchicklichkeit und Handwerksluſt verlangen, worin man es hier ſehr weit gebracht hat und die Fremden gern mit ins Intereſſe zieht.

Dahin gehört die Wachsmalerei, die einen jeden, der ſich einigermaßen mit Waſſerfarben abgegeben hat, durch ihre Vorarbeiten und Vorbereitungen, ſodann zuletzt durch das Einbrennen, und was ſonſt noch dazu gehört, mechaniſch beſchäftigen und einen oft geringen Kunſtwert durch die Neuheit des Unternehmens erhöhen kann. Es gibt geſchickte Künſtler, die hierin Unterricht geben und unter dem Vorwand der Anleitung oft das Beſte bei der Sache tun, ſo daß zuletzt, wenn das von Wachs erhöhte und glänzende Bild in goldenem Rahmen erſcheint, die ſchöne Schülerin ganz überraſcht von ihrem unbewußten Talent daſteht.

Eine andere artige Beſchäftigung iſt: hohlgeſchnittene Steine in einen feinen Ton abzudrucken, welches auch wohl mit Medaillen geſchieht, wo beide Seiten zugleich nachgebildet werden.

Mehr Geſchick, Aufmerkſamkeit und Fleiß erfordert denn endlich das Verfertigen der Glaspaſten ſelbſt. Zu allen dieſen Dingen hat Hofrat Reiffenſtein in ſeinem Hauſe, oder wenigſtens in ſeinen nächſten Umgebungen, die nötigen Gerätſchaften und Anſtalten.

Den 2. Dezember.

Zufällig habe ich hier Archenholtzens Italien gefunden. Wie ſo ein Geſchreibe am Ort ſelbſt zuſammenſchrumpft, eben als wenn man das Büchlein auf Kohlen legte, daß es nach und nach braun und ſchwarz würde, die Blätter ſich krümmten und in Rauch aufgingen. Freilich hat er die Sachen geſehen; aber um eine großtuige, verachtende Manier geltend zu machen, beſitzt er viel zu wenig Kenntniſſe und ſtolpert lobend und tadelnd.

Das ſchöne warme, ruhige Wetter, das nur manchmal von einigen Regentagen unterbrochen wird, iſt mir zu Ende Novembers ganz was Neues. Wir gebrauchen die gute Zeit in freier Luft, die böſe im Zimmer; überall findet ſich etwas zum Freuen, Lernen und Tun.

Am 28. November kehrten wir zur Sixtiniſchen Kapelle zurück, ließen die Galerie aufſchließen, wo man den Plafond näher ſehen kann; man drängt ſich zwar, da ſie ſehr eng iſt, mit einiger Beſchwerlichkeit und mit anſcheinender Gefahr an den eiſernen Stäben weg, deswegen auch die Schwindligen zurückbleiben; alles wird aber durch den Anblick des größten Meiſterſtücks erſetzt. Und ich bin in dem Augenblicke ſo für Michelangelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn ſchmeckt, da ich ſie doch nicht mit ſo großen Augen wie er ſehen kann. Wäre nur ein Mittel, ſich ſolche Bilder in der Seele recht zu fixieren. Wenigſtens, was ich von Kupfern und Zeichnungen nach ihm erobern kann, bring ich mit.

Wir gingen von da auf die Logen Raffaels, und kaum darf ich ſagen, daß man dieſe nicht anſehen durfte. Das Auge war von jenen großen Formen und der herrlichen Vollendung aller Teile ſo ausgeweitet und verwöhnt, daß man die geiſtreichen Spielereien der Arabesken nicht anſehen mochte, und die bibliſchen Geſchichten, ſo ſchön ſie ſind, hielten auf jene nicht Stich. Dieſe Werke nun öfter gegeneinander zu ſehen, mit mehr Muße und ohne Vorurteil zu vergleichen, muß eine große Freude gewähren. Denn anfangs iſt doch alle Teilnahme nur einſeitig.

Von da ſchlichen wir, faſt bei zu warmem Sonnenſchein, auf die Villa Pamfili, wo ſehr ſchöne Gartenpartien ſind, und blieben bis an den Abend. Eine große, mit immergrünen Eichen und hohen Pinien eingefaßte flache Wieſe war ganz mit Maßlieben überſäet, die ihre Köpfchen alle nach der Sonne wendeten; nun gingen meine botaniſchen Spekulationen an, denen ich den andern Tag auf einem Spaziergange nach dem Monte Mario, der Villa Mellini und Villa Madama weiter nachhing. Es iſt gar intereſſant, zu bemerken, wie eine lebhaft fortgeſetzte und durch ſtarke Kälte nicht unterbrochene Vegetation wirkt: hier gibt's keine Knoſpen, und man lernt erſt begreifen, was eine Knoſpe sei. Der Erdbeerbaum (arbutus unedo) blüht jetzt wieder, indem ſeine letzten Früchte reif werden, und ſo zeigt ſich der Orangenbaum mit Blüten, halb und ganz reifen Früchten; doch werden letztere Bäume, wenn ſie nicht zwiſchen Gebäuden ſtehen, nun bedeckt. Über die Zypreſſe, den reſpektabelſten Baum, wenn er recht alt und wohl gewachſen iſt, gibt's genug zu denken. Ehſtens werd ich den botaniſchen Garten beſuchen und hoffe da manches zu erfahren. Überhaupt iſt mit dem neuen Leben, das einem nachdenkenden Menſchen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt, nichts zu vergleichen. Ob ich gleich noch immer derſelbe bin, ſo mein ich bis aufs innerſte Knochenmark verändert zu ſein.

Für diesmal ſchließ ich und werde das nächſte Blatt einmal ganz von Unheil, Mord, Erdbeben und Unglück anfüllen, daß doch auch Schatten in meine Gemälde komme.

Den 3. Dezember.

Die Witterung hat bisher meiſt von ſechs zu ſechs Tagen abgewechſelt. Zwei ganz herrliche, ein trüber, zwei bis drei Regentage, und dann wieder ſchöne. Ich ſuche jeden nach ſeiner Art aufs beſte zu nutzen.

Doch immer ſind mir noch dieſe herrlichen Gegenſtände wie neue Bekanntſchaften. Man hat nicht mit ihnen gelebt, ihnen ihre Eigentümlichkeit nicht abgewonnen. Einige reißen

27. Joh. G. Schütz: Strandlandschaft bei Rom.

uns mit Gewalt an ſich, daß man eine Zeitlang gleichgültig, ja ungerecht gegen andere wird. So hat z. B. das Pantheon, der Apoll von Belvedere, einige koloſſale Köpfe und neuerlich die Sixtiniſche Kapelle ſo mein Gemüt eingenommen, daß ich daneben faſt nichts mehr ſehe. Wie will man ſich aber, klein wie man iſt und ans Kleine gewohnt, dieſem Edlen, Ungeheuren, Gebildeten gleichſtellen? Und wenn man es einigermaßen zurechtrücken möchte, ſo drängt ſich abermals eine ungeheure Menge von allen Seiten zu, begegnet dir auf jedem Schritt, und jedes fordert für ſich den Tribut der Aufmerkſamkeit. Wie will man ſich da herausziehen? Anders nicht, als daß man es geduldig wirken und wachſen läßt und auch fleißig auf das merkt, was andere zu unſern Gunſten gearbeitet haben.

Winckelmanns Kunſtgeſchichte, überſetzt von Fea, die neue Ausgabe, iſt ein ſehr brauchbares Werk, das ich gleich angeſchafft habe und hier am Orte in guter, auslegender und belehrender Geſellſchaft ſehr nützlich finde.

Auch die römiſchen Altertümer fangen mich an zu freuen. Geſchichte, Inſchriften, Münzen, von denen ich ſonſt nichts wiſſen mochte, alles drängt ſich heran. Wie mir's in der Naturgeſchichte erging, geht es auch hier; denn an dieſen Ort knüpft ſich die ganze Geſchichte der Welt an, und ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage, da ich Rom betrat.

Den 5. Dezember.

In den wenigen Wochen, die ich hier bin, habe ich ſchon manchen Fremden kommen und gehen ſehen und mich über die Leichtigkeit verwundert, mit welcher ſo viele dieſe würdigen Gegenſtände behandeln. Gott ſei Dank, daß mir von dieſen Zugvögeln künftig keiner mehr imponiert, wenn er mir im Norden von Rom ſpricht, keiner mir die Eingeweide mehr erregt; denn ich hab's doch auch geſehn und weiß ſchon einigermaßen, woran ich bin.

Den 8. Dezember.

Wir haben mitunter die ſchönſten Tage. Der Regen, der von Zeit zu Zeit fällt, macht Gras und Gartenkräuter grün. Die immergrünen Bäume ſtehen auch hier hin und wider, ſo daß man das abgefallene Laub der übrigen kaum vermißt. In den Gärten ſtehen Pomeranzenbäume voller Früchte, aus der Erde wachſend und unbedeckt.

Von einer ſehr angenehmen Spazierfahrt, die wir ans Meer machten, und von dem Fiſchfang daſelbſt dachte ich umſtändlich zu erzählen, als abends der gute Moritz, hereinreitend, den Arm brach, indem ſein Pferd auf dem glatten römiſchen Pflaſter ausglitſchte. Das zerſtörte die ganze Freude und brachte in unſern kleinen Zirkel ein böſes Hauskreuz.

Den 13. Dezember.

Wie herzlich freut es mich, daß ihr mein Verſchwinden ſo ganz, wie ich wünſchte, genommen habt. Verſöhnt mir nun auch jedes Gemüt, das daran dürfte Anſtoß genommen haben. Ich habe niemand kränken wollen und kann nun auch nichts ſagen, um mich zu rechtfertigen. Gott behüte mich, daß ich jemals mit den Prämiſſen zu dieſem Entſchluſſe einen Freund betrübe.

Ich erhole mich nun hier nach und nach von meinem salto mortale und ſtudiere mehr, als daß ich genieße. Rom iſt eine Welt, und man braucht Jahre, um ſich nur erſt drinne gewahr zu werden. Wie glücklich find ich die Reiſenden, die ſehen und gehn.

Heute früh fielen mir Winckelmanns Briefe, die er aus Italien ſchrieb, in die Hand. Mit welcher Rührung hab ich ſie zu leſen angefangen! Vor einunddreißig Jahren, in derſelben Jahreszeit, kam er, ein noch ärmerer Narr als ich, hierher; ihm war es auch ſo deutſch Ernſt um das Gründliche und Sichre der Altertümer und der Kunſt. Wie brav und gut arbeitete er ſich durch! Und was iſt mir nun aber auch das Andenken dieſes Mannes auf dieſem Platze!

Außer den Gegenſtänden der Natur, die in allen ihren Teilen wahr und konſequent iſt, ſpricht doch nichts ſo laut als die Spur eines guten, verſtändigen Mannes, als die echte Kunſt, die ebenſo folgerecht iſt als jene. Hier in Rom kann man das recht fühlen, wo ſo manche Willkürlichkeit gewütet hat, wo ſo mancher Unſinn durch Macht und Geld verewigt worden.

Eine Stelle in Winckelmanns Brief an Francken freute mich beſonders: „Man muß alle Sachen in Rom mit einem gewiſſen Phlegma ſuchen, ſonſt wird man für einen Franzoſen gehalten. In Rom, glaub ich, iſt die hohe Schule für alle Welt, und auch ich bin geläutert und geprüft.“

Das Geſagte paßt recht auf meine Art, den Sachen hier nachzugehn, und gewiß, man hat außer Rom keinen Begriff, wie man hier geſchult wird. Man muß, ſozuſagen, wiedergeboren werden, und man ſieht auf ſeine vorigen Begriffe wie auf Kinderſchuhe zurück. Der gemeinſte Menſch wird hier zu etwas, wenigſtens gewinnt er einen ungemeinen Begriff, wenn es auch nicht in ſein Weſen übergehen kann.

Dieſer Brief kommt euch zum neuen Jahre. Alles Glück zum Anfange! vor Ende ſehn wir uns wieder, und das wird keine geringe Freude ſein. Das vergangene war das wichtigſte meines Lebens: ich mag nun ſterben oder noch eine Weile dauern, in beiden Fällen war es gut. Jetzt noch ein Wort an die Kleinen.

Den Kindern mögt ihr folgendes leſen oder erzählen. Man merkt den Winter nicht: die Gärten ſind mit immergrünen Bäumen bepflanzt, die Sonne ſcheint hell und warm, Schnee ſieht man nur auf den entfernteſten Bergen gegen Norden. Die Zitronenbäume, die in den Gärten an den Wänden gepflanzt ſind, werden nun nach und nach mit Decken von Rohr überdeckt, die Pomeranzenbäume aber bleiben frei ſtehen. Es hängen viele Hunderte der ſchönſten Früchte an ſo einem Baum, der nicht wie bei uns beſchnitten und in einen Kübel gepflanzt iſt, ſondern in der Erde frei und froh, in einer Reihe mit ſeinen Brüdern ſteht. Man kann ſich nichts Luſtigeres denken als einen ſolchen Anblick. Für ein geringes Trinkgeld ißt man deren, ſo viel man will. Sie ſind ſchon jetzt recht gut, im März werden ſie noch beſſer ſein.

Neulich waren wir am Meere und ließen einen Fiſchzug tun; da kamen die wunderlichſten Geſtalten zum Vorſchein, an Fiſchen, Krebſen und ſeltſamen Unformen; auch der Fiſch, der dem Berührenden einen elektriſchen Schlag gibt.

Den 20. Dezember.

Und doch iſt das alles mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was Rechts zu lernen; daß ich aber ſo weit in die Schule zurückgehen, daß ich ſo viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich ſelbſt verleugnen muß, deſto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeiſter, der einen Turm aufführen wollte und ein ſchlechtes

28. Wilh. Tischbein: Goethe in seiner Wohnung am Corso.

Fundament gelegt hatte; er wird es noch beizeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er ſchon aus der Erde gebracht hat, ſeinen Grundriß ſucht er zu erweitern, zu veredeln, ſich ſeines Grundes mehr zu verſichern, und freut ſich ſchon im voraus der gewiſſern Feſtigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moraliſchen Folgen an mir zu fühlen ſein möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat. Ja, es iſt zugleich mit dem Kunſtſinn der ſittliche, welcher große Erneuerung leidet.

Doktor Münter iſt hier, von ſeiner Reiſe nach Sizilien zurückkehrend, ein energiſcher, heftiger Mann; ſeine Zwecke kenne ich nicht. Er wird im Mai zu euch kommen und mancherlei zu erzählen wiſſen. Er reiſte zwei Jahr in Italien. Mit den Italienern iſt er unzufrieden, welche die bedeutenden Empfehlungsſchreiben, die er mitgebracht und die ihm manches Archiv, manche geheime Bibliothek eröffnen ſollten, nicht genugſam reſpektiert, ſo daß er nicht völlig zu ſeinen Wünſchen gelangt.

Schöne Münzen hat er geſammelt und beſitzt, wie er mir ſagte, ein Manuſkript, welches die Münzwiſſenſchaft auf ſcharfe Kennzeichen, wie die Linnéiſchen ſind, zurückführt. Herder erkundigt ſich wohl mehr darum; vielleicht wird eine Abſchrift erlaubt. So etwas zu machen, iſt möglich; gut, wenn es gemacht iſt; und wir müſſen doch auch, früh oder ſpat, in dieſes Fach ernſtlicher hinein.

Den 25. Dezember.

Ich fange nun ſchon an, die beſten Sachen zum zweitenmal zu ſehen, wo denn das erſte Staunen ſich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Wertes der Sache auflöſt. Um den höchſten Begriff deſſen, was die Menſchen geleiſtet haben, in ſich aufzunehmen, muß die Seele erſt zur vollkommenen Freiheit gelangen.

Der Marmor iſt ein ſeltſames Material; deswegen iſt Apoll von Belvedere im Urbilde ſo grenzenlos erfreulich: denn der höchſte Hauch des lebendigen, jünglingsfreien, ewig jungen Weſens verſchwindet gleich im beſten Gipsabguß.

Gegen uns über im Palaſt Rondanini ſteht eine Meduſenmaske, wo, in einer hohen und ſchönen Geſichtsform, über Lebensgröße, das ängſtliche Starren des Todes unſäglich trefflich ausgedrückt iſt. Ich beſitze ſchon einen guten Abguß, aber der Zauber des Marmors iſt nicht übrig geblieben. Das Edle, Halbdurchſichtige des gilblichen, der Fleiſchfarbe ſich nähernden Steins iſt verſchwunden. Der Gips ſieht immer dagegen kreidenhaft und tot.

Und doch, was für eine Freude bringt es, zu einem Gipsgießer hineinzutreten, wo man die herrlichen Glieder der Statuen einzeln aus der Form hervorgehen ſieht und dadurch ganz neue Anſichten der Geſtalten gewinnt! Alsdann erblickt man nebeneinander, was ſich in Rom zerſtreut befindet, welches zur Vergleichung unſchätzbar dienlich iſt. Ich habe mich nicht enthalten können, den koloſſalen Kopf eines Jupiters anzuſchaffen. Er ſteht meinem Bette gegenüber, wohl beleuchtet, damit ich ſogleich meine Morgenandacht an ihn richten kann, und der uns, bei aller ſeiner Großheit und Würde, das luſtigſte Geſchichtchen veranlaßt hat.

Unſerer alten Wirtin ſchleicht gewöhnlich, wenn ſie das Bett zu machen hereinkommt, ihre vertraute Katze nach. Ich ſaß im großen Saale und hörte die Frau drinne ihr Geſchäft treiben. Auf einmal, ſehr eilig und heftig, gegen ihre Gewohnheit, öffnet ſie die Türe und ruft mich, eilig zu kommen und ein Wunder zu ſehen. Auf meine Frage, was

es ſei, erwiderte ſie, die Katze bete Gott Vater an. Sie habe dieſem Tiere wohl längſt angemerkt, daß es Verſtand habe wie ein Chriſt; dieſes aber ſei doch ein großes Wunder. Ich eilte, mit eigenen Augen zu ſehen, und es war wirklich wunderbar genug. Die Büſte ſteht auf einem hohen Fuße, und der Körper iſt weit unter der Bruſt abgeſchnitten, ſo daß alſo der Kopf in die Höhe ragt. Nun war die Katze auf den Tiſch geſprungen, hatte ihre Pfoten dem Gott auf die Bruſt gelegt und reichte mit ihrer Schnauze, indem ſie die Glieder möglichſt ausdehnte, gerade bis an den heiligen Bart, den ſie mit der größten Zierlichkeit beleckte und ſich weder durch die Interjektion der Wirtin noch durch meine Dazwiſchenkunft im mindeſten ſtören ließ. Der guten Frau ließ ich ihre Verwunderung, erklärte mir aber dieſe ſeltſame Katzenandacht dadurch, daß dieſes ſcharf riechende Tier wohl das Fett möchte geſpürt haben, das ſich aus der Form in die Vertiefungen des Bartes geſenkt und dort verhalten hatte.

Den 29. Dezember.

Von Tiſchbein muß ich noch vieles erzählen und rühmen, wie ganz original deutſch er ſich aus ſich ſelbſt herausbildete, ſodann aber dankbar melden, daß er die Zeit ſeines zweiten Aufenthalts in Rom über für mich gar freundſchaftlich geſorgt hat, indem er mir eine Reihe Kopien nach den beſten Meiſtern fertigen ließ, einige in ſchwarzer Kreide, andere in Sepia und Aquarell, die erſt in Deutſchland, wo man von den Originalen entfernt iſt, an Wert gewinnen und mich an das Beſte erinnern werden.

Auf ſeiner Künſtlerlaufbahn, da er ſich erſt zum Porträt beſtimmte, kam Tiſchbein mit bedeutenden Männern, beſonders auch zu Zürich, in Berührung und hat an ihnen ſein Gefühl geſtärkt und ſeine Einſicht erweitert.

Den zweiten Teil der Zerſtreuten Blätter brachte ich mit hierher und war doppelt willkommen. Wie gut dies Büchlein auch bei wiederholtem Leſen wirkt, ſollte wohl Herder zu ſeiner Belohnung recht umſtändlich erfahren. Tiſchbein wollte gar nicht begreifen, wie man ſo etwas habe ſchreiben können, ohne in Italien geweſen zu ſein.

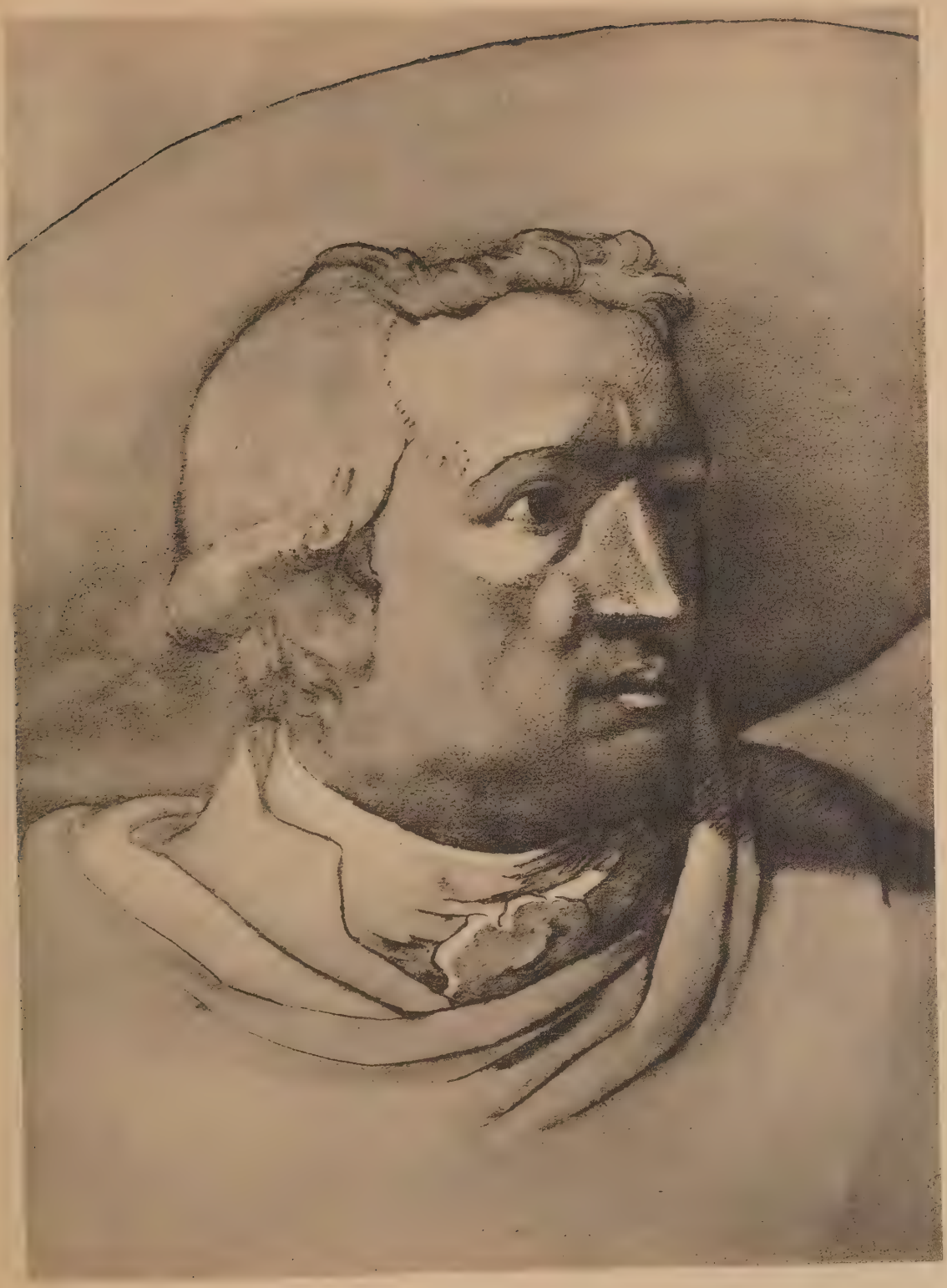
In dieſem Künſtlerweſen lebt man wie in einem Spiegelzimmer, wo man auch wider Willen ſich ſelbſt und andere oft wiederholt ſieht. Ich bemerkte wohl, daß Tiſchbein mich öfters aufmerkſam betrachtete; und nun zeigt ſich's, daß er mein Porträt zu malen gedenkt. Sein Entwurf iſt fertig, er hat die Leinwand ſchon aufgeſpannt. Ich ſoll in Lebensgröße als Reiſender, in einen weißen Mantel gehüllt, in freier Luft, auf einem umgeſtürzten Obelisken ſitzend, vorgeſtellt werden, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma überſchauend. Es gibt ein ſchönes Bild, nur zu groß für unſere nordiſchen Wohnungen. Ich werde wohl wieder dort unterkriechen, das Porträt aber wird keinen Platz finden.

Wieviel Verſuche man übrigens macht, mich aus meiner Dunkelheit herauszuziehen, wie die Poeten mir ſchon ihre Sachen vorleſen oder vorleſen laſſen, wie es nur von mir abhinge, eine Rolle zu ſpielen, irrt mich nicht und iſt mir unterhaltend genug, da ich ſchon abgepaßt habe, wo es in Rom hinaus will. Denn die vielen kleinen Zirkel zu den Füßen der Herrſcherin der Welt deuten hie und da auf etwas Kleinſtädtiſches.

Ja, es iſt hier wie allenthalben, und was mit mir und durch mich geſchehen könnte, macht mir ſchon Langeweile, ehe es geſchieht. Man muß ſich zu einer Partei ſchlagen, ihre

29. Wilh. Tischbein: Skizze zu „Goethe in der Campagna“.

30. Meyer, Bury und Schütz nach Wilh. Tischbein: „Goethe in der Campagna“.



31. Wilh. Tischbein: Skizze zum Kopf von „Goethe in der Campagna“.

32. Wilh. Tischbein: Goethe in der Campagna.

33. Wilh. Tischbein: Moritz von Goethe und Tischbein gepflegt.

Leidenſchaften und Kabalen verfechten helfen, Künſtler und Dilettanten loben, Mitwerber verkleinern, ſich von Großen und Reichen alles gefallen laſſen. Dieſe ſämtliche Litanei, um derentwillen man aus der Welt laufen möchte, ſollte ich hier mitbeten, und ganz ohne Zweck?

Nein, ich gehe nicht tiefer, als nur um das auch zu kennen und dann auch von dieſer Seite zu Hauſe zufrieden zu ſein und mir und andern alle Luſt in die liebe weite Welt zu benehmen. Ich will Rom ſehen, das beſtehende, nicht das mit jedem Jahrzehnt vorübergehende. Hätte ich Zeit, ich wollte ſie beſſer anwenden. Beſonders lieſt ſich Geſchichte von hier aus ganz anders als an jedem Orte der Welt. Anderwärts lieſt man von außen hinein, hier glaubt man von innen hinaus zu leſen: es lagert ſich alles um uns her und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der römiſchen Geſchichte, ſondern von der ganzen Weltgeſchichte. Kann ich doch von hier aus die Eroberer bis an die Weſer und bis an den Euphrat begleiten oder, wenn ich ein Maulaffe ſein will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten; indeſſen habe ich mich von Korn- und Geldſpenden genährt und nehme behaglich teil an aller dieſer Herrlichkeit.

Den 2. Januar 1787.

Man mag zugunſten einer ſchriftlichen und mündlichen Überlieferung ſagen, was man will, in den wenigſten Fällen iſt ſie hinreichend; denn den eigentlichen Charakter irgendeines Weſens kann ſie doch nicht mitteilen, ſelbſt nicht in geiſtigen Dingen. Hat man aber erſt einen ſichern Blick getan, dann mag man gerne leſen und hören: denn das ſchließt ſich an an den lebendigen Eindruck; nun kann man denken und beurteilen.

Ihr habt mich oft ausgeſpottet und zurückziehen wollen, wenn ich Steine, Kräuter und Tiere mit beſonderer Neigung aus gewiſſen entſchiedenen Geſichtspunkten betrachtete; nun richte ich meine Aufmerkſamkeit auf den Baumeiſter, Bildhauer und Maler und werde mich auch hier finden lernen.

Den 6. Januar.

Eben komme ich von Moritz, deſſen geheilter Arm heute aufgebunden worden. Es ſteht und geht recht gut. Was ich dieſe vierzig Tage bei dieſem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter, als Finanzminiſter und geheimer Sekretär erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zugute kommen. Die fatalſten Leiden und die edelſten Genüſſe gingen dieſe Zeit her immer einander zur Seite.

Zu meiner Erquickung habe ich geſtern einen Ausguß des koloſſalen Junokopfes, wovon das Original in der Villa Ludoviſi ſteht, in den Saal geſtellt. Es war dieſes meine erſte Liebſchaft in Rom, und nun beſitz ich ſie. Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es iſt wie ein Geſang Homers.

Ich habe aber auch für die Zukunft die Nähe einer ſo guten Geſellſchaft wohl verdient; denn ich kann nun vermelden, daß Iphigenia endlich fertig geworden iſt, d. h. daß ſie in zwei ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor mir auf dem Tiſche liegt, wovon das eine nächſtens zu euch wandern ſoll. Nehmt es freundlich auf; denn freilich ſteht nicht auf dem Papiere, was ich geſollt, wohl aber kann man erraten, was ich gewollt habe.

Ihr beklagtet euch ſchon einigemal über dunkle Stellen meiner Briefe, die auf einen Druck hindeuten, den ich unter den herrlichſten Erſcheinungen erleide. Hieran hatte dieſe

griechiſche Reiſegefährtin nicht geringen Anteil, die mich zur Tätigkeit nötigte, wenn ich hätte ſchauen ſollen.

Ich erinnerte mich jenes trefflichen Freundes, der ſich auf eine große Reiſe eingerichtet hatte, die man wohl eine Entdeckungsreiſe hätte nennen können. Nachdem er einige Jahre darauf ſtudiert und ökonomiſiert, fiel es ihm zuletzt noch ein, die Tochter eines angeſehenen Hauſes zu entführen, weil er dachte, es ging in einem hin.

Ebenſo frevelhaft entſchloß ich mich, Iphigenien nach Karlsbad mitzunehmen. An welchem Orte ich mich beſonders mit ihr unterhalten, will ich kürzlich aufzeichnen.

Als ich den Brenner verließ, nahm ich ſie aus dem größten Paket und ſteckte ſie zu mir. Am Gardaſee, als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb, wo ich wenigſtens ſo allein war als meine Heldin am Geſtade von Tauris, zog ich die erſten Linien der neuen Bearbeitung, die ich in Verona, Vicenza, Padua, am fleißigſten aber in Venedig fortſetzte. Sodann aber geriet die Arbeit in Stocken, ja ich ward auf eine neue Erfindung geführt, nämlich Iphigenia auf Delphi zu ſchreiben, welches ich auch ſogleich getan hätte, wenn nicht die Zerſtreuung und ein Pflichtsgefühl gegen das ältere Stück mich abgehalten hätte.

In Rom aber ging die Arbeit in geziemender Stetigkeit fort. Abends beim Schlafengehen bereitete ich mich aufs morgende Penſum, welches denn ſogleich beim Erwachen angegriffen wurde. Mein Verfahren dabei war ganz einfach: ich ſchrieb das Stück ruhig ab und ließ es Zeile vor Zeile, Period vor Period regelmäßig erklingen. Was daraus entſtanden iſt, werdet ihr beurteilen. Ich habe dabei mehr gelernt als getan. Mit dem Stücke ſelbſt erfolgen noch einige Bemerkungen.

Daß ich auch einmal wieder von kirchlichen Dingen rede, ſo will ich erzählen, daß wir die Chriſtnacht herumſchwärmten und die Kirchen beſuchten, wo Funktionen gehalten werden. Eine beſonders iſt ſehr beſucht, deren Orgel und Muſik überhaupt ſo eingerichtet iſt, daß zu einer Paſtoralmuſik nichts an Klängen abgeht, weder die Schalmeien der Hirten noch das Zwitſchern der Vögel, noch das Blöken der Schafe.

Am erſten Chriſtfeſte ſah ich den Papſt und die ganze Kleriſei in der Peterskirche, da er zum Teil vor dem Thron, zum Teil vom Thron herab das Hochamt hielt. Es iſt ein einziges Schauſpiel in ſeiner Art, prächtig und würdig genug; ich bin aber im proteſtantiſchen Diogenismus ſo alt geworden, daß mir dieſe Herrlichkeit mehr nimmt als gibt; ich möchte auch, wie mein frommer Vorfahre, zu dieſen geiſtlichen Weltüberwindern ſagen: Verdeckt mir doch nicht die Sonne höherer Kunſt und reiner Menſchheit.

Heute, als am Dreikönigsfeſte, habe ich die Meſſe nach griechiſchem Ritus vortragen ſehen und hören. Die Zeremonien ſcheinen mir ſtattlicher, ſtrenger, nachdenklicher und doch populärer als die lateiniſchen.

Auch da hab ich wieder gefühlt, daß ich für alles zu alt bin, nur fürs Wahre nicht. Ihre Zeremonien und Opern, ihre Umgänge und Ballette, es fließt alles wie Waſſer von einem Wachstuchmantel an mir herunter. Eine Wirkung der Natur hingegen, wie der Sonnenuntergang von Villa Madama geſehen, ein Werk der Kunſt, wie die viel verehrte Juno, machen tiefen und bleibenden Eindruck.

Nun graut mir ſchon vor dem Theaterweſen. Die nächſte Woche werden ſieben Bühnen eröffnet. Anfoſſi iſt ſelbſt hier und gibt Alexander in Indien; auch wird ein Cyrus gegeben und die Eroberung von Troja als Ballett. Das wäre was für die Kinder.

34. Goethe: Der Aventin.

Den 10. Januar.

Hier folgt denn alſo das Schmerzenskind; denn dieſes Beiwort verdient Iphigenia, aus mehr als einem Sinne. Bei Gelegenheit, daß ich ſie unſern Künſtlern vorlas, ſtrich ich verſchiedene Zeilen an, von denen ich einige nach meiner Überzeugung verbeſſerte, die andern aber ſtehen laſſe, ob vielleicht Herder ein paar Federzüge hineintun will. Ich habe mich daran ganz ſtumpf gearbeitet.

Denn warum ich die Proſa ſeit mehreren Jahren bei meinen Arbeiten vorzog, daran war doch eigentlich ſchuld, daß unſere Proſodie in der größten Unſicherheit ſchwebt, wie denn meine einſichtigen, gelehrten, mitarbeitenden Freunde die Entſcheidung mancher Fragen dem Gefühl, dem Geſchmack anheimgaben, wodurch man denn doch aller Richtſchnur ermangelte.

Iphigenia in Jamben zu überſetzen hätte ich nie gewagt, wäre mir in Moritzens Proſodie nicht ein Leitſtern erſchienen. Der Umgang mit dem Verfaſſer, beſonders während ſeines Krankenlagers, hat mich noch mehr darüber aufgeklärt, und ich erſuche die Freunde, darüber mit Wohlwollen nachzudenken.

Es iſt auffallend, daß wir in unſerer Sprache nur wenige Silben finden, die entſchieden kurz oder lang ſind. Mit den andern verfährt man nach Geſchmack oder Willkür. Nun hat Moritz ausgeklügelt, daß es eine gewiſſe Rangordnung der Silben gebe und daß die dem Sinne nach bedeutendere gegen eine weniger bedeutende lang ſei und jene kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn ſie in die Nähe von einer andern gerät, welche mehr Geiſtesgewicht hat. Hier iſt denn doch ein Anhalten, und wenn auch damit nicht alles getan wäre, ſo hat man doch indeſſen einen Leitfaden, an dem man ſich hinſchlingen kann. Ich habe dieſe Maxime öfters zu Rate gezogen und ſie mit meiner Empfindung übereinſtimmend getroffen.

Da ich oben von einer Vorleſung ſprach, ſo muß ich doch auch, wie es damit zugegangen, kürzlich erwähnen. Dieſe jungen Männer, an jene früheren, heftigen, vordringenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Berlichingiſches und konnten ſich in den ruhigen Gang nicht gleich finden; doch verfehlten die edlen und reinen Stellen nicht ihre Wirkung. Tiſchbein, dem auch dieſe faſt gänzliche Entäußerung der Leidenſchaft kaum zu Sinne wollte, brachte ein artiges Gleichnis oder Symbol zum Vorſchein. Er verglich es einem Opfer, deſſen Rauch, von einem ſanften Luftdruck niedergehalten, an der Erde hinzieht, indeſſen die Flamme freier nach der Höhe zu gewinnen ſucht. Er zeichnete dies ſehr hübſch und bedeutend. Das Blättchen lege ich bei.

Und ſo hat mich denn dieſe Arbeit, über die ich bald hinauszukommen dachte, ein völliges Vierteljahr unterhalten und aufgehalten, mich beſchäftigt und gequält. Es iſt nicht das erſtemal, daß ich das Wichtigſte nebenher tue, und wir wollen darüber nicht weiter grillifieren und rechten.

Einen hübſchen geſchnittenen Stein lege ich bei, ein Löwchen, dem eine Bremſe vor der Naſe ſchnurrt. Die Alten liebten dieſen Gegenſtand und haben ihn oft wiederholt. Ich wünſche, daß Ihr damit künftig eure Briefe ſiegelt, damit durch dieſe Kleinigkeit eine Art von Kunſtecho von euch zu mir herüber ſchalle.

Den 13. Januar.

Wieviel hätte ich jeden Tag zu ſagen, und wie ſehr hält mich Anſtrengung und Zerſtreuung ab, ein kluges Wort aufs Papier zu bringen. Dazu kommen noch die friſchen Tage, wo

es überall beſſer iſt als in den Zimmern, die, ohne Ofen und Kamin, uns nur zum Schlafen oder Mißbehagen aufnehmen. Einige Vorfälle der letzten Woche darf ich jedoch nicht unberührt laſſen.

Im Palaſte Giuſtiniani ſteht eine Minerva, die meine ganze Verehrung hat. Winckelmann gedenkt ihrer kaum, wenigſtens nicht an der rechten Stelle, und ich fühle mich nicht würdig genug, über ſie etwas zu ſagen. Als wir die Statue beſahen und uns lang dabei aufhielten, erzählte uns die Frau des Kuſtode, es ſei dieſes ein ehemals heiliges Bild geweſen, und die Ingleſi, welche von dieſer Religion ſeien, pflegten es noch zu verehren, indem ſie ihm die eine Hand küßten, die auch wirklich ganz weiß war, da die übrige Statue bräunlich iſt. Auch ſetzte ſie hinzu, eine Dame dieſer Religion ſei vor kurzem dageweſen, habe ſich auf die Knie niedergeworfen und die Statue angebetet. Eine ſo wunderliche Handlung habe ſie, eine Chriſtin, nicht ohne Lachen anſehen können und ſei zum Saal hinausgelaufen, um nicht loszuplatzen. Da ich auch von der Statue nicht weg wollte, fragte ſie mich, ob ich etwa eine Schöne hätte, die dieſem Marmor ähnlich ſähe, daß er mich ſo ſehr anzöge. Das gute Weib kannte nur Anbetung und Liebe, aber von der reinen Bewunderung eines herrlichen Werkes, von der brüderlichen Verehrung eines Menſchengeiſtes konnte ſie keinen Begriff haben. Wir freuten uns über das engliſche Frauenzimmer und gingen weg mit der Begier, umzukehren, und ich werde gewiß bald wieder hingehen. Wollen meine Freunde ein näheres Wort hören, ſo leſen ſie, was Winckelmann vom *hohen* Stil der Griechen ſagt. Leider führt er dort dieſe Minerva nicht an. Wenn ich aber nicht irre, ſo iſt ſie von jenem hohen ſtrengen Stil, da er in den ſchönen übergeht, die Knoſpe, indem ſie ſich öffnet, und nun eine Minerva, deren Charakter eben dieſer Übergang ſo wohl anſteht!

Nun von einem Schauſpiel anderer Art! Am Dreikönigstage, am Feſte des Heils, das den Heiden verkündigt worden, waren wir in der Propaganda. Dort ward in Gegenwart dreier Kardinäle und eines großen Auditorii erſt eine Rede gehalten: an welchem Orte Maria die drei Magos empfangen? im Stalle? oder wo ſonſt? dann nach verleſnen einigen lateiniſchen Gedichten ähnliches Gegenſtandes traten bei dreißig Seminariſten nach und nach auf und laſen kleine Gedichte, jeder in ſeiner Landesſprache: Malabariſch, Epirotiſch, Türkiſch, Moldauiſch, Eleniſch, Perſiſch, Kolchiſch, Hebräiſch, Arabiſch, Syriſch, Kophtiſch, Sarazeniſch, Armeniſch, Hiberniſch, Madagaskariſch, Isländiſch, Boiſch, Ägyptiſch, Griechiſch, Iſauriſch, Äthiopiſch uſw. und mehrere, die ich nicht verſtehen konnte. Die Gedichtchen ſchienen meiſt, im Nationalſilbenmaße verfaßt, mit der Nationaldeklamation vorgetragen zu werden; denn es kamen barbariſche Rhythmen und Töne hervor. Das Griechiſche klang, wie ein Stern in der Nacht erſcheint. Das Auditorium lachte unbändig über die fremden Stimmen, und ſo ward auch dieſe Vorſtellung zur Farce.

Nun noch ein Geſchichtchen, wie loſe man im heiligen Rom das Heilige behandelt. Der verſtorbene Kardinal Albani war in einer ſolchen Feſtverſammlung, wie ich ſie eben beſchrieben. Einer der Schüler fing in einer fremden Mundart an, gegen die Kardinäle gewendet: Gnaja! gnaja! ſo daß es ungefähr klang wie: Canaglia! canaglia! Der Kardinal wendete ſich zu ſeinen Mitbrüdern und ſagte: Der kennt uns doch!

Wieviel tat Winckelmann nicht, und wieviel ließ er uns zu wünſchen übrig. Mit den Materialien, die er ſich zueignete, hatte er ſo geſchwind gebaut, um unter Dach zu kommen. Lebte er noch, und er könnte noch friſch und geſund ſein, ſo wäre er der erſte, der uns

35. Goethe: An der Tiber unterhalb Rom.

eine Umarbeitung ſeines Werks gäbe. Was hätte er nicht noch beobachtet, was berichtigt, was benutzt, das von andern nach ſeinen Grundſätzen getan und beobachtet, neuerdings ausgegraben und entdeckt worden. Und dann wäre der Kardinal Albani tot, dem zuliebe er manches geſchrieben und vielleicht manches verſchwiegen hat.

Den 15. Januar.

Und ſo iſt denn endlich auch Ariſtodem, und zwar ſehr glücklich und mit dem größten Beifall, aufgeführt. Da Abbate Monti zu den Hausverwandten des Nepoten gehört und in den oberen Ständen ſehr geſchätzt iſt, ſo war von daher alles Gute zu hoffen. Auch ſparten die Logen ihren Beifall nicht. Das Parterre war gleich von vornherein durch die ſchöne Diktion des Dichters und die treffliche Rezitation der Schauſpieler gewonnen, und man verſäumte keine Gelegenheit, ſeine Zufriedenheit an den Tag zu legen. Die deutſche Künſtlerbank zeichnete ſich dabei nicht wenig aus, und es war diesmal ganz am Platze, da ſie überhaupt ein wenig vorlaut iſt.

Der Verfaſſer war zu Hauſe geblieben, voller Sorge wegen des Gelingens des Stücks; von Akt zu Akt kamen günſtige Botſchaften, welche nach und nach ſeine Beſorglichkeit in die größte Freude verwandelten. Nun fehlt es nicht an Wiederholung der Vorſtellung, und alles iſt in dem beſten Gleiſe. So kann man durch die entgegengeſetzteſten Dinge, wenn nur jedes ſein ausgeſprochenes Verdienſt hat, den Beifall der Menge ſowohl als der Kenner erwerben.

Aber die Vorſtellung war auch ſehr löblich, und der Hauptakteur, der das ganze Stück ausfüllt, ſprach und ſpielte vortrefflich: man glaubte einen der alten Kaiſer auftreten zu ſehen. Sie hatten das Koſtüm, das uns an den Statuen ſo ſehr imponiert, recht gut in Theatertracht überſetzt, und man ſah dem Schauſpieler an, daß er die Antiken ſtudiert hatte.

Den 16. Januar.

Ein großer Kunſtverluſt ſteht Rom bevor. Der König von Neapel läßt den Herkules Farneſe in ſeine Reſidenz bringen. Die Künſtler trauern ſämtlich; indeſſen werden wir bei dieſer Gelegenheit etwas ſehen, was unſern Vorfahren verborgen blieb.

Gedachte Statue nämlich, vom Kopf bis an die Knie und ſodann die unteren Füße mit dem Sockel, worauf ſie ſtehen, wurde auf Farneſiſchem Grund und Boden gefunden; die Beine aber, vom Knie bis an die Knöchel, fehlten und wurden durch Wilhelm Porta erſetzt. Auf dieſen ſteht er nun bis auf den heutigen Tag. Indeſſen waren auf Borgheſiſchem Grund und Boden die echten alten Beine gefunden worden, die man denn auch in der Borgheſiſchen Villa aufgeſtellt ſah.

Gegenwärtig gewinnt es Prinz Borgheſe über ſich und verehrt dieſe köſtlichen Reſte dem König von Neapel. Die Beine des Porta werden abgenommen, die echten an die Stelle geſetzt, und man verſpricht ſich, ob man gleich mit jenen bisher ganz wohl zufrieden geweſen, nunmehr eine ganz neue Anſchauung und mehr harmoniſchen Genuß.

Den 18. Januar.

Geſtern, als am Feſte des heiligen Antonius Abbas, machten wir uns einen luſtigen Tag; es war das ſchönſte Wetter von der Welt, hatte die Nacht Eis gefroren, und der Tag war heiter und warm.

Es läßt ſich bemerken, daß alle Religionen, die entweder ihren Kultus oder ihre Spekulationen ausdehnten, zuletzt dahin gelangen mußten, daß ſie auch die Tiere einigermaßen geiſtlicher Begünſtigungen teilhaft werden ließen. Sankt Anton der Abt oder Biſchof iſt Patron der vierfüßigen Geſchöpfe, ſein Feſt ein ſaturnaliſcher Feiertag für die ſonſt belaſteten Tiere, ſowie für ihre Wärter und Lenker. Alle Herrſchaften müſſen heute zu Hauſe bleiben oder zu Fuß gehen; man verfehlt niemals, bedenkliche Geſchichten zu erzählen, wie ungläubige Vornehme, welche ihre Kutſcher an dieſem Tage zu fahren genötigt, durch große Unfälle geſtraft worden.

Die Kirche liegt an einem ſo weitſchichtigen Platz, daß er beinahe für öde gelten könnte; heute iſt er aber auf das luſtigſte belebt. Pferde und Maultiere, deren Mähnen und Schweife mit Bändern ſchön, ja prächtig eingeflochten zu ſchauen, werden vor die kleine, von der Kirche etwas abſtehende Kapelle geführt, wo ein Prieſter, mit einem großen Wedel verſehen, das Weihwaſſer, das in Butten und Kübeln vor ihm ſteht, nicht ſchonend, auf die muntern Geſchöpfe derb losſpritzt, manchmal ſogar ſchalkhaft, um ſie zu reizen. Andächtige Kutſcher bringen größere oder kleinere Kerzen, die Herrſchaften ſenden Almoſen und Geſchenke, damit die koſtbaren, nützlichen Tiere, ein Jahr über, vor allem Unfall ſicher bleiben mögen. Eſel und Hornvieh, ihren Beſitzern ebenſo nützlich und wert, nehmen gleichfalls an dieſem Segen ihr beſchieden Teil.

Nachher ergötzten wir uns an einer großen Wanderung unter einem ſo glücklichen Himmel, umgeben von den intereſſanteſten Gegenſtänden, denen wir doch diesmal wenig Aufmerkſamkeit ſchenkten, vielmehr Luſt und Scherz in voller Maße walten ließen.

Den 19. Januar.

So hat denn der große König, deſſen Ruhm die Welt erfüllte, deſſen Taten ihn ſogar des katholiſchen Paradieſes wert machten, endlich auch das Zeitliche geſegnet, um ſich mit den Heroen ſeinesgleichen im Schattenreiche zu unterhalten. Wie gern iſt man ſtill, wenn man einen ſolchen zur Ruh gebracht hat.

Heute machten wir uns einen guten Tag, beſahen einen Teil des Kapitols, den ich bisher vernachläſſigt, dann ſetzten wir über die Tiber und tranken ſpaniſchen Wein auf einem neugelandeten Schiffe. In dieſer Gegend will man Romulus und Remus gefunden haben, und ſo kann man, wie an einem doppelt und dreifachen Pfingſtfeſte, zugleich vom heiligen Kunſtgeiſte, von der mildeſten Atmoſphäre, von antiquariſchen Erinnerungen und von ſüßem Weine trunken werden.

Den 20. Januar.

Was im Anfang einen frohen Genuß gewährte, wenn man es oberflächlich hinnahm, das drängt ſich hernach beſchwerlich auf, wenn man ſieht, daß ohne gründliche Kenntnis doch auch der wahre Genuß ermangelt.

Auf Anatomie bin ich ſo ziemlich vorbereitet, und ich habe mir die Kenntnis des menſchlichen Körpers, bis auf einen gewiſſen Grad, nicht ohne Mühe erworben. Hier wird man durch die ewige Betrachtung der Statuen immerfort, aber auf eine höhere Weiſe, hingewieſen. Bei unſerer mediziniſch-chirurgiſchen Anatomie kommt es bloß darauf an, den Teil zu kennen, und hierzu dient auch wohl ein kümmerlicher Muskel. In Rom aber wollen die Teile nichts heißen, wenn ſie nicht zugleich eine edle, ſchöne Form darbieten.

In dem großen Lazarett San Spirito hat man den Künſtlern zulieb einen ſehr ſchönen Muskelkörper dergeſtalt bereitet, daß die Schönheit desſelben in Verwundrung ſetzt. Er könnte wirklich für einen geſchundenen Halbgott, für einen Marſyas gelten.

So pflegt man auch, nach Anleitung der Alten, das Skelett nicht als eine künſtlich zuſammengereihte Knochenmaſſe zu ſtudieren, vielmehr zugleich mit den Bändern, wodurch es ſchon Leben und Bewegung erhält.

Sage ich nun, daß wir auch abends Perſpektiv ſtudieren, ſo zeigt es doch wohl, daß wir nicht müßig ſind. Bei allem dem aber hofft man immer mehr zu tun, als wirklich geſchieht.

Den 22. Januar.

Von dem deutſchen Kunſtſinn und dem dortigen Kunſtleben kann man wohl ſagen: Man hört läuten, aber nicht zuſammenklingen. Bedenke ich jetzt, was für herrliche Sachen in unſerer Nachbarſchaft ſind, und wie wenig ſie von mir genutzt worden, ſo möchte ich verzweifeln; und dann kann ich mich wieder auf den Rückweg freuen, wenn ich hoffen kann, jene Meiſterwerke zu erkennen, an denen ich nur herumtappte.

Doch auch in Rom iſt zu wenig für den geſorgt, dem es Ernſt iſt, ins Ganze zu ſtudieren. Er muß alles aus unendlichen, obgleich überreichen Trümmern zuſammenſtoppeln. Freilich iſt's wenigen Fremden reiner Ernſt, etwas Rechts zu ſehen und zu lernen. Sie folgen ihren Grillen, ihrem Dünkel, und das merken ſich alle diejenigen wohl, die mit Fremden zu tun haben. Jeder Führer hat Abſichten, jeder will irgendeinen Handelsmann empfehlen, einen Künſtler begünſtigen; und warum ſollte er es nicht? denn ſchlägt der Unerfahrne nicht das Vortrefflichſte aus, das man ihm anbietet?

Einen außerordentlichen Vorteil hätte es der Betrachtung bringen können, ja es wäre ein eignes Muſeum entſtanden, wenn die Regierung, die doch erſt die Erlaubnis geben muß, wenn ein Altertum ausgeführt werden ſoll, feſt darauf beſtanden hätte, daß jedesmal ein Abguß geliefert werden müſſe. Hätte aber auch ein Papſt ſolch einen Gedanken gehabt, alles hätte ſich widerſetzt; denn man wäre in wenigen Jahren erſchrocken über Wert und Würde ſolcher ausgeführten Dinge, wozu man die Erlaubnis in einzelnen Fällen heimlich und durch allerlei Mittel zu erlangen weiß.

Schon früher, aber beſonders bei der Aufführung des Ariſtodem, erwachte der Patriotismus unſerer deutſchen Künſtler. Sie unterließen nicht, Gutes von meiner Iphigenia zu reden, einzelne Stellen wurden wieder verlangt, und ich fand mich zuletzt zu einer Wiederholung des Ganzen genötigt. Auch da entdeckte ich manche Stelle, die mir gelenker aus dem Munde ging, als ſie auf dem Papier ſtand. Freilich iſt die Poeſie nicht fürs Auge gemacht.

Dieſer gute Ruf erſcholl nun bis zu Reiffenſtein und Angelica, und da ſollte ich denn meine Arbeit abermals produzieren. Ich erbat mir einige Friſt, trug aber ſogleich die Fabel und den Gang des Stücks mit einiger Umſtändlichkeit vor. Mehr, als ich glaubte, gewann ſich dieſe Darſtellung die Gunſt gedachter Perſonen; auch Herr Zucchi, von dem ich es am wenigſten erwartet, nahm recht freien und wohlempfundenen Anteil. Dieſes klärt ſich aber dadurch ſehr gut auf, daß das Stück ſich der Form nähert, die man im Griechiſchen, Italieniſchen, Franzöſiſchen längſt gewohnt iſt und welche demjenigen noch immer am beſten zuſagt, welcher ſich an die engliſchen Kühnheiten noch nicht gewöhnt hat.

Den 25. Januar.

Nun wird es mir immer ſchwerer, von meinem Aufenthalte in Rom Rechenſchaft zu geben; denn wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht, ſo geht es auch mir in Betrachtung dieſer Stadt.

Man kann das Gegenwärtige nicht ohne das Vergangene erkennen, und die Vergleichung von beiden erfordert mehr Zeit und Ruhe. Schon die Lage dieſer Hauptſtadt der Welt führt uns auf ihre Erbauung zurück. Wir ſehen bald, hier hat ſich kein wanderndes, großes, wohlgeführtes Volk niedergelaſſen und den Mittelpunkt eines Reichs weislich feſtgeſetzt; hier hat kein mächtiger Fürſt einen ſchicklichen Ort zum Wohnſitz einer Kolonie beſtimmt. Nein, Hirten und Geſindel haben ſich hier zuerſt eine Stätte bereitet; ein paar rüſtige Jünglinge haben auf *dem* Hügel den Grund zu Paläſten der Herrn der Welt gelegt, an deſſen Fuß ſie die Willkür des Ausrichters zwiſchen Moraſt und Schilf einſt hinlegte. So ſind die ſieben Hügel Roms nicht Erhöhungen gegen das Land, das hinter ihnen liegt, ſie ſind es gegen die Tiber und gegen das uralte Bette der Tiber, was Campus Martius ward. Erlaubt mir das Frühjahr weitere Exkurſionen, ſo will ich die unglückliche Lage ausführlicher ſchildern. Schon jetzt nehm ich den herzlichſten Anteil an dem Jammergeſchrei und den Schmerzen der Weiber von Alba, die ihre Stadt zerſtören ſehn und den ſchönen, von einem klugen Anführer gewählten Platz verlaſſen müſſen, um an den Nebeln der Tiber teilzunehmen, den elenden Hügel Coelius zu bewohnen und von da nach ihrem verlaſſenen Paradieſe zurückzuſehn. Ich kenne noch wenig von der Gegend, aber ich bin überzeugt: kein Ort der ältern Völker lag ſo ſchlecht als Rom, und da die Römer endlich alles verſchlungen hatten, mußten ſie wieder mit ihren Landhäuſern hinaus und an die Plätze der zerſtörten Städte rücken, um zu leben und das Leben zu genießen.

Zu einer recht friedlichen Betrachtung gibt es Anlaß, wie viele Menſchen hier im ſtillen leben und wie ſich jeder nach ſeiner Weiſe beſchäftigt. Wir ſahen bei einem Geiſtlichen, der, ohne großes angebornes Talent, ſein Leben der Kunſt widmete, ſehr intereſſante Kopien trefflicher Gemälde, die er in Miniatur nachgebildet hat. Sein vorzüglichſtes nach dem Abendmahl des Leonhard da Vinci in Mailand. Der Moment iſt genommen, da Chriſtus den Jüngern, mit denen er vergnügt und freundſchaftlich zu Tiſche ſitzt, erklärt und ſagt: Aber doch iſt einer unter euch, der mich verrät.

Man hofft einen Kupferſtich, entweder nach dieſer Kopie oder nach andern, mit denen man ſich beſchäftigt. Es wird das größte Geſchenk ſein, wenn eine treue Nachbildung im großen Publikum erſcheint.

Vor einigen Tagen beſuchte ich den Pater Jacquier, einen Franziskaner, auf Trinità de' Monti. Er iſt Franzos von Geburt, durch mathematiſche Schriften bekannt, hoch in Jahren, ſehr angenehm und verſtändig. Er kannte zu ſeiner Zeit die beſten Männer und hat ſogar einige Monate bei Voltaire zugebracht, der ihn ſehr in Affektion nahm.

Und ſo habe ich noch mehr gute ſolide Menſchen kennen lernen, dergleichen ſich hier unzählige befinden, die ein pfäffiſches Mißtrauen auseinanderhält. Der Buchhandel gibt keine Verbindung, und die literariſchen Neuigkeiten ſind ſelten fruchtbar.

Und ſo geziemt es dem Einſamen, die Einſiedler aufzuſuchen. Denn ſeit der Aufführung des Ariſtodems, zu deſſen Gunſten wir uns wirklich tätig erwieſen hatten, führte man mich abermals in Verſuchung; es lag aber nur zu klar am Tage, daß es nicht um mich zu tun

ſei: man wollte ſeine Partei verſtärken, mich als Inſtrument brauchen, und wenn ich hätte hervorgehen und mich erklären wollen, hätte ich auch als Phantom eine kurze Rolle geſpielt. Nun aber, da ſie ſehen, daß mit mir nichts anzufangen iſt, laſſen ſie mich gehn, und ich wandle meinen ſichern Weg fort.

Ja, meine Exiſtenz hat einen Ballaſt bekommen, der ihr die gehörige Schwere gibt; ich fürchte mich nun nicht mehr vor den Geſpenſtern, die ſo oft mit mir ſpielten. Seid auch gutes Muts, ihr werdet mich oben halten und mich zu euch zurückziehen.

Den 28. Januar.

Zwei Betrachtungen, die durch alles durchgehen, welchen ſich hinzugeben man jeden Augenblick aufgefordert wird, will ich, da ſie mir klar geworden, zu bezeichnen nicht verfehlen.

Zuerſt alſo wird man, bei dem ungeheuern und doch nur trümmerhaften Reichtum dieſer Stadt, bei jedem Kunſtgegenſtande aufgefordert, nach der Zeit zu fragen, die ihm das Daſein gegeben. Durch Winckelmann ſind wir dringend aufgeregt, die Epochen zu ſondern, den verſchiedenen Stil zu erkennen, deſſen ſich die Völker bedienten, den ſie, in Folge der Zeiten, nach und nach ausgebildet und zuletzt wieder verbildet. Hievon überzeugte ſich jeder wahre Kunſtfreund. Anerkennen tun wir alle die Richtigkeit und das Gewicht der Forderung.

Aber wie nun zu dieſer Einſicht gelangen! Vorgearbeitet nicht viel; der Begriff richtig und herrlich aufgeſtellt, aber das einzelne im ungewiſſen Dunkel. Eine vieljährige entſchiedene Übung des Auges iſt nötig, und man muß erſt lernen, um fragen zu können. Da hilft kein Zaudern und Zögern: die Aufmerkſamkeit auf dieſen wichtigen Punkt iſt nun einmal rege, und jeder, dem es Ernſt iſt, ſieht wohl ein, daß auch in dieſem Felde kein Urteil möglich iſt, als wenn man es hiſtoriſch entwickeln kann.

Die zweite Betrachtung beſchäftigt ſich ausſchließlich mit der Kunſt der Griechen und ſucht zu erforſchen, wie jene unvergleichlichen Künſtler verfuhren, um aus der menſchlichen Geſtalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeſchloſſen iſt und worin kein Hauptcharakter ſo wenig als die Übergänge und Vermittlungen fehlen. Ich habe eine Vermutung, daß ſie nach eben den Geſetzen verfuhren, nach welchen die Natur verfährt und denen ich auf der Spur bin. Nur iſt noch etwas anders dabei, das ich nicht auszuſprechen wüßte.

Den 2. Februar.

Von der Schönheit, im vollen Mondſchein Rom zu durchgehen, hat man, ohne es geſehen zu haben, keinen Begriff. Alles einzelne wird von den großen Maſſen des Lichts und Schattens verſchlungen, und nur die größten allgemeinſten Bilder ſtellen ſich dem Auge dar. Seit drei Tagen haben wir die hellſten und herrlichſten Nächte wohl und vollſtändig genoſſen. Einen vorzüglich ſchönen Anblick gewährt das Coliſeo. Es wird nachts zugeſchloſſen; ein Eremit wohnt darin an einem Kirchelchen, und Bettler niſten in den verfallenen Gewölben. Sie hatten auf flachem Boden ein Feuer angelegt, und eine ſtille Luft trieb den Rauch erſt auf der Arena hin, daß der untere Teil der Ruinen bedeckt war und die ungeheuern Mauern oben drüber finſter herausragten; wir ſtanden am Gitter und ſahen dem Phänomen zu, der Mond ſtand hoch und heiter. Nach und nach zog ſich der Rauch durch die Wände, Lücken und Öffnungen, ihn beleuchtete der Mond wie einen Nebel.

Der Anblick war köſtlich. So muß man das Pantheon, das Kapitol beleuchtet ſehn, den Vorhof der Peterskirche und andere große Straßen und Plätze. Und ſo haben Sonne und Mond, eben wie der Menſchengeiſt, hier ein ganz anderes Geſchäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Maſſen entgegenſtehn.

Den 13. Februar.

Eines Glücksfalls muß ich erwähnen, obgleich eines geringen. Doch alles Glück, groß oder klein, iſt von *einer* Art und immer erfreulich. Auf Trinità de' Monti wird der Grund zum neuen Obelisk gegraben: dort oben iſt alles aufgeſchüttetes Erdreich von Ruinen der Gärten des Lucullus, die nachher an die Kaiſer kamen. Mein Perückenmacher geht frühe dort vorbei und findet im Schutte ein flach Stück gebrannten Ton mit einigen Figuren, wäſcht's und zeigt es uns. Ich eigne es mir gleich zu. Es iſt nicht gar eine Hand groß und ſcheint von dem Rande einer großen Schüſſel zu ſein. Es ſtehn zwei Greifen an einem Opfertiſche, ſie ſind von der ſchönſten Arbeit und freuen mich ungemein. Stünden ſie auf einem geſchnittenen Stein, wie gern würde man damit ſiegeln.

Von vielen andern Sachen ſammelt's ſich auch um mich, und nichts Vergebliches oder Leeres, welches hier unmöglich wäre, alles unterrichtend und bedeutend. Am liebſten iſt mir denn aber doch, was ich in der Seele mitnehme und was, immer wachſend, ſich immer vermehren kann.

Den 15. Februar.

Vor meiner Abreiſe nach Neapel konnte ich einer nochmaligen Vorleſung meiner Iphigenia nicht entgehen. Madam Angelica und Hofrat Reiffenſtein waren die Zuhörer, und ſelbſt Herr Zucchi hatte darauf gedrungen, weil es der Wunſch ſeiner Gattin war; er arbeitete indes an einer großen architektoniſchen Zeichnung, die er in Dekorationsart vortrefflich zu machen verſteht. Er war mit Cleriſſeau in Dalmatien, hatte ſich überhaupt mit ihm aſſoziiert, zeichnete die Figuren zu den Gebäuden und Ruinen, die jener herausgab, und lernte dabei ſo viel Perſpektive und Effekt, daß er ſich in ſeinen alten Tagen auf eine würdige Weiſe auf dem Papier damit vergnügen kann.

Die zarte Seele Angelica nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf; ſie verſprach mir eine Zeichnung daraus aufzuſtellen, die ich zum Andenken beſitzen ſollte. Und nun gerade, als ich mich von Rom zu ſcheiden bereite, werde ich auf eine zarte Weiſe mit dieſen wohlwollenden Perſonen verbunden. Es iſt mir zugleich ein angenehmes und ſchmerzliches Gefühl, wenn ich mich überzeuge, daß man mich ungern wegläßt.

Den 16. Februar.

Die glückliche Ankunft der Iphigenia ward mir auf eine überraſchende und angenehme Weiſe verkündigt. Auf dem Wege nach der Oper brachte man mir den Brief von wohlbekannter Hand, und diesmal doppelt willkommen, mit dem Löwchen geſiegelt, als vorläufiges Wahrzeichen des glücklich angelangten Pakets. Ich drängte mich in das Opernhaus und ſuchte mir mitten unter dem fremden Volk einen Platz unter dem großen Lüſter zu verſchaffen. Hier fühlte ich mich nun ſo nah an die Meinigen gerückt, daß ich hätte aufhüpfen und ſie umarmen mögen. Herzlich dank ich, daß mir die nackte Ankunft gemeldet worden; möget ihr euer Nächſtes mit einem guten Worte des Beifalls begleiten.

Hier folgt das Verzeichnis, wie die Exemplare, die ich von Göſchen zu erwarten habe,

36. Ang. Kauffmann: Selbstbildnis von 1784.

unter die Freunde verteilt werden ſollen; denn ob es mir gleich ganz gleichgültig iſt, wie das Publikum dieſe Sachen betrachtet, ſo wünſcht ich doch dadurch meinen Freunden einige Freude bereitet zu haben.

Man unternimmt nur zu viel. Denke ich an meine vier letzten Bände im ganzen, ſo möchte mir ſchwindelnd werden; ich muß ſie einzeln angreifen, und ſo wird es gehn.

Hätte ich nicht beſſer getan, nach meinem erſten Entſchluß dieſe Dinge fragmentariſch in die Welt zu ſchicken und neue Gegenſtände, an denen ich friſcheren Anteil nehme, mit friſchem Mut und Kräften zu unternehmen? Tät ich nicht beſſer, Iphigenia auf Delphi zu ſchreiben, als mich mit den Grillen des Taſſo herumzuſchlagen? Und doch habe ich auch dahinein ſchon zu viel von meinem Eignen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben ſollte.

Ich habe mich auf den Vorſaal ans Kamin geſetzt, und die Wärme eines diesmal gut genährten Feuers gibt mir friſchen Mut, ein neues Blatt anzufangen: denn es iſt doch gar zu ſchön, daß man mit ſeinen neuſten Gedanken ſo weit in die Ferne reichen, ja ſeine nächſten Umgebungen durch Worte dorthin verſetzen kann. Das Wetter iſt ganz herrlich, die Tage nehmen merklich zu, Lorbeeren und Buchsbäume blühen, auch die Mandelbäume. Heute früh überraſchte mich ein wunderſamer Anblick: ich ſah von ferne hohe ſtangenähnliche Bäume, über und über von dem ſchönſten Violett bekleidet. Bei näherer Unterſuchung war es der Baum, in unſern Treibhäuſern unter dem Namen Judenbaum bekannt, dem Botaniker als cercis siliquastrum. Seine violetten Schmetterlingsblumen bringt er unmittelbar aus dem Stamme hervor. Abgeholzt den letzten Winter waren die Stangen, die ich vor mir ſah, aus deren Rinde die wohlgebildete und gefärbte Blume zu Tauſenden hervorbrach. Die Maßlieben dringen wie Ameiſen aus dem Boden, Krokus und Adonis erſcheinen ſeltner, aber deſto zierlicher und zierender.

Was wird mir nicht erſt das mittägigere Land für Freuden und Kenntniſſe geben, aus denen für mich neue Reſultate hervortreten. Es iſt mit natürlichen Dingen wie mit der Kunſt: es iſt ſo viel drüber geſchrieben, und jeder, der ſie ſieht, kann ſie doch wieder in neue Kombination ſetzen.

Denke ich an Neapel, ja gar nach Sizilien, ſo fällt es einem ſowohl in der Erzählung als in Bildern auf, daß in dieſen Paradieſen der Welt ſich zugleich die vulkaniſche Hölle ſo gewaltſam auftut und ſeit Jahrtauſenden die Wohnenden und Genießenden aufſchreckt und irre macht.

Doch ſchlage ich mir die Hoffnung jener viel bedeutenden Anſichten gern aus dem Sinne, um vor meiner Abreiſe die alte Hauptſtadt der Welt noch recht zu benutzen.

Seit vierzehn Tagen bin ich von Morgen bis in die Nacht in Bewegung; was ich noch nicht geſehn, ſuch ich auf. Das Vorzüglichſte wird zum zweiten- und drittenmal betrachtet, und nun ordnet ſich's einigermaßen. Denn indem die Hauptgegenſtände an ihre rechte Stelle kommen, ſo iſt für viele mindere dazwiſchen Platz und Raum. Meine Liebſchaften reinigen und entſcheiden ſich, und nun erſt kann mein Gemüt dem Größeren und Echteſten mit gelaſſener Teilnahme ſich entgegen heben.

Dabei findet man denn wohl den Künſtler beneidenswert, der durch Nachbildung und Nachahmung auf alle Weiſe jenen großen Intentionen ſich mehr nähert, ſie beſſer begreift als der bloß Beſchauende und Denkende. Doch muß am Ende jeder tun, was er vermag; und ſo ſpanne ich denn alle Segel meines Geiſtes auf, um dieſe Küſten zu umſchiffen.

Das Kamin iſt diesmal recht durchgewärmt und die ſchönſten Kohlen aufgehäuft, welches bei uns ſelten geſchieht, weil nicht leicht jemand Luſt und Zeit hat, dem Kaminfeuer ein paar Stunden Aufmerkſamkeit zu widmen, und ſo will ich denn dieſes ſchöne Klima benutzen, um einige Bemerkungen aus meiner Schreibtafel zu retten, die ſchon halb verloſchen ſind.

Am 2. Februar begaben wir uns in die Sixtiniſche Kapelle zur Funktion, bei welcher die Kerzen geweiht werden. Ich fand mich gleich ſehr unbehaglich und zog mit den Freunden bald wieder hinaus. Denn ich dachte: das ſind ja grade die Kerzen, welche ſeit dreihundert Jahren dieſe herrlichen Gemälde verdüſtern, und das iſt ja eben der Weihrauch, der mit heiliger Unverſchämtheit die einzige Kunſtſonne nicht nur umwölkt, ſondern von Jahr zu Jahr mehr trübe macht und zuletzt gar in Finſternis verſenkt.

Darauf ſuchten wir das Freie und kamen nach einem großen Spaziergange auf San Onofrio, wo Taſſo in einem Winkel begraben liegt. Auf der Kloſterbibliothek ſteht ſeine Büſte. Das Geſicht iſt von Wachs, und ich glaube gern, daß es über ſeinen Leichnam abgeformt ſei. Nicht ganz ſcharf, und hie und da verdorben, deutet es doch im ganzen mehr als irgendein anderes ſeiner Bildniſſe auf einen talentvollen, zarten, feinen, in ſich geſchloßnen Mann. Soviel für diesmal. Jetzt will ich an des ehrlichen Volkmanns zweiten Teil, der Rom enthält, um auszuziehen, was ich noch nicht geſehn habe. Ehe ich nach Neapel reiſe, muß die Ernte wenigſtens niedergemäht ſein; ſie in Garben zu binden, werden auch ſchon gute Tage kommen.

Den 17. Februar.

Das Wetter iſt unglaublich und unſäglich ſchön, den ganzen Februar bis auf vier Regentage ein reiner heller Himmel, gegen Mittag faſt zu warm. Nun ſucht man das Freie, und wenn man bisher ſich nur mit Göttern und Helden abgeben mochte, ſo tritt die Landſchaft auf einmal wieder in ihre Rechte, und man heftet ſich an die Umgebungen, die der herrlichſte Tag belebt. Manchmal erinnere ich mich, wie der Künſtler in Norden den Strohdächern und verfallenen Schlöſſern etwas abzugewinnen ſucht, wie man ſich an Bach und Buſch und zerbröckeltem Geſtein herumdrückt, um eine maleriſche Wirkung zu erhaſchen, und ich komme mir ganz wunderbar vor, um ſo mehr, als jene Dinge nach ſo langer Gewohnheit einem noch immer ankleben; nun habe ich mir aber ſeit vierzehn Tagen einen Mut gefaßt und bin mit kleinen Blättern hinausgegangen, durch die Tiefen und Höhen der Villen, und habe mir ohne viel Beſinnens kleine auffallende, wahrhaft ſüdliche und römiſche Gegenſtände entworfen und ſuche nun, mit Hilfe des guten Glücks, ihnen Licht und Schatten zu geben. Es iſt ganz eigen, daß man deutlich ſehen und wiſſen kann, was gut und beſſer iſt; will man ſich's aber zueignen, ſo ſchwindet's gleichſam unter den Händen, und wir greifen nicht nach dem Rechten, ſondern nach dem, was wir zu faſſen gewohnt ſind. Nur durch geregelte Übung könnte man vorwärts kommen; wo aber ſollte ich Zeit und Sammlung finden! Indeſſen fühle ich mich denn doch durch das leidenſchaftliche, vierzehntägige Streben um vieles gebeſſert.

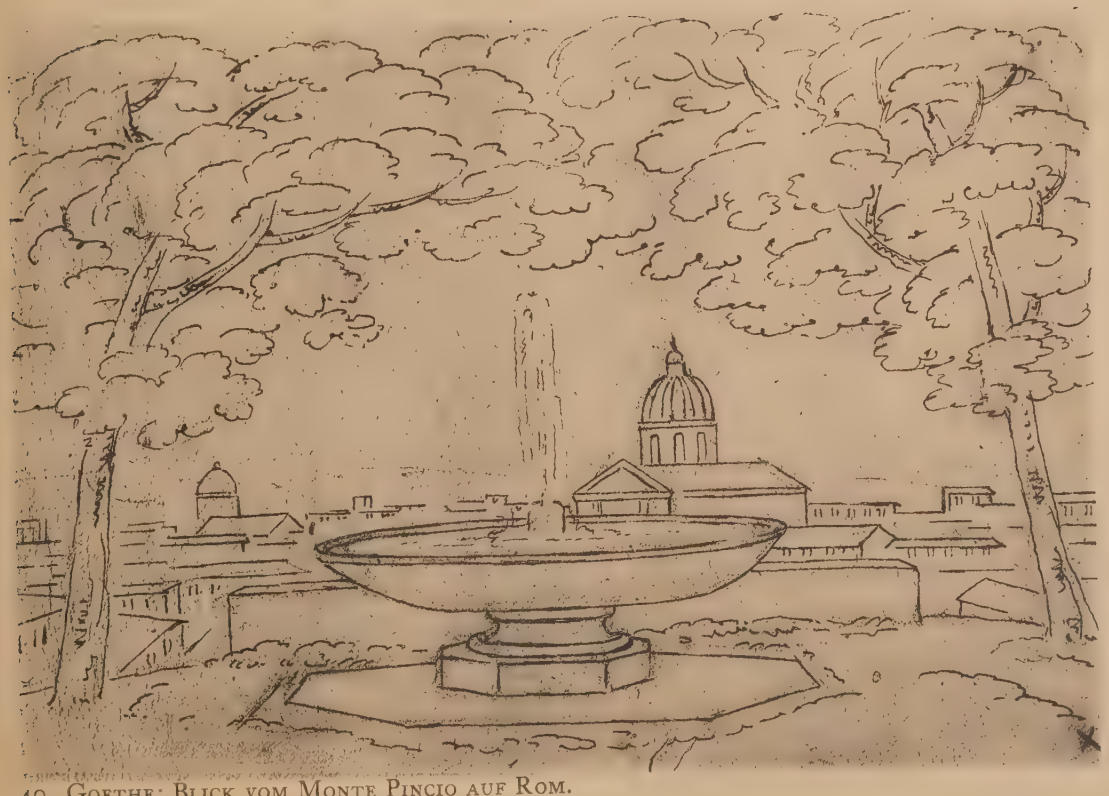
Die Künſtler belehren mich gerne, denn ich faſſe geſchwind. Nun iſt aber das Gefaßte nicht gleich geleiſtet: etwas ſchnell zu begreifen, iſt ja ohnehin die Eigenſchaft des Geiſtes, aber etwas recht zu tun, dazu gehört die Übung des ganzen Lebens.

Und doch ſoll der Liebhaber, ſo ſchwach er auch nachſtrebt, ſich nicht abſchrecken laſſen. Die wenigen Linien, die ich aufs Papier ziehe, oft übereilt, ſelten richtig, erleichtern mir

37. Goethe: Villa Medici in Rom.

38. Goethe: Villa Medici in Rom mit Staffage.

39. Goethe: Landgut bei Rom.



40. Goethe: Blick vom Monte Pincio auf Rom.

jede Vorſtellung von ſinnlichen Dingen; denn man erhebt ſich ja eher zum Allgemeinen, wenn man die Gegenſtände genauer und ſchärfer betrachtet.

Mit dem Künſtler nur muß man ſich nicht vergleichen, ſondern nach ſeiner eigenen Art verfahren; denn die Natur hat für ihre Kinder geſorgt, der Geringſte wird nicht, auch durch das Daſein des Trefflichſten, an ſeinem Daſein gehindert: „Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann!“ und dabei wollen wir's denn bewenden laſſen.

Ich habe zweimal das Meer geſehn, erſt das Adriatiſche, dann das Mittländiſche, nur gleichſam zum Beſuch. In Neapel wollen wir bekannter werden. Es rückt alles auf einmal in mir herauf; warum nicht früher, warum nicht wohlfeiler! Wie viele tauſend Sachen, manche ganz neu und von vornen, hätte ich mitzuteilen.

Den 17. Februar.

Abends nach verklungener Karnevalstorheit.

Ich laſſe bei meiner Abreiſe Moritzen ungern allein. Er iſt auf gutem Wege, doch wie er für ſich geht, ſo ſucht er ſich gleich beliebte Schlupfwinkel. Ich habe ihn aufgemuntert, an Herdern zu ſchreiben; der Brief liegt bei: ich wünſche eine Antwort, die etwas Dienliches und Hülfreiches enthalte. Es iſt ein ſonderbar guter Menſch; er wäre viel weiter, wenn er von Zeit zu Zeit Perſonen gefunden hätte, fähig und liebevoll genug, ihn über ſeinen Zuſtand aufzuklären. Gegenwärtig kann er kein geſegneteres Verhältnis anknüpfen, als wenn ihm Herder erlaubt, manchmal zu ſchreiben. Er beſchäftigt ſich mit einem lobenswürdigen antiquariſchen Unternehmen, das wohl verdient, gefördert zu werden. Freund Herder wird nicht leicht eine Mühe beſſer angewendet und gute Lehre kaum in einen fruchtbareren Boden gelegt haben.

Das große Porträt, welches Tiſchbein von mir unternommen, wächſt ſchon aus der Leinwand heraus. Der Künſtler hat ſich durch einen fertigen Bildhauer ein kleines Modell von Ton machen laſſen, welches gar zierlich mit einem Mantel drapiert worden. Darnach malt er fleißig; denn es ſollte freilich vor unſerer Abreiſe nach Neapel ſchon auf einen gewiſſen Punkt gebracht ſein, und es gehört ſchon Zeit dazu, eine ſo große Leinwand mit Farben auch nur zu bedecken.

Den 19. Februar.

Das Wetter fährt fort, über allen Ausdruck ſchön zu ſein; heute war ein Tag, den ich mit Schmerzen unter den Narren zubrachte. Mit Anbruch der Nacht erholte ich mich auf der Villa Medicis. Neumond iſt eben vorbei, und neben der zarten Mondſichel konnte ich die ganze dunkle Scheibe faſt mit bloßen Augen, durchs Perſpektiv ganz deutlich ſehn. Über der Erde ſchwebt ein Duft des Tags über, den man nur aus Gemälden und Zeichnungen des Claude kennt, das Phänomen in der Natur aber nicht leicht ſo ſchön ſieht als hier. Nun kommen mir Blumen aus der Erde, die ich noch nicht kenne, und neue Blüten von den Bäumen; die Mandeln blühen und machen eine neue luftige Erſcheinung zwiſchen den dunkelgrünen Eichen; der Himmel iſt wie ein hellblauer Taft, von der Sonne beſchienen. Wie wird es erſt in Neapel ſein! Wir finden das meiſte ſchon grün. Meine botaniſchen Grillen bekräftigen ſich an allem dieſen, und ich bin auf dem Wege, neue ſchöne Verhältniſſe zu entdecken, wie die Natur ſolch ein Ungeheures, das wie nichts ausſieht, aus dem Einfachen das Mannigfaltigſte entwickelt.

Der Veſuv wirft Steine und Aſche aus, und bei Nacht ſieht man den Gipfel glühen. Gebe uns die wirkende Natur einen Lavafluß! Nun kann ich kaum erwarten, bis auch dieſe großen Gegenſtände mir eigen werden.

Den 21. Februar. Aſchermittwoch.

Ich benutze die Augenblicke zwiſchen dem Einpacken, um noch einiges nachzuholen. Morgen gehn wir nach Neapel. Ich freue mich auf das Neue, das unausſprechlich ſchön ſein ſoll, und hoffe in jener paradieſiſchen Natur wieder neue Freiheit und Luſt zu gewinnen, hier im ernſten Rom wieder an das Studium der Kunſt zu gehen.

Das Einpacken wird mir leicht; ich tue es mit leichterem Herzen als vor einem halben Jahre, da ich mich von allem loslöſte, was mir ſo lieb und wert war. Ja es iſt ſchon ein halbes Jahr, und von den vier Monaten, in Rom zugebracht, habe ich keinen Augenblick verloren, welches zwar viel heißen will, aber doch nicht zuviel geſagt iſt.

Daß Iphigenia angekommen, weiß ich; möge ich am Fuße des Veſuvs erfahren, daß ihr eine gute Aufnahme zuteil geworden.

Mit Tiſchbein, der ſo einen herrlichen Blick in Natur als Kunſt hat, dieſe Reiſe zu machen, iſt für mich von der größten Wichtigkeit; doch können wir, als echte Deutſche, uns doch nicht losmachen von Vorſätzen und Ausſichten auf Arbeit. Das ſchönſte Papier iſt gekauft, und wir nehmen uns vor, darauf zu zeichnen, obgleich die Menge, die Schönheit und der Glanz der Gegenſtände höchſt wahrſcheinlich unſerm guten Willen Grenzen ſetzt.

Eins habe ich über mich gewonnen: daß ich von meinen poetiſchen Arbeiten nichts mitnehme als Taſſo allein; zu ihm habe ich die beſte Hoffnung. Wüßt ich nun, was ihr zu Iphigenien ſagt, ſo könnte mir dies zur Leitung dienen; denn es iſt doch eine ähnliche Arbeit, der Gegenſtand faſt noch beſchränkter als jener und will im einzelnen noch mehr ausgearbeitet ſein; doch weiß ich noch nicht, was es werden kann. Das Vorhandene muß ich ganz zerſtören; das hat zu lange gelegen, und weder die Perſonen noch der Plan, noch der Ton haben mit meiner jetzigen Anſicht die mindeſte Verwandtſchaft.

Beim Aufräumen fallen mir einige eurer lieben Briefe in die Hand, und da treffe ich beim Durchleſen auf den Vorwurf, daß ich mir in meinen Briefen widerſpreche. Das kann ich zwar nicht merken — denn was ich geſchrieben habe, ſchicke ich gleich fort — es iſt mir aber ſelbſt ſehr wahrſcheinlich; denn ich werde von ungeheuern Mächten hin und wider geworfen, und da iſt es wohl natürlich, daß ich nicht immer weiß, wo ich ſtehe.

Man erzählt von einem Schiffer, der, von einer ſtürmiſchen Nacht auf der See überfallen, nach Hauſe zu ſteuern trachtete. Sein Söhnchen, in der Finſternis an ihn geſchmiegt, fragte: Vater, was iſt denn das für ein närriſches Lichtchen dort, das ich bald über uns, bald unter uns ſehe? Der Vater verſprach ihm die Erklärung des andern Tags, und da fand es ſich, daß es die Flamme des Leuchtturms geweſen, die einem von wilden Wogen auf und nieder geſchaukelten Auge bald unten, bald oben erſchien.

Auch ich ſteure auf einem leidenſchaftlich bewegten Meere dem Hafen zu, und halte ich die Glut des Leuchtturms nur ſcharf im Auge, wenn ſie mir auch den Platz zu verändern ſcheint, ſo werde ich doch zuletzt am Ufer geneſen.

Bei der Abreiſe fällt einem doch immer jedes frühere Scheiden und auch das künftige letzte unwillkürlich in den Sinn, und mir drängt ſich, diesmal ſtärker als ſonſt, dabei die Bemerkung auf, daß wir viel zu viel Voranſtalten machen, um zu leben; denn ſo kehren

41. Goethe: Landgut Apollinare von Villa Borghese aus.

42. Goethe: Blick aus Villa Borghese auf die Campagne.

43. Goethe: Landgut Apollinare.

44. Goethe: Aus der Villa Borghese.

45. Goethe: Brücke in der Campagna.

46. Goethe: Blick auf St. Peter.

auch wir, Tiſchbein und ich, ſo vielen Herrlichkeiten, ſogar unſerm wohlausgeſtatteten eignen Muſeum den Rücken. Da ſtehn nun drei Junonen zur Vergleichung nebeneinander, und wir verlaſſen ſie, als wenn's keine wäre.

Nun iſt der Narrheit ein Ende. Die unzähligen Lichter geſtern abend waren noch ein toller Spektakel. Das Karneval in Rom muß man geſehen haben, um den Wunſch völlig loszuwerden, es je wiederzuſehen. Zu ſchreiben iſt davon gar nichts, bei einer mündlichen Darſtellung möchte es allenfalls unterhaltend ſein. Was man dabei unangenehm empfindet: daß die innere Fröhlichkeit den Menſchen fehlt, und es ihnen an Geld mangelt, das bißchen Luſt, was ſie noch haben mögen, auszulaſſen. Die Großen ſind ökonomiſch und halten zurück, der Mittelmann unvermögend, das Volk lahm. An den letzten Tagen war ein unglaublicher Lärm, aber keine Herzensfreude. Der Himmel, ſo unendlich rein und ſchön, blickte ſo edel und unſchuldig auf dieſe Poſſen.
Da man aber doch das Nachbilden hier nicht laſſen kann, ſo ſind zur Luſt der Kinder Masken des Karnevals und römiſche eigentümliche Kleidungen gezeichnet, dann mit Farben angeſtrichen worden, da ſie denn ein fehlendes Kapitel des Orbis pictus den lieben Kleinen erſetzen mögen.

ZWEITER TEIL

Velletri, den 22. Februar 1787.

BEI guter Zeit ſind wir hier angelangt. Schon vorgeſtern verfinſterte ſich das Wetter, die ſchönen Tage hatten uns trübe gebracht; doch deuteten einige Luftzeichen, daß es ſich wieder zum Guten bequemen werde, wie es denn auch eintraf. Die Wolken trennten ſich nach und nach, hier und da erſchien der blaue Himmel, und endlich beleuchtete die Sonne unſere Bahn. Wir kamen durch Albano, nachdem wir vor Genzano an dem Eingang eines Parks gehalten hatten, den Prinz Chigi, der Beſitzer, auf eine wunderliche Weiſe hält, nicht unterhält, deshalb auch nicht will, daß ſich jemand darin umſehe. Hier bildet ſich eine wahre Wildnis: Bäume und Geſträuche, Kräuter und Ranken wachſen, wie ſie wollen, verdorren, ſtürzen um, verfaulen; das iſt alles recht und nur deſto beſſer. Der Platz vor dem Eingang iſt unſäglich ſchön. Eine hohe Mauer ſchließt das Tal, eine vergitterte Pforte läßt hineinblicken, dann ſteigt der Hügel aufwärts, wo dann oben das Schloß liegt. Es gäbe das größte Bild, wenn es ein rechter Künſtler unternähme.

Nun darf ich nicht weiter beſchreiben und ſage nur, daß, als wir von der Höhe die Gebirge von Sezza, die Pontiniſchen Sümpfe, das Meer und die Inſeln erblickten, daß in dem Moment ein ſtarker Streifregen über die Sümpfe nach dem Meere zog, Licht und Schatten, abwechſelnd und bewegt, die öde Fläche gar mannigfaltig belebten. Sehr ſchön wirkten hiezu mehrere von der Sonne erleuchtete Rauchſäulen, die aus zerſtreuten, kaum ſichtbaren Hütten emporſtiegen.

Velletri liegt ſehr angenehm auf einem vulkaniſchen Hügel, der nur gegen Norden mit andern zuſammenhängt, über drei Himmelsgegenden aber den freiſten Anblick gewährt.

Nun beſahen wir das Kabinett des Cavaliere Borgia, welcher, begünſtigt durch die Verwandtſchaft mit dem Kardinal und der Propaganda, treffliche Altertümer und ſonſtige Merkwürdigkeiten hier zuſammenſtellen konnte: ägyptiſche Götzen, aus dem härteſten Steine gebildet, kleinere Metallfiguren früherer und ſpäterer Zeit, in der Gegend ausgegrabene, aus Ton gebrannte, flach erhobene Bildwerke, durch welche veranlaßt man den alten Volskern einen eignen Stil zuſchreiben will.

Von allerlei andern Raritäten beſitzt das Muſeum mancherlei. Ich merkte mir zwei chineſiſche Tuſchkäſtchen, wo auf den Stücken des einen die ganze Zucht der Seidenwürmer, auf dem andern der Reisbau vorgeſtellt iſt, beides höchſt naiv genommen und ausführlich gearbeitet. Das Käſtchen ſowie die Einwicklung desſelben ſind ausnehmend ſchön und dürfen ſich neben dem von mir ſchon gelobten Buch auf der Bibliothek der Propaganda wohl ſehen laſſen.

Es iſt freilich unverantwortlich, daß man dieſen Schatz ſo nahe bei Rom hat und denſelben nicht öfter beſucht. Doch mag die Unbequemlichkeit einer jeden Ausflucht in dieſen Gegenden und die Gewalt des römiſchen Zauberkreiſes zur Entſchuldigung dienen. Als wir nach der Herberge gingen, riefen uns einige vor ihren Haustüren ſitzende Weiber an, ob wir nicht auch Altertümer zu kaufen Luſt hätten, und als wir uns darnach ſehr begierig erwieſen, holten ſie alte Keſſel, Feuerzange nebſt anderem ſchlechten Hausgeräte und wollten ſich zu Tod lachen, uns angeführt zu haben. Als wir uns deshalb entrüſteten, brachte unſer Führer die Sache wieder ins Gleiche; denn er verſicherte, daß dieſer Spaß hergebracht ſei und daß alle Fremden denſelben Tribut entrichten müßten.

Dies ſchreib ich in einer ſehr übeln Herberge und fühle in mir weder Kraft noch Behagen, weiter fortzufahren. Alſo die freundlichſte gute Nacht!

Fondi, den 23. Februar.

Schon früh um drei Uhr waren wir auf dem Wege. Als es tagte, fanden wir uns in den Pontiniſchen Sümpfen, welche kein ſo übles Anſehn haben, als man ſie in Rom gemeiniglich beſchreibt. Man kann zwar ein ſo großes und weitläufiges Unternehmen, als die beabſichtigte Austrocknung iſt, auf der Durchreiſe nicht beurteilen; allein es ſcheint mir doch, daß die Arbeiten, welche der Papſt angeordnet, die gewünſchten Endzwecke wenigſtens zum größten Teil erreichen werden. Man denke ſich ein weites Tal, das ſich von Norden nach Süden mit wenigem Falle hinzieht, oſtwärts gegen die Gebirge zu vertieft, weſtwärts aber gegen das Meer zu erhöht liegt.

Der ganzen Länge nach in gerader Linie iſt die alte Via Appia wieder hergeſtellt, an der rechten Seite derſelben der Hauptkanal gezogen, und das Waſſer fließt darin gelind hinab: dadurch iſt das Erdreich der rechten Seite nach dem Meere zu ausgetrocknet und dem Feldbau überantwortet; ſo weit das Auge ſehen kann, iſt es bebaut oder könnte es werden, wenn ſich Pächter fänden, einige Flecke ausgenommen, die allzutief liegen.

Die linke Seite nach dem Gebirg zu iſt ſchon ſchwerer zu behandeln. Zwar gehen Querkanäle unter der Chauſſee in den Hauptkanal; da jedoch der Boden gegen die Berge zu abfällt, ſo kann er auf dieſe Weiſe nicht vom Waſſer befreit werden. Man will, ſagt man, einen zweiten Kanal am Gebirge herführen. Große Strecken, beſonders gegen Terracina, ſind mit Weiden und Pappeln angeflogen.

Eine Poſtſtation beſteht aus einer bloßen langen Strohhütte. Tiſchbein zeichnete ſie und genoß zur Belohnung dafür ein Vergnügen, das nur er völlig zu genießen weiß. Auf dem abgetrocktneten Terrain hatte ſich ein Schimmel losgemacht, der, ſich ſeiner Freiheit bedienend, auf dem braunen Boden wie ein Lichtſtrahl hin und wider fuhr; wirklich war es ein herrlicher Anblick, durch Tiſchbeins Entzücken erſt recht bedeutend.

Da, wo ſonſt der Ort Meza ſtand, hat der Papſt ein großes und ſchönes Gebäude, als den Mittelpunkt der Fläche bezeichnend, aufrichten laſſen. Der Anblick desſelben vermehrt Hoffnung und Zutrauen für das ganze Unternehmen. Und ſo rückten wir immer fort, uns lebhaft unterhaltend, wohl eingedenk der Warnung, daß man auf dieſem Wege nicht einſchlafen dürfe; und freilich erinnerte uns der blaue Dunſt, der ſchon in dieſer Jahrszeit in gewiſſer Höhe über dem Boden ſchwebte, an eine gefährliche Luftſchicht. Deſto erfreulicher und erwünſchter war uns die Felſenlage von Terracina; und kaum hatten wir uns daran vergnügt, als wir das Meer gleich davor erblickten. Kurz darauf ließ uns die andere Seite des Stadtberges ein Schauſpiel neuer Vegetation ſehen. Indianiſche Feigen trieben ihre großen, fetten Blätterkörper zwiſchen niedrigen graulichgrünen Myrten, unter gelbgrünen Granatbäumen und fahlgrünen Olivenzweigen. Am Wege ſahen wir neue, noch nie geſehene Blumen und Sträuche. Narziſſen und Adonis blühten auf den Wieſen. Man behält das Meer eine Zeitlang rechts; die Kalkfelſen aber bleiben links in der Nähe. Dieſe ſind die Fortſetzung der Apenninen, welche ſich von Tivoli herziehen und ans Meer anſchließen, wovon ſie, erſt durch die Campagna di Roma, dann durch die Frascataniſchen, Albaniſchen, Velletriſchen Vulkane und endlich durch die Pontiniſchen Sümpfe getrennt wurden. Der Monte Circello, das Vorgebirg Terracina gegenüber, wo die Pontiniſchen Sümpfe ſich endigen, mag gleichfalls aus gereihten Kalkfelſen beſtehen.

Wir verließen das Meer und kamen bald in die reizende Ebene von Fondi. Dieſer kleine Raum fruchtbaren und bebauten Erdreichs, von einem nicht allzurauhen Gebirg umſchloſſen, muß jedermann anlachen. Noch hängt die Mehrzahl der Orangen an den

Bäumen, die Saat ſteht grün, durchaus Weizen; Oliven auf den Äckern, das Städtchen im Grunde. Ein Palmbaum zeichnet ſich aus und ward begrüßt. So viel für dieſen Abend. Verzeihung der laufenden Feder! Ich muß ſchreiben, ohne zu denken, damit ich nur ſchreibe. Der Gegenſtände ſind zu viel, der Aufenthalt zu ſchlecht, und doch meine Begierde allzugroß, einiges dem Papiere anzuvertrauen. Mit einbrechender Nacht kamen wir an, und es iſt nun Zeit, Ruhe zu ſuchen.

Sant' Agata, den 24. Februar.

In einer kalten Kammer muß ich Nachricht von einem ſchönen Tage geben. Als wir aus Fondi herausfuhren, ward es eben helle, und wir wurden ſogleich durch die über die Mauern hängenden Pomeranzen auf beiden Seiten des Wegs begrüßt. Die Bäume hängen ſo voll, als man ſich's nur denken kann. Obenher iſt das junge Laub gelblich, unten aber und in der Mitte von dem ſaftigſten Grün. Mignon hatte wohl recht, ſich dahin zu ſehnen.

Dann fuhren wir durch wohlgeackerte und beſtellte Weizenfelder, in ſchicklichen Räumen mit Oliven bepflanzt. Der Wind bewegte ſie und brachte die ſilberne Unterfläche der Blätter ans Licht, die Äſte bogen ſich leicht und zierlich. Es war ein grauer Morgen, ein ſtarker Nordwind verſprach, alles Gewölk völlig zu vertreiben.

Dann zog der Weg im Tale hin, zwiſchen ſteinigen, aber gut gebauten Äckern, die Saat vom ſchönſten Grün. An einigen Orten ſah man geräumige, runde, gepflaſterte Plätze, mit niedrigen Mäuerchen umgeben; hier driſcht man die Frucht ſogleich aus, ohne ſie in Garben nach Hauſe zu fahren. Das Tal ward ſchmäler, der Weg ging bergan, Kalkfelſen ſtanden nackt an beiden Seiten. Der Sturm war heftiger hinter uns her. Es fielen Graupeln, die ſehr langſam tauten.

Einige Mauern antiker Gebäude mit netzförmiger Arbeit überraſchten uns. Auf der Höhe ſind die Plätze felſig, doch mit Olivenbäumen bepflanzt, wo nur das geringſte Erdreich ſie aufnehmen konnte. Nun über eine Plaine mit Oliven, ſodann durch ein Städtchen. Eingemauert fanden wir nun Altäre, antike Grabſteine, Fragmente aller Art in den Gartenumfriedigungen, dann trefflich gemauerte, jetzt aber mit Erdreich ausgefüllte Untergeſchoſſe alter Landhäuſer, nunmehr von Olivenwäldchen bewachſen. Dann erblickten wir den Veſuv, eine Rauchwolke auf ſeinem Scheitel.

Mola di Gaëta begrüßte uns abermals mit den reichſten Pomeranzenbäumen. Wir blieben einige Stunden. Die Bucht vor dem Städtchen gewährt eine der ſchönſten Ausſichten, das Meer ſpült bis heran. Folgt das Auge dem rechten Ufer und erreicht es zuletzt das Hornende des halben Mondes, ſo ſieht man auf einem Felſen die Feſtung Gaëta, in mäßiger Ferne. Das linke Horn erſtreckt ſich viel weiter; erſt ſieht man eine Reihe Gebirge, dann den Veſuv, dann die Inſeln. Iſchia liegt faſt der Mitte gegenüber.

Hier fand ich am Ufer die erſten Seeſterne und Seeigel ausgeſpült, ein ſchönes grünes Blatt wie das feinſte Velinpapier, dann aber merkwürdige Geſchiebe: am häufigſten die gewöhnlichen Kalkſteine, ſodann aber auch Serpentin, Jaſpis, Quarze, Kieſelbreccien, Granite, Porphyre, Marmorarten, Glas von grüner und blauer Farbe. Die zuletzt genannten Steinarten ſind ſchwerlich in dieſer Gegend erzeugt, ſind wahrſcheinlich Trümmer alter Gebäude, und ſo ſehen wir denn, wie die Welle vor unſern Augen mit den Herrlichkeiten der Vorwelt ſpielen darf. Wir verweilten gern und hatten unſere Luſt an der Natur der Menſchen, die ſich beinahe als Wilde betrugen. Von Mola ſich entfernend,

hat man immer ſchöne Ausſicht, wenn ſich auch das Meer verliert. Der letzte Blick darauf iſt eine liebliche Seebucht, die gezeichnet ward. Nun folgt gutes Fruchtfeld, mit Aloen eingezäunt. Wir erblickten eine Waſſerleitung, die ſich vom Gebirg her nach unkenntlichen, verworrenen Ruinen zog.

Dann folgt die Überfahrt über den Fluß Garigliano. Man wandert ſodann durch ziemlich fruchtbare Gegenden auf ein Gebirg los. Nichts Auffallendes. Endlich der erſte vulkaniſche Aſchenhügel. Hier beginnt eine große herrliche Gegend von Bergen und Gründen, über welche zuletzt Schneegipfel hervorragen. Auf der näheren Höhe eine lange, wohl in die Augen fallende Stadt. In dem Tal liegt Sant' Agata, ein anſehnlicher Gaſthof, wo ein lebhaftes Feuer in einem Kamin, das als Kabinett angelegt iſt, brannte. Indeſſen iſt unſere Stube kalt, keine Fenſter, nur Läden; und ich eile, zu ſchließen.

Neapel, den 25. Februar.

Endlich auch hier glücklich und mit guten Vorbedeutungen angekommen. Von der Tagesreiſe nur ſo viel: Sant' Agata verließen wir mit Sonnenaufgang; der Wind blies heftig hinter uns her, und dieſer Nordoſt hielt den ganzen Tag an. Erſt Nachmittag ward er Herr von den Wolken; wir litten von Kälte.

Unſer Weg ging wieder durch und über vulkaniſche Hügel, wo ich nur noch wenige Kalkfelſen zu bemerken glaubte. Endlich erreichten wir die Plaine von Capua, bald darnach Capua ſelbſt, wo wir Mittag hielten. Nachmittag tat ſich ein ſchönes, flaches Feld vor uns auf. Die Chauſſee geht breit zwiſchen grünen Weizenfeldern durch, der Weizen iſt wie ein Teppich und wohl ſpannenhoch. Pappeln ſind reihenweis auf den Feldern gepflanzt, hoch ausgezweigt und Wein hinangezogen. So geht es bis Neapel hinein. Ein klarer herrlich-lockerer Boden und gut bearbeitet. Die Weinſtöcke von ungewöhnlicher Stärke und Höhe, die Ranken wie Netze von Pappel zu Pappel ſchwebend.

Der Veſuv blieb uns immer zur linken Seite, gewaltſam dampfend! und ich war ſtill für mich erfreut, daß ich dieſen merkwürdigen Gegenſtand endlich auch mit Augen ſah. Der Himmel ward immer klärer, und zuletzt ſchien die Sonne recht heiß in unſere enge, rollende Wohnung. Bei ganz rein-heller Atmoſphäre kamen wir Neapel näher, und nun fanden wir uns wirklich in einem andern Lande. Die Gebäude mit flachen Dächern deuten auf eine andere Himmelsgegend; inwendig mögen ſie nicht ſehr freundlich ſein. Alles iſt auf der Straße, ſitzt in der Sonne, ſo lange ſie ſcheinen will. Der Neapolitaner glaubt im Beſitz des Paradieſes zu ſein und hat von den nördlichen Ländern einen ſehr traurigen Begriff: Sempre neve, case di legno, gran ignoranza, ma danari assai. Solch ein Bild machen ſie ſich von unſerm Zuſtande. Zur Erbauung ſämtlicher deutſchen Völkerſchaften heißt dieſe Charakteriſtik überſetzt: Immer Schnee, hölzerne Häuser, große Unwiſſenheit, aber Geld genug.

Neapel ſelbſt kündigt ſich froh, frei und lebhaft an; unzählige Menſchen rennen durcheinander, der König iſt auf der Jagd, die Königin guter Hoffnung, und ſo kann's nicht beſſer gehn.

Montag, den 26. Februar.

Alla Locanda del Sgr. Moriconi al Largo del Castello. Unter dieſer ebenſo heiter als prächtig klingenden Aufſchrift würden uns Briefe aus allen vier Teilen der Welt nunmehr auffinden. In der Gegend des am Meere liegenden großen Kaſtells erſtreckt ſich eine

große Weitung, die man, obgleich von allen vier Seiten mit Häuſern umgeben, nicht Platz, ſondern Weite (largo) genannt hat, wahrſcheinlicherweiſe von den erſten Zeiten her, da dieſes noch ein unbegrenztes Feld war. Hier nun tritt an der einen Seite ein großes Eckhaus herein und wir faßten Fuß in einem geräumigen Eckſaale, der einen freien und frohen Überblick über die immer bewegte Fläche gewährt. Ein eiſerner Balkon zieht ſich außen an mehrern Fenſtern vorbei, ſelbſt um die Ecke hin. Man würde davon nicht wegkommen, wenn der ſcharfe Wind nicht äußerſt fühlbar wäre.

Der Saal iſt munter dekoriert, beſonders aber die Decke, deren Arabesken in hundert Abteilungen ſchon die Nähe von Pompeji und Herkulanum verkünden. Das wäre nun alles ſchön und gut; aber keine Feuerſtätte, kein Kamin iſt zu bemerken, und der Februar übt denn doch auch hier ſeine Rechte. Ich ſehnte mich nach einiger Erwärmung.

Man brachte mir einen Dreifuß, von der Erde dergeſtalt erhöht, daß man die Hände bequem darüber halten konnte. Auf demſelben war ein flaches Becken befeſtigt; dieſes enthielt ganz zarte glühende Kohlen, gar glatt mit Aſche bedeckt. Hier gilt es nun haushältig ſein, wie wir es in Rom ſchon gelernt. Mit dem Ohr eines Schlüſſels zieht man von Zeit zu Zeit die oberflächliche Aſche behutſam weg, ſo daß von den Kohlen wieder etwas an die freie Luft gelange. Wollte man jedoch ungeduldig die Glut aufwühlen, ſo würde man einen Augenblick größere Wärme ſpüren, aber ſehr bald die ganze Glut erſchöpft haben, da denn das Becken abermals, gegen Erlegung einer gewiſſen Summe, zu füllen wäre.

Ich befand mich nicht ganz wohl und hätte freilich mehr Bequemlichkeit gewünſcht. Eine Schilfmatte diente gegen die Einflüſſe des Eſtrichs; Pelze ſind nicht gewöhnlich, und ich entſchloß mich, eine Schifferkutte, die wir aus Scherz mitgenommen hatten, anzuziehen, die mir gute Dienſte leiſtete, beſonders, nachdem ich ſie mit einem Kofferſtrick um den Leib befeſtigt hatte; da ich mir denn als Mittelding zwiſchen Matroſen und Kapuziner ſehr komiſch vorkommen mußte. Tiſchbein, der von Beſuchen bei Freunden zurückkehrte, konnte ſich des Lachens nicht enthalten.

Den 27. Februar.

Geſtern bracht ich den Tag in Ruhe zu, um eine kleine körperliche Unbequemlichkeit erſt abzuwarten; heute ward geſchwelgt und die Zeit mit Anſchauung der herrlichſten Gegenſtände zugebracht. Man ſage, erzähle, male, was man will — hier iſt mehr als alles. Die Ufer, Buchten und Buſen des Meeres, der Veſuv, die Stadt, die Vorſtädte, die Kaſtelle, die Luſträume! — Wir ſind auch noch abends in die Grotte des Poſilipo gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinſchien. Ich verzieh es allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöſchlichen Eindruck beſonders von denen Gegenſtänden, die ich heut zum erſtenmal ſah, erhalten hatte. Und wie man ſagt, daß einer, dem ein Geſpenſt erſchienen, nicht wieder froh wird, ſo konnte man umgekehrt von ihm ſagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er ſich immer wieder nach Neapel dachte. Ich bin nun nach meiner Art ganz ſtille und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen.

Den 28. Februar.

Heute beſuchten wir Philipp Hackert, den berühmten Landſchaftsmaler, der eines beſondern Vertrauens, einer vorzüglichen Gnade des Königs und der Königin genießt. Man

hat ihm einen Flügel des Palaſts Francavilla eingeräumt, den er mit Künſtlergeſchmack möblieren ließ und mit Zufriedenheit bewohnt. Es iſt ein ſehr beſtimmter, kluger Mann, der bei unausgeſetztem Fleiß das Leben zu genießen verſteht.

Dann gingen wir ans Meer und ſahen allerlei Fiſche und wunderliche Geſtalten aus den Wellen ziehen. Der Tag war herrlich, die Tramontane leidlich.

Den 1. März.

Schon in Rom hatte man meinem eigenſinnigen Einſiedlerſinne, mehr als mir lieb war, eine geſellige Seite abgewonnen. Freilich ſcheint es ein wunderlich Beginnen, daß man in die Welt geht, um allein bleiben zu wollen. So hatte ich denn auch dem Fürſten von Waldeck nicht widerſtehen können, der mich aufs freundlichſte einlud und durch Rang und Einfluß mir Teilnahme an manchem Guten verſchaffte. Kaum waren wir in Neapel angekommen, wo er ſich ſchon eine Zeitlang aufhielt, als er uns einladen ließ, mit ihm eine Fahrt nach Pozzuoli nnd der anliegenden Gegend zu machen. Ich dachte heute ſchon auf den Veſuv; Tiſchbein aber nötigt mich zu jener Fahrt, die, an und für ſich angenehm, bei dem ſchönſten Wetter, in Geſellſchaft eines ſo vollkommenen und unterrichteten Fürſten, ſehr viel Freude und Nutzen verſpricht. Auch haben wir ſchon in Rom eine ſchöne Dame geſehen, nebſt ihrem Gemahl, von dem Fürſten unzertrennlich; dieſe ſoll gleichfalls von der Partie ſein, und man hofft alles Erfreuliche.

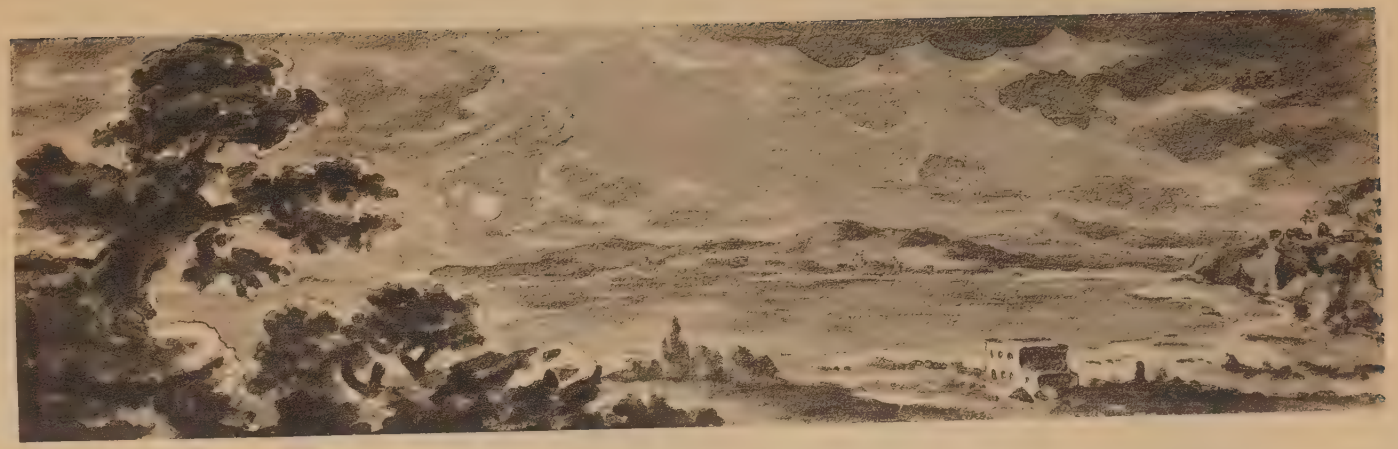
Auch bin ich dieſer edlen Geſellſchaft durch frühere Unterhaltung genauer bekannt. Der Fürſt nämlich fragte bei unſerer erſten Bekanntſchaft, womit ich mich jetzt beſchäftige, und meine Iphigenia war mir ſo gegenwärtig, daß ich ſie einen Abend umſtändlich genug erzählen konnte. Man ging darauf ein, aber ich glaubte doch zu merken, daß man etwas Lebhafteres, Wilderes von mir erwartet hatte.

Abends.

Von dem heutigen Tage wäre ſchwerlich Rechenſchaft zu geben. Wer hat es nicht erfahren, daß die flüchtige Leſung eines Buchs, das ihn unwiderſtehlich fortriß, auf ſein ganzes Leben den größten Einfluß hatte und ſchon die Wirkung entſchied, zu der Wiederleſen und ernſtliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzutun konnte. So ging es mir einſt mit Sakontala, und geht es uns mit bedeutenden Menſchen nicht gleicherweiſe? Eine Waſſerfahrt bis Pozzuoli, leichte Landfahrten, heitere Spaziergänge durch die wunderſamſte Gegend von der Welt. Unterm reinſten Himmel der unſicherſte Boden. Trümmern undenkbarer Wohlhäbigkeit, zerläſtert und unerfreulich. Siedende Waſſer, Schwefel aushauchende Grüfte, dem Pflanzenleben widerſtrebende Schlackenberge, kahle, widerliche Räume und dann doch zuletzt eine immer üppige Vegetation, eingreifend, wo ſie nur irgend vermag, ſich über alles Ertötete erhebend, um Landſeen und Bäche umher, ja den herrlichſten Eichwald an den Wänden eines alten Kraters behauptend.

Und ſo wird man zwiſchen Natur- und Völkerereigniſſen hin und wider getrieben. Man wünſcht zu denken und fühlt ſich dazu zu ungeſchickt. Indeſſen lebt der Lebendige luſtig fort, woran wir es denn auch nicht fehlen ließen. Gebildete Perſonen, der Welt und ihrem Weſen angehörend, aber auch, durch ernſtes Geſchick gewarnt, zu Betrachtungen aufgelegt. Unbegrenzter Blick über Land, Meer und Himmel, zurückgerufen in die Nähe einer liebenswürdigen jungen Dame, Huldigung anzunehmen gewohnt und geneigt.

Unter allem dieſen Taumel jedoch verfehlt ich nicht, manches anzumerken. Zu künftiger Redaktion wird die an Ort und Stelle benutzte Karte und eine flüchtige Zeichnung



47. Goethe: Meeresbucht mit Villa.

48. Goethe: Ideallandschaft.

49. Goethe: Tempelsäulen im Mondschein.

von Tiſchbein die beſte Hilfe geben; heute iſt mir nicht möglich, auch nur das mindeſte hinzuzufügen.

Den 2. März.

beſtieg ich den Veſuv, obgleich bei trübem Wetter und umwölktem Gipfel. Fahrend gelangt ich nach Reſina, ſodann auf einem Maultiere den Berg zwiſchen Weingärten hinauf; nun zu Fuß über die Lava vom Jahre einundſiebenzig, die ſchon feines, aber feſtes Moos auf ſich erzeugt hatte; dann an der Seite der Lava her. Die Hütte des Einſiedlers blieb mir links auf der Höhe. Ferner den Aſchenberg hinauf, welches eine ſaure Arbeit iſt. Zwei Dritteile dieſes Gipfels waren mit Wolken bedeckt. Endlich erreichten wir den alten, nun ausgefüllten Krater, fanden die neuen Laven von zwei Monaten, vierzehn Tagen, ja eine ſchwache von fünf Tagen ſchon erkaltet. Wir ſtiegen über ſie an einem erſt aufgeworfenen vulkaniſchen Hügel hinauf, er dampfte aus allen Enden. Der Rauch zog von uns weg, und ich wollte nach dem Krater gehn. Wir waren ohngefähr funfzig Schritte in den Dampf hinein, als er ſo ſtark wurde, daß ich kaum meine Schuhe ſehen konnte. Das Schnupftuch vorgehalten, half nichts, der Führer war mir auch verſchwunden, die Tritte auf den ausgeworfenen Lavabröckchen unſicher: ich fand für gut, umzukehren und mir den gewünſchten Anblick auf einen heitern Tag und verminderten Rauch zu ſparen. Indes weiß ich doch auch, wie ſchlecht es ſich in ſolcher Atmoſphäre Atem holt.

Übrigens war der Berg ganz ſtill: weder Flamme noch Brauſen noch Steinwurf, wie er doch die ganze Zeit her trieb. Ich habe ihn nun rekognoſziert, um ihn förmlich, ſobald das Wetter gut werden will, zu belagern.

Die Laven, die ich fand, waren mir meiſt bekannte Gegenſtände. Ein Phänomen hab ich aber entdeckt, das mir ſehr merkwürdig ſchien und das ich näher unterſuchen, nach welchem ich mich bei Kennern und Sammlern erkundigen will. Es iſt eine tropfſteinförmige Bekleidung einer vulkaniſchen Eſſe, die ehemals zugewölbt war, jetzt aber aufgeſchlagen iſt und aus dem alten, nun ausgefüllten Krater herausragt. Dieſes feſte, grauliche, tropfſteinförmige Geſtein ſcheint mir durch Sublimation der allerfeinſten vulkaniſchen Ausdünſtungen, ohne Mitwirkung von Feuchtigkeit und ohne Schmelzung, gebildet worden zu ſein; es gibt zu weitern Gedanken Gelegenheit.

Heute, den 3. März, iſt der Himmel bedeckt, und ein Scirocco weht; zum Poſttage gutes Wetter.

Sehr gemiſchte Menſchen, ſchöne Pferde und wunderliche Fiſche habe ich hier übrigens ſchon genug geſehn.

Von der Lage der Stadt und ihren Herrlichkeiten, die ſo oft beſchrieben und belobt ſind, kein Wort. Vedi Napoli e poi muori! ſagen ſie hier. Siehe Neapel und ſtirb!

Den 3. März.

Daß kein Neapolitaner von ſeiner Stadt weichen will, daß ihre Dichter von der Glückſeligkeit der hieſigen Lage in gewaltigen Hyperbeln ſingen, iſt ihnen nicht zu verdenken, und wenn auch noch ein paar Veſuve in der Nachbarſchaft ſtünden. Man mag ſich hier an Rom gar nicht zurückerinnern: gegen die hieſige freie Lage kommt einem die Hauptſtadt der Welt im Tibergrunde wie ein altes übelplaziertes Kloſter vor.

Das See- und Schiffweſen gewährt auch ganz neue Zuſtände. Die Fregatte nach Palermo ging mit reiner, ſtarker Tramontane geſtern ab. Diesmal hat ſie gewiß nicht über ſechsunddreißig Stunden auf der Fahrt zugebracht. Mit welcher Sehnſucht ſah ich den vollen Segeln nach, als das Schiff zwiſchen Capri und Kap Minerva durchfuhr und endlich verſchwand. Wenn man jemand Geliebtes ſo fortfahren ſähe, müßte man vor Sehnſucht ſterben! Jetzt weht der Scirocco; wenn der Wind ſtärker wird, werden die Wellen um den Molo luſtig genug ſein.

Heute, als an einem Freitage, war die große Spazierfahrt des Adels, wo jeder ſeine Equipagen, beſonders Pferde, produziert. Man kann unmöglich etwas Zierlichers ſehen als dieſe Geſchöpfe hier; es iſt das erſtemal in meinem Leben, daß mir das Herz gegen ſie aufgeht.

Den 3. März.

Hier ſchick ich einige gedrängte Blätter als Nachricht von dem Einſtande, den ich hier gegeben. Auch ein an der Ecke angeſchmauchtes Kuvert eures letzten Briefes, zum Zeugnis, daß er mit auf dem Veſuv geweſen. Doch muß ich euch nicht, weder im Traume noch im Wachen, von Gefahr umgeben erſcheinen; ſeid verſichert: da, wo ich gehe, iſt nicht mehr Gefahr als auf der Chauſſee nach Belvedere. Die Erde iſt überall des Herrn! kann man wohl bei dieſer Gelegenheit ſagen. Ich ſuche keine Abenteuer aus Vorwitz noch Sonderbarkeit, aber weil ich meiſt klar bin und dem Gegenſtand bald ſeine Eigentümlichkeit abgewinne, ſo kann ich mehr tun und wagen als ein anderer. Nach Sizilien iſt's nichts weniger als gefährlich. Vor einigen Tagen fuhr die Fregatte nach Palermo mit günſtigem Nordoſtwind ab, ſie ließ Capri rechts und hat gewiß den Weg in ſechsunddreißig Stunden zurückgelegt. Drüben ſieht es auch in der Wirklichkeit nicht ſo gefährlich aus, als man es in der Ferne zu machen beliebt.

Vom Erdbeben ſpürt man jetzt im untern Teile von Italien gar nichts, im obern ward neulich Rimini und naheliegende Orte beſchädigt. Es hat wunderliche Launen, man ſpricht hier davon wie von Wind und Wetter und in Thüringen von Feuersbrünſten.

Mich freut, daß ihr nun mit der neuen Bearbeitung der Iphigenia euch befreundet; noch lieber wäre mir's, wenn euch der Unterſchied fühlbarer geworden wäre. Ich weiß, was ich daran getan habe, und darf davon reden, weil ich es noch weiter treiben könnte. Wenn es eine Freude iſt, das Gute zu genießen, ſo iſt es eine größere, das Beſſere zu empfinden, und in der Kunſt iſt das Beſte gut genug.

Den 5. März.

Den zweiten Faſtenſonntag benutzten wir, von Kirche zu Kirche zu wandern. Wie in Rom alles höchſt ernſthaft iſt, ſo treibt ſich hier alles luſtig und wohlgemut. Auch die neapolitaniſche Malerſchule begreift man nur zu Neapel. Hier ſieht man mit Verwunderung die ganze Vorderſeite einer Kirche von unten bis oben gemalt, über der Türe Chriſtus, der die Käufer und Verkäufer zum Tempel hinaustreibt, welche zu beiden Seiten, munter und zierlich, erſchreckt die Treppe herunterpurzeln. Innerhalb einer anderen Kirche iſt der Raum über dem Eingang reichhaltig mit einem Freskogemälde geziert, die Vertreibung Heliodors vorſtellend. Luca Giordano mußte ſich freilich ſputen, um ſolche Flächen auszufüllen. Auch die Kanzel iſt nicht immer, wie anderwärts, ein Katheder, Lehrſtuhl für eine einzelne Perſon, ſondern eine Galerie, auf welcher ich einen

Kapuziner hin und her ſchreiten und bald von dem einen, bald von dem anderen Ende dem Volk ſeine Sündhaftigkeit vorhalten ſah. Was wäre da nicht alles zu erzählen!
Aber weder zu erzählen noch zu beſchreiben iſt die Herrlichkeit einer Vollmondnacht, wie wir ſie genoſſen, durch die Straßen über die Plätze wandelnd, auf der Chiaja, dem unermeßlichen Spaziergang, ſodann am Meeresufer hin und wider. Es übernimmt einen wirklich das Gefühl von Unendlichkeit des Raums. So zu träumen, iſt denn doch der Mühe wert.

Von einem trefflichen Manne, den ich dieſe Tage kennen gelernt, muß ich kürzlich das Allgemeinſte erwähnen. Es iſt Ritter Filangieri, bekannt durch ſein Werk über die Geſetzgebung. Er gehört zu den ehrwürdigen jungen Männern, welche das Glück der Menſchen und eine löbliche Freiheit derſelben im Auge behalten. An ſeinem Betragen kann man den Soldaten, den Ritter und Weltmann erkennen; gemildert iſt jedoch dieſer Anſtand durch den Ausdruck eines zarten ſittlichen Gefühls, welches, über die ganze Perſon verbreitet, aus Wort und Weſen gar anmutig hervorleuchtet. Auch er iſt ſeinem Könige und deſſen Königreich im Herzen verbündet, wenn er auch nicht alles billigt, was geſchieht; aber auch er iſt gedrückt durch die Furcht vor Joſeph dem Zweiten. Das Bild eines Deſpoten, wenn es auch nur in der Luft ſchwebt, iſt edlen Menſchen ſchon fürchterlich. Er ſprach mit mir ganz offen, was Neapel von jenem zu fürchten habe. Er unterhält ſich gern über Montesquieu, Beccaria, auch über ſeine eigenen Schriften, alles in demſelben Geiſte des beſten Wollens und einer herzlichen, jugendlichen Luſt, das Gute zu wirken. Er mag noch in den Dreißigen ſtehen.
Gar bald machte er mich mit einem alten Schriftſteller bekannt, an deſſen unergründlicher Tiefe ſich dieſe neuern italieniſchen Geſetzfreunde höchlich erquicken und erbauen; er heißt Johann Baptiſta Vico, ſie ziehen ihn dem Montesquieu vor. Bei einem flüchtigen Überblick des Buches, das ſie mir als ein Heiligtum mitteilten, wollte mir ſcheinen, hier ſeien ſibylliniſche Vorahnungen des Guten und Rechten, das einſt kommen ſoll oder ſollte, gegründet auf ernſte Betrachtungen des Überlieferten und des Lebens. Es iſt gar ſchön, wenn ein Volk ſolch einen Ältervater beſitzt; den Deutſchen wird einſt Hamann ein ähnlicher Kodex werden.

Den 6. März.

Obgleich ungern, doch aus treuer Geſelligkeit begleitete Tiſchbein mich heute auf den Veſuv. Ihm, dem bildenden Künſtler, der ſich nur immer mit den ſchönſten Menſchen- und Tierformen beſchäftigt, ja, das Ungeformte ſelbſt, Felſen und Landſchaften, durch Sinn und Geſchmack vermenſchlicht, ihm wird eine ſolche furchtbare, ungeſtalte Aufhäufung, die ſich immer wieder ſelbſt verzehrt und allem Schönheitsgefühl den Krieg ankündigt, ganz abſcheulich vorkommen.
Wir fuhren auf zwei Kaleſſen, weil wir uns als Selbſtführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende ſchreit unaufhörlich: Platz, Platz! damit Eſel, Holz oder Kehricht Tragende, entgegenrollende Kaleſſen, laſtſchleppende oder freiwandelnde Menſchen, Kinder und Greiſe ſich vorſehen, ausweichen, ungehindert aber der ſcharfe Trab fortgeſetzt werde.
Der Weg durch die äußerſten Vorſtädte und Gärten ſollte ſchon auf etwas Plutoniſches hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von dickem aſchgrauen Staube die

von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gurtgeſimſe und was nur irgendeine Fläche bot, gleichfalls übergraut, ſo daß nur der herrliche blaue Himmel und die hereinſcheinende mächtige Sonne ein Zeugnis gab, daß man unter den Lebendigen wandle.

Am Fuße des ſteilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erſte ſchleppte mich, der zweite Tiſchbein den Berg hinauf. Sie ſchleppten, ſage ich: denn ein ſolcher Führer umgürtet ſich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reiſende greift und, hinaufwärts gezogen, ſich an einem Stabe, auf ſeinen eigenen Füßen, deſto leichter emporhilft. So erlangten wir die Fläche, über welcher ſich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma.

Ein Blick weſtwärts über die Gegend nahm, wie ein heilſames Bad, alle Schmerzen der Anſtrengung und alle Müdigkeit hinweg, und wir umkreiſten nunmehr den immer qualmenden, Stein und Aſche auswerfenden Kegelberg. Solange der Raum geſtattete, in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes, geiſterhebendes Schauſpiel. Erſt ein gewaltſamer Donner, der aus dem tiefſten Schlunde hervortönte, ſodann Steine, größere und kleinere, zu Tauſenden in die Luft geſchleudert, von Aſchenwolken eingehüllt. Der größte Teil fiel in den Schlund zurück. Die andern nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenſeite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräuſch: erſt plumpten die ſchwereren und hupften mit dumpfem Getön an die Kegelſeite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein, und zuletzt rieſelte die Aſche nieder. Dieſes alles geſchah in regelmäßigen Pauſen, die wir durch ein ruhiges Zählen ſehr wohl abmeſſen konnten.

Zwiſchen der Somma und dem Kegelberge ward aber der Raum enge genug; ſchon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich. Tiſchbein fühlte ſich nunmehr auf dem Berge noch verdrießlicher, da dieſes Ungetüm, nicht zufrieden, häßlich zu ſein, auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat und den Widerſpruchsgeiſt im Menſchen auffordert, ihr zu trotzen, ſo bedachte ich, daß es möglich ſein müſſe, in der Zwiſchenzeit von zwei Eruptionen, den Kegelberg hinauf an den Schlund zu gelangen und auch in dieſem Zeitraum den Rückweg zu gewinnen. Ich ratſchlagte hierüber mit den Führern unter einem überhängenden Felſen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräten erquickten. Der jüngere getraute ſich, das Wageſtück mit mir zu beſtehen: unſere Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und ſeidenen Tüchern, wir ſtellten uns bereit, die Stäbe in der Hand, ich ſeinen Gürtel faſſend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieſelte die Aſche, als der rüſtige Jüngling mich ſchon über das glühende Gerölle hinaufriß. Hier ſtanden wir an dem ungeheuren Rachen, deſſen Rauch eine leiſe Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tauſend Ritzen dampfte. Durch einen Zwiſchenraum des Qualmes erblickte man hie und da geborſtene Felſenwände. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich; aber eben deswegen, weil man nichts ſah, verweilte man, um etwas herauszuſehen. Das ruhige Zählen war verſäumt, wir ſtanden auf einem ſcharfen Rande vor dem ungeheuren Abgrund. Auf einmal erſcholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei; wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns das vor den niederſtürzenden Maſſen gerettet hätte; die kleineren Steine

50. Wilh. Tischbein oder Goethe: Gegend am Vesuv.

klapperten ſchon, und wir, ohne zu bedenken, daß wir abermals eine Pauſe vor uns hatten, froh, die Gefahr überſtanden zu haben, kamen mit der noch rieſelnden Aſche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugſam eingeäſchert.

Von Tiſchbein aufs freundlichſte empfangen, geſcholten und erquickt, konnte ich nun den älteren und neueren Laven eine beſondere Aufmerkſamkeit widmen. Der betagte Führer wußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen. Ältere waren ſchon mit Aſche bedeckt und ausgeglichen, neuere, beſonders die langſam gefloſſenen, boten einen ſeltſamen Anblick; denn indem ſie, fortſchleichend, die auf ihrer Oberfläche erſtarrten Maſſen eine Zeitlang mit ſich hinſchleppen, ſo muß es doch begegnen, daß dieſe von Zeit zu Zeit ſtocken, aber, von den Glutſtrömen noch fortbewegt, übereinander geſchoben, wunderbar zackig erſtarrt verharren, ſeltſamer als im ähnlichen Fall die übereinander getriebenen Eisſchollen. Unter dieſem geſchmolzenen wüſten Weſen fanden ſich auch große Blöcke, welche, angeſchlagen, auf dem friſchen Bruch einer Urgebirgsart völlig ähnlich ſehen. Die Führer behaupteten, es ſeien alte Laven des tiefſten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

Auf unſerer Rückkehr nach Neapel wurden mir kleine Häuſer merkwürdig, einſtöckig, ſonderbar gebaut, ohne Fenſter, die Zimmer nur durch die auf die Straße gehende Türe erleuchtet. Von früher Tageszeit bis in die Nacht ſitzen die Bewohner davor, da ſie ſich denn zuletzt in ihre Höhlen zurückziehen.

Die auf eine etwas verſchiedene Weiſe am Abend tumultuierende Stadt entlockte mir den Wunſch, einige Zeit hier verweilen zu können, um das bewegliche Bild nach Kräften zu entwerfen. Es wird mir nicht ſo wohl werden.

Mittwoch, den 7. März.

Und ſo hat mir dieſe Woche Tiſchbein redlich einen großen Teil der Kunſtſchätze von Neapel gezeigt und ausgelegt. Er, ein trefflicher Tierkenner und Zeichner, machte mich ſchon früher aufmerkſam auf einen Pferdekopf von Erz im Palaſt Colobrano. Wir gingen heute dahin. Dieſer Kunſtreſt ſteht grade der Torfahrt gegenüber im Hofe, in einer Niſche über einem Brunnen, und ſetzt in Erſtaunen; was muß das Haupt erſt, mit den übrigen Gliedern zu einem Ganzen verbunden, für Wirkung getan haben! Das Pferd im ganzen war viel größer als die auf der Markuskirche; auch läßt hier das Haupt, näher und einzeln beſchaut, Charakter und Kraft nur deſto deutlicher erkennen und bewundern. Der prächtige Stirnknochen, die ſchnaubende Naſe, die aufmerkenden Ohren, die ſtarre Mähne! ein mächtig aufgeregtes, kräftiges Geſchöpf.

Wir kehrten uns um, eine weibliche Statue zu bemerken, die über dem Torwege in einer Niſche ſtand. Sie wird für die Nachbildung einer Tänzerin ſchon von Winckelmann gehalten, wie denn ſolche Künſtlerinnen in lebendiger Bewegung auf das mannigfaltigſte dasjenige vorſtellen, was die bildenden Meiſter uns als erſtarrte Nymphen und Göttinnen aufbewahren. Sie iſt ſehr leicht und ſchön, der Kopf war abgebrochen, iſt aber gut wieder aufgeſetzt, übrigens nichts daran verſehrt und verdiente wohl einen beſſern Platz.

Den 9. März.

Heute erhalte ich die liebſten Briefe vom 16. Februar. Schreibet nur immer fort. Ich habe meine Zwiſchenpoſten wohl beſtellt und werde es auch tun, wenn ich weiter gehen

ſollte. Gar ſonderbar kommt es mir vor, in ſo großer Entfernung zu leſen, daß die Freunde nicht zuſammenkommen; und doch iſt oft nichts natürlicher, als daß man nicht zuſammenkommt, wenn man ſo nahe beiſammen iſt.

Das Wetter hat ſich verdunkelt, es iſt im Wechſeln; das Frühjahr tritt ein, und wir werden Regentage haben. Noch iſt der Gipfel des Veſuvs nicht heiter geworden, ſeit ich droben war. Dieſe letzten Nächte ſah man ihn manchmal flammen; jetzt hält er wieder inne; man erwartet ſtärkeren Ausbruch.

Die Stürme dieſer Tage haben uns ein herrliches Meer gezeigt; da ließen ſich die Wellen in ihrer würdigen Art und Geſtalt ſtudieren: die Natur iſt doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet. Dagegen bietet mir das Theater gar keine Freude mehr. Sie ſpielen hier in den Faſten geiſtliche Opern, die ſich von den weltlichen in gar nichts unterſcheiden, als daß keine Ballette zwiſchen den Akten eingeſchaltet ſind; übrigens aber ſo bunt als möglich. Im Theater San Carlo führen ſie auf: Zerſtörung von Jeruſalem durch Nebukadnezar. Mir iſt es ein großer Guckkaſten; es ſcheint, ich bin für ſolche Dinge verdorben.

Heute waren wir mit dem Fürſten von Waldeck auf Capo di Monte, wo die große Sammlung von Gemälden, Münzen u. dgl. ſich befindet, nicht angenehm aufgeſtellt, doch koſtbare Sachen. Mir beſtimmen und beſtätigen ſich nunmehr ſo viele Traditionsbegriffe. Was von Münzen, Gemmen, Vaſen einzeln, wie die geſtutzten Zitronenbäume, nach Norden kommt, ſieht in Maſſe hier ganz anders aus, da, wo dieſe Schätze einheimiſch ſind. Denn wo Werke der Kunſt rar ſind, gibt auch die Rarität ihnen einen Wert; hier lernt man nur das Würdige ſchätzen.

Sie bezahlen jetzt großes Geld für die etruriſchen Vaſen, und gewiß finden ſich ſchöne und treffliche Stücke darunter. Kein Reiſender, der nicht etwas davon beſitzen wollte. Man ſchlägt ſein Geld nicht ſo hoch an als zu Hauſe, ich fürchte, ſelbſt noch verführt zu werden.

Das iſt das Angenehme auf Reiſen, daß auch das Gewöhnliche durch Neuheit und Überraſchung das Anſehen eines Abenteuers gewinnt. Als ich von Capo di Monte zurückkam, machte ich noch einen Abendbeſuch bei Filangieri, wo ich auf dem Kanapee neben der Hausfrau ein Frauenzimmer ſitzend fand, deren Äußeres mir nicht zu dem vertraulichen Betragen zu paſſen ſchien, dem ſie ſich ganz ohne Zwang hingab. In einem leichten, geſtreiften, ſeidenen Fähnchen, den Kopf wunderlich aufgeſtutzt, ſah die kleine niedliche Figur einer Putzmacherin ähnlich, die, für die Zierde anderer ſorgend, ihrem eigenen Ausſehen wenig Aufmerkſamkeit ſchenkt. Sie ſind ſo gewohnt, ihre Arbeit bezahlt zu ſehen, daß ſie nicht begreifen, wie ſie für ſich ſelbſt etwas gratis tun ſollen. Durch meinen Eintritt ließ ſie ſich in ihrem Plaudern nicht ſtören und brachte eine Menge poſſierliche Geſchichten vor, welche ihr dieſer Tage begegnet oder vielmehr durch ihre Strudeleien veranlaßt worden.

Die Dame vom Hauſe wollte mir auch zum Wort verhelfen, ſprach über die herrliche Lage von Capo di Monte und die Schätze daſelbſt. Das muntere Weibchen dagegen ſprang in die Höhe und war, auf ihren Füßen ſtehend, noch artiger als zuvor. Sie empfahl ſich, rannte nach der Türe und ſagte mir im Vorbeigehen: Filangieris kommen dieſe Tage zu mir zu Tiſche, ich hoffe Sie auch zu ſehen! Fort war ſie, ehe ich noch zuſagen konnte. Nun vernahm ich, es ſei die Prinzeſſin ***, mit dem Hauſe nah verwandt. Filangieris waren nicht reich und lebten in anſtändiger Einſchränkung. So dacht ich mir

das Prinzeßchen auch, da ohnehin ſolche hohe Titel in Neapel nicht ſelten ſind. Ich merkte mir den Namen, Tag und Stunde und zweifelte nicht, mich am rechten Orte zu gehöriger Zeit einzufinden.

Sonntag, den 11. März.

Da mein Aufenthalt in Neapel nicht lange dauern wird, ſo nehme ich gleich die entfernteren Punkte zuerſt; das Nähere gibt ſich. Mit Tiſchbein fuhr ich nach Pompeji, da wir denn alle die herrlichen Anſichten links und rechts neben uns liegen ſahen, welche, durch ſo manche landſchaftliche Zeichnung uns wohl bekannt, nunmehr in ihrem zuſammenhängenden Glanze erſchienen. Pompeji ſetzt jedermann wegen ſeiner Enge und Kleinheit in Verwunderung. Schmale Straßen, obgleich grade und an der Seite mit Schrittplatten verſehen, kleine Häuſer ohne Fenſter, aus den Höfen und offnen Galerien die Zimmer nur durch die Türen erleuchtet. Selbſt öffentliche Werke, die Bank am Tor, der Tempel, ſodann auch eine Villa in der Nähe, mehr Modell und Puppenſchrank als Gebäude. Dieſe Zimmer, Gänge und Galerien aber aufs heiterſte gemalt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein ausführliches Gemälde, jetzt meiſt ausgebrochen, an Kanten und Enden leichte und geſchmackvolle Arabesken, aus welchen ſich auch wohl niedliche Kinder- und Nymphengeſtalten entwickeln, wenn an einer andern Stelle aus mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Tiere hervordringen. Und ſo deutet der jetzige ganz wüſte Zuſtand einer erſt durch Stein- und Aſchenregen bedeckten, dann aber durch die Aufgrabenden geplünderten Stadt auf eine Kunſt- und Bilderluſt eines ganzen Volkes, von der jetzo der eifrigſte Liebhaber weder Begriff noch Gefühl noch Bedürfnis hat.

Bedenkt man die Entfernung dieſes Orts vom Veſuv, ſo kann die bedeckende vulkaniſche Maſſe weder durch ein Schleudern noch durch einen Windſtoß hierher getrieben ſein; man muß ſich vielmehr vorſtellen, daß dieſe Steine und Aſche eine Zeitlang wolkenartig in der Luft geſchwebt, bis ſie endlich über dieſem unglücklichen Orte niedergegangen.

Wenn man ſich nun dieſes Ereignis noch mehr verſinnlichen will, ſo denke man allenfalls ein eingeſchneites Bergdorf. Die Räume zwiſchen den Gebäuden, ja die zerdrückten Gebäude ſelbſt wurden ausgefüllt, allein Mauerwerk mochte hier und da noch herausſtehen, als früher oder ſpäter der Hügel zu Weinbergen und Gärten benutzt wurde. So hat nun gewiß mancher Eigentümer, auf ſeinem Anteil niedergrabend, eine bedeutende Vorleſe gehalten. Mehrere Zimmer fand man leer und in der Ecke des einen einen Haufen Aſche, der mancherlei kleines Hausgeräte und Kunſtarbeiten verſteckte.

Den wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck dieſer mumiſierten Stadt wuſchen wir wieder aus den Gemütern, als wir in der Laube, zunächſt des Meeres, in einem geringen Gaſthof ſitzend, ein frugales Mahl verzehrten und uns an der Himmelsbläue, an des Meeres Glanz und Licht ergötzten, in Hoffnung, wenn dieſes Fleckchen mit Weinlaub bedeckt ſein würde, uns hier wiederzuſehen und uns zuſammen zu ergötzen.

Näher an der Stadt fielen mir die kleinen Häuſer wieder auf, die als vollkommene Nachbildungen der pompejaniſchen daſtehen. Wir erbaten uns die Erlaubnis, in eins hineinzutreten und fanden es ſehr reinlich eingerichtet. Nett geflochtene Rohrſtühle, eine Kommode ganz vergoldet, mit bunten Blumen ſtaffiert und lackiert, ſo daß nach ſo vielen Jahrhunderten, nach unzähligen Veränderungen dieſe Gegend ihren Bewohnern ähnliche Lebensart und Sitte, Neigungen und Liebhabereien einflößt.

Montag den 12. März.

Heute ſchlich ich beobachtend, meiner Weiſe nach, durch die Stadt und notierte mir viele Punkte zu dereinſtiger Schilderung derſelben, davon ich leider gegenwärtig nichts mitteilen kann. Alles deutet dahin, daß ein glückliches, die erſten Bedürfniſſe reichlich anbietendes Land auch Menſchen von glücklichem Naturell erzeugt, die ohne Kümmernis erwarten können, der morgende Tag werde bringen, was der heutige gebracht, und deshalb ſorgenlos dahinleben. Augenblickliche Befriedigung, mäßiger Genuß, vorübergehender Leiden heiteres Dulden! — Von dem letzteren ein artiges Beiſpiel.

Der Morgen war kalt und feuchtlich: es hatte wenig geregnet. Ich gelangte auf einen Platz, wo die großen Quadern des Pflaſters reinlich gekehrt erſchienen. Zu meiner großen Verwunderung ſah ich auf dieſem völlig ebenen gleichen Boden eine Anzahl zerlumpter Knaben im Kreiſe kauzend, die Hände gegen den Boden gewendet, als wenn ſie ſich wärmten. Erſt hielt ich's für eine Poſſe; als ich aber ihre Mienen völlig ernſthaft und beruhigt ſah, wie bei einem befriedigten Bedürfnis, ſo ſtrengte ich meinen Scharfſinn möglichſt an, er wollte mich aber nicht begünſtigen. Ich mußte daher fragen, was denn dieſe Äffchen zu der ſonderbaren Poſitur verleite und ſie in dieſen regelmäßigen Kreis verſammele.

Hierauf erfuhr ich, daß ein anwohnender Schmied auf dieſer Stelle eine Radſchiene heiß gemacht, welches auf folgende Weiſe geſchieht. Der eiſerne Reif wird auf den Boden gelegt und auf ihn im Kreiſe ſo viel Eichenſpäne gehäuft, als man nötig hält, ihn bis auf den erforderlichen Grad zu erweichen. Das entzündete Holz brennt ab, die Schiene wird ums Rad gelegt und die Aſche ſorgfältig weggekehrt. Die dem Pflaſter mitgeteilte Wärme benutzen ſogleich die kleinen Huronen und rühren ſich nicht eher von der Stelle, als bis ſie den letzten warmen Hauch ausgeſogen haben. Beiſpiele ſolcher Genügſamkeit und aufmerkſamen Benutzens deſſen, was ſonſt verloren ginge, gibt es hier unzählige. Ich finde in dieſem Volk die lebhafteſte und geiſtreichſte Induſtrie, nicht um reich zu werden, ſondern um ſorgenfrei zu leben.

Abends.

Damit ich ja zur beſtimmten Zeit heute bei dem wunderlichen Prinzeßchen wäre und das Haus nicht verfehlte, berief ich einen Lohnbedienten. Er brachte mich vor das Hoftor eines großen Palaſtes, und da ich ihr keine ſo prächtige Wohnung zutraute, buchſtabierte ich ihm noch einmal aufs deutlichſte den Namen; er verſicherte, daß ich recht ſei. Nun fand ich einen geräumigen Hof, einſam und ſtill, reinlich und leer, von Haupt- und Seitengebäuden umgeben. Bauart die bekannte heitere neapolitaniſche, ſo auch die Färbung. Gegen mir über ein großes Portal und eine breite, gelinde Treppe. An beiden Seiten derſelben hinaufwärts, in koſtbarer Livree, Bedienten gereiht, die ſich, wie ich an ihnen vorbeiſtieg, aufs tiefſte bückten. Ich ſchien mir der Sultan in Wielands Feenmärchen und faßte mir nach deſſen Beiſpiel ein Herz. Nun empfingen mich die höheren Hausbedienten, bis endlich der anſtändigſte die Türe eines großen Saals eröffnete, da ſich denn ein Raum vor mir auftat, den ich ebenſo heiter, aber auch ſo menſchenleer fand als das übrige. Beim Auf- und Abgehen erblickte ich in einer Seitengalerie, etwa für vierzig Perſonen, prächtig, dem Ganzen gemäß, eine Tafel bereitet. Ein Weltgeiſtlicher trat herein; ohne mich zu fragen, wer ich ſei, noch woher ich komme, nahm er meine Gegenwart als bekannt an und ſprach von den allgemeinſten Dingen.

Ein Paar Flügeltüren taten ſich auf, hinter einem ältlichen Herrn, der hereintrat, gleich wieder verſchloſſen. Der Geiſtliche ging auf ihn los, ich auch; wir begrüßten ihn mit wenigen höflichen Worten, die er mit bellenden ſtotternden Tönen erwiderte, ſo daß ich mir keine Silbe des hottentottiſchen Dialekts enträtſeln konnte. Als er ſich ans Kamin geſtellt, zog ſich der Geiſtliche zurück und ich mit ihm. Ein ſtattlicher Benediktiner trat herein, begleitet von einem jüngeren Gefährten; auch er begrüßte den Wirt, auch er wurde angebellt, worauf er ſich denn zu uns ans Fenſter zurückzog. Die Ordensgeiſtlichen, beſonders die eleganter gekleideten, haben in der Geſellſchaft die größten Vorzüge, ihre Kleidung deutet auf Demut und Entſagung, indem ſie ihnen zugleich entſchiedene Würde verleiht. In ihrem Betragen können ſie, ohne ſich wegzuwerfen, unterwürfig erſcheinen, und dann, wenn ſie wieder ſtrack auf ihren Hüften ſtehen, kleidet ſie eine gewiſſe Selbſtgefälligkeit ſogar wohl, welche man allen übrigen Ständen nicht zugute gehen ließe. So war dieſer Mann. Ich fragte nach Monte Caſſino, er lud mich dahin und verſprach mir die beſte Aufnahme. Indeſſen hatte ſich der Saal bevölkert: Offiziere, Hofleute, Weltgeiſtliche, ja ſogar einige Kapuziner waren gegenwärtig. Vergebens ſuchte ich nach einer Dame, und daran ſollte es denn auch nicht fehlen. Abermals ein Paar Flügeltüren taten ſich auf und ſchloſſen ſich. Eine alte Dame war hereingetreten, wohl noch älter als der Herr, und nun gab mir die Gegenwart der Hausfrau die völlige Verſicherung, daß ich in einem fremden Palaſt, unbekannt völlig den Bewohnern ſei. Schon wurden die Speiſen aufgetragen, und ich hielt mich in der Nähe der geiſtlichen Herrn, um mit ihnen in das Paradies des Tafelzimmers zu ſchlüpfen, als auf einmal Filangieri mit ſeiner Gemahlin hereintrat, ſich entſchuldigend, daß er verſpätet habe. Kurz darauf ſprang Prinzeßchen auch in den Saal, fuhr unter Knickſen, Beugungen, Kopfnicken an allen vorbei auf mich los. Es iſt recht ſchön, daß Sie Wort halten! rief ſie. Setzen Sie ſich bei Tafel zu mir, Sie ſollen die beſten Biſſen haben. Warten Sie nur! ich muß mir erſt den rechten Platz ausſuchen, dann ſetzen Sie ſich gleich an mich. — So aufgefordert, folgte ich den verſchiedenen Winkelzügen, die ſie machte, und wir gelangten endlich zum Sitze, die Benediktiner gerade gegen uns über, Filangieri an meiner andern Seite. — Das Eſſen iſt durchaus gut, ſagte ſie: alles Faſtenſpeiſen, aber ausgeſucht, das Beſte will ich Ihnen andeuten. Jetzt muß ich aber die Pfaffen ſcheren. Die Kerls kann ich nicht ausſtehen; ſie hucken unſerm Hauſe tagtäglich etwas ab. Was wir haben, ſollten wir ſelbſt mit Freuden verzehren! — Die Suppe war herumgegeben, der Benediktiner aß mit Anſtand. — Bitte, ſich nicht zu genieren, Hochwürden! rief ſie aus. Iſt etwa der Löffel zu klein? Ich will einen größern holen laſſen, die Herrn ſind ein tüchtiges Maul voll gewohnt. — Der Pater verſetzte, es ſei in ihrem fürſtlichen Hauſe alles ſo vortrefflich eingerichtet, daß ganz andere Gäſte als er eine vollkommenſte Zufriedenheit empfinden würden.

Von den Paſtetchen nahm ſich der Pater nur eins; ſie rief ihm zu, er möchte doch ein halb Dutzend nehmen: Blätterteig, wiſſe er ja, verdaue ſich leicht genug. Der verſtändige Mann nahm noch ein Paſtetchen, für die gnädige Attention dankend, als habe er den läſterlichen Scherz nicht vernommen. Und ſo mußte ihr auch bei einem derbern Backwerk Gelegenheit werden, ihre Bosheit auszulaſſen: denn als der Pater ein Stück anſtach und es auf ſeinen Teller zog, rollte ein zweites nach. — Ein drittes, rief ſie, Herr Pater! Sie ſcheinen einen guten Grund legen zu wollen! — Wenn ſo vortreffliche Materialien gegeben ſind, hat der Baumeiſter leicht arbeiten! verſetzte der Pater. — Und ſo ging es immer fort, ohne daß ſie eine andere Pauſe gemacht hätte, als mir gewiſſenhaft die beſten Biſſen zuzuteilen.

Ich ſprach indeſſen mit meinem Nachbar von den ernſteſten Dingen. Überhaupt habe ich Filangieri nie ein gleichgültiges Wort reden hören. Er gleicht darin, wie in manchem andern, unſerm Freunde Georg Schloſſer, nur daß er, als Neapolitaner und Weltmann, eine weichere Natur und einen bequemern Umgang hat.

Dieſe ganze Zeit war den geiſtlichen Herrn von dem Mutwillen meiner Nachbarin keine Ruhe gegönnt, beſonders gaben ihr die zur Faſtenzeit in Fleiſchgeſtalt verwandelten Fiſche unerſchöpflichen Anlaß, gott- und ſittenloſe Bemerkungen anzubringen, beſonders aber auch die Fleiſchesluſt hervorzuheben und zu billigen, daß man ſich wenigſtens an der Form ergötze, wenn auch das Weſen verboten ſei.

Ich habe mir noch mehr ſolcher Scherze gemerkt, die ich jedoch mitzuteilen nicht Mut habe. Dergleichen mag ſich im Leben und aus einem ſchönen Munde noch ganz erträglich ausnehmen, ſchwarz auf weiß dagegen wollen ſie mir ſelbſt nicht mehr gefallen. Und dann hat freche Verwegenheit das Eigene, daß ſie in der Gegenwart erfreut, weil ſie in Erſtaunen ſetzt; erzählt aber erſcheint ſie uns beleidigend und widerlich.

Das Deſſert war aufgetragen, und ich fürchtete, nun gehe es immer ſo fort; unerwartet aber wandte ſich meine Nachbarin ganz beruhigt zu mir und ſagte: den Syrakuſer ſollen die Pfaffen in Ruhe verſchlucken; es gelingt mir doch nicht, einen zu Tode zu ärgern, nicht einmal, daß ich ihnen den Appetiti verderben könnte. Nun laſſen Sie uns ein vernünftiges Wort reden! Denn was war das wieder für ein Geſpräch mit Filangieri! Der gute Mann! er macht ſich viel zu ſchaffen. Schon oft habe ich ihm geſagt: Wenn ihr neue Geſetze macht, ſo müſſen wir uns wieder neue Mühe geben, um auszuſinnen, wie wir auch die zunächſt übertreten können; bei den alten haben wir es ſchon weg. Sehen ſie nur einmal, wie ſchön Neapel iſt; die Menſchen leben ſeit ſo vielen Jahren ſorglos und vergnügt, und wenn von Zeit zu Zeit einmal einer gehängt wird, ſo gehlt alles übrige ſeinen herrlichen Gang.

Sie tat mir hierauf den Vorſchlag, ich ſolle nach Sorrent gehen, wo ſie ein großes Gut habe; ihr Haushofmeiſter werde mich mit den beſten Fiſchen und dem köſtlichſten Milchkalbfleiſch (mungana) herausfüttern. Die Bergluft und die himmliſche Ausſicht ſollten mich von aller Philoſophie kurieren; dann wollte ſie ſelbſt kommen, und von den ſämtlichen Runzeln, die ich ohnehin zu früh einreißen laſſe, ſolle keine Spur übrigbleiben; wir wollten zuſammen ein recht luſtiges Leben führen.

Den 13. März.

Auch heute ſchreib ich einige Worte, damit ein Brief den andern treibe. Es geht mir gut, doch ſeh ich weniger, als ich ſollte. Der Ort inſpiriert Nachläſſigkeit und gemächlich Leben, indeſſen wird mir das Bild der Stadt nach und nach runder.

Sonntag waren wir in Pompeji. — Es iſt viel Unheil in der Welt geſchehen, aber wenig, das den Nachkommen ſo viel Freude gemacht hätte. Ich weiß nicht leicht etwas Intereſſanteres. Die Häuſer ſind klein und eng, aber alle inwendig aufs zierlichſte gemalt. Das Stadttor merkwürdig, mit den Gräbern gleich daran. Das Grab einer Prieſterin als Bank im Halbzirkel, mit ſteinerner Lehne, daran die Inſchrift mit großen Buchſtaben eingegraben. Über die Lehne hinaus ſieht man das Meer und die untergehende Sonne. Ein herrlicher Platz, des ſchönen Gedankens wert.

Wir fanden gute muntere neapolitaniſche Geſellſchaft daſelbſt. Die Menſchen ſind durchaus natürlich und leichtgeſinnt. Wir aßen zu Torre dell' Annunziata, zunächſt des Meeres

51. Wilh. Tischbein: Mutwillige Gesellschaft am Meeresufer.

tafelnd. Der Tag war höchſt ſchön, die Ausſicht nach Caſtell a Mare und Sorrent nah und köſtlich. Die Geſellſchaft fühlte ſich ſo recht an ihrem Wohnplatz; einige meinten, es müſſe ohne den Anblick des Meeres doch gar nicht zu leben ſein. Mir iſt ſchon genug, daß ich das Bild in der Seele habe, und mag nun wohl gelegentlich wieder in das Bergland zurückkehren.

Glücklicherweiſe iſt ein ſehr treuer Landſchaftsmaler hier, der das Gefühl der freien und reichen Umgebung ſeinen Blättern mitteilt. Er hat ſchon einiges für mich gearbeitet.

Die veſuvianiſchen Produkte hab ich auch nun gut ſtudiert; es wird doch alles anders, wenn man es in Verbindung ſieht. Eigentlich ſollt ich den Reſt meines Lebens auf Beobachtung wenden; ich würde manches auffinden, was die menſchlichen Kenntniſſe vermehren dürfte. Herdern bitte zu melden, daß meine botaniſchen Aufklärungen weiter und weiter gehen; es iſt immer dasſelbe Prinzip, aber es gehörte ein Leben dazu, um es durchzuführen. Vielleicht bin ich noch imſtande, die Hauptlinien zu ziehen.

Nun freu ich mich auf das Muſeum von Portici. Man ſieht es ſonſt zuerſt, wir werden es zuletzt ſehen. Noch weiß ich nicht, wie es weiter mit mir werden wird: alles will mich auf Oſtern nach Rom zurück haben. Ich will es ganz gehen laſſen. Angelica hat aus meiner Iphigenie ein Bild zu malen unternommen; der Gedanke iſt ſehr glücklich, und ſie wird ihn trefflich ausführen. Den Moment, da ſich Oreſt in der Nähe der Schweſter und des Freundes wiederfindet. Das, was die drei Perſonen hintereinander ſprechen, hat ſie in eine gleichzeitige Gruppe gebracht und jene Worte in Gebärden verwandelt. Man ſieht auch hieran, wie zart ſie fühlt und wie ſie ſich zuzueignen weiß, was in ihr Fach gehört. Und es iſt wirklich die Achſe des Stücks.

Lebt wohl und liebt mich! Hier ſind mir die Menſchen alle gut, wenn ſie auch nichts mit mir anzufangen wiſſen; Tiſchbein dagegen befriedigt ſie beſſer; er malt ihnen abends gleich einige Köpfe in Lebensgröße vor, wobei und worüber ſie ſich wie Neuſeeländer bei Erblickung eines Kriegsſchiffes gebärden. Hiervon ſogleich die luſtige Geſchichte:

Tiſchbein hat nämlich die große Gabe, Götter- und Heldengeſtalten, in Lebensgröße und drüber, mit der Feder zu umreißen. Er ſchraffiert wenig hinein und legt mit einem breiten Pinſel den Schatten tüchtig an, ſo daß der Kopf rund und erhaben daſteht. Die Beiwohnenden ſchauten mit Verwunderung, wie das ſo leicht ablief, und freuten ſich recht herzlich darüber. Nun kam es ihnen in die Finger, auch ſo malen zu wollen: ſie faßten die Pinſel und — malten ſich Bärte wechſelweiſe und beſudelten ſich die Geſichter. Iſt darin nicht etwas Urſprüngliches der Menſchengattung? Und es war eine gebildete Geſellſchaft in dem Hauſe eines Mannes, der ſelbſt recht wacker zeichnet und malt. Man macht ſich von dieſem Geſchlecht keine Begriffe, wenn man ſie nicht geſehen hat.

Caſerta, Mittwoch den 14. März.

Bei Hackert in ſeiner höchſt behaglichen Wohnung, die ihm in dem alten Schloſſe gegönnt iſt. Das neue freilich ein ungeheurer Palaſt, eskurialartig, ins Viereck gebaut, mit mehrern Höfen, königlich genug. Die Lage außerordentlich ſchön, auf der fruchtbarſten Ebene von der Welt; und doch erſtrecken ſich die Gartenanlagen bis ans Gebirge. Da führt nun ein Aquädukt einen ganzen Strom heran, um Schloß und Gegend zu tränken, und die ganze Waſſermaſſe kann, auf künſtlich angelegte Felſen geworfen, zur herrlichſten Kaskade gebildet werden. Die Gartenanlagen ſind ſchön und gehören recht in eine Gegend, welche ganz Garten iſt.

Das Schloß, wahrhaft königlich, ſchien mir nicht genug belebt, und unſereinem können die ungeheuern leeren Räume nicht behaglich vorkommen. Der König mag ein ähnliches Gefühl haben; denn es iſt im Gebirge für eine Anlage geſorgt, die, enger an den Menſchen ſich anſchließend, zur Jagd und Lebensluſt geeignet iſt.

Caſerta, Donnerstag den 15. März.

Hackert wohnt im alten Schloſſe gar behaglich, es iſt räumlich genug für ihn und Gäſte. Immerfort beſchäftigt mit Zeichnen oder Malen, bleibt er doch geſellig und weiß die Menſchen an ſich zu ziehen, indem er einen jeden zu ſeinem Schüler macht. Auch mich hat er ganz gewonnen, indem er mit meiner Schwäche Geduld hat, vor allen Dingen auf Beſtimmtheit der Zeichnung, ſodann auf Sicherheit und Klarheit der Haltung dringt. Drei Tinten ſtehen, wenn er tuſcht, immer bereit, und indem er von hinten hervorarbeitet und eine nach der andern braucht, ſo entſteht ein Bild, man weiß nicht, woher es kommt. Wenn es nur ſo leicht auszuführen wäre, als es ausſieht. Er ſagte zu mir mit ſeiner gewöhnlichen beſtimmten Aufrichtigkeit: Sie haben Anlage, aber Sie können nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monat bei mir, ſo ſollen Sie etwas hervorbringen, was Ihnen und andern Freude macht. — Iſt das nicht ein Text, über den man allen Dilettanten eine ewige Predigt halten ſollte? Was ſie mir fruchtet, wollen wir erleben.

Von dem beſondern Vertrauen, womit ihn die Königin beehrt, zeugt nicht allein, daß er den Prinzeſſinnen praktiſchen Unterricht gibt, ſondern vorzüglich, daß er über Kunſt, und was daran grenzt, abends öfters zu belehrender Unterhaltung gerufen wird. Er legt dabei Sulzers Wörterbuch zum Grunde, woraus er, nach Belieben und Überzeugung, einen oder den andern Artikel wählt.

Ich mußte das billigen und dabei über mich ſelbſt lächeln. Welch ein Unterſchied iſt nicht zwiſchen einem Menſchen, der ſich von innen aus auferbauen, und einem, der auf die Welt wirken und ſie zum Hausgebrauch belehren will! Sulzers Theorie war mir, wegen ihrer falſchen Grundmaxime, immer verhaßt, und nun ſah ich, daß dieſes Werk noch viel mehr enthielt, als die Leute brauchen. Die vielen Kenntniſſe, die hier mitgeteilt werden, die Denkart, in welcher ein ſo wackrer Mann als Sulzer ſich beruhigte, ſollten die nicht für Weltleute hinreichend ſein?

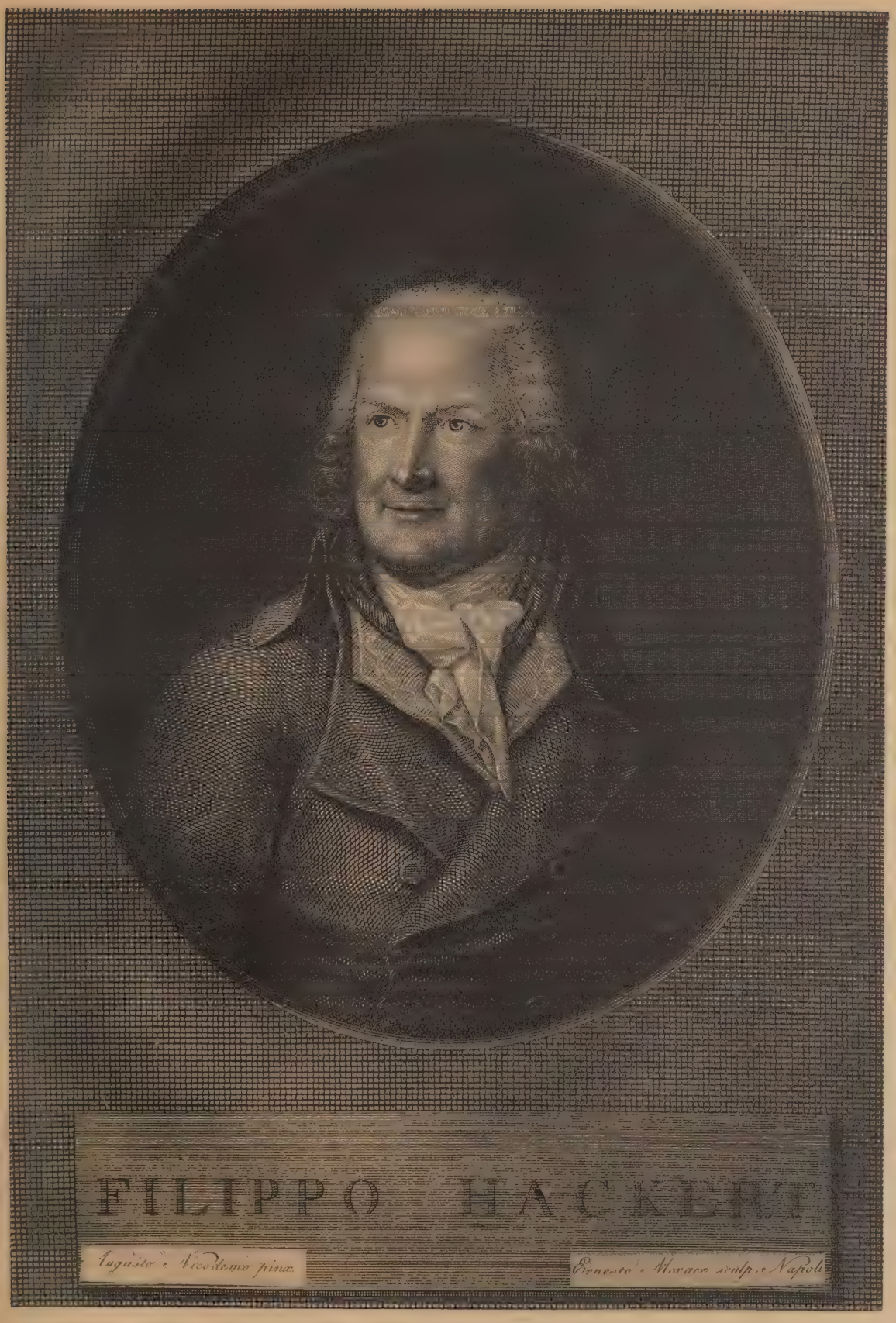
Mehrere vergnügte und bedeutende Stunden brachten wir bei dem Reſtaurator Andres zu, welcher, von Rom berufen, auch hier in dem alten Schloſſe wohnt und ſeine Arbeiten, für die ſich der König intereſſiert, emſig fortſetzt. Von ſeiner Gewandtheit, alte Bilder wiederherzuſtellen, darf ich zu erzählen nicht anfangen, weil man zugleich die ſchwere Aufgabe und die glückliche Löſung, womit ſich dieſe eigene Handwerkskunſt beſchäftigt, entwickeln müßte.

Caſerta, den 16. März.

Die lieben Briefe vom 19. Februar kommen heute mir zur Hand, und gleich ſoll ein Wort dagegen abgehen. Wie gerne mag ich, an die Freunde denkend, zur Beſinnung kommen.

Neapel iſt ein Paradies; jedermann lebt in einer Art von trunkner Selbſtvergeſſenheit. Mir geht es ebenſo; ich erkenne mich kaum, ich ſcheine mir ein ganz anderer Menſch. Geſtern dacht ich: Entweder du warſt ſonſt toll, oder du biſt es jetzt.

Die Reſte des alten Capua, und was ſich daran knüpft, hab ich nun von hier aus auch beſucht.



52. E. Morace nach A. Nicodemo: Bildnis von Ph. Hackert.

PRINCIPES POUR APPRENDRE À DESSINER LE PAYSAGE D'APRES NATURE GRAVES À L'EAU-FORTE PAR

PHILIPPE HACKERT

Par faciliter l'etude des Arbres en general, on peut reduire à trois les différentes espèces de feuillages, qu'il importe de connaître le plus particulierement, c'est à dire, celui du Châtaigner, du Chêne, et du Peuplier. Quand la main est bien exercée à dessiner au crayon ou à la plume le contour en tout sens de ces trois sortes de feuillages, il devient très facile d'imiter toutes les autres espèces d'Arbres; car, en effet toute la difference de l'un à l'autre se reduit à une touche un peu plus ou moins longue, plus ou moins découpée &c. et les masses de feuillage, le tronc, et le Jet de branches achevent de determiner le caractère de chaque arbre en particulier. C'est ce que l'on apprend facilement en dessinant d'après nature, et en comparant avec attention les particularités de chaque espece. ( )

Se vend à Milan chez les Freres Vallardi, Marchand de Estampe Rue S.t Margherita. N.o 1101.

N.o I

53. Titelblatt der Zeichenschule von Ph. Hackert.

54. Ph. Hackert: Bei Rocca di papa.

In dieſer Gegend lernt man erſt verſtehen, was Vegetation iſt und warum man den Acker baut. Der Lein iſt ſchon nah am Blühen und der Weizen anderthalb Spannen hoch. Um Caſerta das Land völlig eben, die Äcker ſo gleich und klar gearbeitet wie Gartenbeete. Alles mit Pappeln beſetzt, an denen ſich die Rebe hinaufſchlingt, und ungeachtet ſolcher Beſchattung trägt der Boden noch die vollkommenſte Frucht. Wenn nun erſt das Frühjahr mit Gewalt eintritt! Bisher haben wir bei ſchöner Sonne ſehr kalte Winde gehabt; das macht der Schnee in den Bergen.

In vierzehn Tagen muß ſich's entſcheiden, ob ich nach Sizilien gehe. Noch nie bin ich ſo ſonderbar in einem Entſchluß hin und her gebogen worden. Heute kommt etwas, das mir die Reiſe anrät, morgen ein Umſtand, der ſie abrät. Es ſtreiten ſich zwei Geiſter um mich.

Im Vertrauen zu den Freundinnen allein, nicht daß es die Freunde vernehmen! Ich merke wohl, daß es meiner Iphigenie wunderlich gegangen iſt: man war die erſte Form ſo gewohnt, man kannte die Ausdrücke, die man ſich bei öfterm Hören und Leſen zugeeignet hatte; nun klingt das alles anders, und ich ſehe wohl, daß im Grunde mir niemand für die unendlichen Bemühungen dankt. So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig, man muß ſie für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umſtänden das möglichſte getan hat.

Doch das ſoll mich nicht abſchrecken, mit Taſſo eine ähnliche Operation vorzunehmen. Lieber würf ich ihn ins Feuer; aber ich will bei meinem Entſchluß beharren, und da es einmal nicht anders iſt, ſo wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen. Deshalb iſt mir's ganz angenehm, daß es mit dem Abdruck meiner Schriften ſo langſam geht. Und dann iſt es doch wieder gut, ſich in einiger Ferne vom Setzer bedroht zu ſehen. Wunderlich genug, daß man zu der freiſten Handlung doch einige Nötigung erwartet, ja fordert.

Wenn man in Rom gern ſtudieren mag, ſo will man hier nur leben; man vergißt ſich und die Welt, und für mich iſt es eine wunderliche Empfindung, nur mit genießenden Menſchen umzugehen. Der Ritter Hamilton, der noch immer als engliſcher Geſandter hier lebt, hat nun, nach ſo langer Kunſtliebhaberei, nach ſo langem Naturſtudium, den Gipfel aller Natur- und Kunſtfreude in einem ſchönen Mädchen gefunden. Er hat ſie bei ſich, eine Engländerin von etwa zwanzig Jahren. Sie iſt ſehr ſchön und wohlgebaut. Er hat ihr ein griechiſch Gewand machen laſſen, das ſie trefflich kleidet; dazu löſt ſie ihre Haare auf, nimmt ein paar Schals und macht eine Abwechſlung von Stellungen, Gebärden, Mienen uſw., daß man zuletzt wirklich meint, man träume. Man ſchaut, was ſo viele tauſend Künſtler gerne geleiſtet hätten, hier ganz fertig, in Bewegung und überraſchender Abwechſlung. Stehend, knieend, ſitzend, liegend, ernſt, traurig, neckiſch, ausſchweifend, bußfertig, lockend, drohend, ängſtlich uſw. Eins folgt aufs andere und aus dem andern. Sie weiß zu jedem Ausdruck die Falten des Schleiers zu wählen, zu wechſeln und macht ſich hundert Arten von Kopfputz mit denſelben Tüchern. Der alte Ritter hält das Licht dazu und hat mit ganzer Seele ſich dieſem Gegenſtand ergeben. Er findet in ihr alle Antiken, alle ſchönen Profile der ſizilianiſchen Münzen, ja den Belveder'ſchen Apoll ſelbſt. So viel iſt gewiß, der Spaß iſt einzig! Wir haben ihn ſchon zwei Abende genoſſen. Heute früh malt ſie Tiſchbein.

Vom Perſonal des Hofs und den Verhältniſſen, was ich erfahren und kombiniert, muß erſt geprüft und geordnet werden. Heute iſt der König auf die Wolfsjagd, man hofft wenigſtens fünfe zu erlegen.

Neapel, zum 17. März.

Wenn ich Worte ſchreiben will, ſo ſtehen mir immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inſeln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe, das alles darzuſtellen.

Hierzulande begreift man erſt, wie es dem Menſchen einfallen konnte, das Feld zu bauen, hier, wo der Acker alles bringt, und wo man drei bis fünf Ernten des Jahres hoffen kann. In den beſten Jahren will man auf demſelben Acker dreimal Mais gebaut haben.

Ich habe viel geſehen und noch mehr gedacht; die Welt eröffnet ſich mehr und mehr; auch alles, was ich ſchon lange weiß, wird mir erſt eigen. Welch ein früh wiſſendes und ſpät übendes Geſchöpf iſt doch der Menſch!

Nur ſchade, daß ich nicht in jedem Augenblick meine Beobachtungen mitteilen kann; zwar iſt Tiſchbein mit mir, aber als Menſch und Künſtler wird er von tauſend Gedanken hin und her getrieben, von hundert Perſonen in Anſpruch genommen. Seine Lage iſt eigen und wunderbar; er kann nicht freien Teil an eines andern Exiſtenz nehmen, weil er ſein eignes Beſtreben ſo eingeengt fühlt.

Und doch iſt die Welt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreiſe ſich gleich und gleich, das uns aber ſo wunderlich vorkommt, weil wir ſelbſt mit herumgetrieben werden.

Was ich mir immer ſagte, iſt eingetroffen: daß ich ſo manche Phänomene der Natur und manche Verworrenheiten der Meinungen erſt in dieſem Lande verſtehen und entwickeln lerne. Ich faſſe von allen Seiten zuſammen und bringe viel zurück, auch gewiß viel Vaterlandsliebe und Freude am Leben mit wenigen Freunden.

Über meine ſizilianiſche Reiſe halten die Götter noch die Wage in Händen; das Zünglein ſchlägt herüber und hinüber.

Wer mag der Freund ſein, den man mir ſo geheimnisvoll ankündigt? Daß ich ihn nur nicht über meiner Irr- und Inſelfahrt verſäume!

Die Fregatte von Palermo iſt wieder zurück, heut über acht Tage geht ſie abermals von hier ab; ob ich noch mitſegele, zur Karwoche nach Rom zurückkehre, weiß ich nicht. Noch nie bin ich ſo unentſchieden geweſen; ein Augenblick, eine Kleinigkeit mag entſcheiden.

Mit den Menſchen geht mir es ſchon beſſer: man muß ſie nur mit dem Krämergewicht, keineswegs mit der Goldwage wiegen, wie es leider ſogar oft Freunde untereinander aus hypchondriſcher Grille und ſeltſamer Anforderung zu tun pflegen.

Hier wiſſen die Menſchen gar nichts voneinander, ſie merken kaum, daß ſie nebeneinander hin und her laufen; ſie rennen den ganzen Tag in einem Paradieſe hin und wider, ohne ſich viel umzuſehen, und wenn der benachbarte Höllenſchlund zu toben anfängt,

55. Wilh. Tischbein: Miss Harte (Lady Hamilton).

56. Wilh. Tischbein: Iphigenie erkennt den Orest.

hilft man ſich mit dem Blute des heiligen Januarius, wie ſich die übrige Welt gegen Tod und Teufel auch wohl mit — Blute hilft oder helfen möchte.

Zwiſchen einer ſo unzählbaren und raſtlos bewegten Menge durchzugehen, iſt gar merkwürdig und heilſam. Wie alles durcheinander ſtrömt und doch jeder Einzelne Weg und Ziel findet. In ſo großer Geſellſchaft und Bewegung fühl ich mich erſt recht ſtill und einſam; je mehr die Straßen toben, deſto ruhiger werd ich.

Manchmal gedenke ich Rouſſeaus und ſeines hypochondriſchen Jammers; und doch wird mir begreiflich, wie eine ſo ſchöne Organiſation verſchoben werden konnte. Fühlt ich nicht ſolchen Anteil an den natürlichen Dingen, und ſäh ich nicht, daß in der ſcheinbaren Verwirrung hundert Beobachtungen ſich vergleichen und ordnen laſſen, wie der Feldmeſſer mit *einer* durchgezogenen Linie viele einzelne Meſſungen probiert, ich hielte mich oft ſelbſt für toll.

Den 18. März.

Nun durften wir nicht länger ſäumen, Herkulanum und die ausgegrabene Sammlung in Portici zu ſehen. Jene alte Stadt, am Fuße des Veſuvs liegend, war vollkommen mit Lava bedeckt, die ſich durch nachfolgende Ausbrüche erhöhte, ſo daß die Gebäude jetzt ſechzig Fuß unter der Erde liegen. Man entdeckte ſie, indem man einen Brunnen grub und auf getäfelte Marmorfußböden traf. Jammerſchade, daß die Ausgrabung nicht durch deutſche Bergleute recht planmäßig geſchehen; denn gewiß iſt bei einem zufällig-räuberiſchen Nachwühlen manches edle Altertum vergeudet worden. Man ſteigt ſechzig Stufen hinunter in eine Gruft, wo man das ehmals unter freiem Himmel ſtehende Theater bei Fackelſchein anſtaunt und ſich erzählen läßt, was alles da gefunden und hinaufgeſchafft worden.

In das Muſeum traten wir, wohl empfohlen und wohl empfangen. Doch war auch uns irgendetwas aufzuzeichnen nicht erlaubt. Vielleicht gaben wir nur deſto beſſer acht und verſetzten uns deſto lebhafter in die verſchwundene Zeit, wo alle dieſe Dinge zu lebendigem Gebrauch und Genuß um die Eigentümer umherſtanden. Jene kleinen Häuſer und Zimmer in Pompeji erſchienen mir nun zugleich enger und weiter; enger, weil ich ſie mir von ſo viel würdigen Gegenſtänden vollgedrängt dachte, weiter, weil gerade dieſe Gegenſtände nicht bloß als notdürftig vorhanden, ſondern, durch bildende Kunſt aufs geiſtreichſte und anmutigſte verziert und belebt, den Sinn erfreuen und erweitern, wie es die größte Hausgeräumigkeit nicht tun könnte.

Man ſieht zum Beiſpiel einen herrlich geformten Eimer, oben mit dem zierlichſten Rande; näher beſchaut ſchlägt ſich dieſer Rand von zwei Seiten in die Höhe, man faßt die verbundenen Halbkreiſe als Handhabe und trägt das Gefäß auf das bequemſte. Die Lampen ſind nach Anzahl ihrer Dochte mit Masken und Rankenwerk verziert, ſo daß jede Flamme ein wirkliches Kunſtgebilde erleuchtet. Hohe, ſchlanke, eherne Geſtelle ſind beſtimmt, die Lampen zu tragen, aufzuhängende Lampen hingegen mit allerlei geiſtreich gedachten Figuren behängt, welche die Abſicht, zu gefallen und zu ergötzen, ſobald ſie ſchaukeln und baumeln, ſogar übertreffen.

In Hoffnung, wiederzukehren, folgten wir den Vorzeigenden von Zimmer zu Zimmer und haſchten, wie es der Moment erlaubte, Ergötzung und Belehrung weg, ſo gut es ſich ſchicken wollte.

Montag, den 19. März.

In den letzten Tagen hat ſich ein neues Verhältnis näher angeknüpft. Nachdem in dieſen vier Wochen Tiſchbein mir ſein treues Geleit durch Natur- und Kunſtgegenſtände förderlich geleiſtet und wir geſtern noch zuſammen in Portici geweſen, ergab ſich aus wechſelſeitiger Betrachtung, daß ſeine Kunſtzwecke ſowohl als diejenigen Geſchäfte, die er, eine künftige Anſtellung in Neapel hoffend, in der Stadt und bei Hofe zu betreiben pflichtig iſt, mit meinen Abſichten, Wünſchen und Liebhabereien nicht zu verbinden ſeien. Er ſchlug mir daher, immer für mich beſorgt, einen jungen Mann vor als beſtändigen Geſellſchafter, den ich ſeit den erſten Tagen öfter ſah, nicht ohne Teilnahme und Neigung. Es iſt Kniep, der ſich eine Zeitlang in Rom aufgehalten, ſodann ſich aber nach Neapel, in das eigentlichſte Element des Landſchafters, begeben hatte. Schon in Rom hörte ich ihn als einen geſchickten Zeichner preiſen, nur ſeiner Tätigkeit wollte man nicht gleiches Lob erteilen. Ich habe ihn ſchon ziemlich kennen gelernt und möchte dieſen gerügten Mangel eher Unentſchloſſenheit nennen, die gewiß zu überwinden iſt, wenn wir eine Zeitlang beiſammen ſind. Ein glücklicher Anfang beſtätigt mir dieſe Hoffnung, und wenn es mir nach geht, ſollen wir auf geraume Zeit gute Geſellen bleiben.

Zum 19. März.

Man darf nur auf der Straße wandeln und Augen haben, man ſieht die unnachahmlichſten Bilder.

Am Molo, einer Hauptlärmecke der Stadt, ſah ich geſtern einen Policinel, der ſich auf einem Brettergerüſte mit einem kleinen Affen ſtritt, drüber einen Balkon, auf dem ein recht artiges Mädchen ihre Reize feilbot. Neben dem Affengerüſte ein Wunderdoktor, der ſeine Arcana gegen alle Übel den bedrängten Gläubigen darbot; von Gerhard Dow gemalt, hätte ſolch ein Bild verdient, Zeitgenoſſen und Nachwelt zu ergötzen.

So war auch heute Feſt des heiligen Joſephs; er iſt der Patron aller Frittaruolen, d. h. Gebacknesmacher, verſteht ſich Gebacknes im gröbſten Sinne. Weil nun immerfort ſtarke Flammen unter ſchwarzem und ſiedendem Öl hervorſchlagen, ſo gehört auch alle Feuerqual in ihr Fach; deswegen hatten ſie geſtern abend vor den Häuſern mit Gemälden zum beſten aufgeputzt: Seelen im Fegfeuer, Jüngſte Gerichte glühten und flammten umher. Große Pfannen ſtanden vor der Türe auf leicht gebauten Herden. Ein Geſell wirkte den Teig, ein anderer formte, zog ihn zu Kringlen und warf ſie in die ſiedende Fettigkeit. An der Pfanne ſtand ein dritter, mit einem kleinen Bratſpieße; er holte die Kringlen, wie ſie gar wurden, heraus, ſchob ſie einem vierten auf ein ander Spießchen, der ſie den Umſtehenden anbot; die beiden letzten waren junge Burſche mit blonden und lockenreichen Perücken, welches hier Engel bedeutet. Noch einige Figuren vollendeten die Gruppe, reichten Wein den Beſchäftigten, tranken ſelbſt und ſchrieen, die Ware zu loben; auch die Engel, die Köche, alle ſchrien. Das Volk drängte ſich herzu, denn alles Gebackene wird dieſen Abend wohlfeiler gegeben und ſogar ein Teil der Einnahme den Armen.

Dergleichen könnte man endlos erzählen; ſo geht es mit jedem Tage, immer etwas Neues und Tolleres. Nur die Mannigfaltigkeit von Kleidern, die einem auf der Straße begegnet, die Menge Menſchen in der einzigen Straße Toledo!

Und ſo gibt es noch manche originale Unterhaltung, wenn man mit dem Volke lebt; es iſt ſo natürlich, daß man mit ihm natürlich werden könnte. Da iſt zum Beiſpiel der Pulcinell, die eigentliche Nationalmaske, der Harlekin aus Bergamo, Hanswurſt aus Tirol

57. Ch. Kniep: Selbstbildnis.

gebürtig. Pulcinell nun, ein wahrhaft gelaſſener, ruhiger, bis auf einen gewiſſen Grad gleichgültiger, beinah fauler und doch humoriſtiſcher Knecht. Und ſo findet man überall Kellner und Hausknecht. Mit dem unſrigen macht ich mir heute eine beſondere Luſt, und es war weiter nichts, als daß ich ihn ſchickte, Papier und Federn zu holen. Halber Mißverſtand, Zaudern, guter Wille und Schalkheit brachte die anmutigſte Szene hervor, die man auf jedem Theater mit Glück produzieren könnte.

Dienstag, den 20. März.

Die Kunde einer ſoeben ausbrechenden Lava, die, für Neapel unſichtbar, nach Ottajano hinunterfließt, reizte mich, zum dritten Male den Veſuv zu beſuchen. Kaum war ich am Fuße desſelben aus meinem zweirädrigen einpferdigen Fuhrwerk geſprungen, ſo zeigten ſich ſchon jene beiden Führer, die uns früher hinauf begleitet hatten. Ich wollte keinen miſſen und nahm den einen aus Gewohnheit und Dankbarkeit, den andern aus Vertrauen, beide der mehreren Bequemlichkeit wegen mit mir.

Auf die Höhe gelangt, blieb der eine bei den Mänteln und Viktualien, der jüngere folgte mir, und wir gingen mutig auf einen ungeheuren Dampf los, der unterhalb des Kegelſchlundes aus dem Berge brach; ſodann ſchritten wir an deſſen Seite her gelind hinabwärts, bis wir endlich unter klarem Himmel aus dem wilden Dampfgewölke die Lava hervorquellen ſahen.

Man habe auch tauſendmal von einem Gegenſtande gehört, das Eigentümliche desſelben ſpricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anſchauen. Die Lava war ſchmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß; allein die Art, wie ſie eine ſanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß, war auffallend genug: denn indem ſie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verkühlt, ſo bildet ſich ein Kanal, der ſich immer erhöht, weil das geſchmolzene Material auch unterhalb des Feuerſtroms erſtarrt, welcher die auf der Oberfläche ſchwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunterwirft, wodurch ſich denn nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Glutſtrom ruhig fortfließt wie ein Mühlbach. Wir gingen neben dem anſehnlich erhöhten Damme her, die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unſern Füßen. Durch einige Lücken des Kanals konnten wir den Glutſtrom von unten ſehen und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten.

Durch die hellſte Sonne erſchien die Glut verdüſtert, nur ein mäßiger Rauch ſtieg in die reine Luft. Ich hatte Verlangen, mich dem Punkte zu nähern, wo ſie aus dem Berge bricht; dort ſollte ſie, wie mein Führer verſicherte, ſogleich Gewölb und Dach über ſich her bilden, auf welchem er öfters geſtanden habe. Auch dieſes zu ſehen und zu erfahren, ſtiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Punkte von hinten her beizukommen. Glücklicherweiſe fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz, denn ringsum qualmte der Dampf aus tauſend Ritzen; und nun ſtanden wir wirklich auf der breiartig gewundenen erſtarrten Decke, die ſich aber ſo weit vorwärts erſtreckte, daß wir die Lava nicht konnten herausquellen ſehen.

Wir verſuchten noch ein paar Dutzend Schritte, aber der Boden ward immer glühender; ſonneverfinſternd und erſtickend wirbelte ein unüberwindlicher Qualm. Der vorausgegangene Führer kehrte bald um, ergriff mich, und wir entwanden uns dieſem Höllenprudel.

Nachdem wir die Augen an der Ausſicht, Gaumen und Bruſt aber am Weine gelabt, gingen wir umher, noch andere Zufälligkeiten dieſes mitten im Paradies aufgetürmten

Höllengipfels zu beobachten. Einige Schlünde, die als vulkaniſche Eſſen keinen Rauch, aber eine glühende Luft fortwährend gewaltſam ausſtoßen, betrachtete ich wieder mit Aufmerkſamkeit. Ich ſah ſie durchaus mit einem tropfſteinartigen Material tapeziert, welches zitzen- und zapfenartig die Schlünde bis oben bekleidete. Bei der Ungleichheit der Eſſen fanden ſich mehrere dieſer herabhängenden Dunſtprodukte ziemlich zur Hand, ſo daß wir ſie mit unſern Stäben und einigen hakenartigen Vorrichtungen gar wohl gewinnen konnten. Bei dem Lavahändler hatte ich ſchon dergleichen Exemplare unter der Rubrik der wirklichen Laven gefunden, und ich freute mich, entdeckt zu haben, daß es vulkaniſcher Ruß ſei, abgeſetzt aus den heißen Schwaden, die darin enthaltenen verflüchtigten mineraliſchen Teile offenbarend.

Der herrlichſte Sonnenuntergang, ein himmliſcher Abend erquickten mich auf meiner Rückkehr; doch konnte ich empfinden, wie ſinneverwirrend ein ungeheurer Gegenſatz ſich erweiſe. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor. Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Menſch, wenn er ſich nicht zwiſchen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.

Den 22. März.

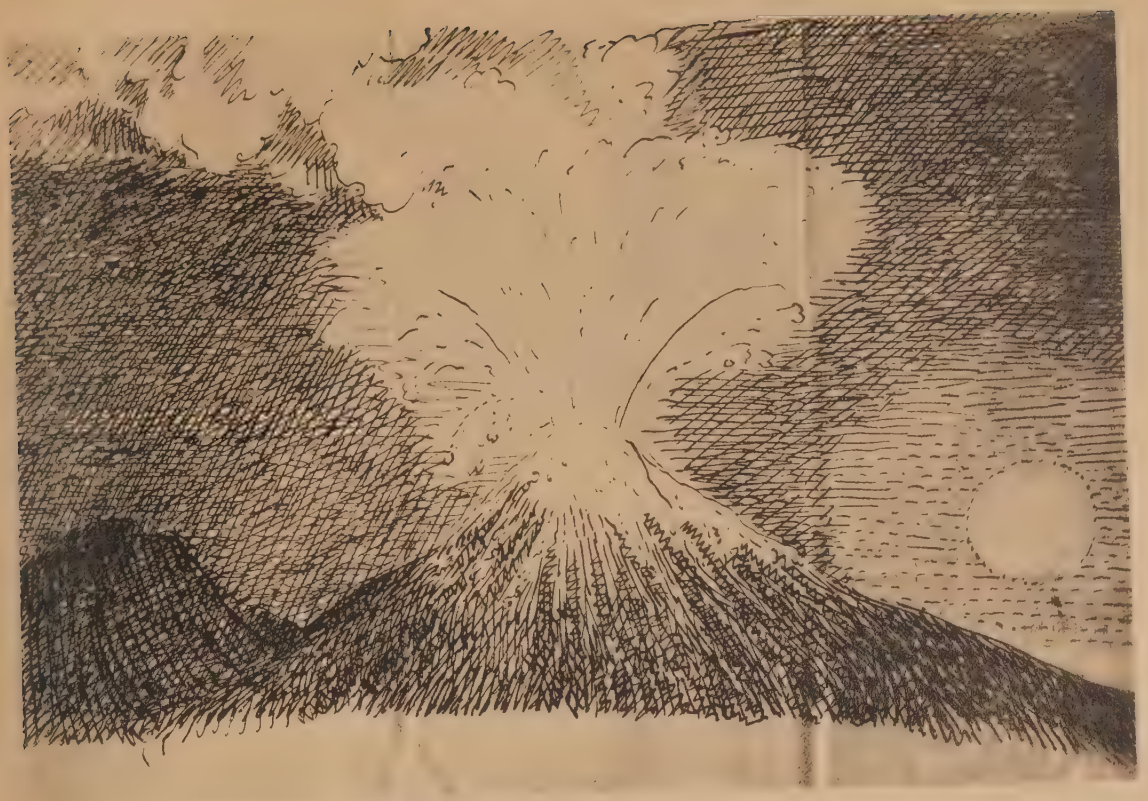
Triebe mich nicht die deutſche Sinnesart und das Verlangen, mehr zu lernen und zu tun als zu genießen, ſo ſollte ich in dieſer Schule des leichten und luſtigen Lebens noch einige Zeit verweilen und mehr zu profitieren ſuchen. Es iſt hier gar vergnüglich ſein, wenn man ſich nur ein klein wenig einrichten könnte. Die Lage der Stadt, die Milde des Klimas kann nie genug gerühmt werden; aber darauf iſt auch der Fremde faſt allein angewieſen.

Freilich, wer ſich Zeit nimmt, Geſchick und Vermögen hat, kann ſich auch hier breit und gut niederlaſſen. So hat ſich Hamilton eine ſchöne Exiſtenz gemacht und genießt ſie nun am Abend ſeines Lebens. Die Zimmer, die er ſich in engliſchem Geſchmack einrichtete, ſind allerliebſt und die Ausſicht aus dem Eckzimmer vielleicht einzig. Unter uns das Meer, im Angeſicht Capri, rechts der Posilipp, näher der Spaziergang Villa reale, links ein altes Jeſuitengebäude, weiterhin die Küſte von Sorrent bis ans Kap Minerva. Dergleichen möcht es wohl in Europa ſchwerlich zum zweiten Male geben, wenigſtens nicht im Mittelpunkte einer großen bevölkerten Stadt.

Hamilton iſt ein Mann von allgemeinem Geſchmack und, nachdem er alle Reiche der Schöpfung durchwandert, an ein ſchönes Weib, das Meiſterſtück des großen Künſtlers, gelangt.

Und nun nach allem dieſem und hundertfältigem Genuß locken mich die Sirenen jenſeits des Meeres, und wenn der Wind gut iſt, geh ich mit dieſem Briefe zugleich ab, er nordwärts, ich ſüdwärts. Des Menſchen Sinn iſt unbändig, ich beſonders bedarf der Weite gar ſehr. Nicht ſowohl das Beharren als ein ſchnelles Auffaſſen muß jetzt mein Augenmerk ſein. Hab ich einem Gegenſtande nur die Spitze des Fingers abgewonnen, ſo kann ich mir die ganze Hand durch Hören und Denken wohl zueignen.

Seltſamerweiſe erinnert mich ein Freund in dieſen Tagen an Wilhelm Meiſter und verlangt deſſen Fortſetzung: unter dieſem Himmel möchte ſie wohl nicht möglich ſein; vielleicht läßt ſich von dieſer Himmelsluft den letzten Büchern etwas mitteilen. Möge meine Exiſtenz ſich dazu genugſam entwickeln, der Stengel mehr in die Länge rücken und die



58. Wilh. Tischbein: Vesuv-Ausbruch.

59. Goethe: Auf dem Vesuv.

Blumen reicher und ſchöner hervorbrechen. Gewiß, es wäre beſſer, ich käme gar nicht wieder, wenn ich nicht wiedergeboren zurückkommen kann.

Zum 22. März.

Heute ſahen wir ein Bild von Correggio, das verkäuflich iſt, zwar nicht vollkommen erhalten, das aber doch das glücklichſte Gepräg des Reizes unausgelöſcht mit ſich führt. Es ſtellt eine Mutter Gottes vor, das Kind in dem Augenblicke, da es zwiſchen der Mutter Bruſt und einigen Birnen, die ihm ein Engelchen darreicht, zweifelhaft iſt. Alſo eine Entwöhnung Chriſti. Mir ſcheint die Idee äußerſt zart, die Kompoſition bewegt, natürlich und glücklich, höchſt reizend ausgeführt. Es erinnert ſogleich an das Verlöbnis der heiligen Katharina und ſcheint mir unbezweifelt von Correggios Hand.

Freitag, den 23. März.

Nun hat ſich das Verhältnis zu Kniep auf eine recht praktiſche Weiſe ausgebildet und befeſtigt. Wir waren zuſammen in Päſtum, woſelbſt er, ſo wie auf der Hin- und Herreiſe, mit Zeichnen ſich auf das tätigſte erwies. Die herrlichſten Umriſſe ſind gewonnen; ihn freut nun ſelbſt dieſes bewegte, arbeitſame Leben, wodurch ein Talent aufgeregt wird, das er ſich ſelbſt kaum zutraute. Hier gilt es reſolut ſein; aber gerade hier zeigt ſich ſeine genaue und reinliche Fertigkeit. Das Papier, worauf gezeichnet werden ſoll, mit einem rechtwinkligen Viereck zu umziehen, verſäumt er niemals; die beſten engliſchen Bleiſtifte zuſpitzen und immer wieder zuſpitzen, iſt ihm faſt eine ebenſo große Luſt als zu zeichnen: dafür ſind aber auch ſeine Konture, was man wünſchen kann.

Nun haben wir folgendes verabredet. Von heute an leben und reiſen wir zuſammen, ohne daß er weiter für etwas ſorgt als zu zeichnen, wie dieſe Tage geſchehen. Alle Konture gehören mein; damit aber nach unſerer Rückkehr daraus ein ferneres Wirken für ihn entſpringe, ſo führt er eine Anzahl auszuwählender Gegenſtände bis auf eine gewiſſe beſtimmte Summe für mich aus; da ſich denn indeſſen bei ſeiner Geſchicklichkeit, bei der Bedeutſamkeit der zu erobernden Ausſichten und ſonſt wohl das weitere ergeben wird. Dieſe Einrichtung macht mich ganz glücklich, und jetzt erſt kann ich von unſerer Fahrt kurze Rechenſchaft geben.

Auf dem zweirädrigen leichten Fuhrwerk ſitzend und wechſelsweiſe die Zügel führend, einen gutmütigen rohen Knaben hintenauf, rollten wir durch die herrliche Gegend, welche Kniep mit maleriſchem Auge begrüßte. Nun erreichten wir die Gebirgsſchlucht, die man, auf dem glatteſten Fahrdamme durchrennend, an den köſtlichſten Wald- und Felspartien vorbeifliegt. Da konnte denn Kniep zuletzt ſich nicht enthalten, in der Gegend von La Cava einen prächtigen Berg, welcher ſich gerade vor uns ſcharf am Himmel abzeichnete, nicht weniger die Seiten, ſowie den Fuß dieſer Höhe reinlich und charakteriſtiſch im Umriß aufs Papier zu befeſtigen. Wir freuten uns beide daran, als an dem Einſtand unſerer Verbindung.

Ein gleicher Umriß ward abends aus den Fenſtern von Salern genommen, welcher mich aller Beſchreibung überheben wird, einer ganz einzig lieblichen und fruchtbaren Gegend. Wer wäre nicht geneigt geweſen, an dieſem Orte zu ſtudieren, zur ſchönen Zeit der blühenden hohen Schule? Beim frühſten Morgen fuhren wir auf ungebahnten, oft moraſtigen Wegen einem Paar ſchön geformten Bergen zu; wir kamen durch Bach und Gewäſſer, wo wir den nilpferdiſchen Büffeln in die blutroten wilden Augen ſahen.

Das Land ward immer flacher und wüſter, wenige Gebäude deuteten auf kärgliche Landwirtſchaft. Endlich, ungewiß, ob wir durch Felſen oder Trümmer führen, konnten wir einige große, länglich-viereckige Maſſen, die wir in der Ferne ſchon bemerkt hatten, als überbliebene Tempel und Denkmale einer ehemals ſo prächtigen Stadt unterſcheiden. Kniep, welcher ſchon unterwegs die zwei maleriſchen Kalkgebirge umriſſen, ſuchte ſich ſchnell einen Standpunkt, von wo aus das Eigentümliche dieſer völlig unmaleriſchen Gegend aufgefaßt und dargeſtellt werden könnte.

Von einem Landmanne ließ ich mich indeſſen in den Gebäuden herumführen; der erſte Eindruck konnte nur Erſtaunen erregen. Ich befand mich in einer völlig fremden Welt. Denn wie die Jahrhunderte ſich aus dem Ernſten in das Gefällige bilden, ſo bilden ſie den Menſchen mit, ja ſie erzeugen ihn ſo. Nun ſind unſere Augen und durch ſie unſer ganzes inneres Weſen an ſchlankere Baukunſt hinangetrieben und entſchieden beſtimmt, ſo daß uns dieſe ſtumpfen, kegelförmigen, enggedrängten Säulenmaſſen läſtig, ja furchtbar erſcheinen. Doch nahm ich mich bald zuſammen, erinnerte mich der Kunſtgeſchichte, gedachte der Zeit, deren Geiſt ſolche Bauart gemäß fand, vergegenwärtigte mir den ſtrengen Stil der Plaſtik, und in weniger als einer Stunde fühlte ich mich befreundet, ja ich pries den Genius, daß er mich dieſe ſo wohl erhaltenen Reſte mit Augen ſehen ließ, da ſich von ihnen durch Abbildung kein Begriff geben läßt. Denn im architektoniſchen Aufriß erſcheinen ſie eleganter, in perſpektiviſcher Darſtellung plumper, als ſie ſind; nur wenn man ſich um ſie her, durch ſie durch bewegt, teilt man ihnen das eigentliche Leben mit: man fühlt es wieder aus ihnen heraus, welches der Baumeiſter beabſichtigte, ja hineinſchuf. Und ſo verbrachte ich den ganzen Tag, indeſſen Kniep nicht ſäumte, uns die genauſten Umriſſe zuzueignen. Wie froh war ich, von dieſer Seite ganz unbeſorgt zu ſein und für die Erinnerung ſo ſichere Merkzeichen zu gewinnen! Leider war keine Gelegenheit, hier zu übernachten; wir kehrten nach Salern zurück, und den andern Morgen ging es zeitig nach Neapel. Der Veſuv, von der Rückſeite geſehn, in der fruchtbarſten Gegend; Pappeln, pyramidal-koloſſal, an der Chauſſee im Vordergrunde. Dies war auch ein angenehmes Bild, das wir durch ein kurzes Stillhalten erwarben.

Nun erreichten wir eine Höhe; der größte Anblick tat ſich vor uns auf. Neapel in ſeiner Herrlichkeit, die meilenlange Reihe von Häuſern am flachen Ufer des Golfs hin, die Vorgebirge, Erdzungen, Felswände, dann die Inſeln und dahinter das Meer war ein entzückender Anblick.

Ein gräßlicher Geſang, vielmehr Luſtgeſchrei und Freudegeheul des hinten aufſtehenden Knaben erſchreckte und ſtörte mich. Heftig fuhr ich ihn an; er hatte noch kein böſes Wort von uns gehört, er war der gutmütigſte Junge.

Eine Weile rührte er ſich nicht, dann klopfte er mir ſachte auf die Schulter, ſtreckte ſeinen rechten Arm mit aufgehobenem Zeigefinger zwiſchen uns durch und ſagte: Signor, perdonate! questa è la mia patria! Das heißt verdolmetſcht: Herr, verzeiht! iſt das doch mein Vaterland! Und ſo war ich zum zweiten Male überraſcht. Mir armen Nordländer kam etwas Tränenartiges in die Augen!

Den 25. März. Verkündigung Mariä.

Ob ich gleich empfand, daß Kniep ſehr gern mit mir nach Sizilien gehe, ſo konnte ich doch bemerken, daß er ungern etwas zurückließ. Bei ſeiner Aufrichtigkeit blieb mir nicht lange verborgen, daß ihm ein Liebchen eng und treu verbunden ſei. Wie ſie zu-

60. Ph. Hackert: Bei Vietri.

61. Ch. Kniep: Stadttor von Paestum.

ſammen bekannt geworden, war artig genug zu hören; wie ſich das Mädchen bisher betragen, konnte für ſie einnehmen; nun ſollte ich ſie aber auch ſehen, wie hübſch ſie ſei. Hiezu war Anſtalt getroffen, und zwar ſo, daß ich zugleich eine der ſchönſten Ausſichten über Neapel genießen könnte. Er führte mich auf das flache Dach eines Hauſes, von wo man beſonders den untern Teil der Stadt nach dem Molo zu, den Golf, die Küſte von Sorrent vollkommen überſehen konnte; alles weiter rechts Liegende verſchob ſich auf die ſonderbarſte Weiſe, wie man es, ohne auf dieſem Punkte zu ſtehen, nicht leicht ſehen wird. Neapel iſt überall ſchön und herrlich.

Als wir nun die Gegend bewunderten, ſtieg, obgleich erwartet, doch unverſehens, ein gar artiges Köpfchen aus dem Boden hervor: denn zu einem ſolchen Söller macht nur eine länglich viereckige Öffnung im Eſtrich, welche mit einer Falltüre zugedeckt werden kann, den Eingang. Und da nun das Engelchen völlig hervortrat, fiel mir ein, daß ältere Künſtler die Verkündigung Mariä alſo vorſtellen, daß der Engel eine Treppe herauf kömmt. Dieſer Engel aber war nun wirklich von gar ſchöner Geſtalt, hübſchem Geſichtchen und einem guten natürlichen Betragen. Es freute mich, unter dem herrlichen Himmel und im Angeſicht der ſchönſten Gegend von der Welt, meinen neuen Freund ſo glücklich zu ſehen. Er geſtand mir, als ſie ſich wieder entfernt hatte, daß er eben deshalb eine freiwillige Armut bisher getragen, weil er dabei ſich zugleich ihrer Liebe erfreut und ihre Genügſamkeit ſchätzen lernen; nun ſollten ihm auch ſeine beſſern Ausſichten und ein reichlicher Zuſtand vorzüglich deshalb wünſchenswert ſein, damit er auch ihr beſſere Tage bereiten könne.

Zum 25. März.

Nach dieſem angenehmen Abenteuer ſpazierte ich am Meere hin und war ſtill und vergnüglich. Da kam mir eine gute Erleuchtung über botaniſche Gegenſtände. Herdern bitte ich zu ſagen, daß ich mit der Urpflanze bald zuſtande bin; nur fürchte ich, daß niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famoſe Lehre von den Kotyledonen iſt ſo ſublimiert, daß man ſchwerlich wird weiter gehen können.

Den 26. März.

Morgen geht dieſer Brief von hier zu euch. Donnerstag den 29. geh ich mit der Korvette, die ich, des Seeweſens unkundig, in meinem vorigen Briefe zum Rang einer Fregatte erhob, endlich nach Palermo. Der Zweifel, ob ich reiſen oder bleiben ſollte, machte einen Teil meines hieſigen Aufenthaltes unruhig; nun, da ich entſchloſſen bin, geht es beſſer. Für meine Sinnesart iſt dieſe Reiſe heilſam, ja notwendig. Sizilien deutet mir nach Aſien und Afrika, und auf dem wunderſamen Punkte, wohin ſo viele Radien der Weltgeſchichte gerichtet ſind, ſelbſt zu ſtehen, iſt keine Kleinigkeit.

Neapel habe ich nach ſeiner eignen Art behandelt: ich war nichts weniger als fleißig, doch hab ich viel geſehen und mir einen allgemeinen Begriff von dem Lande, ſeinen Einwohnern und Zuſtänden gebildet. Bei der Wiederkehr ſoll manches nachgeholt werden, freilich nur manches: denn vor dem 29. Juni muß ich wieder in Rom ſein. Hab ich die heilige Woche verſäumt, ſo will ich dort wenigſtens den St. Peterstag feiern. Meine ſizilianiſche Reiſe darf mich nicht allzuweit von meiner erſten Abſicht weglenken.

Vorgeſtern hatten wir ein gewaltiges Wetter mit Donner, Blitz und Regengüſſen; jetzt hat ſich's wieder ausgehellt, eine herrliche Tramontane weht herüber; bleibt ſie beſtändig, ſo haben wir die ſchnellſte Fahrt.

Geſtern war ich mit meinem Gefährten, unſer Schiff zu beſehen und das Kämmerchen zu beſuchen, das uns aufnehmen ſoll. Eine Seereiſe fehlte mir ganz in meinen Begriffen; dieſe kleine Überfahrt, vielleicht eine Küſtenumſchiffung, wird meiner Einbildungskraft nachhelfen und mir die Welt erweitern. Der Kapitän iſt ein junger, munterer Mann, das Schiff gar zierlich und nett, in Amerika gebaut, ein guter Segler.

Hier fängt nun alles an, grün zu werden, in Sizilien ſind ich es noch weiter. Wenn ihr dieſen Brief erhaltet, bin ich auf der Rückreiſe und habe Trinakrien hinter mir. So iſt der Menſch: immer ſpringt er in Gedanken vor- und rückwärts; ich war noch nicht dort und bin ſchon wieder bei euch. Doch an der Verworrenheit dieſes Briefes bin ich nicht ſchuld, jeden Augenblick werd ich unterbrochen und möchte doch gern dies Blatt zu Ende ſchreiben.

Soeben beſuchte mich ein Marcheſe Berio, ein junger Mann, der viel zu wiſſen ſcheint. Er wollte den Verfaſſer des Werther doch auch kennen lernen. Überhaupt iſt hier großer Drang und Luſt nach Bildung und Wiſſen. Sie ſind nur zu glücklich, um auf den rechten Weg zu kommen. Hätte ich nur mehr Zeit, ſo wollt ich ihnen gern mehr Zeit geben. Dieſe vier Wochen — was waren die gegen das ungeheure Leben! Nun gehabt euch wohl! Reiſen lern ich wohl auf dieſer Reiſe; ob ich leben lerne, weiß ich nicht. Die Menſchen, die es zu verſtehen ſcheinen, ſind in Art und Weſen zu ſehr von mir verſchieden, als daß ich auf dieſes Talent ſollte Anſpruch machen können.

Lebet wohl und liebt mich, wie ich eurer von Herzen gedenke.

Den 28. März.

Dieſe Tage gehen mir nun gänzlich mit Einpacken und Abſchiednehmen, mit Beſorgen und Bezahlen, Nachholen und Vorbereiten, ſie gehen mir völlig verloren.

Der Fürſt von Waldeck beunruhigte mich noch beim Abſchied: denn er ſprach von nichts weniger, als daß ich bei meiner Rückkehr mich einrichten ſollte, mit ihm nach Griechenland und Dalmatien zu gehen. Wenn man ſich einmal in die Welt macht und ſich mit der Welt einläßt, ſo mag man ſich ja hüten, daß man nicht entrückt oder wohl gar verrückt wird. Zu keiner Silbe weiter bin ich fähig.

Neapel, den 29. März.

Seit einigen Tagen machte ſich das Wetter ungewiß, heute, am beſtimmten Tage der Abfahrt, iſt es ſo ſchön als möglich. Die günſtigſte Tramontane, ein klarer Sonnenhimmel, unter dem man ſich in die weite Welt wünſcht. Nun ſag ich noch allen Freunden in Weimar und Gotha ein treues Lebewohl! Eure Liebe begleite mich, denn ich möchte ihrer wohl immer bedürfen. Heute nacht träumte ich mich wieder in meinen Geſchäften. Es iſt denn doch, als wenn ich mein Faſanenſchiff nirgends als bei euch ausladen könnte. Möge es nur erſt recht ſtattlich geladen ſein!

SIZILIEN

Seefahrt, Donnerstag, den 29. März 1787.

NICHT wie bei dem letzten Abgange des Paketboots wehte diesmal ein förderlicher friſcher Nordoſt, ſondern leider von der Gegenſeite ein lauer Südweſt, der allerhinderlichſte: und ſo erfuhren wir denn, wie der Seefahrer vom Eigenſinne des Wetters

62. Ch. Kniep: Uferlandschaft bei bewegter See.

und Windes abhängt. Ungeduldig verbrachten wir den Morgen bald am Ufer, bald im Kaffeehaus, endlich beſtiegen wir zu Mittag das Schiff und genoſſen beim ſchönſten Wetter des herrlichſten Anblicks. Unfern vom Molo lag die Korvette vor Anker. Bei klarer Sonne eine dunſtreiche Atmoſphäre, daher die beſchatteten Felſenwände von Sorrent vom ſchönſten Blau. Das beleuchtete, lebendige Neapel glänzte von allen Farben. Erſt mit Sonnenuntergang bewegte ſich das Schiff, jedoch nur langſam, von der Stelle; der Widerwind ſchob uns nach dem Poſilipp und deſſen Spitze hinüber. Die ganze Nacht ging das Schiff ruhig fort. Es war in Amerika gebaut, ſchnellſegelnd, inwendig mit artigen Kämmerchen und einzelnen Lagerſtätten eingerichtet. Die Geſellſchaft anſtändig munter: Operiſten und Tänzer, nach Palermo verſchrieben.

Freitag, den 30. März.

Bei Tagesanbruch fanden wir uns zwiſchen Iſchia und Capri, ohngefähr von letzterem eine Meile. Die Sonne ging hinter den Gebirgen von Capri und Capo Minerva herrlich auf. Kniep zeichnete fleißig die Umriſſe der Küſten und Inſeln und ihre verſchiedenen Anſichten; die langſame Fahrt kam ſeiner Bemühung zuſtatten. Wir ſetzten mit ſchwachem und halbem Winde unſern Weg fort. Der Veſuv verlor ſich gegen vier Uhr aus unſern Augen, als Capo Minerva und Iſchia noch geſehen wurden. Auch dieſe verloren ſich gegen Abend. Die Sonne ging unter ins Meer, begleitet von Wolken und einem langen, meilenweit reichenden Streifen; alles purpurglänzende Lichter. Auch dieſes Phänomen zeichnete Kniep. Nun war kein Land mehr zu ſehen, der Horizont ringsum ein Waſſerkreis, die Nacht hell und ſchöner Mondſchein.

Ich hatte doch dieſer herrlichen Anſichten nur Augenblicke genießen können, die Seekrankheit überfiel mich bald. Ich begab mich in meine Kammer, wählte die horizontale Lage, enthielt mich, außer weißem Brot und rotem Wein, aller Speiſen und Getränke und fühlte mich ganz behaglich. Abgeſchloſſen von der äußern Welt ließ ich die innere walten, und da eine langſame Fahrt vorauszuſehen war, gab ich mir gleich zu bedeutender Unterhaltung ein ſtarkes Penſum auf. Die zwei erſten Akte des Taſſo, in poetiſcher Proſa geſchrieben, hatte ich von allen Papieren allein mit über See genommen. Dieſe beiden Akte, in Abſicht auf Plan und Gang ohngefähr den gegenwärtigen gleich, aber ſchon vor zehn Jahren geſchrieben, hatten etwas Weichliches, Nebelhaftes, welches ſich bald verlor, als ich nach neueren Anſichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ.

Sonnabend, den 31. März.

Die Sonne tauchte klar aus dem Meere herauf. Um ſieben Uhr erreichten wir ein franzöſiſches Schiff, welches zwei Tage vor uns abgegangen war; um ſo viel beſſer ſegelten wir, und doch ſahen wir noch nicht das Ende unſerer Fahrt. Einigen Troſt gab uns die Inſel Uſtica, doch leider zur Linken, da wir ſie eben, wie auch Capri, hätten rechts laſſen ſollen. Gegen Mittag war uns der Wind ganz zuwider, und wir kamen nicht von der Stelle. Das Meer fing an, höher zu gehen, und im Schiffe war faſt alles krank.

Ich blieb in meiner gewohnten Lage, das ganze Stück ward um und um, durch und durch gedacht. Die Stunden gingen vorüber, ohne daß ich ihre Einteilung bemerkt hätte, wenn nicht der ſchelmiſche Kniep, auf deſſen Appetit die Wellen keinen Einfluß hatten, von Zeit zu Zeit, indem er mir Wein und Brot brachte, die treffliche Mittags-

tafel, die Heiterkeit und Anmut des jungen, tüchtigen Kapitäns, deſſen Bedauern, daß ich meine Portion nicht mitgenieße, zugleich ſchadenfroh gerühmt hätte. Ebenſo gab ihm der Übergang von Scherz und Luſt zu Mißbehagen und Krankheit, und wie ſich dieſes bei einzelnen Gliedern der Geſellſchaft gezeigt, reichen Stoff zu mutwilliger Schilderung.

Nachmittags vier Uhr gab der Kapitän dem Schiff eine andere Richtung. Die großen Segel wurden wieder aufgezogen und unſere Fahrt gerade auf die Inſel Uſtica gerichtet, hinter welcher wir, zu großer Freude, die Berge von Sizilien erblickten. Der Wind beſſerte ſich, wir fuhren ſchneller auf Sizilien los, auch kamen uns noch einige Inſeln zu Geſichte. Der Sonnenuntergang war trübe, das Himmelslicht hinter Nebel verſteckt. Den ganzen Abend ziemlich günſtiger Wind. Gegen Mitternacht fing das Meer an, ſehr unruhig zu werden.

Sonntag, den 1. April.

Um drei Uhr morgens heftiger Sturm. Im Schlaf und Halbtraum ſetzte ich meine dramatiſchen Plane fort, indeſſen auf dem Verdeck große Bewegung war. Die Segel mußten eingenommen werden, das Schiff ſchwebte auf den hohen Fluten. Gegen Anbruch des Tages legte ſich der Sturm, die Atmoſphäre klärte ſich auf. Nun lag die Inſel Uſtica völlig links. Eine große Schildkröte zeigte man uns in der Weite ſchwimmend, durch unſere Fernröhre als ein lebendiger Punkt wohl zu erkennen. Gegen Mittag konnten wir die Küſte Siziliens mit ihren Vorgebirgen und Buchten ganz deutlich unterſcheiden; aber wir waren ſehr unter den Wind gekommen, wir lavierten an und ab. Gegen Nachmittag waren wir dem Ufer näher. Die weſtliche Küſte, vom Lilybäiſchen Vorgebirge bis Capo Gallo, ſahen wir ganz deutlich, bei heiterem Wetter und hell ſcheinender Sonne.

Eine Geſellſchaft von Delphinen begleitete das Schiff an beiden Seiten des Vorderteils und ſchoſſen immer voraus. Es war luſtig anzuſehen, wie ſie bald, von den klaren durchſcheinenden Wellen überdeckt, hinſchwammen, bald mit ihren Rückenſtacheln und Floßfedern, grün- und goldſpielenden Seiten ſich über dem Waſſer ſpringend bewegten.

Da wir weit unter dem Winde waren, fuhr der Kapitän gerade auf eine Bucht zu, gleich hinter Capo Gallo. Kniep verſäumte die ſchöne Gelegenheit nicht, die mannigfaltigſten Anſichten ziemlich im Detail zu zeichnen. Mit Sonnenuntergang wendete der Kapitän das Schiff wieder dem hohen Meer zu und fuhr nordoſtwärts, um die Höhe von Palermo zu erreichen. Ich wagte mich manchmal aufs Verdeck, doch ließ ich meinen dichteriſchen Vorſatz nicht aus dem Sinne, und ich war das ganze Stück ſo ziemlich Herr geworden. Bei trüblichem Himmel heller Mondſchein, der Widerſchein auf dem Meer unendlich ſchön. Die Maler, um der Wirkung willen, laſſen uns oft glauben, der Widerſchein der Himmelslichter im Waſſer habe zunächſt dem Beſchauer die größte Breite, wo er die größte Energie hat. Hier aber ſah man am Horizont den Widerſchein am breiteſten, der ſich, wie eine zugeſpitzte Pyramide, zunächſt am Schiff in blinkenden Wellen endigte. Der Kapitän veränderte die Nacht noch einigemal das Manöver.

Montag den 2. April, früh 8 Uhr

fanden wir uns Palermo gegenüber. Dieſer Morgen erſchien für mich höchſt erfreulich. Der Plan meines Dramas war dieſe Tage her im Walfiſchbauch ziemlich gediehen. Ich

befand mich wohl und konnte nun auf dem Verdeck die Küſten Siziliens mit Aufmerkſamkeit betrachten. Kniep zeichnete emſig fort, und durch ſeine gewandte Genauigkeit wurden mehrere Streifen Papier zu einem ſehr ſchätzbaren Andenken dieſes verſpäteten Landens.

Palermo, Montag den 2. April.

Endlich gelangten wir, mit Not und Anſtrengung, nachmittags um drei Uhr in den Hafen, wo uns ein höchſt erfreulicher Anblick entgegentrat. Völlig hergeſtellt wie ich war, empfand ich das größte Vergnügen. Die Stadt gegen Norden gekehrt, am Fuß hoher Berge liegend; über ihr, der Tageszeit gemäß, die Sonne herüberſcheinend. Die klaren Schattenſeiten aller Gebäude ſahen uns an, vom Widerſchein erleuchtet. Monte Pellegrino rechts, ſeine zierlichen Formen im vollkommenſten Lichte, links das weit hingeſtreckte Ufer mit Buchten, Landzungen und Vorgebirgen. Was ferner eine allerliebſte Wirkung hervorbrachte, war das junge Grün zierlicher Bäume, deren Gipfel, von hinten erleuchtet, wie große Maſſen vegetabiliſcher Johanniswürmer vor den dunkeln Gebäuden hin und wider wogten. Ein klarer Duft blaute alle Schatten.

Anſtatt ungeduldig ans Ufer zu eilen, blieben wir auf dem Verdeck, bis man uns wegtrieb; wo hätten wir einen gleichen Standpunkt, einen ſo glücklichen Augenblick ſo bald wieder hoffen können!

Durch die wunderbare, aus zwei ungeheuern Pfeilern beſtehende Pforte, die oben nicht geſchloſſen ſein darf, damit der turmhohe Wagen der heiligen Roſalia an dem berühmten Feſte durchfahren könne, führte man uns in die Stadt und ſogleich links in einen großen Gaſthof. Der Wirt, ein alter behaglicher Mann, von jeher Fremde aller Nationen zu ſehen gewohnt, führte uns in ein großes Zimmer, von deſſen Balkon wir das Meer und die Reede, den Roſalienberg und das Ufer überſchauten, auch unſer Schiff erblickten und unſern erſten Standpunkt beurteilen konnten. Über die Lage unſeres Zimmers höchſt vergnügt, bemerkten wir kaum, daß im Grunde desſelben ein erhöhter Alkoven hinter Vorhängen verſteckt ſei, wo ſich das weitläuftigſte Bett ausbreitete, das, mit einem ſeidenen Thronhimmel prangend, mit den übrigen veralteten ſtattlichen Mobilien völlig übereinſtimmte. Ein ſolches Prunkgemach ſetzte uns gewiſſermaßen in Verlegenheit, wir verlangten herkömmlicherweiſe Bedingungen abzuſchließen. Der Alte ſagte dagegen, es bedürfe keiner Bedingung; er wünſche, daß es uns bei ihm wohl gefalle; wir ſollten uns auch des Vorſaals bedienen, welcher, kühl und luftig, durch mehrere Balkone luftig, gleich an unſer Zimmer ſtieß.

Wir vergnügten uns an der unendlich mannigfaltigen Ausſicht und ſuchten ſie im einzelnen zeichneriſch und maleriſch zu entwickeln, denn hier konnte man grenzenlos eine Ernte für den Künſtler überſchauen.

Der helle Mondſchein lockte uns des Abends noch auf die Reede und hielt nach der Rückkehr uns noch eine lange Zeit auf dem Altan. Die Beleuchtung war ſonderbar, Ruhe und Anmut groß.

Palermo, Dienstag den 3. April.

Unſer erſtes war, die Stadt näher zu betrachten, die ſehr leicht zu überſchauen und ſchwer zu kennen iſt: leicht, weil eine meilenlange Straße vom untern zum obern Tor, vom Meere bis gegen das Gebirg, ſie durchſchneidet und dieſe ohngefähr in der Mitte von

einer andern abermals durchſchnitten wird; was auf dieſen Linien liegt, iſt bequem zu finden, das Innere der Stadt hingegen verwirrt den Fremden, und er entwirrt ſich nur mit Hilfe eines Führers dieſem Labyrinthe.

Gegen Abend ſchenkten wir unſere Aufmerkſamkeit der Kutſchenreihe, der bekannten Fahrt vornehmerer Perſonen, welche ſich zur Stadt hinaus auf die Reede begaben, um friſche Luft zu ſchöpfen, ſich zu unterhalten und allenfalls zu courtoiſieren.

Zwei Stunden vor Nacht war der Vollmond eingetreten und verherrlichte den Abend unausſprechlich. Die Lage von Palermo gegen Norden macht, daß ſich Stadt und Ufer ſehr wunderſam gegen die großen Himmelslichter verhält, deren Widerſchein man niemals in den Wellen erblickt. Deswegen wir auch heute, an dem heiterſten Tage, das Meer dunkelblau, ernſthaft und zudringlich fanden, anſtatt daß es bei Neapel von der Mittagsſtunde an immer heiterer, luftiger und ferner glänzt.

Kniep hatte mich ſchon heute manchen Weg und manche Betrachtung allein machen laſſen, um einen genauen Kontur des Monte Pellegrino zu nehmen, des ſchönſten aller Vorgebirge der Welt.

Hier noch einiges zuſammenfaſſend, nachträglich und vertraulich.

Wir fuhren Donnerstag den 29. März mit Sonnenuntergang von Neapel und landeten erſt nach vier Tagen um drei Uhr im Hafen von Palermo. Ein kleines Diarium, das ich beilege, erzählt überhaupt unſere Schickſale. Ich habe nie eine Reiſe ſo ruhig angetreten als dieſe, habe nie eine ruhigere Zeit gehabt als auf der durch beſtändigen Gegenwind ſehr verlängerten Fahrt, ſelbſt auf dem Bette im engen Kämmerchen, wo ich mich die erſten Tage halten mußte, weil mich die Seekrankheit ſtark angriff. Nun denke ich ruhig zu euch hinüber; denn wenn irgend etwas für mich entſcheidend war, ſo iſt es dieſe Reiſe.

Hat man ſich nicht ringsum vom Meere umgeben geſehen, ſo hat man keinen Begriff von Welt und von ſeinem Verhältnis zur Welt. Als Landſchaftszeichner hat mir dieſe große ſimple Linie ganz neue Gedanken gegeben.

Wir haben, wie das Diarium ausweiſt, auf dieſer kurzen Fahrt mancherlei Abwechſlungen und gleichſam die Schickſale der Seefahrer im kleinen gehabt. Übrigens iſt die Sicherheit und Bequemlichkeit des Paketboots nicht genug zu loben. Der Kapitän iſt ein ſehr braver und recht artiger Mann. Die Geſellſchaft war ein ganzes Theater, gut geſittet, leidlich und angenehm. Mein Künſtler, den ich bei mir habe, iſt ein munterer, treuer, guter Menſch, der mit der größten Akkurateſſe zeichnet; er hat alle Inſeln und Küſten, wie ſie ſich zeigten, umriſſen; es wird euch große Freude machen, wenn ich alles mitbringe. Übrigens hat er mir, die langen Stunden der Überfahrt zu verkürzen, das Mechaniſche der Waſſerfarbenmalerei (Aquarell), die man in Italien jetzt ſehr hoch getrieben hat, aufgeſchrieben; verſteht ſich den Gebrauch gewiſſer Farben, um gewiſſe Töne hervorzubringen, an denen man ſich, ohne das Geheimnis zu wiſſen, zu Tode miſchen würde. Ich hatte wohl in Rom manches davon erfahren, aber niemals im Zuſammenhange. Die Künſtler haben es in einem Lande ausſtudiert, wie Italien, wie dieſes iſt. Mit keinen Worten iſt die dunſtige Klarheit auszudrücken, die um die Küſten ſchwebte, als wir am ſchönſten Nachmittage gegen Palermo anfuhren. Die Reinheit der Konture, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde. Wer es geſehen hat, der hat es auf ſein ganzes Leben. Nun verſteh

63. Ch. Kniep: Die Bucht von Palermo.

64. Goethe: Bauernhaus bei Palermo.

ich erſt die Claude Lorrain und habe Hoffnung, auch dereinſt in Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieſer glücklichen Wohnung hervorzubringen. Wäre nur alles Kleinliche ſo rein daraus weggewaſchen als die Kleinheit der Strohdächer aus meinen Zeichenbegriffen. Wir wollen ſehen, was dieſe Königin der Inſeln tun kann.

Wie ſie uns empfangen hat, habe ich keine Worte auszudrücken: mit friſch grünenden Maulbeerbäumen, immer grünendem Oleander, Zitronenhecken uſw. In einem öffentlichen Garten ſtehn weite Beete von Ranunkeln und Anemonen. Die Luft iſt mild, warm und wohlriechend, der Wind lau. Der Mond ging dazu voll hinter einem Vorgebirge herauf und ſchien ins Meer; und dieſen Genuß, nachdem man vier Tage und Nächte auf den Wellen geſchwebt! Verzeiht, wenn ich mit einer ſtumpfen Feder aus einer Tuſchmuſchel, aus der mein Gefährte die Umriſſe nachzieht, dieſes hinkritzle. Es kommt doch wie ein Liſpeln zu euch hinüber, indes ich allen, die mich lieben, ein ander Denkmal dieſer meiner glücklichen Stunden bereite. Was es wird, ſag ich nicht; wenn ihr es erhaltet, kann ich auch nicht ſagen.

Dieſes Blatt ſollte nun, meine Geliebten, euch des ſchönſten Genuſſes, inſofern es möglich wäre, teilhaft machen; es ſollte die Schilderung der unvergleichlichen, eine große Waſſermaſſe umfaſſenden Bucht überliefern. Von Oſten herauf, wo ein flächeres Vorgebirg weit in die See greift, an vielen ſchroffen, wohlgebildeten, waldbewachſenen Felſen hin bis an die Fiſcherwohnungen der Vorſtädte herauf, dann an der Stadt ſelbſt her, deren äußere Häuſer alle nach dem Hafen ſchauen, wie unſere Wohnung auch, bis zu dem Tore, durch welches wir hereinkamen. Dann geht es weſtwärts weiter fort an den gewöhnlichen Landungsplatz, wo kleinere Schiffe anlegen, bis zu dem eigentlichen Hafen an den Molo, die Station größerer Schiffe. Da erhebt ſich nun, ſämtliche Fahrzeuge zu ſchützen, in Weſten der Monte Pellegrino in ſeinen ſchönen Formen, nachdem er ein liebliches, fruchtbares Tal, das ſich bis zum jenſeitigen Meer erſtreckt, zwiſchen ſich und dem eigentlichen feſten Land gelaſſen.

Kniep zeichnete, ich ſchematiſierte, beide mit großem Genuß, und nun, da wir fröhlich nach Hauſe kommen, fühlen wir beide weder Kräfte noch Mut, zu wiederholen und auszuführen. Unſere Entwürfe müſſen alſo für künftige Zeiten liegen bleiben, und dieſes Blatt gibt euch bloß ein Zeugnis unſeres Unvermögens, dieſe Gegenſtände genugſam zu faſſen, oder vielmehr unſerer Anmaßung, ſie in ſo kurzer Zeit erobern und beherrſchen zu wollen.

Mittwoch den 4. April.

Nachmittags beſuchten wir das fruchtreiche und angenehme Tal, welches die ſüdlichen Berge herab an Palermo vorbeizieht, durchſchlängelt von dem Fluß Oreto. Auch hier wird ein maleriſches Auge und eine geſchickte Hand gefordert, wenn ein Bild ſoll gefunden werden; und doch erhaſchte Kniep einen Standpunkt, da, wo das geſtemmte Waſſer von einem halbzerſtörten Wehr herunterfließt, beſchattet von einer fröhlichen Baumgruppe, dahinter, das Tal hinaufwärts, die freie Ausſicht und einige landwirtſchaftliche Gebäude.

Die ſchönſte Frühlingswitterung und eine hervorquellende Fruchtbarkeit verbreitete das Gefühl eines belebenden Friedens über das ganze Tal, welches mir der ungeſchickte Führer durch ſeine Gelehrſamkeit verkümmerte, umſtändlich erzählend, wie Hannibal

hier vormals eine Schlacht geliefert und was für ungeheure Kriegstaten an dieſer Stelle geſchehen. Unfreundlich verwies ich ihm das fatale Hervorrufen ſolcher abgeſchiedenen Geſpenſter. Es ſei ſchlimm genug, meinte ich, daß von Zeit zu Zeit die Saaten, wo nicht immer von Elefanten, doch von Pferden und Menſchen zerſtampft werden müßten. Man ſolle wenigſtens die Einbildungskraft nicht mit ſolchem Nachgetümmel aus ihrem friedlichen Traume aufſchrecken. Er verwunderte ſich ſehr, daß ich das klaſſiſche Andenken an ſo einer Stelle verſchmähte, und ich konnte ihm freilich nicht deutlich machen, wie mir bei einer ſolchen Vermiſchung des Vergangenen und des Gegenwärtigen zumute ſei.

Noch wunderlicher erſchien ich dieſem Begleiter, als ich auf allen ſeichten Stellen, deren der Fluß gar viele trocken läßt, nach Steinchen ſuchte und die verſchiedenen Arten derſelben mit mir forttrug. Ich konnte ihm abermals nicht erklären, daß man ſich von einer gebirgigen Gegend nicht ſchneller einen Begriff machen kann, als wenn man die Geſteinarten unterſucht, die in den Bächen herabgeſchoben werden, und daß hier auch die Aufgabe ſei, durch Trümmer ſich eine Vorſtellung von jenen ewig klaſſiſchen Höhen des Erd-Altertums zu verſchaffen.

Auch war meine Ausbeute aus dieſem Fluſſe reich genug: ich brachte beinah vierzig Stücke zuſammen, welche ſich freilich in wenige Rubriken unterordnen ließen. Das meiſte war eine Gebirgsart, die man bald für Jaſpis oder Hornſtein, bald für Tonſchiefer anſprechen konnte. Ich fand ſie teils in abgerundeten, teils unförmigen Geſchieben, teils rhombiſch geſtaltet, von vielerlei Farben. Ferner kamen viele Abänderungen des ältern Kalkes vor, nicht weniger Breccien, deren Bindemittel Kalk, die verbundenen Steine aber bald Jaſpis, bald Kalk waren. Auch fehlte es nicht an Geſchieben von Muſchelkalk.

Die Pferde füttern ſie mit Gerſte, Häckerling und Kleien; im Frühjahr geben ſie ihnen geſchoßte grüne Gerſte, um ſie zu erfriſchen, per rinfrescar, wie ſie es nennen. Da ſie keine Wieſen haben, fehlt es an Heu. Auf den Bergen gibt es einige Weide, auch auf den Äckern, da ein Drittel als Brache liegen bleibt. Sie halten wenig Schafe, deren Raſſe aus der Barbarei kommt, überhaupt auch mehr Maultiere als Pferde, weil jenen die hitzige Nahrung beſſer bekommt als dieſen.

Die Plaine, worauf Palermo liegt, ſowie außer der Stadt die Gegend Ai Colli, auch ein Teil der Bagaria, hat im Grunde Muſchelkalk, woraus die Stadt gebaut iſt; daher man denn auch große Steinbrüche in dieſen Lagen findet. In der Nähe von Monte Pellegrino ſind ſie an einer Stelle über funfzig Fuß tief. Die untern Lager ſind weißer von Farbe. Man findet darin viel verſteinte Korallen und Schaltiere, vorzüglich große Pilgermuſcheln. Das obere Lager iſt mit rotem Ton gemiſcht und enthält wenig oder gar keine Muſcheln. Ganz obenauf liegt roter Ton, deſſen Lage jedoch nicht ſtark iſt.

Der Monte Pellegrino hebt ſich aus allem dieſen hervor; er iſt ein älterer Kalk, hat viele Löcher und Spaltungen, welche, genau betrachtet, obgleich ſehr unregelmäßig, ſich doch nach der Ordnung der Bänke richten. Das Geſtein iſt feſt und klingend.

Donnerstag den 5. April.

Wir gingen die Stadt im beſondern durch. Die Bauart gleicht meiſtens der von Neapel, doch ſtehen öffentliche Monumente, zum Beiſpiel Brunnen, noch weiter entfernt vom guten Geſchmack. Hier iſt nicht, wie in Rom, ein Kunſtgeiſt, welcher die Arbeit regelt; nur von Zufälligkeiten erhält das Bauwerk Geſtalt und Daſein. Ein von dem ganzen

65. Goethe: Ruine am Meer.

66. Goethe: Sonnenuntergang am Meer.

67. Goethe und Lieber: Ruine am Meer bei Sonnenuntergang.

68. Goethe und Lieber: Ruine am Meer mit ruhender Familie.

Inſelvolke angeſtaunter Brunnen exiſtierte ſchwerlich, wenn es in Sizilien nicht ſchönen bunten Marmor gäbe, und wenn nicht gerade ein Bildhauer, geübt in Tiergeſtalten, damals Gunſt gehabt hätte. Es wird ſchwer halten, dieſen Brunnen zu beſchreiben. Auf einem mäßigen Platze ſteht ein rundes architektoniſches Werk, nicht gar ſtockhoch, Sockel, Mauer und Geſims von farbigem Marmor; in die Mauer ſind, in *einer* Flucht, mehrere Niſchen angebracht, aus welchen, von weißem Marmor gebildet, alle Arten Tierköpfe auf geſtreckten Hälſen herausſchauen: Pferd, Löwe, Kamel, Elefant wechſeln miteinander ab, und man erwartete kaum hinter dem Kreiſe dieſer Menagerie einen Brunnen, zu welchem von vier Seiten durch gelaſſene Lücken marmorne Stufen hinaufführen, um das reichlich geſpendete Waſſer ſchöpfen zu laſſen.

Etwas Ähnliches iſt es mit den Kirchen, wo die Prachtliebe der Jeſuiten noch überboten ward, aber nicht aus Grundſatz und Abſicht, ſondern zufällig, wie allenfalls ein gegenwärtiger Handwerker, Figuren- oder Laubſchnitzer, Vergolder, Lackierer und Marmorierer gerade das, was er vermochte, ohne Geſchmack und Leitung an gewiſſen Stellen anbringen wollte.

Dabei findet man eine Fähigkeit, natürliche Dinge nachzuahmen, wie denn zum Beiſpiel jene Tierköpfe gut genug gearbeitet ſind. Dadurch wird freilich die Bewunderung der Menge erregt, deren ganze Kunſtfreude nur darin beſteht, daß ſie das Nachgebildete mit dem Urbilde vergleichbar findet.

Gegen Abend machte ich eine heitere Bekanntſchaft, indem ich auf der langen Straße bei einem kleinen Handelsmanne eintrat, um verſchiedene Kleinigkeiten einzukaufen. Als ich vor dem Laden ſtand, die Ware zu beſehen, erhob ſich ein geringer Luftſtoß, welcher, längs der Straße herwirbelnd, einen unendlichen erregten Staub in alle Buden und Fenſter ſogleich verteilte. Bei allen Heiligen! ſagt mir, rief ich aus, woher kommt die Unreinlichkeit eurer Stadt und iſt derſelben denn nicht abzuhelfen? Dieſe Straße wetteifert an Länge und Schönheit mit dem Corſo zu Rom. An beiden Seiten Schrittſteine, die jeder Laden- und Werkſtattbeſitzer mit unabläſſigem Kehren reinlich hält, indem er alles in die Mitte hinunterſchiebt, welche dadurch nur immer unreinlicher wird und euch mit jedem Windshauch den Unrat zurückſendet, den ihr der Hauptſtraße zugewieſen habt. In Neapel tragen geſchäftige Eſel jeden Tag das Kehricht nach Gärten und Feldern; ſollte denn bei euch nicht irgend eine ähnliche Einrichtung entſtehen oder getroffen werden?

Es iſt bei uns nun einmal, wie es iſt, verſetzte der Mann; was wir aus dem Hauſe werfen, verfault gleich vor der Türe übereinander. Ihr ſeht hier Schichten von Stroh und Rohr, von Küchenabgängen und allerlei Unrat; das trocknet zuſammen auf und kehrt als Staub zu uns zurück. Gegen den wehren wir uns den ganzen Tag. Aber ſeht, unſere ſchönen, geſchäftigen, niedlichen Beſen vermehren, zuletzt abgeſtumpft, nur den Unrat vor unſern Häuſern.

Und, luſtig genommen, war es wirklich an dem. Sie haben niedliche Beschen von Zwergpalmen, die man mit weniger Abänderung zum Fächerdienſt eignen könnte; ſie ſchleifen ſich leicht ab und die Stumpfen liegen zu Tauſenden in der Straße. Auf meine wiederholte Frage, ob dagegen keine Anſtalt zu treffen ſei, erwiderte er, die Rede gehe im Volke, daß gerade die, welche für Reinlichkeit zu ſorgen hätten, wegen ihres großen Einfluſſes nicht genötigt werden könnten, die Gelder pflichtmäßig zu verwenden, und dabei ſei noch der wunderliche Umſtand, daß man fürchte, nach weggeſchafftem miſthaften Geſtröhde

werde erſt deutlich zum Vorſchein kommen, wie ſchlecht das Pflaſter darunter beſchaffen ſei, wodurch denn abermals die unredliche Verwaltung einer andern Kaſſe zutage kommen würde. Das alles aber ſei, ſetzte er mit poſſierlichem Ausdruck hinzu, nur Auslegung von Übelgeſinnten, er aber von der Meinung derjenigen, welche behaupten, der Adel erhalte ſeinen Karoſſen dieſe weiche Unterlage, damit ſie des Abends ihre herkömmliche Luftfahrt auf elaſtiſchem Boden bequem vollbringen könnten. Und da der Mann einmal im Zuge war, beſcherzte er noch mehrere Polizeimißbräuche, mir zu tröſtlichem Beweis, daß der Menſch noch immer Humor genug hat, ſich über das Unabwendbare luſtig zu machen.

Den 6. April.

Die heilige Roſalie, Schutzpatronin von Palermo, iſt durch die Beſchreibung, welche Brydone von ihrem Feſte gegeben hat, ſo allgemein bekannt geworden, daß es den Freunden gewiß angenehm ſein muß, etwas von dem Orte und der Stelle, wo ſie beſonders verehrt wird, zu leſen.

Der Monte Pellegrino, eine große Felſenmaſſe, breiter als hoch, liegt an dem nordweſtlichen Ende des Golfs von Palermo. Seine ſchöne Form läßt ſich mit Worten nicht beſchreiben; eine unvollkommene Abbildung davon findet ſich in dem Voyage pittoresque de la Sicile. Er beſteht aus einem grauen Kalkſtein der früheren Epoche. Die Felſen ſind ganz nackt; kein Baum, kein Strauch wächſt auf ihnen, kaum daß die flachliegenden Teile mit etwas Raſen und Moos bedeckt ſind.

In einer Höhle dieſes Berges entdeckte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Gebeine der Heiligen und brachte ſie nach Palermo. Ihre Gegenwart befreite die Stadt von der Peſt, und Roſalie war ſeit dieſem Augenblicke die Schutzheilige des Volks; man baute ihr Kapellen und ſtellte ihr zu Ehren glänzende Feierlichkeiten an.

Die Andächtigen wallfahrteten fleißig auf den Berg, und man erbaute mit großen Koſten einen Weg, der, wie eine Waſſerleitung, auf Pfeilern und Bogen ruht und in einem Zickzack zwiſchen zwei Klippen hinaufſteigt.

Der Andachtsort ſelbſt iſt der Demut der Heiligen, welche ſich dahin flüchtete, angemeſſener als die prächtigen Feſte, welche man ihrer völligen Entäußerung von der Welt zu Ehren anſtellte. Und vielleicht hat die ganze Chriſtenheit, welche nun achtzehnhundert Jahre ihren Beſitz, ihre Pracht, ihre feierlichen Luſtbarkeiten auf das Elend ihrer erſten Stifter und eifrigſten Bekenner gründet, keinen heiligen Ort aufzuweiſen, der auf eine ſo unſchuldige und gefühlvolle Art verziert und verehrt wäre.

Wenn man den Berg erſtiegen hat, wendet man ſich um eine Felſenecke, wo man einer ſteilen Felswand nah gegenüberſteht, an welcher die Kirche und das Kloſter gleichſam feſtgebaut ſind.

Die Außenſeite der Kirche hat nichts Einladendes noch Verſprechendes; man eröffnet die Türe ohne Erwartung, wird aber auf das wunderbarſte überraſcht, indem man hineintritt. Man befindet ſich unter einer Halle, welche in der Breite der Kirche hinläuft und gegen das Schiff zu offen iſt. Man ſieht in derſelben die gewöhnlichen Gefäße mit Weihwaſſer und einige Beichtſtühle. Das Schiff der Kirche iſt ein offner Hof, der an der rechten Seite von rauhen Felſen, auf der linken von einer Kontinuation der Halle zugeſchloſſen wird. Er iſt mit Steinplatten etwas abhängig belegt, damit das Regenwaſſer ablaufen kann; ein kleiner Brunnen ſteht ohngefähr in der Mitte.

69. Ch. Kniep: Kloster der heiligen Rosalia bei Palermo.

Die Höhle ſelbſt iſt zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von der natürlichen rauhen Geſtalt etwas genommen hätte. Einige Stufen führen hinauf: gleich ſteht der große Pult mit dem Chorbuche entgegen, auf beiden Seiten die Chorſtühle. Alles wird von dem aus dem Hofe oder Schiff einfallenden Tageslicht erleuchtet. Tief hinten, in dem Dunkel der Höhle ſteht der Hauptaltar in der Mitte.

Man hat, wie ſchon geſagt, an der Höhle nichts verändert; allein da die Felſen immer von Waſſer träufeln, war es nötig, den Ort trocken zu halten. Man hat dieſes durch bleierne Rinnen bewirkt, welche man an den Kanten der Felſen hergeführt und verſchiedentlich miteinander verbunden hat. Da ſie oben breit ſind und unten ſpitz zulaufen, auch mit einer ſchmutzig-grünen Farbe angeſtrichen ſind, ſo ſieht es faſt aus, als wenn die Höhle inwendig mit großen Kaktusarten bewachſen wäre. Das Waſſer wird teils ſeitwärts, teils hinten in einen klaren Behälter geleitet, woraus es die Gläubigen ſchöpfen und gegen allerlei Übel gebrauchen.

Da ich dieſe Gegenſtände genau betrachtete, trat ein Geiſtlicher zu mir und fragte mich, ob ich etwa ein Genueſer ſei und einige Meſſen wollte leſen laſſen. Ich verſetzte ihm darauf, ich ſei mit einem Genueſer nach Palermo gekommen, welcher morgen, als an einem Feſttage, heraufſteigen würde. Da immer einer von uns zu Hauſe bleiben müßte, wäre ich heute heraufgegangen, mich umzuſehen. Er verſetzte darauf, ich möchte mich aller Freiheit bedienen, alles wohl betrachten und meine Devotion verrichten. Beſonders wies er mich an einen Altar, der links in der Höhle ſtund, als ein beſonderes Heiligtum, und verließ mich.

Ich ſah durch die Öffnungen eines großen, aus Meſſing getriebenen Laubwerks Lampen unter dem Altar hervorſchimmern, kniete ganz nahe davor hin und blickte durch die Öffnungen. Es war inwendig noch ein Gitterwerk von feinem geflochtenen Meſſingdraht vorgezogen, ſo daß man nur wie durch einen Flor den Gegenſtand dahinter unterſcheiden konnte. — Ein ſchönes Frauenzimmer erblickt ich bei dem Schein einiger ſtillen Lampen.

Sie lag wie in einer Art von Entzückung, die Augen halb geſchloſſen, den Kopf nachläſſig auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geſchmückt war. Ich konnte das Bild nicht genug betrachten; es ſchien mir ganz beſondere Reize zu haben. Ihr Gewand iſt aus einem vergoldeten Blech getrieben, welches einen reich von Gold gewirkten Stoff gar gut nachahmt. Kopf und Hände von weißem Marmor ſind, ich darf nicht ſagen in einem hohen Stil, aber doch ſo natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt, ſie müßte Atem holen und ſich bewegen. Ein kleiner Engel ſteht neben ihr und ſcheint ihr mit einem Lilienſtengel Kühlung zuzuwehen.

Unterdeſſen waren die Geiſtlichen in die Höhle gekommen, hatten ſich auf ihre Stühle geſetzt und ſangen die Veſper.

Ich ſetzte mich auf eine Bank, gegen dem Altar über, und hörte ihnen eine Weile zu; alsdann begab ich mich wieder zum Altare, kniete nieder und ſuchte das ſchöne Bild der Heiligen noch deutlicher gewahr zu werden. Ich überließ mich ganz der reizenden Illuſion der Geſtalt und des Ortes.

Der Geſang der Geiſtlichen verklang nun in der Höhle, das Waſſer rieſelte in das Behältnis gleich neben dem Altare zuſammen, die überhangenden Felſen des Vorhofs, des eigentlichen Schiffs der Kirche, ſchloſſen die Szene noch mehr ein. Es war eine große Stille in dieſer gleichſam wieder ausgeſtorbenen Wüſte; eine große Reinlichkeit in einer wilden Höhle; der Flitterputz des katholiſchen, beſonders ſizilianiſchen Gottesdienſtes hier noch

zunächſt ſeiner natürlichen Einfalt; die Illuſion, welche die Geſtalt der ſchönen Schläferin hervorbrachte, auch einem geübten Auge noch reizend — genug, ich konnte mich nur mit Schwierigkeit von dieſem Orte losreißen und kam erſt in ſpäter Nacht wieder in Palermo an.

Sonnabend den 7. April.

In dem öffentlichen Garten, unmittelbar an der Reede, brachte ich im ſtillen die vergnügteſten Stunden zu. Es iſt der wunderbarſte Ort von der Welt. Regelmäßig angelegt, ſcheint er uns doch feenhaft; vor nicht gar langer Zeit gepflanzt, verſetzt er ins Altertum. Grüne Beeteinfaſſungen umſchließen fremde Gewächſe; Zitronenſpaliere wölben ſich zum niedlichen Laubengange; hohe Wände des Oleanders, geſchmückt von tauſend roten nelkenhaften Blüten, locken das Auge. Ganz fremde, mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrſcheinlich aus wärmern Gegenden, verbreiten ſeltſame Zweige. Eine hinter dem flachen Raum erhöhte Bank läßt einen ſo wunderſam verſchlungenen Wachstum überſehen und lenkt den Blick zuletzt auf große Baſſins, in welchen Gold- und Silberfiſche ſich gar lieblich bewegen, bald ſich unter bemooſte Röhren verbergen, bald wieder ſcharenweis, durch einen Biſſen Brot gelockt, ſich verſammeln. An den Pflanzen erſcheint durchaus ein Grün, das wir nicht gewohnt ſind, bald gelblicher, bald blaulicher als bei uns. Was aber dem Ganzen die wunderſamſte Anmut verlieh, war ein ſtarker Duft, der ſich über alles gleichförmig verbreitete, mit ſo merklicher Wirkung, daß die Gegenſtände, auch nur einige Schritte hintereinander entfernt, ſich entſchiedener hellblau voneinander abſetzten, ſo daß ihre eigentümliche Farbe zuletzt verloren ging oder wenigſtens ſehr überbläut ſie ſich dem Auge darſtellten.

Welche wunderſame Anſicht ein ſolcher Duft entferntern Gegenſtänden, Schiffen, Vorgebirgen erteilt, iſt für ein maleriſches Auge merkwürdig genug, indem die Diſtanzen genau zu unterſcheiden, ja zu meſſen ſind; deswegen auch ein Spaziergang auf die Höhe höchſt reizend ward. Man ſah keine Natur mehr, ſondern nur Bilder, wie ſie der künſtlichſte Maler durch Laſieren auseinander geſtuft hätte.

Aber der Eindruck jenes Wundergartens war mir zu tief geblieben; die ſchwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anſtreben an die Buchtkrümmungen, ſelbſt der eigene Geruch des dünſtenden Meeres, das alles rief mir die Inſel der ſeligen Phäaken in die Sinne ſowie ins Gedächtnis. Ich eilte ſogleich, einen Homer zu kaufen, jenen Geſang mit großer Erbauung zu leſen und eine Überſetzung aus dem Stegreif Kniepen vorzutragen, der wohl verdiente, bei einem guten Glaſe Wein von ſeinen ſtrengen heutigen Bemühungen behaglich auszuruhen.

Den 8. April. Oſterſonntag.

Nun aber ging die lärmige Freude über die glückliche Auferſtehung des Herrn mit Tagesanbruch los. Petarden, Lauffeuer, Schläge, Schwärmer und dergleichen wurden kaſtenweis vor den Kirchtüren losgebrannt, indeſſen die Gläubigen ſich zu den eröffneten Flügelpforten drängten. Glocken- und Orgelſchall, Chorgeſang der Prozeſſionen und der ihnen entgegnenden geiſtlichen Chöre konnten wirklich das Ohr derjenigen verwirren, die an eine ſo lärmende Gottesverehrung nicht gewöhnt waren.

Die frühe Meſſe war kaum geendigt, als zwei wohlgeputzte Laufer des Vizekönigs unſern Gaſthof beſuchten, in der doppelten Abſicht, einmal den ſämtlichen Fremden zum Feſte

zu gratulieren und dagegen ein Trinkgeld einzunehmen, mich ſodann zur Tafel zu laden, weshalb meine Gabe etwas erhöht werden mußte.

Nachdem ich den Morgen zugebracht, die verſchiedenen Kirchen zu beſuchen und die Volksgeſichter und Geſtalten zu betrachten, fuhr ich zum Palaſt des Vizekönigs, welcher am obern Ende der Stadt liegt. Weil ich etwas zu früh gekommen, fand ich die großen Säle noch leer, nur ein kleiner munterer Mann ging auf mich zu, den ich ſogleich für einen Malteſer erkannte.

Als er vernahm, daß ich ein Deutſcher ſei, fragte er, ob ich ihm Nachricht von Erfurt zu geben wiſſe; er habe daſelbſt einige Zeit ſehr angenehm zugebracht. Auf ſeine Erkundigungen nach der von Dacherödiſchen Familie, nach dem Koadjutor von Dalberg konnte ich ihm hinreichende Auskunft geben, worüber er ſehr vergnügt nach dem übrigen Thüringen fragte. Mit bedenklichem Anteil erkundigte er ſich nach Weimar. Wie ſteht es denn, ſagte er, mit dem Manne, der, zu meiner Zeit jung und lebhaft, daſelbſt Regen und ſchönes Wetter machte? Ich habe ſeinen Namen vergeſſen; genug aber, es iſt der Verfaſſer des Werthers! — Nach einer kleinen Pauſe, als wenn ich mich bedächte, erwiderte ich: Die Perſon, nach der Ihr Euch gefällig erkundigt, bin ich ſelbſt! — Mit dem ſichtbarſten Zeichen des Erſtaunens fuhr er zurück und rief aus: Da muß ſich viel verändert haben! — O ja! verſetzte ich; zwiſchen Weimar und Palermo hab ich manche Veränderung gehabt.

In dem Augenblick trat mit ſeinem Gefolge der Vizekönig herein und betrug ſich mit anſtändiger Freimütigkeit, wie es einem ſolchen Herrn geziemt. Er enthielt ſich jedoch nicht des Lächelns über den Malteſer, welcher ſeine Verwunderung, mich hier zu ſehen, auszudrücken fortfuhr. Bei Tafel ſprach der Vizekönig, neben dem ich ſaß, über die Abſicht meiner Reiſe und verſicherte, daß er Befehl geben wolle, mich in Palermo alles ſehen zu laſſen und mich auf meinem Wege durch Sizilien auf alle Weiſe zu fördern.

Montag den 9. April.

Heute den ganzen Tag beſchäftigte uns der Unſinn des Prinzen Pallagonia; und auch dieſe Torheiten waren ganz etwas anders, als wir uns leſend und hörend vorgeſtellt. Denn bei der größten Wahrheitsliebe kommt derjenige, der vom Abſurden Rechenſchaft geben ſoll, immer ins Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern, und ſo macht er es ſchon zu etwas, da es eigentlich ein Nichts iſt, welches für etwas gehalten ſein will. Und ſo muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausſchicken: daß weder das Abgeſchmackteſte noch das Vortrefflichſte ganz unmittelbar aus *einem* Menſchen, aus *einer* Zeit hervorſpringe, daß man vielmehr beiden mit einiger Aufmerkſamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweiſen könne.

Jener Brunnen in Palermo gehört unter die Vorfahren der Pallagoniſchen Raſerei, nur daß dieſe hier, auf eignem Grund und Boden, in der größten Freiheit und Breite ſich hervortut. Ich will den Verlauf des Entſtehens zu entwickeln ſuchen.

Wenn ein Luſtſchloß in dieſen Gegenden mehr oder weniger in der Mitte des ganzen Beſitztums liegt und man alſo, um zu der herrſchaftlichen Wohnung zu gelangen, durch gebaute Felder, Küchengärten und dergleichen landwirtſchaftliche Nützlichkeiten zu fahren hat, erweiſen ſie ſich haushältiſcher als die Nordländer, die oft eine große Strecke guten Bodens zu einer Parkanlage verwenden, um mit unfruchtbarem Geſträuche dem Auge zu ſchmeicheln. Dieſe Südländer hingegen führen zwei Mauern auf, zwiſchen

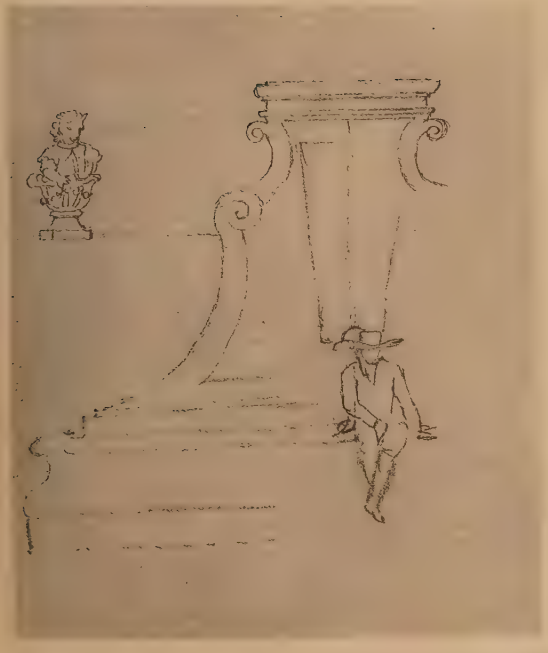
welchen man zum Schloß gelangt, ohne daß man gewahr werde, was rechts oder links vorgeht. Dieſer Weg beginnt gewöhnlich mit einem großen Portal, wohl auch mit einer gewölbten Halle und endigt im Schloßhofe. Damit nun aber das Auge zwiſchen dieſen Mauern nicht ganz unbefriedigt ſei, ſo ſind ſie oben ausgebogen, mit Schnörkeln und Poſtamenten verziert, worauf allenfalls hie und da eine Vaſe ſteht. Die Flächen ſind abgetüncht, in Felder geteilt und angeſtrichen. Der Schloßhof macht ein Rund von einſtöckigen Häuſern, wo Geſinde und Arbeitsleute wohnen; das viereckte Schloß ſteigt über alles empor.

Dies iſt die Art der Anlage, wie ſie herkömmlich gegeben iſt, wie ſie auch ſchon früher mag beſtanden haben, bis der Vater des Prinzen das Schloß baute, zwar auch nicht in dem beſten, aber doch erträglichen Geſchmack. Der jetzige Beſitzer aber, ohne jene allgemeine Grundzüge zu verlaſſen, erlaubt ſeiner Luſt und Leidenſchaft zu mißgeſtaltetem, abgeſchmacktem Gebilde den freiſten Lauf, und man erzeigt ihm viel zu viel Ehre, wenn man ihm nur einen Funken Einbildungskraft zuſchreibt.

Wir treten alſo in die große Halle, welche mit der Grenze des Beſitztums ſelbſt anfängt, und finden ein Achteck, ſehr hoch zur Breite. Vier ungeheure Rieſen mit modernen zugeknöpften Gamaſchen tragen das Geſims, auf welchem, dem Eingang gerade gegenüber, die heilige Dreieinigkeit ſchwebt.

Der Weg nach dem Schloſſe zu iſt breiter als gewöhnlich, die Mauer in einen fortlaufenden hohen Sockel verwandelt, auf welchem ausgezeichnete Baſamente ſeltſame Gruppen in die Höhe tragen, indeſſen in dem Raum von einer zur andern mehrere Vaſen aufgeſtellt ſind. Das Widerliche dieſer von den gemeinſten Steinhauern gepfuſchten Mißbildungen wird noch dadurch vermehrt, daß ſie aus dem loſeſten Muſcheltuff gearbeitet ſind; doch würde ein beſſeres Material den Unwert der Form nur deſto mehr in die Augen ſetzen. Ich ſagte vorhin *Gruppen* und bediente mich eines falſchen, an dieſer Stelle uneigentlichen Ausdrucks: denn dieſe Zuſammenſtellungen ſind durch keine Art von Reflexion oder auch nur Willkür entſtanden, ſie ſind vielmehr zuſammengewürfelt. Jedesmal drei bilden den Schmuck eines ſolchen viereckten Poſtaments, indem ihre Baſen ſo eingerichtet ſind, daß ſie zuſammen in verſchiedenen Stellungen den viereckigen Raum ausfüllen. Die vorzüglichſte beſteht gewöhnlich aus zwei Figuren, und ihre Baſe nimmt den größten vordern Teil des Piedeſtals ein; dieſe ſind meiſtenteils Ungeheuer von tieriſcher und menſchlicher Geſtalt. Um nun den hintern Raum der Piedeſtalfläche auszufüllen, bedarf es noch zweier Stücke; das von mittlerer Größe ſtellt gewöhnlich einen Schäfer oder eine Schäferin, einen Kavalier oder eine Dame, einen tanzenden Affen oder Hund vor. Nun bleibt auf dem Piedeſtal noch eine Lücke; dieſe wird meiſtens durch einen Zwerg ausgefüllt, wie denn überall dieſes Geſchlecht bei geiſtloſen Scherzen eine große Rolle ſpielt.

Daß wir aber die Elemente der Tollheit des Prinzen Pallagonia vollſtändig überliefern, geben wir nachſtehendes Verzeichnis. *Menſchen:* Bettler, Bettlerinnen, Spanier, Spanierinnen, Mohren, Türken, Buckelige, alle Arten Verwachſene, Zwerge, Muſikanten, Pulcinelle, antikkoſtümierte Soldaten, Götter, Göttinnen, altfranzöſiſch Gekleidete, Soldaten mit Patrontaſchen und Gamaſchen, Mythologie mit fratzenhaften Zutaten: Achill und Chiron mit Pulcinell. *Tiere:* nur Teile derſelben, Pferd mit Menſchenhänden, Pferdekopf auf Menſchenkörper, entſtellte Affen, viele Drachen und Schlangen, alle Arten von Pfoten an Figuren aller Art, Verdoppelungen, Verwechſlungen der Köpfe. *Vaſen:* alle Arten von Monſtern und Schnörkeln, die unterwärts zu Vaſenbäuchen und Unterſätzen endigen.



70–72. Ch. Kniep: Zeichnungen des „Pallagonia-Unsinns.“

Denke man ſich nun dergleichen Figuren ſchockweiſe verfertigt und ganz ohne Sinn und Verſtand entſprungen, auch ohne Wahl und Abſicht zuſammengeſtellt, denke man ſich dieſen Sockel, dieſe Piedeſtale und Unformen in einer unabſehbaren Reihe, ſo wird man das unangenehme Gefühl mitempfinden, das einen jeden überfallen muß, wenn er durch dieſe Spitzruten des Wahnſinns durchgejagt wird.

Wir nähern uns dem Schloſſe und werden durch die Arme eines halbrunden Vorhofs empfangen; die entgegenſtehende Hauptmauer, wodurch das Tor geht, iſt burgartig angelegt. Hier finden wir eine ägyptiſche Figur eingemauert, einen Springbrunnen ohne Waſſer, ein Monument, zerſtreut umherliegende Vaſen, Statuen, vorſätzlich auf die Naſe gelegt. Wir treten in den Schloßhof und finden das herkömmliche, mit kleinen Gebäuden umgebene Rund in kleineren Halbzirkeln ausgebogt, damit es ja an Mannigfaltigkeit nicht fehle.

Der Boden iſt großenteils mit Gras bewachſen. Hier ſtehen, wie auf einem verfallenen Kirchhofe, ſeltſam geſchnörkelte Marmorvaſen vom Vater her, Zwerge und ſonſtige Ungeſtalten aus der neuern Epoche zufällig durcheinander, ohne daß ſie bis jetzt einen Platz finden können; ſogar tritt man vor eine Laube, vollgepfropft von alten Vaſen und anderm geſchnörkelten Geſtein.

Das Widerſinnige einer ſolchen geſchmackloſen Denkart zeigt ſich aber im höchſten Grade darin, daß die Geſimſe der kleinen Häuſer durchaus ſchief nach einer oder der andern Seite hinhängen, ſo daß das Gefühl der Waſſerwage und des Perpendikels, das uns eigentlich zu Menſchen macht und der Grund aller Eurhythmie iſt, in uns zerriſſen und gequält wird. Und ſo ſind denn auch dieſe Dachreihen mit Hydern und kleinen Büſten, mit muſizierenden Affenchören und ähnlichem Wahnſinn verbrämt. Drachen, mit Göttern abwechſelnd, ein Atlas, der ſtatt der Himmelskugel ein Weinfaß trägt.

Gedenkt man ſich aber aus allem dieſen in das Schloß zu retten, welches, vom Vater erbaut, ein relativ vernünftiges äußeres Anſehn hat, ſo findet man nicht weit vor der Pforte den lorbeerbekränzten Kopf eines römiſchen Kaiſers auf einer Zwerggeſtalt, die auf einem Delphin ſitzt.

Im Schloſſe ſelbſt nun, deſſen Äußeres ein leidliches Innere erwarten läßt, fängt das Fieber des Prinzen ſchon wieder zu raſen an, die Stuhlfüße ſind ungleich abgeſägt, ſo daß niemand Platz nehmen kann, und vor den ſitzbaren Stühlen warnt der Kaſtellan, weil ſie unter ihren Sammetpolſtern Stacheln verbergen. Kandelaber von chineſiſchem Porzellan ſtehen in den Ecken, welche, näher betrachtet, aus einzelnen Schalen, Ober- und Untertaſſen u. dgl. zuſammengekittet ſind. Kein Winkel, wo nicht irgend eine Willkür hervorblickte. Sogar der unſchätzbare Blick über die Vorgebirge ins Meer wird durch farbige Scheiben verkümmert, welche durch einen unwahren Ton die Gegend entweder verkälten oder entzünden. Eines Kabinetts muß ich noch erwähnen, welches aus alten vergoldeten, zuſammengeſchnittenen Rahmen aneinander getäfelt iſt. Alle die hundertfältigen Schnitzmuſter, alle die verſchiedenen Abſtufungen einer ältern oder jüngern, mehr oder weniger beſtaubten und beſchädigten Vergoldung bedecken hier, hart aneinander gedrängt, die ſämtlichen Wände und geben den Begriff von einem zerſtückelten Trödel.

Die Kapelle zu beſchreiben, wäre allein ein Heftchen nötig. Hier findet man den Aufſchluß über den ganzen Wahnſinn, der nur in einem bigotten Geiſte bis auf dieſen Grad wuchern konnte. Wie manches Fratzenbild einer irregeleiteten Devotion ſich hier befinden mag, geb ich zu vermuten, das Beſte jedoch will ich nicht vorenthalten. Flach an der Decke nämlich iſt ein geſchnitztes Kruzifix von ziemlicher Größe befeſtigt, nach der

Natur angemalt, lackiert, mit untermiſchter Vergoldung. Dem Gekreuzigten in den Nabel iſt ein Haken eingeſchraubt; eine Kette aber, die davon herabhängt, befeſtigt ſich in den Kopf eines kniend betenden, in der Luft ſchwebenden Mannes, der, angemalt und lackiert wie alle übrigen Bilder der Kirche, wohl ein Sinnbild der ununterbrochenen Andacht des Beſitzers darſtellen ſoll.

Übrigens iſt der Palaſt nicht ausgebaut: ein großer, von dem Vater bunt und reich angelegter, aber doch nicht widerlich verzierter Saal war unvollendet geblieben; wie denn der grenzenloſe Wahnſinn des Beſitzers mit ſeinen Narrheiten nicht zu Rande kommen kann.

Kniepen, deſſen Künſtlerſinn innerhalb dieſes Tollhauſes zur Verzweiflung getrieben wurde, ſah ich zum erſtenmal ungeduldig; er trieb mich fort, da ich mir die Elemente dieſer Unſchöpfung einzeln zu vergegenwärtigen und zu ſchematiſieren ſuchte. Gutmütig genug zeichnete er zuletzt noch eine von den Zuſammenſtellungen, die einzige, die noch wenigſtens eine Art von Bild gab. Sie ſtellt ein Pferdweib, auf einem Seſſel ſitzend, gegen einem unterwärts altmodiſch gekleideten, mit Greifenkopf, Krone und großer Perücke gezierten Kavalier Karte ſpielend, vor und erinnert an das nach aller Tollheit noch immer höchſt merkwürdige Wappen des Hauſes Pallagonia: ein Satyr hält einem Weibe, das einen Pferdekopf hat, einen Spiegel vor.

Dienstag den 10. April.

Heute fuhren wir bergauf nach Monreale. Ein herrlicher Weg, welchen der Abt jenes Kloſters zur Zeit eines überſchwenglichen Reichtums angelegt hat; breit, bequemen Anſtiegs, Bäume hie und da, beſonders aber weitläufige Spring- und Röhrenbrunnen, beinah Pallagoniſch verſchnörkelt und verziert, demohngeachtet aber Tiere und Menſchen erquickend.

Das Kloſter San Martin, auf der Höhe liegend, iſt eine reſpektable Anlage. Ein Hageſtolz allein, wie man am Prinzen Pallagonia ſieht, hat ſelten etwas Vernünftiges hervorgebracht, mehrere zuſammen hingegen die allergrößten Werke, wie Kirchen und Klöſter zeugen. Doch wirkten die geiſtlichen Geſellſchaften wohl nur deswegen ſo viel, weil ſie noch mehr als irgend ein Familienvater einer unbegrenzten Nachkommenſchaft gewiß waren.

Die Mönche ließen uns ihre Sammlungen ſehen. Von Altertümern und natürlichen Sachen verwahren ſie manches Schöne. Beſonders fiel uns auf eine Medaille mit dem Bilde einer jungen Göttin, das Entzücken erregen mußte. Gern hätten uns die guten Männer einen Abdruck mitgegeben; es war aber nichts bei Handen, was zu irgend einer Art von Form tauglich geweſen wäre.

Nachdem ſie uns alles vorgezeigt, nicht ohne traurige Vergleichung der vorigen und gegenwärtigen Zuſtände, brachten ſie uns in einen angenehmen kleinen Saal, von deſſen Balkon man eine liebliche Ausſicht genoß: hier war für uns beide gedeckt, und es fehlte nicht an einem ſehr guten Mittagseſſen. Nach dem aufgetragenen Deſſert trat der Abt herein, begleitet von ſeinen älteſten Mönchen, ſetzte ſich zu uns und blieb wohl eine halbe Stunde, in welcher Zeit wir manche Frage zu beantworten hatten. Wir ſchieden aufs freundlichſte. Die jüngern begleiteten uns nochmals in die Zimmer der Sammlung und zuletzt nach dem Wagen.

Wir fuhren mit ganz andern Geſinnungen nach Hauſe als geſtern. Heute hatten wir eine große Anſtalt zu bedauern, die eben zu der Zeit verſinkt, indeſſen an der andern Seite ein abgeſchmacktes Unternehmen mit friſchem Wachstum hervorſteigt.

73. Goethe: See im Innern Siziliens (?).

Der Weg nach San Martin geht das ältere Kalkgebirg hinauf. Man zertrümmert die Felſen und brennt Kalk daraus, der ſehr weiß wird. Zum Brennen brauchen ſie eine ſtarke lange Grasart, in Bündeln getrocknet. Hier entſteht nun die Calcara. Bis an die ſteilſten Höhen liegt roter Ton angeſchwemmt, der hier die Dammerde vorſtellt, je höher je röter, wenig durch Vegetation geſchwärzt. Ich ſah in der Entfernung eine Grube faſt wie Zinnober.
Das Kloſter ſteht mitten im Kalkgebirg, das ſehr quellenreich iſt. Die Gebirge umher ſind wohlbebaut.

Mittwoch den 11. April.

Nachdem wir nun zwei Hauptpunkte außerhalb der Stadt betrachtet, begaben wir uns in den Palaſt, wo der geſchäftige Laufer die Zimmer und ihren Inhalt vorzeigte. Zu unſerm großen Schrecken war der Saal, worin die Antiken ſonſt aufgeſtellt ſind, eben in der größten Unordnung, weil man eine neue architektoniſche Dekoration im Werke hatte. Die Statuen waren von ihren Stellen weggenommen, mit Tüchern verhängt, mit Gerüſten verſtellt, ſo daß wir, trotz allem guten Willen unſeres Führers und einiger Bemühung der Handwerksleute, doch nur einen ſehr unvollſtändigen Begriff davon erwerben konnten. Am meiſten war mir um die zwei Widder von Erz zu tun, welche, auch nur unter dieſen Umſtänden geſehen, den Kunſtſinn höchlich erbauten. Sie ſind liegend vorgeſtellt, die eine Pfote vorwärts, als Gegenbilder die Köpfe nach verſchiedenen Seiten gekehrt; mächtige Geſtalten aus der mythologiſchen Familie, Phrixus und Helle zu tragen würdig. Die Wolle nicht kurz und kraus, ſondern lang und wellenartig herabfallend, mit großer Wahrheit und Eleganz gebildet, aus der beſten griechiſchen Zeit. Sie ſollen in dem Hafen von Syrakus geſtanden haben.
Nun führte uns der Laufer außerhalb der Stadt in Katakomben, welche, mit architektoniſchem Sinn angelegt, keineswegs zu Grabplätzen benutzte Steinbrüche ſind. In einem ziemlich verhärteten Tuff und deſſen ſenkrecht gearbeiteter Wand ſind gewölbte Öffnungen und, innerhalb dieſer, Särge ausgegraben, mehrere übereinander, alles aus der Maſſe, ohne irgend eine Nachhülfe von Mauerwerk. Die oberen Särge ſind kleiner, und in den Räumen über den Pfeilern ſind Grabſtätten für Kinder angebracht.

Donnerstag den 12. April.

Man zeigte uns heute das Medaillenkabinett des Prinzen Torremuzza. Gewiſſermaßen ging ich ungern hin. Ich verſtehe von dieſem Fach zu wenig, und ein bloß neugieriger Reiſender iſt wahren Kennern und Liebhabern verhaßt. Da man aber doch einmal anfangen muß, ſo bequemte ich mich und hatte davon viel Vergnügen und Vorteil. Welch ein Gewinn, wenn man auch nur vorläufig überſieht, wie die alte Welt mit Städten überſäet war, deren kleinſte, wo nicht eine ganze Reihe der Kunſtgeſchichte, wenigſtens doch einige Epochen derſelben uns in köſtlichen Münzen hinterließ! Aus dieſen Schubkaſten lacht uns ein unendlicher Frühling von Blüten und Früchten der Kunſt, eines in höherem Sinne geführten Lebensgewerbes und was nicht alles noch mehr hervor. Der Glanz der ſiziliſchen Städte, jetzt verdunkelt, glänzt aus dieſen geformten Metallen wieder friſch entgegen.
Leider haben wir andern in unſerer Jugend nur die Familienmünzen beſeſſen, die nichts ſagen, und die Kaiſermünzen, welche dasſelbe Profil bis zum Überdruß wiederholen: Bilder von Herrſchern, die eben nicht als Muſterbilder der Menſchheit zu betrachten ſind.

Wie traurig hat man nicht unſere Jugend auf das geſtaltloſe Paläſtina und auf das geſtaltverwirrende Rom beſchränkt. Sizilien und Neu-Griechenland läßt mich nun wieder ein friſches Leben hoffen.

Daß ich über dieſe Gegenſtände mich in allgemeine Betrachtungen ergehe, iſt ein Beweis, daß ich noch nicht viel davon verſtehen gelernt habe; doch das wird ſich mit dem übrigen nach und nach ſchon geben.

Heute am Abend ward mir noch ein Wunſch erfüllt, und zwar auf eigene Weiſe. Ich ſtand in der großen Straße auf den Schrittſteinen, an jenem Laden mit dem Kaufherrn ſcherzend; auf einmal tritt ein Laufer, groß, wohlgekleidet, an mich heran, einen ſilbernen Teller raſch vorhaltend, worauf mehrere Kupferpfennige, wenige Silberſtücke lagen. Da ich nicht wußte, was es heißen ſolle, ſo zuckte ich, den Kopf duckend, die Achſeln, das gewöhnliche Zeichen, wodurch man ſich losſagt, man mag nun Antrag oder Frage nicht verſtehen oder nicht wollen. Ebenſo ſchnell, als er gekommen, war er fort, und nun bemerkte ich auf der entgegengeſetzten Seite der Straße ſeinen Kameraden in gleicher Beſchäftigung.

Was das bedeute, fragte ich den Handelsmann, der mit bedenklicher Gebärde, gleichſam verſtohlen, auf einen langen hagern Herrn deutete, welcher in der Straßenmitte, hofmäßig gekleidet, anſtändig und gelaſſen über den Miſt einherſchritt. Friſiert und gepudert, den Hut unter dem Arm, in ſeidenem Gewande, den Degen an der Seite, ein nettes Fußwerk mit Steinſchnallen geziert, ſo trat der Bejahrte ernſt und ruhig einher; aller Augen waren auf ihn gerichtet.

Dies iſt der Prinz Pallagonia, ſagte der Händler, welcher von Zeit zu Zeit durch die Stadt geht und für die in der Barbarei gefangenen Sklaven ein Löſegeld zuſammenheiſcht. Zwar beträgt dieſes Einſammeln niemals viel, aber der Gegenſtand bleibt doch im Andenken, und oft vermachen diejenigen, welche bei Lebzeiten zurückhielten, ſchöne Summen zu ſolchem Zweck. Schon viele Jahre iſt der Prinz Vorſteher dieſer Anſtalt und hat unendlich viel Gutes geſtiftet.

Statt auf die Torheiten ſeines Landſitzes, rief ich aus, hätte er hierher jene großen Summen verwenden ſollen. Kein Fürſt in der Welt hätte mehr geleiſtet.

Dagegen ſagte der Kaufmann: Sind wir doch alle ſo! unſere Narrheiten bezahlen wir gar gerne ſelbſt, zu unſern Tugenden ſollen andere das Geld hergeben.

Freitag den 13. April.

Vorgearbeitet in dem Steinreiche Siziliens hat uns Graf Borch ſehr emſig, und wer nach ihm gleichen Sinnes die Inſel beſucht, wird ihm recht gern Dank zollen. Ich finde es angenehm ſowie pflichtmäßig, das Andenken eines Vorgängers zu feiern. Bin ich doch nur ein Vorfahre von künftigen andern, im Leben wie auf der Reiſe!

Die Tätigkeit des Grafen ſcheint mir übrigens größer als ſeine Kenntniſſe; er verfährt mit einem gewiſſen Selbſtbehagen, welches dem beſcheidenen Ernſt zuwider iſt, mit welchem man wichtige Gegenſtände behandeln ſollte. Indeſſen iſt ſein Heft in Quart, ganz dem ſizilianiſchen Steinreich gewidmet, mir von großem Vorteil, und ich konnte, dadurch vorbereitet, die Steinſchleifer mit Nutzen beſuchen, welche, früher mehr beſchäftigt, zur Zeit, als Kirchen und Altäre noch mit Marmor und Achaten überlegt werden mußten, das Handwerk doch noch immer forttreiben. Bei ihnen beſtellte ich Muſter von weichen

74. Goethe: Meeresbucht in Sizilien.

und harten Steinen; denn ſo unterſcheiden ſie Marmor und Achate hauptſächlich deswegen, weil die Verſchiedenheit des Preiſes ſich nach dieſem Unterſchiede richtet. Doch wiſſen ſie, außer dieſen beiden, ſich noch viel mit einem Material, einem Feuererzeugnis ihrer Kalköfen. In dieſen findet ſich nach dem Brande eine Art Glasfluß, welcher von der hellſten blauen Farbe zur dunkelſten, ja zur ſchwärzeſten übergeht. Dieſe Klumpen werden, wie anderes Geſtein, in dünne Tafeln geſchnitten, nach der Höhe ihrer Farbe und Reinheit geſchätzt und anſtatt Lapis Lazuli beim Fournieren von Altären, Grabmälern und andern kirchlichen Verzierungen mit Glück angewendet.

Eine vollſtändige Sammlung, wie ich ſie wünſche, iſt nicht fertig; man wird ſie mir erſt nach Neapel ſchicken. Die Achate ſind von der größten Schönheit, beſonders diejenigen, in welchen unregelmäßige Flecken von gelbem oder rotem Jaſpis mit weißem, gleichſam gefrorenem Quarze abwechſeln und dadurch die ſchönſte Wirkung hervorbringen.

Eine genaue Nachahmung ſolcher Achate, auf der Rückſeite dünner Glasſcheiben durch Lackfarben bewirkt, iſt das einzige Vernünftige, was ich aus dem Pallagoniſchen Unſinn jenes Tages herausfand. Solche Tafeln nehmen ſich zur Dekoration ſchöner aus als der echte Achat, indem dieſer aus vielen kleinen Stücken znſammengeſetzt werden muß, bei jenen hingegen die Größe der Tafeln vom Architekten abhängt. Dieſes Kunſtſtück verdiente wohl nachgeahmt zu werden.

Italien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der Seele: hier iſt erſt der Schlüſſel zu allem.

Vom Klima kann man nicht Gutes genug ſagen; jetzt iſt's Regenzeit, aber immer unterbrochen, heute donnert und blitzt es, und alles wird mit Macht grün. Der Lein hat ſchon zum Teil Knoten gewonnen, der andere Teil blüht. Man glaubt in den Gründen kleine Teiche zu ſehen, ſo ſchön blaugrün liegen die Leinfelder unten. Der reizenden Gegenſtände ſind unzählige! Und mein Geſelle iſt ein exzellenter Menſch, der wahre Hoffegut, ſo wie ich redlich den Treufreund fortſpiele. Er hat ſchon recht ſchöne Konture gemacht und wird noch das Beſte mitnehmen. Welche Ausſicht, mit meinen Schätzen dereinſt glücklich nach Hauſe zu kommen!

Vom Eſſen und Trinken hierzuland hab ich noch nichts geſagt, und doch iſt es kein kleiner Artikel. Die Gartenfrüchte ſind herrlich, beſonders der Salat von Zartheit und Geſchmack wie eine Milch; man begreift, warum ihn die Alten lactuca genannt haben. Das Öl, der Wein, alles ſehr gut, und ſie könnten noch beſſer ſein, wenn man auf ihre Bereitung mehr Sorgfalt verwendete. Fiſche die beſten, zarteſten. Auch haben wir dieſe Zeit her ſehr gut Rindfleiſch gehabt, ob man es gleich ſonſt nicht loben will.

Nun vom Mittagseſſen ans Fenſter! auf die Straße! Es ward ein Miſſetäter begnadigt, welches immer zu Ehren der heilbringenden Oſterwoche geſchieht. Eine Brüderſchaft führt ihn bis unter einen zum Schein aufgebauten Galgen; dort muß er vor der Leiter eine Andacht verrichten, die Leiter küſſen und wird dann wieder weggeführt. Es war ein hübſcher Menſch vom Mittelſtande, friſiert, einen weißen Frack, weißen Hut, alles weiß. Er trug den Hut in der Hand, und man hätte ihm hie und da nur bunte Bänder anheften dürfen, ſo konnte er als Schäfer auf jede Redoute gehen.

Den 13. und 14. April.

Und ſo ſollte mir denn kurz vor dem Schluſſe ein ſonderbares Abenteuer beſchert ſein, wovon ich ſogleich umſtändliche Nachricht erteile.

Schon die ganze Zeit meines Aufenthalts hörte ich an unſerm öffentlichen Tiſche manches über Caglioſtro, deſſen Herkunft und Schickſale reden. Die Palermitaner waren darin einig, daß ein gewiſſer Joſeph Balſamo, in ihrer Stadt geboren, wegen mancherlei ſchlechter Streiche berüchtigt und verbannt ſei. Ob aber dieſer mit dem Grafen Cagliaſtro nur *eine* Perſon ſei, darüber waren die Meinungen geteilt. Einige, die ihn ehemals geſehen hatten, wollten ſeine Geſtalt in jenem Kupferſtiche wiederfinden, der bei uns bekannt genug iſt und auch nach Palermo gekommen war.

Unter ſolchen Geſprächen berief ſich einer der Gäſte auf die Bemühungen, welche ein palermitaniſcher Rechtsgelehrter übernommen, dieſe Sache ins klare zu bringen. Er war durch das franzöſiſche Miniſterium veranlaßt worden, dem Herkommen eines Mannes nachzuſpüren, welcher die Frechheit gehabt hatte, vor dem Angeſichte Frankreichs, ja man darf wohl ſagen der Welt, bei einem wichtigen und gefährlichen Prozeſſe die albernſten Märchen vorzubringen.

Es habe dieſer Rechtsgelehrte, erzählte man, den Stammbaum des Joſeph Balſamo aufgeſtellt und ein erläuterndes Memoire mit beglaubigten Beilagen nach Frankreich abgeſchickt, wo man wahrſcheinlich davon öffentlichen Gebrauch machen werde.

Ich äußerte den Wunſch, dieſen Rechtsgelehrten, von welchem außerdem viel Gutes geſprochen wurde, kennen zu lernen, und der Erzähler erbot ſich, mich bei ihm anzumelden und zu ihm zu führen.

Nach einigen Tagen gingen wir hin und fanden ihn mit ſeinen Klienten beſchäftigt. Als er dieſe abgefertigt und wir das Frühſtück genommen hatten, brachte er ein Manuſkript hervor, welches den Stammbaum Caglioſtros, die zu deſſen Begründung nötigen Dokumente in Abſchrift und das Konzept eines Memoire enthielt, das nach Frankreich abgegangen war.

Er legte mir den Stammbaum vor und gab mir die nötigen Erklärungen darüber, wovon ich hier ſo viel anführe, als zu leichterer Einſicht nötig iſt.

Joſeph Balſamos Urgroßvater mütterlicher Seite war Matthäus Martello. Der Geburtsname ſeiner Urgroßmutter iſt unbekannt. Aus dieſer Ehe entſprangen zwei Töchter, eine namens Maria, die an Joſeph Braconieri verheiratet und Großmutter Joſeph Balſamos ward. Die andere, namens Vincenza, verheiratete ſich an Joſeph Caglioſtro, der von einem kleinen Orte La Noara, acht Meilen von Meſſina, gebürtig war. Ich bemerke hier, daß zu Meſſina noch zwei Glockengießer dieſes Namens leben. Die Großtante war in der Folge Pate bei Joſeph Balſamo; er erhielt den Taufnamen ihres Mannes und nahm endlich auswärts auch den Zunamen Caglioſtro von ſeinem Großonkel an.

Die Eheleute Braconieri hatten drei Kinder: Felicitas, Matthäus und Antonin.

Felicitas ward an Peter Balſamo verheiratet, den Sohn eines Bandhändlers in Palermo, Antonin Balſamo, der vermutlich von jüdiſchem Geſchlecht abſtammte. Peter Balſamo, der Vater des berüchtigten Joſephs, machte Bankerott und ſtarb in ſeinem fünfundvierzigſten Jahre. Seine Witwe, welche noch gegenwärtig lebt, gab ihm außer dem benannten Joſeph noch eine Tochter Johanna Joſeph-Maria, welche an Johann Baptiſta Capitummino verheiratet wurde, der mit ihr drei Kinder zeugte und ſtarb.

Das Memoire, welches uns der gefällige Verfaſſer vorlas und mir auf mein Erſuchen einige Tage anvertraute, war auf Taufſcheine, Ehekontrakte und andere Inſtrumente gegründet, die mit Sorgfalt geſammelt waren. Es enthielt ungefähr die Umſtände — wie ich aus einem Auszug, den ich damals gemacht, erſehe — die uns nunmehr aus den rö-

75. Goethe: Sizilianische Küste.

miſchen Prozeßakten bekannt geworden ſind, daß Joſeph Balſamo anfangs Juni 1743 zu Palermo geboren, von Vincenza Martello, verheirateter Caglioſtro, aus der Taufe gehoben ſei, daß er in ſeiner Jugend das Kleid der barmherzigen Brüder genommen, eines Ordens, der beſonders Kranke verpflegt, daß er bald viel Geiſt und Geſchick für die Medizin gezeigt, doch aber wegen ſeiner übeln Aufführung fortgeſchickt worden, daß er in Palermo nachher den Zauberer und Schatzgräber gemacht.

Seine große Gabe, alle Hände nachzuahmen, ließ er nicht unbenutzt (ſo fährt das Memoire fort). Er verfälſchte oder verfertigte vielmehr ein altes Dokument, wodurch das Eigentum einiger Güter in Streit geriet. Er kam in Unterſuchung, ins Gefängnis, entfloh und ward ediktaliter zitiert. Er reiſte durch Kalabrien nach Rom, wo er die Tochter eines Gürtlers heiratete. Von Rom kehrte er nach Neapel unter dem Namen Marcheſe Pellegrini zurück. Er wagte ſich wieder nach Palermo, ward erkannt, gefänglich eingezogen und kam nur auf eine Weiſe los, die wert iſt, daß ich ſie umſtändlich erzähle.

Der Sohn eines der erſten ſizilianiſchen Prinzen und großen Güterbeſitzers, eines Mannes, der an dem neapolitaniſchen Hofe anſehnliche Stellen bekleidete, verband mit einem ſtarken Körper und einer unbändigen Gemütsart allen Übermut, zu dem ſich der Reiche und Große ohne Bildung berechtigt glaubt.

Donna Lorenza wußte ihn zu gewinnen, und auf ihn baute der verſtellte Marcheſe Pellegrini ſeine Sicherheit. Der Prinz zeigte öffentlich, daß er dies angekommene Paar beſchütze; aber in welche Wut geriet er, als Joſeph Balſamo auf Anrufen der Partei, welche durch ſeinen Betrug Schaden gelitten, abermals ins Gefängnis gebracht wurde! Er verſuchte verſchiedene Mittel, ihn zu befrein, und da ſie ihm nicht gelingen wollten, drohte er im Vorzimmer des Präſidenten, den Advokaten der Gegenpartei aufs grimmigſte zu mißhandeln, wenn er nicht ſogleich die Verhaftung des Balſamo wieder aufhöbe. Als der gegenſeitige Sachwalter ſich weigerte, ergriff er ihn, ſchlug ihn, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füßen und war kaum von mehreren Mißhandlungen abzuhalten, als der Präſident ſelbſt auf den Lärm herauseilte und Frieden gebot.

Dieſer, ein ſchwacher, abhängiger Mann, wagte nicht, den Beleidiger zu beſtrafen; die Gegenpartei und ihr Sachwalter wurden kleinmütig, und Balſamo ward in Freiheit geſetzt, ohne daß bei den Akten ſich eine Regiſtratur über ſeine Losſaſſung befindet, weder wer ſie verfügt, noch wie ſie geſchehen.

Bald darauf entfernte er ſich von Palermo und tat verſchiedene Reiſen, von welchen der Verfaſſer nur unvollſtändige Nachrichten geben konnte.

Das Memoire endigte ſich mit einem ſcharfſinnigen Beweiſe, daß Caglioſtro und Balſamo eben dieſelbe Perſon ſei, eine Theſe, die damals ſchwerer zu behaupten war, als ſie es jetzt iſt, da wir von dem Zuſammenhang der Geſchichte vollkommen unterrichtet ſind.

Hätte ich nicht damals vermuten müſſen, daß man in Frankreich einen öffentlichen Gebrauch von jenem Aufſatz machen würde, daß ich ihn vielleicht bei meiner Zurückkunft ſchon gedruckt anträfe, ſo wäre es mir erlaubt geweſen, eine Abſchrift zu nehmen und meine Freunde und das Publikum früher von manchen intereſſanten Umſtänden zu unterrichten.

Indeſſen haben wir das meiſte und mehr, als jenes Memoire enthalten konnte, von einer Seite her erfahren, von der ſonſt nur Irrtümer auszuſtrömen pflegten. Wer hätte geglaubt, daß Rom einmal zur Aufklärung der Welt, zur völligen Entlarvung eines Betrügers ſo viel beitragen ſollte, als es durch die Herausgabe jenes Auszugs aus den Prozeßakten

geſchehen iſt! Denn obgleich dieſe Schrift weit intereſſanter ſein könnte und ſollte, ſo bleibt ſie doch immer ein ſchönes Dokument in den Händen eines jeden Vernünftigen, der es mit Verdruß anſehen mußte, daß Betrogene, Halbbetrogene und Betrüger dieſen Menſchen und ſeine Poſſenſpiele jahrelang verehrten, ſich durch die Gemeinſchaft mit ihm über andre erhoben fühlten und von der Höhe ihres gläubigen Dünkels den geſunden Menſchenverſtand bedauerten, wo nicht geringſchätzten.

Wer ſchwieg nicht gern während dieſer Zeit? Und auch nur jetzt, nachdem die ganze Sache geendigt und außer Streit geſetzt iſt, kann ich es über mich gewinnen, zu Komplettierung der Akten dasjenige, was mir bekannt iſt, mitzuteilen.

Als ich in dem Stammbaume ſo manche Perſonen, beſonders Mutter und Schweſter, noch als lebend angegeben fand, bezeigte ich dem Verfaſſer des Memoire meinen Wunſch, ſie zu ſehen und die Verwandten eines ſo ſonderbaren Menſchen kennen zu lernen. Er verſetzte, daß es ſchwer ſein werde, dazu zu gelangen, indem dieſe Menſchen, arm aber ehrbar, ſehr eingezogen lebten, keine Fremden zu ſehen gewohnt ſeien und der argwöhniſche Charakter der Nation ſich aus einer ſolchen Erſcheinung allerlei deuten werde; doch er wolle mir ſeinen Schreiber ſchicken, der bei der Familie Zutritt habe und durch den er die Nachrichten und Dokumente, woraus der Stammbaum zuſammengeſetzt worden, erhalten.

Den folgenden Tag erſchien der Schreiber und äußerte wegen des Unternehmens einige Bedenklichkeiten. Ich habe, ſagte er, bisher immer vermieden, dieſen Leuten wieder unter die Augen zu treten; denn um ihre Ehekontrakte, Taufſcheine und andere Papiere in die Hände zu bekommen und von ſelbigen legale Kopien machen zu können, mußte ich mich einer eigenen Liſt bedienen. Ich nahm Gelegenheit, von einem Familienſtipendio zu reden, das irgendwo vakant war, machte ihnen wahrſcheinlich, daß der junge Capitummino ſich dazu qualifiziere, daß man vor allen Dingen einen Stammbaum aufſetzen müſſe, um zu ſehen, inwiefern der Knabe Anſprüche darauf machen könne; es werde freilich nachher alles auf Negoziation ankommen, die ich übernehmen wolle, wenn man mir einen billigen Teil der zu erhaltenden Summe für meine Bemühungen verſpräche. Mit Freuden willigten die guten Leute in alles; ich erhielt die nötigen Papiere, die Kopien wurden genommen, der Stammbaum ausgearbeitet, und ſeit der Zeit hüte ich mich, vor ihnen zu erſcheinen. Noch vor einigen Wochen wurde mich die alte Capitummino gewahr, und ich wußte mich nur mit der Langſamkeit, womit hier dergleichen Sachen vorwärts gehen, zu entſchuldigen.

So ſagte der Schreiber. Da ich aber von meinem Vorſatz nicht abging, wurden wir nach einiger Überlegung dahin einig, daß ich mich für einen Engländer ausgeben und der Familie Nachrichten von Caglioſtro bringen ſollte, der eben aus der Gefangenſchaft der Baſtille nach London gegangen war.

Zur geſetzten Stunde, es mochte etwa drei Uhr nach Mittag ſein, machten wir uns auf den Weg. Das Haus lag in dem Winkel eines Gäßchens, nicht weit von der Hauptſtraße, il Cassaro genannt. Wir ſtiegen eine elende Treppe hinauf und kamen ſogleich in die Küche. Eine Frau von mittlerer Größe, ſtark und breit, ohne fett zu ſein, war beſchäftigt, das Küchengeſchirr aufzuwaſchen. Sie war reinlich gekleidet und ſchlug, als wir hineintraten, das eine Ende der Schürze hinauf, um vor uns die ſchmutzige Seite zu verſtecken. Sie ſah meinen Führer freudig an und ſagte: Signor Giovanni, bringen Sie uns gute Nachrichten? haben Sie etwas ausgerichtet?

Er verſetzte: In unſrer Sache hat mir's noch nicht gelingen wollen; hier iſt aber ein Fremder, der einen Gruß von Ihrem Bruder bringt und Ihnen erzählen kann, wie er ſich gegenwärtig befindet.

Der Gruß, den ich bringen ſollte, war nicht ganz in unſerer Abrede; indeſſen war die Einleitung einmal gemacht. — Sie kennen meinen Bruder? fragte ſie. — Es kennt ihn ganz Europa, verſetzte ich, und ich glaube, es wird Ihnen angenehm ſein, zu hören, daß er ſich in Sicherheit und wohl befindet, da Sie bisher wegen ſeines Schickſals gewiß in Sorgen geweſen ſind. — Treten Sie hinein, ſagte ſie; ich folge Ihnen gleich. — Und ich trat mit dem Schreiber in das Zimmer.

Es war groß und hoch, daß es bei uns für einen Saal gelten würde; es ſchien aber auch beinah die ganze Wohnung der Familie zu ſein. Ein einziges Fenſter erleuchtete die großen Wände, die einmal Farbe gehabt hatten und auf denen ſchwarze Heiligenbilder in goldnen Rahmen herumhingen. Zwei große Betten ohne Vorhänge ſtanden an der einen Wand, ein braunes Schränkchen, das die Geſtalt eines Schreibtiſches hatte, an der andern. Alte, mit Rohr durchflochtene Stühle, deren Lehnen ehmals vergoldet geweſen, ſtanden darneben, und die Backſteine des Fußbodens waren an vielen Stellen tief ausgetreten. Übrigens war alles reinlich, und wir näherten uns der Familie, die am andern Ende des Zimmers an dem einzigen Fenſter verſammelt war.

Indes mein Führer der alten Balſamo, die in der Ecke ſaß, die Urſache unſers Beſuchs erklärte und ſeine Worte wegen der Taubheit der guten Alten mehrmals laut wiederholte, hatte ich Zeit, das Zimmer und die übrigen Perſonen zu betrachten. Ein Mädchen von ungefähr ſechzehn Jahren, wohlgewachſen, deren Geſichtszüge durch die Blattern undeutlich geworden waren, ſtand am Fenſter; neben ihr ein junger Menſch, deſſen unangenehme, durch die Blattern entſtellte Bildung mir auch auffiel. In einem Lehnſtuhl ſaß oder lag vielmehr, gegen dem Fenſter über, eine kranke, ſehr ungeſtaltete Perſon, die mit einer Art Schlafſucht behaftet ſchien.

Als mein Führer ſich deutlich gemacht hatte, nötigte man uns zum Sitzen. Die Alte tat einige Fragen an mich, die ich mir aber mußte dolmetſchen laſſen, eh ich ſie beantworten konnte, da mir der ſizilianiſche Dialekt nicht geläufig war.

Ich betrachtete indeſſen die alte Frau mit Vergnügen. Sie war von mittlerer Größe, aber wohlgebildet; über ihre regelmäßigen Geſichtszüge, die das Alter nicht entſtellt hatte, war der Friede verbreitet, deſſen gewöhnlich die Menſchen genießen, die des Gehörs beraubt ſind; der Ton ihrer Stimme war ſanft und angenehm.

Ich beantwortete ihre Fragen, und meine Antworten mußten ihr auch wieder verdolmetſcht werden.

Die Langſamkeit unſerer Unterredung gab mir Gelegenheit, meine Worte abzumeſſen. Ich erzählte ihr, daß ihr Sohn in Frankreich losgeſprochen worden und ſich gegenwärtig in England befinde, wo er wohl aufgenommen ſei. Ihre Freude, die ſie über dieſe Nachrichten äußerte, war mit Ausdrücken einer herzlichen Frömmigkeit begleitet, und da ſie nun etwas lauter und langſamer ſprach, konnte ich ſie eher verſtehen.

Indeſſen war ihre Tochter hereingekommen und hatte ſich zu meinem Führer geſetzt, der ihr das, was ich erzählt hatte, getreulich wiederholte. Sie hatte eine reinliche Schürze vorgebunden und ihre Haare in Ordnung unter das Netz gebracht. Je mehr ich ſie anſah und mit ihrer Mutter verglich, deſto auffallender war mir der Unterſchied beider Geſtalten. Eine lebhafte, geſunde Sinnlichkeit blickte aus der ganzen Bildung der Tochter hervor;

ſie mochte eine Frau von vierzig Jahren ſein. Mit muntern blauen Augen ſah ſie klug umher, ohne daß ich in ihrem Blick irgend einen Argwohn ſpüren konnte. Indem ſie ſaß, verſprach ihre Figur mehr Länge, als ſie zeigte, wenn ſie aufſtand; ihre Stellung war determiniert, ſie ſaß mit vorwärts gebogenem Körper und die Hände auf die Knie gelegt. Übrigens erinnerte mich ihre mehr ſtumpfe als ſcharfe Geſichtsbildung an das Bildnis ihres Bruders, das wir in Kupfer kennen. Sie fragte mich verſchiedenes über meine Reiſe, über meine Abſicht, Sizilien zu ſehen, und war überzeugt, daß ich gewiß zurückkommen und das Feſt der heiligen Roſalie mit ihnen feiern würde.

Da indeſſen die Großmutter wieder einige Fragen an mich getan hatte und ich ihr zu antworten beſchäftigt war, ſprach die Tochter halblaut mit meinem Gefährten, doch ſo, daß ich Anlaß nehmen konnte, zu fragen, wovon die Rede ſei. Er ſagte darauf, Frau Capitummino erzähle ihm, daß ihr Bruder ihr noch vierzehn Unzen ſchuldig ſei; ſie habe bei ſeiner ſchnellen Abreiſe von Palermo verſetzte Sachen für ihn eingelöſet, ſeit der Zeit aber weder etwas von ihm gehört, noch Geld noch irgend eine Unterſtützung von ihm erhalten, ob er gleich, wie ſie höre, große Reichtümer beſitze und einen fürſtlichen Aufwand mache. Ob ich nicht über mich nehmen wolle, nach meiner Zurückkunft ihn auf eine gute Weiſe an die Schuld zu erinnern und eine Unterſtützung für ſie auszuwirken, ja ob ich nicht einen Brief mitnehmen oder allenfalls beſtellen wolle? Ich erbot mich dazu. Sie fragte, wo ich wohne, wohin ſie mir den Brief zu ſchicken habe. Ich lehnte ab, meine Wohnung zu ſagen, und erbot mich, den andern Tag gegen Abend den Brief ſelbſt abzuholen.

Sie erzählte mir darauf ihre mißliche Lage: ſie ſei eine Witwe mit drei Kindern, von denen das eine Mädchen im Kloſter erzogen werde; die andere ſei hier gegenwärtig und ihr Sohn eben in die Lehrſtunde gegangen. Außer dieſen drei Kindern habe ſie ihre Mutter bei ſich, für deren Unterhalt ſie ſorgen müſſe, und überdies habe ſie aus chriſtlicher Liebe die unglückliche kranke Perſon zu ſich genommen, die ihre Laſt noch vergrößere; alle ihre Arbeitſamkeit reiche kaum hin, ſich und den Ihrigen das Notdürftige zu verſchaffen. Sie wiſſe zwar, daß Gott dieſe guten Werke nicht unbelohnt laſſe, ſeufze aber doch ſehr unter der Laſt, die ſie ſchon ſo lange getragen habe.

Die jungen Leute miſchten ſich auch ins Geſpräch, und die Unterhaltung wurde lebhafter. Indem ich mit den andern ſprach, hört ich, daß die Alte ihre Tochter fragte, ob ich denn auch wohl ihrer heiligen Religion zugetan ſei. Ich konnte bemerken, daß die Tochter auf eine kluge Weiſe der Antwort auszuweichen ſuchte, indem ſie, ſoviel ich verſtand, der Mutter bedeutete, daß der Fremde gut für ſie geſinnt zu ſein ſchiene und daß es ſich wohl nicht ſchicke, jemanden ſogleich über dieſen Punkt zu befragen.

Da ſie hörten, daß ich bald von Palermo abreiſen wollte, wurden ſie dringender und erſuchten mich, daß ich doch ja wiederkommen möchte; beſonders rühmten ſie die paradieſiſchen Tage des Roſalienfeſtes, dergleichen in der ganzen Welt nicht müſſe geſehen und genoſſen werden.

Mein Begleiter, der ſchon lange Luſt gehabt hatte, ſich zu entfernen, machte endlich der Unterredung durch ſeine Gebärden ein Ende, und ich verſprach, den andern Tag gegen Abend wiederzukommen und den Brief abzuholen. Mein Begleiter freute ſich, daß alles ſo glücklich gelungen ſei, und wir ſchieden zufrieden voneinander.

Man kann ſich den Eindruck denken, den dieſe arme, fromme, wohlgeſinnte Familie auf mich gemacht hatte. Meine Neugierde war befriedigt; aber ihr natürliches und

gutes Betragen hatte einen Anteil in mir erregt, der ſich durch Nachdenken noch vermehrte.

Sogleich aber entſtand in mir die Sorge wegen des folgenden Tags. Es war natürlich, daß dieſe Erſcheinung, die ſie im erſten Augenblick überraſcht hatte, nach meinem Abſchiede manches Nachdenken bei ihnen erregen mußte. Durch den Stammbaum war mir bekannt, daß noch mehrere von der Familie lebten; es war natürlich, daß ſie ihre Freunde zuſammenberiefen, um ſich in ihrer Gegenwart dasjenige wiederholen zu laſſen, was ſie tags vorher mit Verwunderung von mir gehört hatten. Meine Abſicht hatte ich erreicht, und es blieb mir nur noch übrig, dieſes Abenteuer auf eine ſchickliche Weiſe zu endigen. Ich begab mich daher des andern Tags gleich nach Tiſche allein in ihre Wohnung. Sie verwunderten ſich, da ich hineintrat. Der Brief ſei noch nicht fertig, ſagten ſie, und einige ihrer Verwandten wünſchten mich auch kennen zu lernen, welche ſich gegen Abend einfinden würden. Ich verſetzte, daß ich morgen früh ſchon abreiſen müſſe, daß ich noch Viſiten zu machen, auch einzupacken habe und alſo lieber früher als gar nicht hätte kommen wollen.

Indeſſen trat der Sohn herein, den ich des Tags vorher nicht geſehen hatte. Er glich ſeiner Schweſter an Wuchs und Bildung. Er brachte den Brief, den man mir mitgeben wollte, den er, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich iſt, außer dem Hauſe bei einem der öffentlich ſitzenden Notarien hatte ſchreiben laſſen. Der junge Menſch hatte ein ſtilles, trauriges und beſcheidenes Weſen, erkundigte ſich nach ſeinem Oheim, fragte nach deſſen Reichtum und Ausgaben und ſetzte traurig hinzu, warum er ſeine Familie doch ſo ganz vergeſſen haben möchte. Es wäre unſer größtes Glück, fuhr er fort, wenn er einmal hieher käme und ſich unſerer annehmen wollte; aber, fuhr er fort, wie hat er Ihnen entdeckt, daß er noch Anverwandte in Palermo habe? Man ſagt, daß er uns überall verleugne und ſich für einen Mann von großer Geburt ausgebe. Ich beantwortete dieſe Frage, welche durch die Unvorſichtigkeit meines Führers bei unſerm erſten Eintritt veranlaßt worden war, auf eine Weiſe, die es wahrſcheinlich machte, daß der Oheim, wenn er gleich gegen das Publikum Urſache habe, ſeine Abkunft zu verbergen, doch gegen ſeine Freunde und Bekannte kein Geheimnis daraus mache.

Die Schweſter, welche während dieſer Unterredung herbeigetreten war und durch die Gegenwart des Bruders, wahrſcheinlich auch durch die Abweſenheit des geſtrigen Freundes mehr Mut bekam, fing gleichfalls an, ſehr artig und lebhaft zu ſprechen. Sie baten ſehr, ſie ihrem Onkel, wenn ich ihm ſchriebe, zu empfehlen; ebenſo ſehr aber, wenn ich dieſe Reiſe durchs Königreich gemacht, wiederzukommen und das Roſalienfeſt mit ihnen zu begehen.

Die Mutter ſtimmte mit den Kindern ein. Mein Herr, ſagte ſie, ob es ſich zwar eigentlich nicht ſchickt, da ich eine erwachſene Tochter habe, fremde Männer in meinem Hauſe zu ſehen, und man Urſache hat, ſich ſowohl vor der Gefahr als der Nachrede zu hüten, ſo ſollen Sie uns doch immer willkommen ſein, wenn Sie in dieſe Stadt zurückkehren.

O ja, verſetzten die Kinder; wir wollen den Herrn beim Feſte herumführen, wir wollen ihm alles zeigen, wir wollen uns auf die Gerüſte ſetzen, wo wir die Feierlichkeit am beſten ſehen können. Wie wird er ſich über den großen Wagen und beſonders über die prächtige Illumination freuen!

Indeſſen hatte die Großmutter den Brief geleſen und wieder geleſen. Da ſie hörte, daß ich Abſchied nehmen wollte, ſtand ſie auf und übergab mir das zuſammengefaltete Papier.

Sagen Sie meinem Sohn, fing ſie mit einer edlen Lebhaftigkeit, ja einer Art von Begeiſterung an, ſagen Sie meinem Sohn, wie glücklich mich die Nachricht gemacht hat, die Sie mir von ihm gebracht haben; ſagen Sie ihm, daß ich ihn ſo an mein Herz ſchließe — hier ſtreckte ſie die Arme auseinander und drückte ſie wieder auf ihrer Bruſt zuſammen — daß ich täglich Gott und unſere heilige Jungfrau für ihn im Gebet anflehe, daß ich ihm und ſeiner Frau meinen Segen gebe und daß ich nur wünſche, ihn vor meinem Ende noch einmal mit dieſen Augen zu ſehen, die ſo viele Tränen über ihn vergoſſen haben.

Die eigne Zierlichkeit der italieniſchen Sprache begünſtigte die Wahl und die edle Stellung dieſer Worte, welche noch überdies von lebhaften Gebärden begleitet wurden, womit jene Nation über ihre Äußerungen einen unglaublichen Reiz zu verbreiten gewohnt iſt.

Ich nahm nicht ohne Rührung von ihnen Abſchied. Sie reichten mir alle die Hände, die Kinder geleiteten mich hinaus, und indes ich die Treppe hinunterging, ſprangen ſie auf den Balkon des Fenſters, das aus der Küche auf die Straße ging, riefen mir nach, winkten mir Grüße zu und wiederholten, daß ich ja nicht vergeſſen möchte, wiederzukommen. Ich ſah ſie noch auf dem Balkon ſtehen, als ich um die Ecke herumging.

Ich brauche nicht zu ſagen, daß der Anteil, den ich an dieſer Familie nahm, den lebhaften Wunſch in mir erregte, ihr nützlich zu ſein und ihrem Bedürfnis zu Hülfe zu kommen. Sie war nun durch mich abermals hintergangen und ihre Hoffnungen auf eine unerwartete Hülfe waren durch die Neugierde des nördlichen Europas auf dem Wege, zum zweitenmal getäuſcht zu werden.

Mein erſter Vorſatz war, ihnen vor meiner Abreiſe jene vierzehn Unzen zuzuſtellen, die ihnen der Flüchtling ſchuldig geblieben, und durch die Vermutung, daß ich dieſe Summe von ihm wieder zu erhalten hoffte, mein Geſchenk zu bedecken; allein als ich zu Hauſe meine Rechnung machte, meine Kaſſe und Papiere überſchlug, ſah ich wohl, daß in einem Lande, wo durch Mangel von Kommunikation die Entfernung gleichſam ins Unendliche wächſt, ich mich ſelbſt in Verlegenheit ſetzen würde, wenn ich mir anmaßte, die Ungerechtigkeit eines frechen Menſchen durch eine herzliche Gutmütigkeit zu verbeſſern.

Gegen Abend trat ich noch zu meinem Handelsmanne und fragte ihn, wie denn das Feſt morgen ablaufen werde, da eine große Prozeſſion durch die Stadt ziehen und der Vizekönig ſelbſt das Heiligſte zu Fuß begleiten ſolle. Der geringſte Windſtoß müſſe ja Gott und Menſchen in die dickſte Staubwolke verhüllen.

Der muntere Mann verſetzte, daß man in Palermo ſich gern auf ein Wunder verlaſſe. Schon mehrmals in ähnlichen Fällen ſei ein gewaltſamer Platzregen gefallen und habe die meiſt abhängige Straße, wenigſtens zum Teil, rein abgeſchwemmt und der Prozeſſion reinen Weg gebahnt. Auch diesmal hege man die gleiche Hoffnung nicht ohne Grund, denn der Himmel überziehe ſich und verſpreche Regen auf die Nacht.

Sonntag den 15. April.

Und ſo geſchah es denn auch: der gewaltſamſte Regenguß fiel vergangene Nacht vom Himmel. Sogleich morgens eilte ich auf die Straße, um Zeuge des Wunders zu ſein. Und es war wirklich ſeltſam genug. Der zwiſchen den beiderſeitigen Schrittſteinen eingeſchränkte Regenſtrom hatte das leichteſte Kehricht die abhängige Straße herunter, teils

nach dem Meere, teils in die Abzüge, inſofern ſie nicht verſtopft waren, fortgetrieben, das gröbere Geſtröhde wenigſtens von einem Orte zum andern geſchoben und dadurch wunderſame, reine Mäander auf das Pflaſter gezeichnet. Nun waren hundert und aber hundert Menſchen mit Schaufeln, Beſen und Gabeln dahinterher, dieſe reinen Stellen zu erweitern und in Zuſammenhang zu bringen, indem ſie die noch übriggebliebenen Unreinigkeiten bald auf dieſe, bald auf jene Seite häuften. Daraus erfolgte denn, daß die Prozeſſion, als ſie begann, wirklich einen reinlichen Schlangenweg durch den Moraſt gebahnt ſah und ſowohl die ſämtliche langbekleidete Geiſtlichkeit als der nettfüßige Adel, den Vizekönig an der Spitze, ungehindert und unbeſudelt durchſchreiten konnte. Ich glaubte die Kinder Iſrael zu ſehen, denen durch Moor und Moder von Engelshand ein trockner Pfad bereitet wurde, und veredelte mir in dieſem Gleichniſſe den unerträglichen Anblick, ſo viel andächtige und anſtändige Menſchen durch eine Allee von feuchten Kothaufen durchbeten und durchprunken zu ſehen.

Auf den Schrittſteinen hatte man nach wie vor reinlichen Wandel, im Innern der Stadt hingegen, wohin uns die Abſicht, verſchiedenes bis jetzt Vernachläſſigtes zu ſehen, gerade heute gehen hieß, war es faſt unmöglich durchzukommen, obgleich auch hier das Kehren und Aufhäufen nicht verſäumt war.

Dieſe Feierlichkeit gab uns Anlaß, die Hauptkirche zu beſuchen und ihre Merkwürdigkeiten zu betrachten, auch, weil wir einmal auf den Beinen waren, uns nach andern Gebäuden umzuſehen; da uns denn ein mauriſches, bis jetzt wohlerhaltenes Haus gar ſehr ergötzte. Nicht groß, aber mit ſchönen, weiten und wohlproportionierten, harmoniſchen Räumen; in einem nördlichen Klima nicht eben bewohnbar, im ſüdlichen ein höchſt willkommener Aufenthalt. Die Baukundigen mögen uns davon Grund- und Aufriß überliefern.

Auch ſahen wir in einem unfreundlichen Lokal verſchiedene Reſte antiker marmorner Statuen, die wir aber zu entziffern keine Geduld hatten.

Montag den 16. April.

Da wir uns nun ſelbſt mit einer nahen Abreiſe aus dieſem Paradies bedrohen müſſen, ſo hoffte ich, heute noch im öffentlichen Garten ein vollkommenes Labſal zu finden, mein Penſum in der Odyſſee zu leſen und auf einem Spaziergang nach dem Tale, am Fuße des Roſalienbergs, den Plan der *Nauſikaa* weiter durchzudenken und zu verſuchen, ob dieſem Gegenſtande eine dramatiſche Seite abzugewinnen ſei. Dies alles iſt, wo nicht mit großem Glück, doch mit vielem Behagen geſchehen. Ich verzeichnete den Plan und konnte nicht unterlaſſen, einige Stellen, die mich beſonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen.

Dienstag den 17. April.

Es iſt ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geiſtern verfolgt und verſucht wird! Heute früh ging ich mit dem feſten, ruhigen Vorſatz, meine dichteriſchen Träume fortzuſetzen, nach dem öffentlichen Garten; allein eh ich mich's verſah, erhaſchte mich ein anderes Geſpenſt, das mir ſchon dieſe Tage nachgeſchlichen. Die vielen Pflanzen, die ich ſonſt nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenſtern zu ſehen gewohnt war, ſtehen hier froh und friſch unter freiem Himmel, und indem ſie ihre Beſtimmung vollkommen erfüllen, werden ſie uns deutlicher. Im Angeſicht ſo

vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieſer Schar die Urpflanze entdecken könnte. Eine ſolche muß es denn doch geben! Woran würde ich ſonſt erkennen, daß dieſes oder jenes Gebilde eine Pflanze ſei, wenn ſie nicht alle nach einem Muſter gebildet wären?

Ich bemühte mich, zu unterſuchen, worin denn die vielen abweichenden Geſtalten voneinander unterſchieden ſeien. Und ich fand ſie immer mehr ähnlich als verſchieden, und wollte ich meine botaniſche Terminologie anbringen, ſo ging das wohl, aber es fruchtete nicht, es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiterhalf. Geſtört war mein guter poetiſcher Vorſatz; der Garten des Alkinous war verſchwunden, ein Weltgarten hatte ſich aufgetan. Warum ſind wir Neueren doch ſo zerſtreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Alcamo, Mittwoch den 18. April.

Beizeiten ritten wir aus Palermo. Kniep und der Vetturin hatten ſich beim Ein- und Aufpacken vortrefflich erwieſen. Wir zogen langſam die herrliche Straße hinauf, die uns ſchon beim Beſuch auf San Martino bekannt geworden, und bewunderten abermals eine der Prachtfontänen am Wege, als wir auf die mäßige Sitte dieſes Landes vorbereitet wurden. Unſer Reitknecht nämlich hatte ein kleines Weinfäßchen am Riemen umgehängt, wie unſere Marketenderinnen pflegen, und es ſchien für einige Tage genugſam Wein zu enthalten. Wir verwunderten uns daher, als er auf eine der vielen Springröhren losritt, den Pfropf eröffnete und Waſſer einlaufen ließ. Wir fragten, mit wahrhaft deutſchem Erſtaunen, was er da vorhabe, ob das Fäßchen nicht voll Wein ſei. Worauf er mit großer Gelaſſenheit erwiderte, er habe ein Dritteil davon leer gelaſſen, und weil niemand ungemiſchten Wein trinke, ſo ſei es beſſer, man miſche ihn gleich im ganzen; da vereinigten ſich die Flüſſigkeiten beſſer, und man ſei ja nicht ſicher, überall Waſſer zu finden. Indeſſen war das Fäßchen gefüllt, und wir mußten uns dieſen altorientaliſchen Hochzeitsgebrauch gefallen laſſen.

Als wir nun hinter Monreale auf die Höhen gelangten, ſahen wir wunderſchöne Gegenden, mehr im hiſtoriſchen als ökonomiſchen Stil. Wir blickten rechter Hand bis ans Meer, das zwiſchen den wunderſamſten Vorgebirgen über baumreiche und baumloſe Geſtade ſeine ſchnurgerade Horizontallinie hinzog und ſo, entſchieden ruhig, mit den wilden Kalkfelſen herrlich kontraſtierte. Kniep enthielt ſich nicht, deren in kleinem Format mehrere zu umreißen.

Nun ſind wir in Alcamo, einem ſtillen, reinlichen Städtchen, deſſen wohleingerichteter Gaſthof als eine ſchöne Anſtalt zu rühmen iſt, da man von hier aus den abſeits und einſam belegenen Tempel von Segeſta bequem beſuchen kann.

Alcamo, Donnerstag den 19. April.

Die gefällige Wohnung in einem ruhigen Bergſtädtchen zieht uns an, und wir faſſen den Entſchluß, den ganzen Tag hier zuzubringen. Da mag denn vor allen Dingen von geſtrigen Ereigniſſen die Rede ſein.

Schon früher leugnete ich des Prinzen Pallagonia Originalität; er hat Vorgänger gehabt und Muſter gefunden. Auf dem Wege nach Monreale ſtehen zwei Ungeheuer an einer Fontäne und auf dem Geländer einige Vaſen, völlig als wenn ſie der Fürſt beſtellt hätte.

76. Goethe: Baumschlag und Meer.

77. Goethe: Sizilianische Berglandschaft.

78. Goethe: Im Innern Siziliens.

Hinter Monreale, wenn man den ſchönen Weg verläßt und in ſteinige Gebirge kommt, liegen oben auf dem Rücken Steine im Weg, die ich ihrer Schwere und Anwitterung nach für Eiſenſtein hielt. Alle Landesflächen ſind bebaut und tragen beſſer oder ſchlechter. Der Kalkſtein zeigte ſich rot, die verwitterte Erde an ſolchen Stellen desgleichen. Dieſe rote, tonig-kalkige Erde iſt weit verbreitet, der Boden ſchwer, kein Sand darunter, trägt aber trefflichen Weizen. Wir fanden alte, ſehr ſtarke, aber verſtümmelte Ölbäume.

Unter dem Obdach einer luftigen, an der ſchlechten Herberge vorgebauten Halle erquickten wir uns an einem mäßigen Imbiß. Hunde verzehrten begierig die weggeworfenen Schalen unſerer Würſte; ein Betteljunge vertrieb ſie und ſpeiſte mit Appetit die Schalen der Äpfel, die wir verzehrten; dieſer aber ward gleichfalls von einem alten Bettler verjagt. Handwerksneid iſt überall zu Hauſe. In einer zerlumpten Toga lief der alte Bettler hin und wider, als Hausknecht oder Kellner. So hatte ich auch ſchon früher geſehen, daß, wenn man etwas von einem Wirte verlangt, was er grade nicht im Hauſe hat, ſo läßt er es durch einen Bettler beim Krämer holen.

Doch ſind wir gewöhnlich vor einer ſo unerfreulichen Bedienung bewahrt, da unſer Vetturin vortrefflich iſt: Stallknecht, Cicerone, Garde, Einkäufer, Koch und alles.

Auf den höheren Bergen findet ſich noch immer der Ölbaum, Caruba, Fraxinus. Ihr Feldbau iſt auch in drei Jahre geteilt. Bohnen, Getreide und Ruhe, wobei ſie ſagen: Miſt tut mehr Wunder als die Heiligen. Der Weinſtock wird ſehr niedrig gehalten.

Die Lage von Alcamo iſt herrlich, auf der Höhe, in einiger Entfernung vom Meerbuſen; die Großheit der Gegend zog uns an. Hohe Felſen, tiefe Täler dabei, aber Weite und Mannigfaltigkeit. Hinter Monreale rückt man in ein ſchönes doppeltes Tal, in deſſen Mitte ſich noch ein Felsrücken herzieht. Die fruchtbaren Felder ſtehen grün und ſtill, indes auf dem breiten Wege wildes Gebüſch und Staudenmaſſen wie unſinnig von Blüten glänzt: der Linſenbuſch, ganz gelb von Schmetterlingsblumen überdeckt, kein grünes Blatt zu ſehen; der Weißdorn, Strauß an Strauß; die Aloes rücken in die Höhe und deuten auf Blüten; reiche Teppiche von amarantrotem Klee, die Inſekten-Ophrys, Alpenröslein, Hyazinthen mit geſchloßnen Glocken, Borraß, Allien, Aſphodelen.

Das Waſſer, das von Segeſta herunterkommt, bringt außer Kalkſteinen viele Hornſteingeſchiebe; ſie ſind ſehr feſt, dunkelblau, rot, gelb, braun, von den verſchiedenſten Schattierungen. Auch anſtehend als Gänge fand ich Horn- oder Feuerſteine in Kalkfelſen, mit Sahlband von Kalk. Von ſolchem Geſchiebe findet man ganze Hügel, ehe man nach Alcamo kommt.

Segeſta, den 20. April.

Der Tempel von Segeſta iſt nie fertig geworden, und man hat den Platz um denſelben nie verglichen; man ebnete nur den Umkreis, worauf die Säulen gegründet werden ſollten: denn noch jetzt ſtehen die Stufen an manchen Orten neun bis zehn Fuß in der Erde, und es iſt kein Hügel in der Nähe, von dem Steine und Erdreich hätten herunterkommen können. Auch liegen die Steine in ihrer meiſt natürlichen Lage, und man findet keine Trümmer darunter.

Die Säulen ſtehen alle; zwei, die umgefallen waren, ſind neuerdings wieder hergeſtellt. Inwiefern die Säulen Sockel haben ſollten, iſt ſchwer zu beſtimmen und ohne Zeichnung nicht deutlich zu machen. Bald ſieht es aus, als wenn die Säule auf der vierten Stufe ſtände, da muß man aber wieder eine Stufe zum Innern des Tempels hinab; bald iſt die

oberſte Stufe durchſchnitten, dann ſieht es aus, als wenn die Säulen Baſen hätten; bald ſind dieſe Zwiſchenräume wieder ausgefüllt, und da haben wir wieder den erſten Fall. Der Architekt mag dies genauer beſtimmen.

Die Nebenſeiten haben zwölf Säulen ohne die Eckſäulen, die vordere und hintere Seite ſechs mit den Eckſäulen. Die Zapfen, an denen man die Steine transportiert, ſind an den Stufen des Tempels ringsum nicht weggehauen, zum Beweis, daß der Tempel nicht fertig geworden. Am meiſten zeigt davon aber der Fußboden: derſelbe iſt von den Seiten herein an einigen Orten durch Platten angegeben, in der Mitte aber ſteht noch der rohe Kalkfels höher als das Niveau des angelegten Bodens; er kann alſo nie geplattet geweſen ſein. Auch iſt keine Spur von innerer Halle. Noch weniger iſt der Tempel mit Stuck überzogen geweſen; daß es aber die Abſicht war, läßt ſich vermuten: an den Platten der Kapitäle ſind Vorſpünge, wo ſich vielleicht der Stuck anſchließen ſollte. Das Ganze iſt aus einem travertinähnlichen Kalkſtein gebaut, jetzt ſehr verfreſſen. Die Reſtauration von 1781 hat dem Gebäude ſehr wohlgetan. Der Steinſchnitt, der die Teile zuſammenfügt, iſt einfach, aber ſchön. Die großen beſondern Steine, deren Riedeſel erwähnt, konnt ich nicht finden; ſie ſind vielleicht zu Reſtauration der Säulen verbraucht worden.

Die Lage des Tempels iſt ſonderbar: am höchſten Ende eines weiten langen Tales, auf einem iſolierten Hügel, aber doch noch von Klippen umgeben, ſieht er über viel Land in eine weite Ferne, aber nur ein Eckchen Meer. Die Gegend ruht in trauriger Fruchtbarkeit: alles bebaut und faſt nirgends eine Wohnung. Auf blühenden Diſteln ſchwärmten unzählige Schmetterlinge. Wilder Fenchel ſtand, acht bis neun Fuß hoch, verdorrt, von vorigem Jahr her ſo reichlich und in ſcheinbarer Ordnung, daß man es für die Anlage einer Baumſchule hätte halten können. Der Wind ſauſte in den Säulen wie in einem Walde, und Raubvögel ſchwebten ſchreiend über dem Gebälke.

Die Mühſeligkeit, in den unſcheinbaren Trümmern eines Theaters herumzuſteigen, benahm uns die Luſt, die Trümmer der Stadt zu beſuchen. Am Fuße des Tempels finden ſich große Stücke jenes Hornſteins, und der Weg nach Alcamo iſt mit unendlichen Geſchieben desſelben gemiſcht. Hiedurch kommt ein Anteil Kieſelerde in den Boden, wodurch er lockerer wird. An friſchem Fenchel bemerkte ich den Unterſchied der unteren und oberen Blätter, und es iſt doch nur immer dasſelbe Organ, das ſich aus der Einfachheit zur Mannigfaltigkeit entwickelt. Man gätet hier ſehr fleißig; die Männer gehen wie bei einem Treibjagen das ganze Feld durch. Inſekten laſſen ſich auch ſehen. In Palermo hatte ich nur Gewürm bemerkt, Eidechſen, Blutegel, Schnecken nicht ſchöner gefärbt als unſere, ja nur grau.

Caſtel Vetrano, Sonnabend den 21. April.

Von Alcamo auf Caſtel Vetrano kommt man am Kalkgebirge her über Kieshügel. Zwiſchen den ſteilen unfruchtbaren Kalkbergen weite hüglige Täler, alles bebaut, aber faſt kein Baum. Die Kieshügel voll großer Geſchiebe, auf alte Meeresſtrömungen hindeutend; der Boden ſchön gemiſcht, leichter als bisher, wegen des Anteils von Sand. Salemi blieb uns eine Stunde rechts; hier kamen wir über Gipsfelſen, dem Kalke vorliegend, das Erdreich immer trefflicher gemiſcht. In der Ferne ſieht man das weſtliche Meer. Im Vordergrund das Erdreich durchaus hüglig. Wir fanden ausgeſchlagene Feigenbäume; was aber Luſt und Bewunderung erregte, waren unüberſehbare Blumenmaſſen, die ſich auf dem überbreiten Wege angeſiedelt hatten und in großen, bunten, aneinander ſtoßenden Flächen

79. Ch. Kniep: Tempel von Segesta.

ſich abſonderten und wiederholten. Die ſchönſten Winden, Hibiskus uud Malven, vielerlei Arten Klee herrſchten wechſelsweiſe, dazwiſchen das Allium, Galegageſträuche. Und durch dieſen bunten Teppich wand man ſich reitend hindurch, denen ſich kreuzenden unzähligen ſchmalen Pfaden nachfolgend. Dazwiſchen weidet ſchönes rotbraunes Vieh, nicht groß, ſehr nett gebaut; beſonders zierliche Geſtalt der kleinen Hörner.

Die Gebirge in Nordoſt ſtehen alle reihenweis; ein einziger Gipfel, Cuniglione, ragt aus der Mitte hervor. Die Kieshügel zeigen wenig Waſſer, auch müſſen wenig Regengüſſe hier niedergehen; man findet keine Waſſerriſſe noch ſonſt Verſchwemmtes.

In der Nacht begegnete mir ein eignes Abenteuer. Wir hatten uns in einem freilich nicht ſehr zierlichen Lokal ſehr müde auf die Betten geworfen; zu Mitternacht wach ich auf und erblicke über mir die angenehmſte Erſcheinung: einen Stern ſo ſchön, als ich ihn nie glaubte geſehen zu haben. Ich erquicke mich an dem lieblichen, alles Gute weisſagenden Anblick; bald aber verſchwindet mein holdes Licht und läßt mich in der Finſternis allein. Bei Tagesanbruch bemerkte ich erſt die Veranlaſſung dieſes Wunders: es war eine Lücke im Dach, und einer der ſchönſten Sterne des Himmels war in jenem Augenblick durch meinen Meridian gegangen. Dieſes natürliche Ereignis jedoch legten die Reiſenden mit Sicherheit zu ihren Gunſten aus.

Sciacca, Sonntag den 22. April.

Der Weg hieher, mineralogiſch unintereſſant, geht immerfort über Kieshügel. Man gelangt ans Ufer des Meers, dort ragen mitunter Kalkfelſen hervor. Alles flache Erdreich unendlich fruchtbar, Gerſte und Hafer von dem ſchönſten Stande; Salſola Kali gepflanzt; die Aloes haben ſchon höhere Fruchtſtämme getrieben als geſtern und ehegeſtern. Die vielerlei Kleearten verließen uns nicht. Endlich kamen wir an ein Wäldchen, buſchig, die höheren Bäume nur einzeln; endlich auch Pantoffelholz!

Girgenti, den 23. April abends.

Von Sciacca hieher ſtarke Tagreiſe. Gleich vor genanntem Orte betrachteten wir die Bäder; ein heißer Quell dringt aus dem Felſen mit ſehr ſtarkem Schwefelgeruch; das Waſſer ſchmeckt ſehr ſalzig, aber nicht faul. Sollte der Schwefeldunſt nicht im Augenblick des Hervorbrechens sich erzeugen? Etwas höher iſt ein Brunnen, kühl, ohne Geruch. Ganz oben liegt das Kloſter, wo die Schwitzbäder ſind; ein ſtarker Dampf ſteigt davon in die reine Luft.

Das Meer rollt hier nur Kalkgeſchiebe, Quarz und Hornſtein ſind abgeſchnitten. Ich beobachtete die kleinen Flüſſe: Caltabellota und Macaſoli bringen auch nur Kalkgeſchiebe, Platani gelben Marmor und Feuerſteine, die ewigen Begleiter dieſes edlern Kalkgeſteins. Wenige Stückchen Lava machten mich aufmerkſam, allein ich vermute hier in der Gegend nichts Vulkaniſches; ich denke vielmehr, es ſind Trümmer von Mühlſteinen, oder zu welchem Gebrauch man ſolche Stücke aus der Ferne geholt hat. Bei Monte Allegro iſt alles Gips; dichter Gips und Fraueneis, ganze Felſen vor und zwischen dem Kalk. Die wunderliche Felſenlage von Caltabellota!

Girgenti, Dienstag den 24. April.

So ein herrlicher Frühlingsblick wie der heutige, bei aufgehender Sonne, ward uns freilich nie durchs ganze Leben. Auf dem hohen, uralten Burgraume liegt das neue Girgenti, in

einem Umfang groß genug, um Einwohner zu faſſen. Aus unſern Fenſtern erblicken wir den weiten und breiten ſanften Abhang der ehemaligen Stadt, ganz von Gärten und Weinbergen bedeckt, unter deren Grün man kaum eine Spur ehemaliger großer bevölkerten Stadtquartiere vermuten dürfte. Nur gegen das mittägige Ende dieſer grünenden und blühenden Fläche ſieht man den Tempel der Concordia hervorragen, in Oſten die wenigen Trümmer des Junotempels; die übrigen, mit den genannten in grader Linie gelegenen Trümmer anderer heiligen Gebäude bemerkt das Auge nicht von oben, ſondern eilt weiter ſüdwärts nach der Strandfläche, die ſich noch eine halbe Stunde bis gegen das Meer erſtreckt. Verſagt ward heute uns in jene ſo herrlich grünende, blühende, fruchtverſprechende Räume zwiſchen Zweige und Ranken hinabzubegeben; denn unſer Führer, ein kleiner guter Weltgeiſtlicher, erſuchte uns, vor allen Dingen dieſen Tag der Stadt zu widmen.

Erſt ließ er uns die ganz wohlgebauten Straßen beſchauen, dann führte er uns auf höhere Punkte, wo ſich der Anblick durch größere Weite und Breite noch mehr verherrlichte, ſodann zum Kunſtgenuß in die Hauptkirche. Dieſe enthält einen wohlerhaltenen Sarkophag, zum Altar gerettet: Hippolyt mit ſeinen Jagdgeſellen und Pferden wird von der Amme Phädras aufgehalten, die ihm ein Täfelchen zuſtellen will. Hier war die Hauptabſicht, ſchöne Jünglinge darzuſtellen; deswegen auch die Alte, ganz klein und zwergenhaft, als ein Nebenwerk, das nicht ſtören ſoll, dazwiſchen gebildet iſt. Mich dünkt, von halberhabener Arbeit nichts Herrlichers geſehen zu haben, zugleich vollkommen erhalten. Es ſoll mir einſtweilen als ein Beiſpiel der anmutigſten Zeit griechiſcher Kunſt gelten.

In frühere Epochen wurden wir zurückgeführt durch Betrachtung einer köſtlichen Vaſe von bedeutender Größe und vollkommener Erhaltung. Ferner ſchienen ſich manche Reſte der Baukunſt in der neuen Kirche hie und da untergeſteckt zu haben.

Da es hier keine Gaſthöfe gibt, ſo hatte uns eine freundliche Familie Platz gemacht und einen erhöhten Alkoven an einem großen Zimmer eingeräumt. Ein grüner Vorhang trennte uns und unſer Gepäck von den Hausgliedern, welche in dem großen Zimmer Nudeln fabrizierten, und zwar von der feinſten, weißeſten und kleinſten Sorte, davon diejenigen am teuerſten bezahlt werden, die, nachdem ſie erſt in die Geſtalt von gliedslangen Stiften gebracht ſind, noch von ſpitzen Mädchenfingern einmal in ſich ſelbſt gedreht, eine ſchneckenhafte Geſtalt annehmen. Wir ſetzten uns zu den hübſchen Kindern, ließen uns die Behandlung erklären und vernahmen, daß ſie aus dem beſten und ſchwerſten Weizen, grano forte genannt, fabriziert würden. Dabei kommt viel mehr Handarbeit als Maſchinen- und Formweſen vor. Und ſo hatten ſie uns denn auch das trefflichſte Nudelgericht bereitet, bedauerten jedoch, daß grade von der allervollkommenſten Sorte, die außer Girgenti, ja außer ihrem Hauſe nicht gefertigt werden könnte, nicht einmal ein Gericht vorrätig ſei. An Weiße und Zartheit ſchienen dieſe ihresgleichen nicht zu haben.

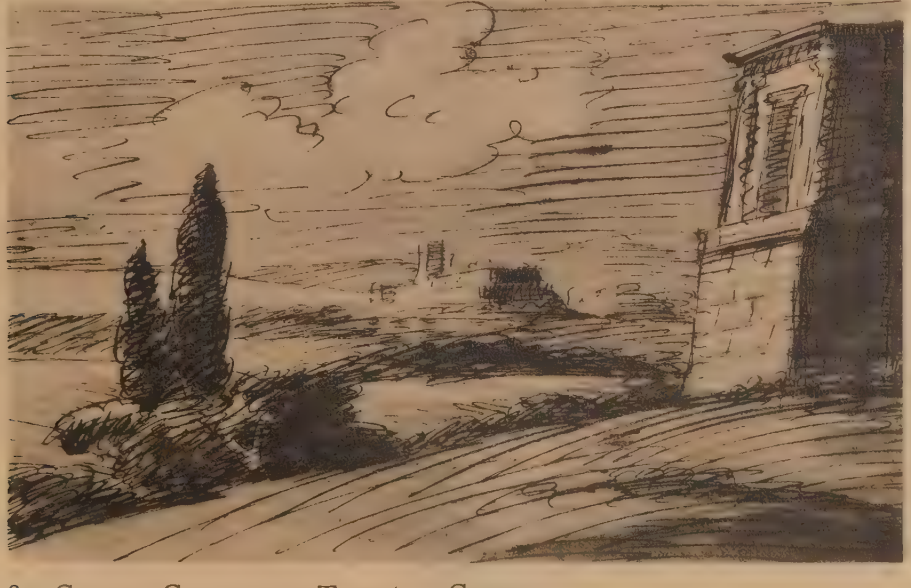
Auch den ganzen Abend wußte unſer Führer die Ungeduld zu beſänftigen, die uns hinabwärts trieb, indem er uns abermals auf die Höhe zu herrlichen Ausſichtspunkten führte und uns dabei die Überſicht der Lage gab aller der Merkwürdigkeiten, die wir morgen in der Nähe ſehen ſollten.

Girgenti, Mittwoch den 25. April.

Mit Sonnenaufgang wandelten wir nun hinunter, wo ſich bei jedem Schritt die Umgebung maleriſcher anließ. Mit dem Bewußtſein, daß es zu unſerm Beſten gereiche, führte uns der

80. Ch. Kniep: Tempel der Juno Lacinia in Girgenti.

81. Ch. Kniep: Trümmer des Herkulestempels in Girgenti.



82. Goethe: Grabmal des Theron in Girgenti.

kleine Mann unaufhaltſam quer durch die reiche Vegetation, an tauſend Einzelheiten vorüber, wovon jede das Lokal zu idylliſchen Szenen darbot. Hierzu trägt die Ungleichheit des Bodens gar vieles bei, der ſich wellenförmig über verborgene Ruinen hinbewegt, die um ſo eher mit fruchtbarer Erde überdeckt werden konnten, als die vormaligen Gebäude aus einem leichten Muſcheltuff beſtanden. Und ſo gelangten wir an das öſtliche Ende der Stadt, wo die Trümmer des Junotempels jährlich mehr verfallen, weil eben der lockre Stein von Luft und Witterung aufgezehrt wird. Heute ſollte nur eine kurſoriſche Beſchauung angeſtellt werden; aber ſchon wählte ſich Kniep die Punkte, von welchen aus er morgen zeichnen wollte.

Der Tempel ſteht gegenwärtig auf einem verwitterten Felſen; von hier aus erſtreckten ſich die Stadtmauern gerade weſtwärts auf einem Kalklager hin, welches ſenkrecht über dem flachen Strande, den das Meer, früher und ſpäter, nachdem es dieſe Felſen gebildet und ihren Fuß beſpült, verlaſſen hatte. Teils aus den Felſen gehauen, teils aus denſelben erbaut waren die Mauern, hinter welchen die Reihe der Tempel hervorragte. Kein Wunder alſo, daß der untere, der aufſteigende und der höchſte Teil von Girgenti zuſammen von dem Meere her einen bedeutenden Anblick gewährte.

Der Tempel der Concordia hat ſo vielen Jahrhunderten widerſtanden; ſeine ſchlanke Baukunſt nähert ihn ſchon unſerm Maßſtabe des Schönen und Gefälligen: er verhält ſich zu denen von Päſtum wie Göttergeſtalt zum Rieſenbilde. Ich will mich nicht beklagen, daß der neuere löbliche Vorſatz, dieſe Monumente zu erhalten, geſchmacklos ausgeführt worden, indem man die Lücken mit blendend weißem Gips ausbeſſerte; dadurch ſteht dieſes Monument auch auf gewiſſe Weiſe zertrümmert vor dem Auge; wie leicht wäre es geweſen, dem Gips die Farbe des verwitterten Steins zu geben! Sieht man freilich den ſo leicht ſich bröckelnden Muſchelkalk der Säulen und Mauern, ſo wundert man ſich, daß er noch ſo lange gehalten. Aber die Erbauer, hoffend auf eine ähnliche Nachkommenſchaft, hatten deshalb Vorkehrung getroffen: man findet noch Überreſte eines feinen Tünchs an den Säulen, der zugleich dem Auge ſchmeicheln und die Dauer verbürgen ſollte.

Die nächſte Station ward ſodann bei den Ruinen des Jupitertempels gehalten. Dieſer liegt weit geſtreckt, wie die Knochenmaſſe eines Rieſengerippes, inner- und unterhalb mehrerer kleinen Beſitzungen, von Zäunen durchſchnitten, von höhern und niedern Pflanzen durchwachſen. Alles Gebildete iſt aus dieſen Schutthaufen verſchwunden, außer einem ungeheueren Triglyph und einem Stück einer demſelben proportionierten Halbſäule. Jenen maß ich mit ausgeſpannten Armen und konnte ihn nicht erklaftern; von der Kannelierung der Säule hingegen kann dies einen Begriff geben, daß ich, darin ſtehend, dieſelbe als eine kleine Niſche ausfüllte, mit beiden Schultern anſtoßend. Zweiundzwanzig Männer im Kreiſe nebeneinander geſtellt, würden ohngefähr die Peripherie einer ſolchen Säule bilden. Wir ſchieden mit dem unangenehmen Gefühle, daß hier für den Zeichner gar nichts zu tun ſei.

Der Tempel des Herkules hingegen ließ noch Spuren vormaliger Symmetrie entdecken. Die zwei Säulenreihen, die den Tempel hüben und drüben begleiteten, lagen in gleicher Richtung, wie auf einmal zuſammen hingelegt, von Norden nach Süden, jene einen Hügel hinaufwärts, dieſe hinabwärts. Der Hügel mochte aus der zerfallenen Zelle entſtanden ſein. Die Säulen, wahrſcheinlich durch das Gebälk zuſammengehalten, ſtürzten auf einmal, vielleicht durch Sturmwut niedergeſtreckt, und ſie liegen noch regelmäßig,

in die Stücke, aus denen ſie zuſammengeſetzt waren, zerfallen. Dieſes merkwürdige Vorkommen genau zu zeichnen, ſpitzte Kniep ſchon in Gedanken ſeine Stifte.

Der Tempel des Äskulap, von dem ſchönſten Johannisbrotbaum beſchattet und in ein kleines feldwirtſchaftliches Haus beinahe eingemauert, bietet ein freundliches Bild.

Nun ſtiegen wir zum Grabmal Therons hinab und erfreuten uns der Gegenwart dieſes ſo oft nachgebildet geſehenen Monuments, beſonders da es uns zum Vorgrunde diente einer wunderſamen Anſicht; denn man ſchaute von Weſten nach Oſten an dem Felslager hin, auf welchem die lückenhaften Stadtmauern, ſowie durch ſie und über ihnen die Reſte der Tempel zu ſehen waren. Unter Hackerts kunſtreicher Hand iſt dieſe Anſicht zum erfreulichen Bilde geworden, Kniep wird einen Umriß auch hier nicht fehlen laſſen.

Girgenti, Donnerstag den 26. April.

Als ich erwachte, war Kniep ſchon bereit, mit einem Knaben, der ihm den Weg zeigen und die Pappen tragen ſollte, ſeine zeichneriſche Reiſe anzutreten. Ich genoß des herrlichſten Morgens am Fenſter, meinen geheimen, ſtillen, aber nicht ſtummen Freund an der Seite. Aus frommer Scheu habe ich bisher den Namen nicht genannt des Mentors, auf den ich von Zeit zu Zeit hinblicke und hinhorche; es iſt der treffliche von Riedeſel, deſſen Büchlein ich wie ein Brevier oder Talisman am Buſen trage. Sehr gern habe ich mich immer in ſolchen Weſen beſpiegelt, die das beſitzen, was mir abgeht; und ſo iſt es grade hier: ruhiger Vorſatz, Sicherheit des Zwecks, reinliche, ſchickliche Mittel, Vorbereitung und Kenntnis, inniges Verhältnis zu einem meiſterhaft Belehrenden, zu Winckelmann; dies alles geht mir ab und alles übrige, was daraus entſpringt. Und doch kann ich mir nicht feind ſein, daß ich das zu erſchleichen, zu erſtürmen, zu erliſten ſuche, was mir während meines Lebens auf dem gewöhnlichen Wege verſagt war. Möge jener treffliche Mann in dieſem Augenblick mitten in dem Weltgetümmel empfinden, wie ein dankbarer Nachfahr ſeine Verdienſte feiert, einſam in dem einſamen Orte, der auch für ihn ſo viel Reize hatte, daß er ſogar, vergeſſen von den Seinigen und ihrer vergeſſend, ſeine Tage hier zuzubringen wünſchte.

Nun durchzog ich die geſtrigen Wege mit meinem kleinen geiſtlichen Führer, die Gegenſtände von mehrern Seiten betrachtend und meinen fleißigen Freund hie und da beſuchend.

Auf eine ſchöne Anſtalt der alten mächtigen Stadt machte mich mein Führer aufmerkſam. In den Felſen und Gemäuermaſſen, welche Girgenti zum Bollwerk dienten, finden ſich Gräber, wahrſcheinlich den Tapfern und Guten zur Ruheſtätte beſtimmt. Wo konnten dieſe ſchöner, zu eigener Glorie und zu ewig lebendiger Nacheifrung beigeſetzt werden!

In dem weiten Raume zwiſchen den Mauern und dem Meere finden ſich noch die Reſte eines kleinen Tempels, als chriſtliche Kapelle erhalten. Auch hier ſind Halbſäulen mit den Quaderſtücken der Mauer aufs ſchönſte verbunden und beides ineinander gearbeitet; höchſt erfreulich dem Auge. Man glaubt genau den Punkt zu fühlen, wo die doriſche Ordnung ihr vollendetes Maß erhalten hat.

Manches unſcheinbare Denkmal des Altertums ward obenhin angeſehen, ſodann mit mehr Aufmerkſamkeit die jetzige Art, den Weizen unter der Erde in großen ausgemauerten Gewölben zu verwahren. Über den bürgerlichen und kirchlichen Zuſtand erzählte mir

83. Goethe: Trümmer des Herkulestempels in Girgenti.

der gute Alte gar manches. Ich hörte von nichts, was nur einigermaßen in Aufnahme wäre. Das Geſpräch ſchickte ſich recht gut zu den unaufhaltſam verwitternden Trümmern.

Die Schichten des Muſchelkalks fallen alle gegen das Meer. Wunderſam von unten und hinten ausgefreſſene Felsbänke, deren Oberes und Vorderes ſich teilweiſe erhalten, ſo daß ſie wie herunterhängende Franſen ausſehen. Haß auf die Franzoſen, weil ſie mit den Barbaresken Frieden haben und man ihnen ſchuld gibt, ſie verrieten die Chriſten an die Ungläubigen.

Vom Meere her war ein antikes Tor in Felſen gehauen. Die noch beſtehenden Mauern ſtufenweis auf den Felſen gegründet. Unſer Cicerone hieß Don Michael Vella, Antiquar, wohnhaft bei Meiſter Gerio in der Nähe von Santa Maria.

Die Puffbohnen zu pflanzen, verfahren ſie folgendermaßen: ſie machen in gehöriger Weite voneinander Löcher in die Erde, darein tun ſie eine Handvoll Miſt, ſie erwarten Regen, und dann ſtecken ſie die Bohnen. Das Bohnenſtroh verbrennen ſie, mit der daraus entſtehenden Aſche waſchen ſie die Leinwand. Sie bedienen ſich keiner Seife. Auch die äußern Mandelſchalen verbrennen ſie und bedienen ſich derſelben ſtatt Soda. Erſt waſchen ſie die Wäſche mit Waſſer und dann mit ſolcher Lauge.

Die Folge ihres Fruchtbaus iſt: Bohnen, Weizen, Tumenia; das vierte Jahr laſſen ſie es zur Wieſe liegen. Unter Bohnen werden hier die Puffbohnen verſtanden. Ihr Weizen iſt unendlich ſchön. Tumenia, deren Namen ſich von Bimenia oder Trimenia herſchreiben ſoll, iſt eine herrliche Gabe der Ceres: es iſt eine Art von Sommerkorn, das in drei Monaten reif wird. Sie ſäen es vom erſten Januar bis zum Juni, wo es denn immer zur beſtimmten Zeit reif iſt. Sie braucht nicht viel Regen, aber ſtarke Wärme; anfangs hat ſie ein ſehr zartes Blatt, aber ſie wächſt dem Weizen nach und macht ſich zuletzt ſehr ſtark. Das Korn ſäen ſie im Oktober und November, es reift im Juni. Die im November geſäte Gerſte iſt den erſten Juni reif; an der Küſte ſchneller, in Gebirgen langſamer.

Der Lein iſt ſchon reif. Der Akanth hat ſeine prächtigen Blätter entfaltet. Salſola fruticoſa wächſt üppig.
Auf unbebauten Hügeln wächſt reichlicher Eſparſett. Er wird teilweis verpachtet und bündelweis in die Stadt gebracht. Ebenſo verkaufen ſie bündelweis den Hafer, den ſie aus dem Weizen ausgäten.
Sie machen artige Einteilungen mit Rändchen in dem Erdreich, wo ſie Kohl pflanzen wollen, zum Behuf der Wäſſerung.
An den Feigen waren alle Blätter heraus, und die Früchte hatten angeſetzt. Sie werden zu Johanni reif, dann ſetzt der Baum noch einmal an. Die Mandeln hingen ſehr voll; ein geſtutzter Karubenbaum trug unendliche Schoten. Die Trauben zum Eſſen werden an Lauben gezogen, durch hohe Pfeiler unterſtützt. Melonen legen ſie im März, die im Juni reifen. In den Ruinen des Jupitertempels wachſen ſie munter ohne eine Spur von Feuchtigkeit.

Der Vetturin aß mit größtem Appetit rohe Artiſchocken und Kohlrabi; freilich muß man geſtehen, daß ſie viel zärter und ſaftiger ſind als wie bei uns. Wenn man durch Äcker kommt, ſo laſſen die Bauern zum Beiſpiel junge Puffbohnen eſſen, ſo viel man will.

Als ich auf ſchwarze, feſte Steine aufmerkſam ward, die einer Lava glichen, ſagte mir der Antiquar, ſie ſeien vom Ätna; auch am Hafen oder vielmehr Landungsplatz stünden solche.

Der Vögel gibt's hier zu Lande nicht viel: Wachteln. Die Zugvögel ſind: Nachtigallen, Lerchen und Schwalben. Rinnine, kleine ſchwarze Vögel, die aus der Levante kommen, in Sizilien hecken und weiter gehen oder zurück. Ridene kommen im Dezember und Januar aus Afrika, fallen auf dem Akragas nieder, und dann ziehen ſie ſich in die Berge.

Von der Vaſe des Doms noch ein Wort. Auf derſelben ſteht ein Held in völliger Rüſtung, gleichſam als Ankömmling, vor einem ſitzenden Alten, der durch Kranz und Zepter als König bezeichnet iſt. Hinter dieſem ſteht ein Weib, das Haupt geſenkt, die linke Hand unter dem Kinn; aufmerkſam-nachdenkende Stellung. Gegenüber hinter dem Helden ein Alter, gleichfalls bekränzt, er ſpricht mit einem ſpießtragenden Manne, der von der Leibwache ſein mag. Der Alte ſcheint den Helden eingeführt zu haben und zu der Wache zu ſagen: Laßt ihn nur mit dem König reden, es iſt ein braver Mann. Das Rote ſcheint der Grund dieſer Vaſe, das Schwarze darauf geſetzt. Nur an dem Frauengewande ſcheint Rot auf Schwarz zu ſitzen.

Freitag, den 27. April.

Wenn Kniep alle Vorſätze ausführen will, muß er unabläſſig zeichnen, indes ich mit meinem alten kleinen Führer umherziehe. Wir ſpazierten gegen das Meer, von woher ſich Girgenti, wie uns die Alten verſichern, ſehr gut ausgenommen habe. Der Blick ward in die Wellenweite gezogen, und mein Führer machte mich aufmerkſam auf einen langen Wolkenſtreif, der ſüdwärts, einem Bergrücken gleich, auf der Horizontallinie aufzuliegen ſchien: dies ſei die Andeutung der Küſte von Afrika, ſagte er. Mir fiel indes ein anderes Phänomen als ſeltſam auf; es war aus leichtem Gewölk ein ſchmaler Bogen, welcher, mit dem einen Fuß auf Sizilien aufſtehend, ſich hoch am blauen, übrigens ganz reinen Himmel hinwölbte und mit dem andern Ende in Süden auf dem Meer zu ruhen ſchien. Von der niedergehenden Sonne gar ſchön gefärbt und wenig Bewegung zeigend, war er dem Auge eine ſo ſeltſame als erfreuliche Erſcheinung. Es ſtehe dieſer Bogen, verſicherte man mir, gerade in der Richtung nach Malta und möge wohl auf dieſer Inſel ſeinen andern Fuß niedergelaſſen haben; das Phänomen komme manchmal vor. Sonderbar genug wäre es, wenn die Anziehungskraft der beiden Inſeln gegeneinander ſich in der Atmoſphäre auf dieſe Art kund täte.

Durch dieſes Geſpräch ward bei mir die Frage wieder rege, ob ich den Vorſatz, Malta zu beſuchen, aufgeben ſollte. Allein die ſchon früher überdachten Schwierigkeiten und Gefahren blieben noch immer dieſelben, und wir nahmen uns vor, unſern Vetturin bis Meſſina zu dingen.

Dabei aber ſollte wieder nach einer gewiſſen eigenſinnigen Grille gehandelt werden. Ich hatte nämlich auf dem bisherigen Wege in Sizilien wenig kornreiche Gegenden geſehen;

ſodann war der Horizont überall von nahen und fernen Bergen beſchränkt, ſo daß es der Inſel ganz an Flächen zu fehlen ſchien und man nicht begriff, wie Ceres dieſes Land ſo vorzüglich begünſtigt haben ſollte. Als ich mich darnach erkundigte, erwiderte man mir, daß ich, um dieſes einzuſehen, ſtatt über Syrakus quer durchs Land gehen müſſe, wo ich denn der Weizenſtriche genug antreffen würde. Wir folgten dieſer Lockung, Syrakus aufzugeben, indem uns nicht unbekannt war, daß von dieſer herrlichen Stadt wenig mehr als der prächtige Name geblieben ſei. Allenfalls war ſie von Catania aus leicht zu beſuchen.

Caltaniſetta, Sonnabend den 28. April.

Heute können wir denn endlich ſagen, daß uns ein anſchaulicher Begriff geworden, wie Sizilien den Ehrennamen einer Kornkammer Italiens erlangen können. Eine Strecke, nachdem wir Girgenti verlaſſen, fing der fruchtbare Boden an. Es ſind keine großen Flächen, aber ſanft gegeneinander laufende Berg- und Hügelrücken, durchgängig mit Weizen und Gerſte beſtellt, die eine ununterbrochene Maſſe von Fruchtbarkeit dem Auge darbieten. Der dieſen Pflanzen geeignete Boden wird ſo genutzt und ſo geſchont, daß man nirgends einen Baum ſieht, ja alle die kleinen Ortſchaften und Wohnungen liegen auf Rücken der Hügel, wo eine hinſtreichende Reihe Kalkfelſen den Boden ohnehin unbrauchbar macht. Dort wohnen die Weiber das ganze Jahr, mit Spinnen und Weben beſchäftigt, die Männer hingegen bringen zur eigentlichen Epoche der Feldarbeit nur Sonnabend und Sonntag bei ihnen zu; die übrigen Tage bleiben ſie unten und ziehen ſich nachts in Rohrhütten zurück. Und ſo war denn unſer Wunſch bis zum Überdruß erfüllt: wir hätten uns Triptolems Flügelwagen gewünſcht, um dieſer Einförmigkeit zu entfliehen.

Nun ritten wir bei heißem Sonnenſchein durch dieſe wüſte Fruchtbarkeit und freuten uns, in dem wohlgelegenen und wohlgebauten Caltaniſetta zuletzt anzukommen, wo wir jedoch abermals vergeblich um eine leidliche Herberge bemüht waren. Die Maultiere ſtehen in prächtig gewölbten Ställen, die Knechte ſchlafen auf dem Klee, der den Tieren beſtimmt iſt, der Fremde aber muß ſeine Haushaltung von vorn anfangen. Ein allenfalls zu beziehendes Zimmer muß erſt gereinigt werden. Stühle und Bänke gibt es nicht, man ſitzt auf niedrigen Böcken von ſtarkem Holz; Tiſche ſind auch nicht zu finden.

Will man jene Böcke in Bettfüße verwandeln, ſo geht man zum Tiſchler und borgt ſoviel Bretter, als nötig ſind, gegen eine gewiſſe Miete. Der große Juchtenſack, den uns Hackert geliehen, kam diesmal ſehr zugute und ward vorläufig mit Häckerling angefüllt.

Vor allem aber mußte wegen des Eſſens Anſtalt getroffen werden. Wir hatten unterwegs eine Henne gekauft; der Vetturin war gegangen, Reis, Salz und Spezereien anzuſchaffen: weil er aber nie hier geweſen, ſo blieb lange unerörtert, wo denn eigentlich gekocht werden ſollte, wozu in der Herberge ſelbſt keine Gelegenheit war. Endlich bequemte ſich ein ältlicher Bürger, Herd und Holz, Küchen- und Tiſchgeräte gegen ein billiges herzugeben und uns, indeſſen gekocht würde, in der Stadt herumzuführen, endlich auf den Markt, wo die angeſehnſten Einwohner nach antiker Weiſe umherſaßen, ſich unterhielten und von uns unterhalten ſein wollten.

Wir mußten von Friedrich dem Zweiten erzählen, und ihre Teilnahme an dieſem großen Könige war ſo lebhaft, daß wir ſeinen Tod verhehlten, um nicht durch eine ſo unſelige Nachricht unſern Wirten verhaßt zu werden.

Geologiſches, nachträglich. Von Girgenti die Muſchelkalkfelſen hinab zeigt ſich ein weißliches Erdreich, das ſich nachher erklärt: man findet den älteren Kalk wieder und Gips unmittelbar daran. Weite flache Täler, Fruchtbau bis an die Gipfel, oft darüber weg: älterer Kalk mit verwittertem Gips gemiſcht. Nun zeigt ſich ein loſeres, gelbliches, leicht verwitterndes neues Kalkgeſtein; in den geackerten Feldern kann man deſſen Farbe deutlich erkennen, die oft ins Dunklere, ja ins Violette zieht. Etwas über halben Weg tritt der Gips wieder hervor. Auf demſelben wächſt häufig ein ſchön violettes, faſt roſenrotes Sedum und an den Kalkfelſen ein ſchön gelbes Moos.

Jenes verwitterliche Kalkgeſtein zeigt ſich öfters wieder, am ſtärkſten gegen Caltaniſetta, wo es in Lagern liegt, die einzelne Muſcheln enthalten; dann zeigt sich's rötlich, beinahe wie Mennige, mit wenigem Violett, wie oben bei San Martino bemerkt worden.

Quarzgeſchiebe habe ich nur etwa auf halbem Wege in einem Tälchen gefunden, das, an drei Seiten geſchloſſen, gegen Morgen und alſo gegen das Meer zu offen ſtand.

Links in der Ferne war der hohe Berg bei Cammarata merkwürdig und ein anderer wie ein geſtutzter Kegel. Die große Hälfte des Wegs kein Baum zu ſehen. Die Frucht ſtand herrlich, obgleich nicht ſo hoch wie zu Girgenti und am Meeresufer, jedoch ſo rein als möglich; in den unabſehbaren Weizenäckern kein Unkraut. Erſt ſahen wir nichts als grünende Felder, dann gepflügte, an feuchtlichen Örtern ein Stückchen Wieſe. Hier kommen auch Pappeln vor. Gleich hinter Girgenti fanden wir Äpfel und Birnen, übrigens an den Höhen und in der Nähe der wenigen Ortſchaften etwas Feigen.

Dieſe dreißig Miglien nebſt allem, was ich rechts und links erkennen konnte, iſt älterer und neuerer Kalk, dazwiſchen Gips. Der Verwitterung und Verarbeitung dieſer drei untereinander hat das Erdreich ſeine Fruchtbarkeit zu verdanken. Wenig Sand mag es enthalten, es knirſcht kaum unter den Zähnen. Eine Vermutung wegen des Fluſſes Achates wird ſich morgen beſtätigen.

Die Täler haben eine ſchöne Form, und ob ſie gleich nicht ganz flach ſind, ſo bemerkt man doch keine Spur von Regengüſſen, nur kleine Bäche, kaum merklich, rieſeln hin; denn alles fließt gleich unmittelbar nach dem Meere. Wenig roter Klee iſt zu ſehen; die niedrige Palme verſchwindet auch, ſo wie alle Blumen und Sträuche der ſüdweſtlichen Seite. Den Diſteln iſt nur erlaubt, ſich der Wege zu bemächtigen; alles andere gehört der Ceres an. Übrigens hat die Gegend viel Ähnliches mit deutſchen hügeligen und fruchtbaren Gegenden, zum Beiſpiel mit der zwiſchen Erfurt und Gotha, beſonders wenn man nach den Gleichen hinſieht. Sehr vieles mußte zuſammenkommen, um Sizilien zu einem der fruchtbarſten Länder der Welt zu machen.

Man ſieht wenig Pferde auf der ganzen Tour; ſie pflügen mit Ochſen, und es beſteht ein Verbot, keine Kühe und Kälber zu ſchlachten. Ziegen, Eſel und Maultiere begegneten uns viele. Die Pferde ſind meiſt Apfelſchimmel mit ſchwarzen Füßen und Mähnen; man findet die prächtigſten Stallräume mit gemauerten Bettſtellen. Das Land wird zu Bohnen und Linſen gedüngt, die übrigen Feldfrüchte wachſen nach dieſer Sömmerung. In Ähren geſchoßte, noch grüne Gerſte, in Bündeln, roter Klee desgleichen werden dem Vorbeireitenden zu Kauf angeboten.

Auf dem Berg über Caltaniſetta fand ſich feſter Kalkſtein mit Verſteinerungen; die großen Muſcheln lagen unten, die kleinen obenauf. Im Pflaſter des Städtchens fanden wir Kalkſtein mit Pektiniten.

84. Goethe: Fundstelle von Gesteinsproben in Sizilien (?).

Hinter Caltaniſetta ſenken ſich die Hügel gäh herunter in mancherlei Täler, die ihre Waſſer in den Fluß Salſo ergießen. Das Erdreich iſt rötlich, ſehr tonig; vieles lag unbeſtellt: auf dem beſtellten die Früchte ziemlich gut, doch, mit den vorigen Gegenden verglichen, noch zurück.

Caſtro Giovanni, Sonntag den 29. April.

Noch größere Fruchtbarkeit und Menſchenöde hatten wir heute zu bemerken. Regenwetter war eingefallen und machte den Reiſezuſtand ſehr unangenehm, da wir durch mehrere ſtark angeſchwollene Gewäſſer hindurch mußten. Am Fiume Salſo, wo man ſich nach einer Brücke vergeblich umſieht, überraſchte uns eine wunderliche Anſtalt. Kräftige Männer waren bereit, wovon immer zwei und zwei das Maultier mit Reiter und Gepäck in die Mitte faßten und ſo, durch einen tiefen Stromteil hindurch, bis auf eine große Kiesfläche führten; war nun die ſämtliche Geſellſchaft hier beiſammen, ſo ging es auf eben dieſe Weiſe durch den zweiten Arm des Fluſſes, wo die Männer denn abermals, durch Stemmen und Drängen, das Tier auf dem rechten Pfade und im Stromzug aufrecht erhielten. An dem Waſſer her iſt etwas Buſchwerk, das ſich aber landeinwärts gleich wieder verliert. Der Fiume Salſo bringt Granit, einen Übergang in Gneis, breccierten und einfärbigen Marmor.

Nun ſahen wir den einzeln ſtehenden Bergrücken vor uns, worauf Caſtro Giovanni liegt und welcher der Gegend einen ernſten, ſonderbaren Charakter erteilt. Als wir den langen, an der Seite ſich hinanziehenden Weg ritten, fanden wir den Berg aus Muſchelkalk beſtehend; große, nur kalzinierte Schalen wurden aufgepackt. Man ſieht Caſtro Giovanni nicht eher, als bis man ganz oben auf den Bergrücken gelangt; denn es liegt am Felsabhang gegen Norden. Das wunderliche Städtchen ſelbſt, der Turm, links in einiger Entfernung das Örtchen Caltascibetta ſtehen gar ernſthaft gegeneinander. In der Plaine ſah man die Bohnen in voller Blüte. Wer hätte ſich aber dieſes Anblicks erfreuen können! Die Wege waren entſetzlich, noch ſchrecklicher, weil ſie ehemals gepflaſtert geweſen; und es regnete immerfort. Das alte Enna empfing uns ſehr unfreundlich: ein Eſtrichzimmer mit Läden ohne Fenſter, ſo daß wir entweder im Dunkeln ſitzen oder den Sprühregen, dem wir ſoeben entgangen waren, wieder erdulden mußten. Einige Überreſte unſeres Reiſevorrats wurden verzehrt, die Nacht kläglich zugebracht. Wir taten ein feierliches Gelübde, nie wieder nach einem mythologiſchen Namen unſer Wegeziel zu richten.

Montag den 30. April.

Von Caſtro Giovanni herab führt ein rauher, unbequemer Stieg; wir mußten die Pferde führen. Die Atmoſphäre vor uns tief herab mit Wolken bedeckt, wobei ſich ein wunderbar Phänomen in der größten Höhe ſehen ließ. Es war weiß und grau geſtreift und ſchien etwas Körperliches zu ſein; aber wie käme das Körperliche in den Himmel! Unſer Führer belehrte uns, dieſe unſere Verwunderung gelte einer Seite des Ätna, welche durch die zerriſſenen Wolken durchſehe: Schnee und Bergrücken abwechſelnd bildeten die Streifen, es ſei nicht einmal der höchſte Gipfel.

Des alten Enna ſteiler Felſen lag nun hinter uns; wir zogen durch lange, lange, einſame Täler; unbebaut und unbewohnt lagen ſie da, dem weidenden Vieh überlaſſen, das wir ſchön braun fanden, nicht groß, mit kleinen Hörnern, gar nett, ſchlank und munter wie die Hirſchchen. Dieſe guten Geſchöpfe hatten zwar Weide genug, ſie war ihnen aber

doch durch ungeheure Diſtelmaſſen beengt und nach und nach verkümmert. Dieſe Pflanzen finden hier die ſchönſte Gelegenheit, ſich zu beſamen und ihr Geſchlecht auszubreiten; ſie nehmen einen unglaublichen Raum ein, der zur Weide von ein paar großen Landgütern hinreichte. Da ſie nicht perennieren, ſo wären ſie jetzt, vor der Blüte niedergemäht, gar wohl zu vertilgen.

Indeſſen wir nun dieſe landwirtlichen Kriegsplane gegen die Diſteln ernſtlich durchdachten, mußten wir zu unſerer Beſchämung bemerken, daß ſie doch nicht ganz unnütz ſeien. Auf einem einſam ſtehenden Gaſthofe, wo wir fütterten, waren zugleich ein paar ſizilianiſche Edelleute angekommen, welche quer durch das Land, eines Prozeſſes wegen, nach Palermo zogen. Mit Verwunderung ſahen wir dieſe beiden ernſthaften Männer mit ſcharfen Taſchenmeſſern vor einer ſolchen Diſtelgruppe ſtehen und die oberſten Teile dieſer emporſtrebenden Gewächſe niederhauen; ſie faßten alsdann dieſen ſtachligen Gewinn mit ſpitzen Fingern, ſchälten den Stengel und verzehrten das Innere desſelben mit Wohlgefallen. Damit beſchäftigten ſie ſich eine lange Zeit, indeſſen wir uns an Wein, diesmal ungemiſcht, und gutem Brot erquickten. Der Vetturin bereitete uns dergleichen Stengelmark und verſicherte, es ſei eine geſunde, kühlende Speiſe, ſie wollte uns aber ſo wenig ſchmecken als der rohe Kohlrabi zu Segeſte.

Unterwegs.

In das Tal gelangt, wodurch der Fluß San Paolo ſich ſchlängelt, fanden wir das Erdreich rötlich-ſchwarz und verwitterlichen Kalk; viel Brache, ſehr weite Felder, ſchönes Tal, durch das Flüßchen ſehr angenehm. Der gemiſchte gute Lehmboden iſt mitunter zwanzig Fuß tief und meiſtens gleich. Die Aloes hatten ſtark getrieben. Die Frucht ſtand ſchön, doch mitunter unrein und, gegen die Mittagſeite berechnet, weit zurück. Hie und da kleine Wohnungen; kein Baum als unmittelbar unter Caſtro Giovanni. Am Ufer des Fluſſes viel Weide, durch ungeheure Diſtelmaſſen eingeſchränkt. Im Flußgeſchiebe das Quarzgeſtein wieder, teils einfach, teils breccienartig.

Molimenti, ein neues Örtchen, ſehr klug in der Mitte ſchöner Felder angelegt, am Flüßchen San Paolo. Der Weizen ſtand in der Nähe ganz unvergleichlich, ſchon den 20. Mai zu ſchneiden. Die ganze Gegend zeigt noch keine Spur von vulkaniſchem Weſen, auch ſelbſt der Fluß führt keine dergleichen Geſchiebe. Der Boden, gut gemiſcht, eher ſchwer als leicht, iſt im ganzen kaffeebraun-violettlich anzuſehen. Alle Gebirge links, die den Fluß einſchließen, ſind Kalk- und Sandſtein, deren Abwechſelung ich nicht beobachten konnte, welche jedoch, verwitternd, die große, durchaus gleiche Fruchtbarkeit des untern Tales bereitet haben.

Dienstag den 1. Mai.

Durch ein ſo ungleich angebautes, obwohl von der Natur zu durchgängiger Fruchtbarkeit beſtimmtes Tal ritten wir einigermaßen verdrießlich herunter, weil nach ſo viel ausgeſtandenen Unbilden unſern maleriſchen Zwecken gar nichts entgegenkam. Kniep hatte eine recht bedeutende Ferne umriſſen; weil aber der Mittel- und Vordergrund gar zu abſcheulich war, ſetzte er, geſchmackvoll ſcherzend, ein Pouſſinſches Vorderteil daran, welches ihm nichts koſtete und das Blatt zu einem ganz hübſchen Bildchen machte. Wieviel maleriſche Reiſen mögen dergleichen Halbwahrheiten enthalten!

Unſer Reitmann verſprach, um unſer mürriſches Weſen zu begütigen, für den Abend eine gute Herberge, brachte uns auch wirklich in einen vor wenig Jahren gebauten Gaſt-

hof, der auf dieſem Wege, gerade in gehöriger Entfernung von Catania gelegen, dem Reiſenden willkommen ſein mußte, und wir ließen es uns, bei einer leidlichen Einrichtung, ſeit zwölf Tagen wieder einigermaßen bequem werden. Merkwürdig aber war uns eine Inſchrift, an die Wand bleiſtiftlich mit ſchönen engliſchen Schriftzügen geſchrieben; ſie enthielt folgendes: „Reiſende, wer ihr auch ſeid, hütet euch in Catania vor dem Wirtshauſe zum goldenen Löwen! Es iſt ſchlimmer, als wenn ihr Zyklopen, Sirenen und Szyllen zugleich in die Klauen fielet.“ Ob wir nun ſchon dachten, der wohlmeinende Warner möchte die Gefahr etwas mythologiſch vergrößert haben, ſo ſetzten wir uns doch feſt vor, den goldenen Löwen zu vermeiden, der uns als ein ſo grimmiges Tier angekündigt war. Als uns daher der Maultiertreibende befragte, wo wir in Catania einkehren wollten, ſo verſetzten wir: Überall, nur nicht im Löwen! Worauf er den Vorſchlag tat, da vorlieb zu nehmen, wo er ſeine Tiere unterſtelle; nur müßten wir uns daſelbſt auch verköſtigen, wie wir es ſchon bisher getan. Wir waren alles zufrieden; dem Rachen des Löwen zu entgehen, war unſer einziger Wunſch.

Gegen Hybla Major melden ſich Lavageſchiebe, welche das Waſſer von Norden herunter bringt. Über der Fähre findet man Kalkſtein, welcher allerlei Arten Geſchiebe, Hornſtein, Lava und Kalk, verbunden hat, dann verhärtete vulkaniſche Aſche, mit Kalktuff überzogen. Die gemiſchten Kieshügel dauern immerfort bis gegen Catania; bis an dieſelben und über dieſelben finden ſich Lavaſtröme des Ätna. Einen wahrſcheinlichen Krater läßt man links. (Gleich unter Molimenti rauften die Bauern den Flachs.) Wie die Natur das Bunte liebt, läßt ſie hier ſehen, wo ſie ſich an der ſchwarz-blau-grauen Lava erluſtigt: hochgelbes Moos überzieht ſie, ein ſchön rotes Sedum wächſt üppig darauf, andere ſchöne violette Blumen. Eine ſorgſame Kultur beweiſt ſich an den Kaktuspflanzungen und Weinranken. Nun drängen ſich ungeheuere Lavaflüſſe heran. Motta iſt ein ſchöner bedeutender Fels. Hier ſtehen die Bohnen als ſehr hohe Stauden. Die Äcker ſind veränderlich, bald ſehr kieſig, bald beſſer gemiſcht.

Der Vetturin, der dieſe Frühlingsvegetation der Südoſtſeite lange nicht geſehen haben mochte, verfiel in großes Ausrufen über die Schönheit der Frucht und fragte uns mit ſelbſtgefälligem Patriotismus, ob es in unſern Landen auch wohl ſolche gäbe. Ihr iſt hier alles aufgeopfert; man ſieht wenig, ja gar keine Bäume. Allerliebſt war ein Mädchen von prächtiger, ſchlanker Geſtalt, eine ältere Bekanntſchaft unſeres Vetturins, die ſeinem Maultiere gleichlief, ſchwatzte und dabei mit ſolcher Zierlichkeit als möglich ihren Faden ſpann. Nun fingen gelbe Blumen zu herrſchen an. Gegen Miſterbianco ſtanden die Kaktus ſchon wieder in Zäunen; Zäune aber, ganz von dieſen wunderſam gebildeten Gewächſen, werden in der Nähe von Catania immer regelmäßiger und ſchöner.

Catania, Mittwoch den 2. Mai.

In unſerer Herberge befanden wir uns freilich ſehr übel. Die Koſt, wie ſie der Maultierknecht bereiten konnte, war nicht die beſte. Eine Henne, in Reis gekocht, wäre dennoch nicht zu verachten geweſen, hätte ſie nicht ein unmäßiger Safran ſo gelb als ungenießbar gemacht. Das unbequemſte Nachtlager hätte uns beinahe genötigt, Hackerts Juchtenſack wieder hervorzuholen; deshalb ſprachen wir morgens zeitig mit dem freundlichen Wirte. Er bedauerte, daß er uns nicht beſſer verſorgen könne: da drüben aber iſt ein Haus, wo Fremde gut aufgehoben ſind und alle Urſache haben, zufrieden zu ſein. Er zeigte uns ein großes Eckhaus, von welchem die uns zugekehrte Seite viel Gutes ver-

ſprach. Wir eilten ſogleich hinüber, fanden einen rührigen Mann, der ſich als Lohnbedienter angab und, in Abweſenheit des Wirts, uns ein ſchönes Zimmer neben einem Saal anwies, auch zugleich verſicherte, daß wir aufs billigſte bedient werden ſollten. Wir erkundigten uns ungeſäumt hergebrachterweiſe, was für Quartier, Tiſch, Wein, Frühſtück und ſonſtiges Beſtimmbare zu bezahlen ſei. Das war alles billig, und wir ſchafften eilig unſere Wenigkeiten herüber, ſie in die weitläufigen vergoldeten Kommoden einzuordnen. Kniep fand zum erſten Male Gelegenheit, ſeine Pappe auszubreiten; er ordnete ſeine Zeichnungen, ich mein Bemerktes. Sodann, vergnügt über die ſchönen Räume, traten wir auf den Balkon des Saals, der Ausſicht zu genießen. Nachdem wir dieſe genugſam betrachtet und gelobt, kehrten wir um nach unſern Geſchäften, und ſiehe! da drohte über unſerm Haupte ein großer goldner Löwe. Wir ſahen einander bedenklich an, lächelten und lachten. Von nun an aber blickten wir umher, ob nicht irgendwo eins der Homeriſchen Schreckbilder hervorſchauen möchte.

Nichts dergleichen war zu ſehen; dagegen fanden wir im Saal eine hübſche, junge Frau, die mit einem Kinde von etwa zwei Jahren herumtändelte, aber ſogleich von dem beweglichen Halbwirt derb ausgeſcholten daſtand: ſie ſolle ſich hinweg verfügen, hieß es; ſie habe hier nichts zu tun. Es iſt doch hart, daß du mich fortjagſt, ſagte ſie; das Kind iſt zu Hauſe nicht zu begütigen, wenn du weg biſt, und die Herrn erlauben mir gewiß, in deiner Gegenwart das Kleine zu beruhigen. Der Gemahl ließ es dabei nicht bewenden, ſondern ſuchte ſie fortzuſchaffen; das Kind ſchrie in der Türe ganz erbärmlich, und wir mußten zuletzt ernſtlich verlangen, daß das hübſche Madamchen dabliebe.

Durch den Engländer gewarnt, war es keine Kunſt, die Komödie zu durchſchauen; wir ſpielten die Neulinge, die Unſchuldigen, er aber machte ſeine liebreiche Vaterſchaft auf das beſte gelten. Das Kind wirklich war am freundlichſten mit ihm, wahrſcheinlich hatte es die angebliche Mutter unter der Türe gekneipt.

Und ſo war ſie auch in der größten Unſchuld dageblieben, als der Mann wegging, ein Empfehlungsſchreiben an den Hausgeiſtlichen des Prinzen Biscari zu überbringen. Sie dahlte fort, bis er zurückkam und anzeigte, der Abbé würde ſelbſt erſcheinen, uns von dem Näheren zu unterrichten.

Donnerstag den 3. Mai.

Der Abbé, der uns geſtern abend ſchon begrüßt hatte, erſchien heute zeitig und führte uns in den Palaſt, welcher auf einem hohen Sockel einſtöckig gebaut iſt; und zwar ſahen wir zuerſt das Muſeum, wo marmorne und eherne Bilder, Vaſen und alle Arten ſolcher Altertümer beiſammenſtehen. Wir hatten abermals Gelegenheit, unſere Kenntniſſe zu erweitern, beſonders aber feſſelte uns der Sturz eines Jupiters, deſſen Abguß ich ſchon aus Tiſchbeins Werkſtatt kannte und welcher größere Vorzüge beſitzt, als wir zu beurteilen vermochten. Ein Hausgenoſſe gab die nötigſte hiſtoriſche Auskunft, und nun gelangten wir in einen großen hohen Saal. Die vielen Stühle an den Wänden umher zeugten, daß große Geſellſchaft ſich manchmal hier verſammle. Wir ſetzten uns in Erwartung einer günſtigen Aufnahme. Da kamen ein paar Frauenzimmer herein und gingen der Länge nach auf und ab. Sie ſprachen angelegentlich miteinander. Als ſie uns gewahrten, ſtand der Abbé auf, ich desgleichen; wir neigten uns. Ich fragte, wer ſie ſeien, und erfuhr, die jüngere ſei die Prinzeſſin, die ältere eine edle Catanierin. Wir hatten uns wieder geſetzt, ſie gingen auf und ab, wie man auf einem Marktplatze tun würde.

Wir wurden zum Prinzen geführt, der, wie man mir ſchon bemerkt hatte, uns ſeine Münzſammlung aus beſonderem Vertrauen vorwies, da wohl früher ſeinem Herrn Vater und auch ihm nachher bei ſolchem Vorzeigen manches abhanden gekommen und ſeine gewöhnliche Bereitwilligkeit dadurch einigermaßen vermindert worden. Hier konnte ich nun ſchon etwas kenntnisreicher ſcheinen, indem ich mich bei Betrachtung der Sammlung des Prinzen Torremuzza belehrt hatte. Ich lernte wieder und half mir an jenem dauerhaften Winckelmanniſchen Faden, der uns durch die verſchiedenen Kunſtepochen durchleitet, ſo ziemlich hin. Der Prinz, von dieſen Dingen völlig unterrichtet, da er keine Kenner, aber aufmerkſame Liebhaber vor ſich ſah, mochte uns gern in allem, wonach wir forſchten, belehren.

Nachdem wir dieſen Betrachtungen geraume Zeit, aber doch noch immer zu wenig gewidmet, ſtanden wir im Begriff, uns zu beurlauben, als er uns zu ſeiner Frau Mutter führte, woſelbſt die übrigen kleinern Kunſtwerke zu ſehen waren.

Wir fanden eine anſehnliche, natürlich-edle Frau, die uns mit den Worten empfing: Sehen Sie ſich bei mir um, meine Herrn, Sie finden hier alles noch, wie es mein ſeliger Gemahl geſammelt und geordnet hat. Dies danke ich der Frömmigkeit meines Sohnes, der mich in ſeinen beſten Zimmern nicht nur wohnen, ſondern auch hier nicht das geringſte entfernen oder verrücken läßt, was ſein ſeliger Herr Vater anſchaffte und aufſtellte; wodurch ich den doppelten Vorteil habe, ſowohl auf die ſo lange Jahre her gewohnte Weiſe zu leben, als auch, wie von jeher, die trefflichen Fremden zu ſehen und näher zu kennen, die, unſere Schätze zu betrachten, von ſo weiten Orten herkommen.

Sie ſchloß uns darauf ſelbſt den Glasſchrank auf, worin die Arbeiten in Bernſtein aufbewahrt ſtanden. Der ſizilianiſche unterſcheidet ſich von dem nordiſchen darin, daß er von der durchſichtigen und undurchſichtigen Wachs- und Honigfarbe durch alle Abſchattungen eines geſättigten Gelbs bis zum ſchönſten Hyazinthrot hinanſteigt. Urnen, Becher und andere Dinge waren daraus geſchnitten, wozu man große bewundernswürdige Stücke des Materials mitunter vorausſetzen mußte. An dieſen Gegenſtänden, ſowie an geſchnittenen Muſcheln, wie ſie in Trapani gefertigt werden, ferner an ausgeſuchten Elfenbeinarbeiten hatte die Dame ihre beſondere Freude und wußte dabei manche heitere Geſchichte zu erzählen. Der Fürſt machte uns auf die ernſteren Gegenſtände aufmerkſam, und ſo floſſen einige Stunden vergnügt und belehrend vorüber.

Indeſſen hatte die Fürſtin vernommen, daß wir Deutſche ſeien; ſie fragte daher nach Herrn von Riedeſel, Bartels, Münter, welche ſie ſämtlich gekannt und ihren Charakter und Betragen, gar wohl unterſcheidend, zu würdigen wußte. Wir trennten uns ungern von ihr, und ſie ſchien uns ungern wegzulaſſen. Dieſer Inſelzuſtand hat doch immer etwas Einſames, nur durch vorübergehende Teilnahme aufgefriſcht und erhalten.

Uns führte der Geiſtliche alsdann in das Benediktinerkloſter, in die Zelle eines Bruders, deſſen, bei mäßigem Alter, trauriges und in ſich zurückgezogenes Anſehn wenig frohe Unterhaltung verſprach. Er war jedoch der kunſtreiche Mann, der die ungeheuere Orgel dieſer Kirche allein zu bändigen wußte. Als er unſere Wünſche mehr erraten als vernommen, erfüllte er ſie ſchweigend: wir begaben uns in die ſehr geräumige Kirche, die er, das herrliche Inſtrument bearbeitend, bis in den letzten Winkel mit leiſeſtem Hauch ſowohl als gewaltſamſten Tönen durchſäuſelte und durchſchmetterte.

Wer den Mann nicht vorher geſehen, hätte glauben müſſen, es ſei ein Rieſe, der ſolche Gewalt ausübe; da wir aber ſeine Perſönlichkeit ſchon kannten, bewunderten wir nur, daß er in dieſem Kampf nicht ſchon längſt aufgerieben ſei.

Bald nach Tiſche kam der Abbé mit einem Wagen, da er uns den entfernteren Teil der Stadt zeigen ſollte. Beim Einſteigen ereignete ſich ein wunderſamer Rangſtreit. Ich war zuerſt eingeſtiegen und hätte ihm zur linken Hand geſeſſen; er, einſteigend, verlangte ausdrücklich, daß ich herumrücken und ihn zu meiner Linken nehmen ſollte; ich bat ihn, dergleichen Zeremonien zu unterlaſſen. Verzeiht, ſagte er, daß wir alſo ſitzen! denn wenn ich meinen Platz zu Eurer Rechten nehme, ſo glaubt jedermann, daß ich mit Euch fahre; ſitze ich aber zur Linken, ſo iſt es ausgeſprochen, daß Ihr mit mir fahrt, mit mir nämlich, der ich Euch im Namen des Fürſten die Stadt zeige. Dagegen war freilich nichts einzuwenden, und alſo geſchah es.

Wir fuhren die Straßen hinaufwärts, wo die Lava, welche 1669 einen großen Teil dieſer Stadt zerſtörte, noch bis auf unſere Tage ſichtbar blieb. Der ſtarre Feuerſtrom ward bearbeitet wie ein anderer Fels, ſelbſt auf ihm waren Straßen vorgezeichnet und teilweiſe gebaut. Ich ſchlug ein unbezweifeltes Stück des Geſchmolzenen herunter, bedenkend, daß vor meiner Abreiſe aus Deutſchland ſchon der Streit über die Vulkanität der Baſalte ſich entzündet hatte. Und ſo tat ich's an mehreren Stellen, um zu mancherlei Abänderungen zu gelangen.

Wären jedoch Einheimiſche nicht ſelbſt Freunde ihrer Gegend, nicht ſelbſt bemüht, entweder eines Vorteils oder der Wiſſenſchaft willen, das, was in ihrem Revier merkwürdig iſt, zuſammenzuſtellen, ſo müßte der Reiſende ſich lang vergebens quälen. Schon in Neapel hatte mich der Lavenhändler ſehr gefördert, hier, in einem weit höheren Sinne, der Ritter Gioeni. Ich fand in ſeiner reichen, ſehr galant aufgeſtellten Sammlung die Laven des Ätna, die Baſalte am Fuß desſelben, verändertes Geſtein, mehr oder weniger zu erkennen; alles wurde freundlichſt vorgezeigt. Am meiſten hatte ich Zeolithe zu bewundern, aus den ſchroffen, im Meere ſtehenden Felſen unter Jaci.

Als wir den Ritter um die Mittel befragten, wie man ſich benehmen müſſe, um den Ätna zu beſteigen, wollte er von einer Wagnis nach dem Gipfel, beſonders in der gegenwärtigen Jahreszeit, gar nichts hören. Überhaupt, ſagte er, nachdem er uns um Verzeihung gebeten, die hier ankommenden Fremden ſehen die Sache für allzuleicht an; wir andern Nachbarn des Berges ſind ſchon zufrieden, wenn wir ein paarmal in unſerm Leben die beſte Gelegenheit abgepaßt und den Gipfel erreicht haben. Brydone, der zuerſt durch ſeine Beſchreibung die Luſt nach dieſem Feuergipfel entzündet, iſt gar nicht hinaufgekommen; Graf Borch läßt den Leſer in Ungewißheit, aber auch er iſt nur bis auf eine gewiſſe Höhe gelangt; und ſo könnte ich von mehrern ſagen. Für jetzt erſtreckt ſich der Schnee noch allzuweit herunter und breitet unüberwindliche Hinderniſſe entgegen. Wenn Sie meinem Rate folgen mögen, ſo reiten Sie morgen, bei guter Zeit, bis an den Fuß des Monte Roſſo. Beſteigen Sie dieſe Höhe! Sie werden von da des herrlichſten Anblicks genießen und zugleich die alte Lava bemerken, welche, dort 1669 entſprungen, unglücklicherweiſe ſich nach der Stadt hereinwälzte. Die Ausſicht iſt herrlich und deutlich; man tut beſſer, ſich das übrige erzählen zu laſſen.

Freitag den 4. Mai.

Folgſam dem guten Rate, machten wir uns zeitig auf den Weg und erreichten, auf unſern Maultieren immer rückwärts ſchauend, die Region der durch die Zeit noch ungebändigten Laven. Zackige Klumpen und Tafeln ſtarrten uns entgegen, durch welche nur ein zufälliger Pfad von den Tieren gefunden wurde. Auf der erſten bedeutenden Höhe hielten

85. Ch. Kniep: Die Monti Rossi am Ätna.

86. Ch. Kniep: Jaci (Aci Castello).

wir ſtill. Kniep zeichnete mit großer Präziſion, was hinaufwärts vor uns lag: die Lavenmaſſen im Vorgrunde, den Doppelgipfel des Monte Roſſo links, gerade über uns die Wälder von Nicoloſi, aus denen der beſchneite, wenig rauchende Gipfel hervorſtieg. Wir rückten dem roten Berge näher, ich ſtieg hinauf: er iſt ganz aus rotem vulkaniſchen Grus, Aſche und Steinen zuſammengehäuft. Um die Mündung hätte ſich bequem herumgehen laſſen, hätte nicht ein gewaltſam ſtürmender Morgenwind jeden Schritt unſicher gemacht; wollte ich nur einigermaßen fortkommen, ſo mußte ich den Mantel ablegen, nun aber war der Hut jeden Augenblick in Gefahr, in den Krater getrieben zu werden, und ich hinterdrein. Deshalb ſetzte ich mich nieder, um mich zu faſſen und die Gegend zu überſchauen; aber auch dieſe Lage half mir nichts: der Sturm kam gerade von Oſten her, über das herrliche Land, das nah und fern bis ans Meer unter mir lag. Den ausgedehnten Strand von Meſſina bis Syrakus, mit ſeinen Krümmungen und Buchten, ſah ich vor Augen, entweder ganz frei oder durch Felſen des Ufers nur wenig bedeckt. Als ich ganz betäubt wieder herunterkam, hatte Kniep im Schauer ſeine Zeit gut angewendet und mit zarten Linien auf dem Papier geſichert, was der wilde Sturm mich kaum ſehen, viel weniger feſthalten ließ.

In dem Rachen des goldenen Löwen wieder angelangt, fanden wir den Lohnbedienten, den wir nur mit Mühe uns zu begleiten abgehalten hatten. Er lobte, daß wir den Gipfel aufgegeben, ſchlug aber für morgen eine Spazierfahrt auf dem Meere, zu den Felſen von Jaci, andringlich vor: das ſei die ſchönſte Luſtpartie, die man von Catania aus machen könne! man nehme Trank und Speiſe mit, auch wohl Gerätſchaften, um etwas zu wärmen; ſeine Frau erbiete ſich, dieſes Geſchäft zu übernehmen. Ferner erinnerte er ſich des Jubels, wie Engländer wohl gar einen Kahn mit Muſik zur Begleitung genommen hätten, welche Luſt über alle Vorſtellung ſei.

Die Felſen von Jaci zogen mich heftig an: ich hatte großes Verlangen, mir ſo ſchöne Zeolithe herauszuſchlagen, als ich bei Gioeni geſehen. Man konnte ja die Sache kurz faſſen, die Begleitung der Frau ablehnen. Aber der warnende Geiſt des Engländers behielt die Oberhand; wir taten auf die Zeolithe Verzicht und dünkten uns nicht wenig wegen dieſer Enthaltſamkeit.

Sonnabend den 5. Mai.

Unſer geiſtlicher Begleiter blieb nicht aus. Er führte uns, die Reſte alter Baukunſt zu ſehen, zu welchen der Beſchauer freilich ein ſtarkes Reſtaurationstalent mitbringen muß. Man zeigte die Reſte von Waſſerbehältern, einer Naumachie und andere dergleichen Ruinen, die aber, bei der vielfachen Zerſtörung der Stadt durch Laven, Erdbeben und Krieg, dergeſtalt verſchüttet und verſenkt ſind, daß Freude und Belehrung nur dem genauſten Kenner altertümlicher Baukunſt daraus entſpringen kann.

Eine nochmalige Aufwartung beim Prinzen lehnte der Pater ab, und wir ſchieden beiderſeits mit lebhaften Ausdrücken der Dankbarkeit und des Wohlwollens.

Taormina, Sonntag den 6. Mai.

Gott ſei Dank, daß alles, was wir heute geſehen, ſchon genugſam beſchrieben iſt, mehr aber noch, daß Kniep ſich vorgenommen hat, morgen den ganzen Tag oben zu zeichnen. Wenn man die Höhe der Felſenwände erſtiegen hat, welche ohnfern des Meerſtrandes in die Höhe ſteilen, findet man zwei Gipfel durch ein Halbrund verbunden. Was dies

auch von Natur für eine Geſtalt gehabt haben mag, die Kunſt hat nachgeholfen und daraus den amphitheatraliſchen Halbzirkel für Zuſchauer gebildet; Mauern und andere Angebäude von Ziegelſteinen, ſich anſchließend, ſupplierten die nötigen Gänge und Hallen. Am Fuße des ſtufenartigen Halbzirkels erbaute man die Szene quer vor, verband dadurch die beiden Felſen und vollendete das ungeheuerſte Natur- und Kunſtwerk.

Setzt man ſich nun dahin, wo ehemals die oberſten Zuſchauer ſaßen, ſo muß man geſtehen, daß wohl nie ein Publikum im Theater ſolche Gegenſtände vor ſich gehabt. Rechts zur Seite, auf höheren Felſen, erheben ſich Kaſtelle, weiter unten liegt die Stadt, und obſchon dieſe Baulichkeiten aus neueren Zeiten ſind, ſo ſtanden doch vor alters wohl eben dergleichen auf derſelben Stelle. Nun ſieht man an dem ganzen langen Gebirgsrücken des Ätna hin, links das Meerufer bis nach Catania, ja Syrakus; dann ſchließt der ungeheure dampfende Feuerberg das weite, breite Bild, aber nicht ſchrecklich; denn die mildernde Atmoſphäre zeigt ihn entfernter und ſanfter, als er iſt.

Wendet man ſich von dieſem Anblick in die an der Rückſeite der Zuſchauer angebrachten Gänge, ſo hat man die ſämtlichen Felswände links, zwiſchen denen und dem Meere ſich der Weg nach Meſſina hinſchlingt. Felsgruppen und Felsrücken im Meere ſelbſt, die Küſte von Kalabrien in der weiteſten Ferne, nur mit Aufmerkſamkeit von gelind ſich erhebenden Wolken zu unterſcheiden.

Wir ſtiegen gegen das Theater hinab, verweilten in deſſen Ruinen, an welchen ein geſchickter Architekt ſeine Reſtaurationsgabe wenigſtens auf dem Papier verſuchen ſollte, unternahmen ſodann, uns durch die Gärten eine Bahn nach der Stadt zu brechen. Allein hier erfuhren wir, was ein Zaun von nebeneinander gepflanzten Agaven für ein undurchdringliches Bollwerk ſei: durch die verſchränkten Blätter ſieht man durch und glaubt auch hindurchdringen zu können, allein die kräftigen Stacheln der Blattränder ſind empfindliche Hinderniſſe; tritt man auf ein ſolches koloſſales Blatt, in Hoffnung, es werde uns tragen, ſo bricht es zuſammen, und anſtatt hinüber ins Freie zu kommen, fallen wir einer Nachbarpflanze in die Arme. Zuletzt entwickelten wir uns doch dieſem Labyrinthe, genoſſen weniges in der Stadt, konnten aber vor Sonnenuntergang von der Gegend nicht ſcheiden. Unendlich ſchön war es, zu beobachten, wie dieſe in allen Punkten bedeutende Gegend nach und nach in Finſternis verſank.

Unter Taormina, am Meer, Montag den 7. Mai.

Kniepen, mir vom Glück zugeführt, kann ich nicht genug preiſen, da er mich einer Bürde entledigt, die mir unerträglich wäre, und mich meiner eigenen Natur wiedergibt. Er iſt hinaufgegangen, im einzelnen zu zeichnen, was wir obenhin betrachtet. Er wird ſeine Bleiſtifte manchmal ſpitzen, und ich ſehe nicht, wie er fertig werden will. Das hätte ich nun auch alles wiederſehen können! Erſt wollte ich mit hinaufgehen, dann aber reizte mich's, hier zu bleiben; die Enge ſucht ich wie der Vogel, der ſein Neſt bauen möchte. In einem ſchlechten, verwahrloſten Bauergarten habe ich mich auf Orangenäſte geſetzt und mich in Grillen vertieft. Orangenäſte, worauf der Reiſende ſitzt, klingt etwas wunderbar, wird aber ganz natürlich, wenn man weiß, daß der Orangenbaum, ſeiner Natur überlaſſen, ſich bald über der Wurzel in Zweige trennt, die mit der Zeit zu entſchiedenen Äſten werden.

Und ſo ſaß ich, den Plan zu *Nauſikaa* weiter denkend, eine dramatiſche Konzentration der Odyſſee. Ich halte ſie nicht für unmöglich, nur müßte man den Grundunterſchied des Drama und der Epopöe recht ins Auge faſſen.

87. Ch. Kniep: Ruinen des Theaters von Taormina.

88. Ch. Kniep: Am Strande von Taormina (Giardini).

Kniep iſt herabgekommen und hat zwei ungeheure Blätter, reinlichſt gezeichnet, zufrieden und vergnügt zurückgebracht. Beide wird er zum ewigen Gedächtnis an dieſen herrlichen Tag für mich ausführen.

Zu vergeſſen iſt nicht, daß wir auf dieſes ſchöne Ufer unter dem reinſten Himmel von einem kleinen Altan herabſchauten, Roſen erblickten und Nachtigallen hörten. Dieſe ſingen hier, wie man uns verſichert, ſechs Monate hindurch.

Aus der Erinnerung.

War ich nun durch die Gegenwart und Tätigkeit eines geſchickten Künſtlers und durch eigne, obgleich nur einzelne und ſchwächere Bemühungen gewiß, daß mir von den intereſſanteſten Gegenden und ihren Teilen feſte wohlgewählte Bilder, im Umriß und nach Belieben auch ausgeführt, bleiben würden, ſo gab ich um ſo mehr einem nach und nach auflebenden Drange nach, die gegenwärtige herrliche Umgebung, das Meer, die Inſeln, die Häfen, durch poetiſche würdige Geſtalten zu beleben und mir auf und aus dieſem Lokal eine Kompoſition zu bilden, in einem Sinne und in einem Ton, wie ich ſie noch nicht hervorgebracht. Die Klarheit des Himmels, der Hauch des Meeres, die Düfte, wodurch die Gebirge mit Himmel und Meer gleichſam in *ein* Element aufgelöſt wurden: alles dies gab Nahrung meinen Vorſätzen, und indem ich in jenem ſchönen öffentlichen Garten zwiſchen blühenden Hecken von Oleander, durch Lauben von fruchttragenden Orangen- und Zitronenbäumen wandelte und zwiſchen andern Bäumen und Sträuchen, die mir unbekannt waren, verweilte, fühlte ich den fremden Einfluß auf das allerangenehmſte.

Ich hatte mir, überzeugt, daß es für mich keinen beſſern Kommentar zur Odyſſee geben könne, als eben gerade dieſe lebendige Umgebung, ein Exemplar verſchafft und las es nach meiner Art mit unglaublichem Anteil. Doch wurde ich gar bald zu eigner Produktion angeregt, die, ſo ſeltſam ſie auch im erſten Augenblicke ſchien, mir doch immer lieber ward und mich endlich ganz beſchäftigte. Ich ergriff nämlich den Gedanken, den Gegenſtand der *Nauſikaa* als Tragödie zu behandeln.

Es iſt mir ſelbſt nicht möglich, abzuſehen, was ich daraus würde gemacht haben, aber ich war über den Plan bald mit mir einig. Der Hauptſinn war der, in der Nauſikaa eine treffliche, von vielen umworbene Jungfrau darzuſtellen, die, ſich keiner Neigung bewußt, alle Freier bisher ablehnend behandelt, durch einen ſeltſamen Fremdling aber gerührt, aus ihrem Zuſtand heraustritt und durch eine voreilige Äußerung ihrer Neigung ſich kompromittiert, was die Situation vollkommen tragiſch macht. Dieſe einfache Fabel ſollte durch den Reichtum der ſubordinierten Motive und beſonders durch das Meer- und Inſelhafte der eigentlichen Ausführung und des beſondern Tons erfreulich werden.

Der erſte Akt begann mit dem Ballſpiel. Die unerwartete Bekanntſchaft wird gemacht, und die Bedenklichkeit, den Fremden nicht ſelbſt in die Stadt zu führen, wird ſchon ein Vorbote der Neigung.

Der zweite Akt exponierte das Haus des Alkinous, die Charaktere der Freier und endigte mit dem Eintritt des Ulyſſes.

Der dritte war ganz der Bedeutſamkeit des Abenteurers gewidmet, und ich hoffte, in der dialogierten Erzählung ſeiner Abenteuer, die von den verſchiedenen Zuhörern ſehr verſchieden aufgenommen werden, etwas Künſtliches und Erfreuliches zu leiſten. Während der Erzählung erhöhen ſich die Leidenſchaften, und der lebhafte Anteil Nauſikaas an dem Fremdling wird durch Wirkung und Gegenwirkung endlich hervorgeſchlagen.

Im vierten Akte betätigt Ulyſſes außer der Szene ſeine Tapferkeit, indeſſen die Frauen zurückbleiben und der Neigung, der Hoffnung und allen zarten Gefühlen Raum laſſen. Bei den großen Vorteilen, welche der Fremdling davonträgt, hält ſich Naufikaa noch weniger zuſammen und kompromittiert ſich unwiderruflich mit ihren Landsleuten. Ulyß, der halb ſchuldig, halb unſchuldig dieſes alles veranlaßt, muß ſich zuletzt als einen Scheidenden erklären, und es bleibt dem guten Mädchen nichts übrig, als im fünften Akte den Tod zu ſuchen.

Es war in dieſer Kompoſition nichts, was ich nicht aus eignen Erfahrungen nach der Natur hätte ausmalen können. Selbſt auf der Reiſe, ſelbſt in Gefahr, Neigungen zu erregen, die, wenn ſie auch kein tragiſches Ende nehmen, doch ſchmerzlich genug, gefährlich und ſchädlich werden können; ſelbſt in dem Falle, in einer ſo großen Entfernung von der Heimat abgelegne Gegenſtände, Reiſeabenteuer, Lebensvorfälle zu Unterhaltung der Geſellſchaft mit lebhaften Farben auszumalen, von der Jugend für einen Halbgott, von geſetztern Perſonen für einen Aufſchneider gehalten zu werden, manche unverdiente Gunſt, manches unerwartete Hindernis zu erfahren: das alles gab mir ein ſolches Attachement an dieſen Plan, an dieſen Vorſatz, daß ich darüber meinen Aufenthalt zu Palermo, ja den größten Teil meiner übrigen ſizilianiſchen Reiſe verträumte. Weshalb ich denn auch von allen Unbequemlichkeiten wenig empfand, da ich mich auf dem überklaſſiſchen Boden in einer poetiſchen Stimmung fühlte, in der ich das, was ich erfuhr, was ich ſah, was ich bemerkte, was mir entgegenkam, alles auffaſſen und in einem erfreulichen Gefäß bewahren konnte.

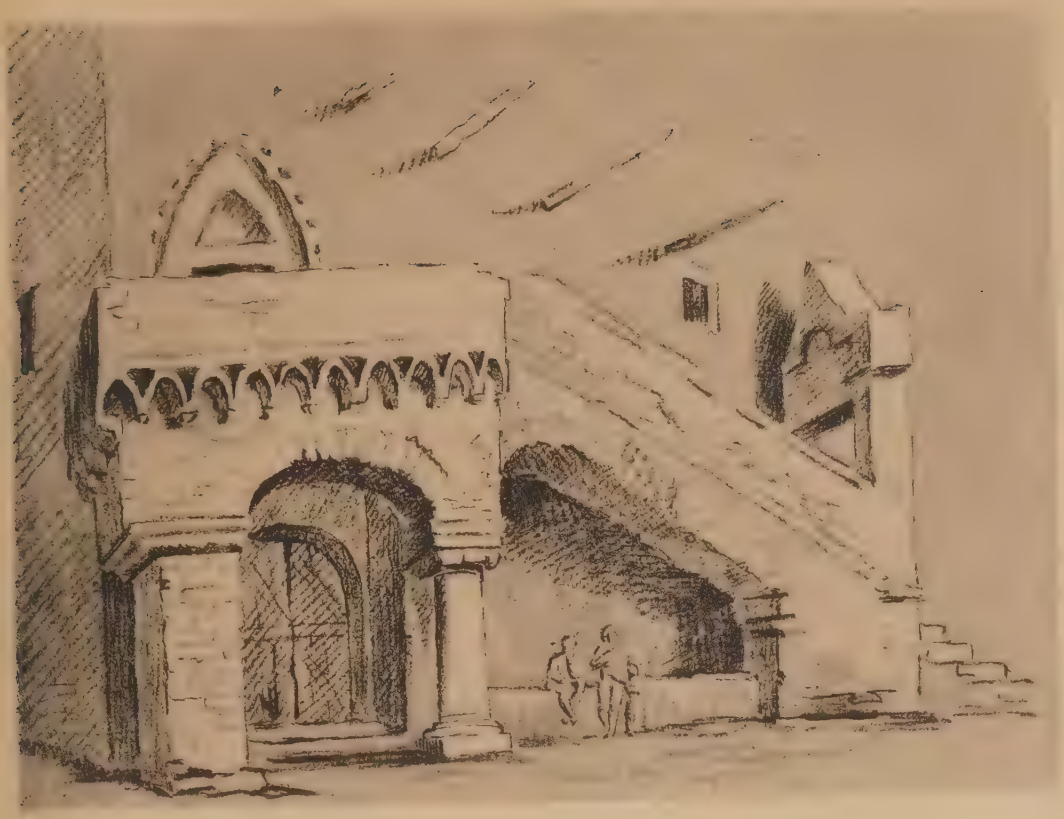
Nach meiner löblichen oder unlöblichen Gewohnheit ſchrieb ich wenig oder nichts davon auf, arbeitete aber den größten Teil bis aufs letzte Detail im Geiſte durch, wo es denn, durch nachfolgende Zerſtreuungen zurückgedrängt, liegen geblieben, bis ich gegenwärtig nur eine flüchtige Erinnerung davon zurückrufe.

Auf dem Wege nach Meſſina.

Man hat hohe Kalkfelſen links. Sie werden farbiger und machen ſchöne Meerbuſen; dann folgt eine Art Geſtein, das man Tonſchiefer oder Grauwacke nennen möchte. In den Bächen finden ſich ſchon Granitgeſchiebe. Die gelben Äpfel des Solanum, die roten Blüten des Oleanders machen die Landſchaft luſtig. Der Fiume Niſi bringt Glimmerſchiefer, ſo wie auch die folgenden Bäche.

Vom Oſtwinde beſtürmt, ritten wir zwiſchen dem rechter Hand wogenden Meere und den Felswänden hin, an denen wir vorgeſtern oben herabgeſehen hatten, dieſen Tag beſtändig mit dem Waſſer im Kampfe; wir kamen über unzählige Bäche, unter welchen ein größerer, Niſi, den Ehrentitel eines Fluſſes führt; doch dieſe Gewäſſer, ſo wie das Gerölle, das ſie mitbringen, waren leichter zu überwinden als das Meer, das heftig ſtürmte und an vielen Stellen über den Weg hinweg bis an die Felſen ſchlug und zurück auf die Wanderer ſpritzte. Herrlich war das anzuſehen, und die ſeltſame Begebenheit ließ uns das Unbequeme übertragen.

Zugleich ſollte es nicht an mineralogiſcher Betrachtung fehlen. Die ungeheuren Kalkfelſen, verwitternd, ſtürzen herunter, deren weiche Teile, durch die Bewegung der Wellen aufgerieben, die zugemiſchten feſteren übrig laſſen, und ſo iſt der ganze Strand mit bunten, hornſteinartigen Feuerſteinen überdeckt, wovon mehrere Muſter aufgepackt worden.



89. Architektur-Zeichnung von Goethe.

90. Architektur-Zeichnung von Goethe.

Und ſo gelangten wir nach Meſſina, bequemten uns, weil wir keine Gelegenheit kannten, die erſte Nacht in dem Quartier des Vetturins zuzubringen, um uns den andern Morgen nach einem beſſern Wohnort umzuſehen. Dieſer Entſchluß gab gleich beim Eintritt den fürchterlichſten Begriff einer zerſtörten Stadt: denn wir ritten eine Viertelſtunde lang an Trümmern nach Trümmern vorbei, ehe wir zur Herberge kamen, die, in dieſem ganzen Revier allein wieder aufgebaut, aus den Fenſtern des obern Stocks nur eine zackige Ruinenwüſte überſehen ließ. Außer dem Bezirk dieſes Gehöftes ſpürte man weder Menſch noch Tier; es war nachts eine furchtbare Stille. Die Türen ließen ſich weder verſchließen noch verriegeln; auf menſchliche Gäſte war man hier ſo wenig eingerichtet als in ähnlichen Pferdewohnungen; und doch ſchliefen wir ruhig auf einer Matratze, welche der dienſtfertige Vetturin dem Wirte unter dem Leibe weggeſchwatzt hatte.

Meſſina, Mittwoch den 9. Mai.

Heute trennten wir uns von dem wackern Führer, ein gutes Trinkgeld belohnte ſeine ſorgfältigen Dienſte. Wir ſchieden freundlich, nachdem er uns vorher noch einen Lohnbedienten verſchafft, der uns gleich in die beſte Herberge bringen und alles Merkwürdige von Meſſina vorzeigen ſollte. Der Wirt, um ſeinen Wunſch, uns loszuwerden, ſchleunigſt erfüllt zu ſehen, half Koffer und ſämtliches Gepäck auf das ſchnellſte in eine angenehme Wohnung ſchaffen, näher dem belebten Teile der Stadt, das heißt außerhalb der Stadt ſelbſt. Damit aber verhält es ſich folgendermaßen. Nach dem ungeheuern Unglück, das Meſſina betraf, blieb, nach zwölftauſend umgekommenen Einwohnern, für die übrigen dreißigtauſend keine Wohnung: die meiſten Gebäude waren niedergeſtürzt, die zerriſſenen Mauern der übrigen gaben einen unſichern Aufenthalt. Man errichtete daher eiligſt im Norden von Meſſina, auf einer großen Wieſe, eine Bretterſtadt, von der ſich am ſchnellſten derjenige einen Begriff macht, der zu Meßzeiten den Römerberg zu Frankfurt, den Markt zu Leipzig durchwanderte; denn alle Kramläden und Werkſtätte ſind gegen die Straße geöffnet, vieles ereignet ſich außerhalb. Daher ſind nur wenig größere Gebäude auch nicht ſonderlich gegen das Öffentliche verſchloſſen, indem die Bewohner manche Zeit unter freiem Himmel zubringen. So wohnen ſie nun ſchon drei Jahre, und dieſe Buden-, Hütten-, ja Zeltwirtſchaft hat auf den Charakter der Einwohner entſchiedenen Einfluß. Das Entſetzen über jenes ungeheure Ereignis, die Furcht vor einem ähnlichen treibt ſie, der Freuden des Augenblicks mit gutmütigem Frohſinn zu genießen. Die Sorge vor neuem Unheil ward am 21. April, alſo ohngefähr vor zwanzig Tagen, erneuert: ein merklicher Erdſtoß erſchütterte den Boden abermals. Man zeigte uns eine kleine Kirche, wo eine Maſſe Menſchen, gerade in dem Augenblick zuſammengedrängt, dieſe Erſchütterung empfanden. Einige Perſonen, die darin geweſen, ſchienen ſich von ihrem Schrecken noch nicht erholt zu haben.

Beim Aufſuchen und Betrachten dieſer Gegenſtände leitete uns ein freundlicher Konſul, der, unaufgefordert, vielfache Sorge für uns trug — in dieſer Trümmerwüſte mehr als irgendwo dankbar anzuerkennen. Zugleich auch, da er vernahm, daß wir bald abzureiſen wünſchten, machte er uns einem franzöſiſchen Kauffahrer bekannt, der im Begriff ſtehe, nach Neapel zu ſegeln — doppelt erwünſcht, da die weiße Flagge vor den Seeräubern ſichert.

Eben hatten wir unſerm gütigen Führer den Wunſch zu erkennen gegeben, eine der größern, obgleich auch nur einſtöckigen Hütten inwendig, ihre Einrichtung und extem-

porierte Haushaltung zu ſehen, als ein freundlicher Mann ſich an uns anſchloß, der ſich bald als franzöſiſcher Sprachmeiſter bezeichnete, welchem der Konſul, nach vollbrachtem Spaziergange, unſern Wunſch, ſolch ein Gebäude zu ſehen, eröffnete mit dem Erſuchen, uns bei ſich einzuführen und mit den Seinigen bekannt zu machen.

Wir traten in die mit Brettern beſchlagene und gedeckte Hütte. Der Eindruck war völlig wie der jener Meßbuden, wo man wilde Tiere oder ſonſtige Abenteuer für Geld ſehen läßt: das Zimmerwerk an den Wänden wie am Dache ſichtbar; ein grüner Vorhang ſonderte den vordern Raum, der, nicht gedielt, tennenartig geſchlagen ſchien. Stühle und Tiſche befanden ſich da, nichts weiter von Hausgeräte. Erleuchtet war der Platz von oben durch zufällige Öffnungen der Bretter. Wir diskurierten eine Zeitlang, und ich betrachtete mir die grüne Hülle und das darüber ſichtbare innere Dachgebälke, als auf einmal, hüben und drüben des Vorhangs, ein paar allerliebſte Mädchenköpfchen neugierig herausguckten, ſchwarzäugig, ſchwarzlockig, die aber, ſobald ſie ſich bemerkt ſahen, wie der Blitz verſchwanden, auf Anſuchen des Konſuls jedoch, nach ſo viel verfloſſener Zeit, als nötig war, ſich anzuziehen, auf wohlgeputzten und niedlichen Körperchen wieder hervortraten und ſich mit ihren bunten Kleidern gar zierlich vor dem grünen Teppich ausnahmen. Aus ihren Fragen konnten wir wohl merken, daß ſie uns für fabelhafte Weſen aus einer andern Welt hielten, in welchem liebenswürdigen Irrtum ſie unſere Antworten nur mehr beſtärken mußten. Auf eine heitere Weiſe malte der Konſul unſere märchenhafte Erſcheinung aus; die Unterhaltung war ſehr angenehm, ſchwer, ſich zu trennen. Vor der Tür erſt fiel uns auf, daß wir die innern Räume nicht geſehen und die Hauskonſtruktion über die Bewohnerinnen vergeſſen hatten.

Der Konſul, unter andern, ſagte, daß es, wo nicht unumgänglich nötig, doch wohlgetan ſei, dem Gouverneur aufzuwarten, der, ein wunderlicher alter Mann, nach Laune und Vorurteil ebenſogut ſchaden als nutzen könne: dem Konſul werde es zugunſten gerechnet, wenn er bedeutende Fremde vorſtelle; auch wiſſe der Ankömmling nie, ob er dieſes Mannes auf eine oder andere Weiſe bedürfe. Dem Freunde zu Gefallen ging ich mit.

Ins Vorzimmer tretend, hörten wir drinne ganz entſetzlichen Lärm; ein Laufer mit Pulcinell-Gebärden raunte dem Konſul ins Ohr: Böſer Tag! gefährliche Stunde! Doch traten wir hinein und fanden den uralten Gouverneur, uns den Rücken zugewandt, zunächſt des Fenſters an einem Tiſche ſitzen. Große Haufen vergilbter alter Briefſchaften lagen vor ihm, von denen er die unbeſchriebenen Blätter mit größter Gelaſſenheit abſchnitt und ſeinen haushältiſchen Charakter dadurch zu erkennen gab. Während dieſer friedlichen Beſchäftigung ſchalt und fluchte er fürchterlich auf einen anſtändigen Mann los, der ſeiner Kleidung nach mit Malta verwandt ſein konnte und ſich mit vieler Gemütsruhe und Präziſion verteidigte, wozu ihm jedoch wenig Raum blieb. Der Geſcholtene und Angeſchriene ſuchte mit Faſſung einen Verdacht abzulehnen, den der Gouverneur — ſo ſchien es — auf ihn, als einen ohne Befugnis mehrmals An- und Abreiſenden, mochte geworfen haben; der Mann berief ſich auf ſeine Päſſe und bekannte Verhältniſſe in Neapel. Dies aber half alles nichts; der Gouverneur zerſchnitt ſeine alten Briefſchaften, ſonderte das weiße Papier ſorgfältig und tobte fortwährend.

Außer uns beiden ſtanden noch etwa zwölf Perſonen in einem weiten Kreiſe, dieſes Tiergefechtes Zeugen, uns wahrſcheinlich den Platz an der Türe beneidend, als gute Gelegenheit, wenn der Erzürnte allenfalls den Krückenſtock erheben und dreinſchlagen ſollte.

Die Geſichtszüge des Konſuls hatten ſich bei dieſer Szene merklich verlängert; mich tröſtete des Laufers poſſenhafte Nähe, der, draußen vor der Schwelle, hinter mir allerlei Faxen ſchnitt, mich, wenn ich manchmal umblickte, zu beruhigen, als habe das ſo viel nicht zu bedeuten.

Auch entwirrte ſich der gräßliche Handel noch ganz gelinde: der Gouverneur ſchloß damit, es halte ihn zwar nichts ab, den Betretenen einzuſtecken und in Verwahrung zappeln zu laſſen, allein es möge diesmal hingehen; er ſolle die paar beſtimmten Tage in Meſſina bleiben, alsdann aber ſich fortpacken und niemals wiederkehren. Ganz ruhig, ohne die Miene zu verändern, beurlaubte ſich der Mann, grüßte anſtändig die Verſammlung und uns beſonders, die er durchſchneiden mußte, um zur Türe zu gelangen. Als der Gouverneur, ihm noch etwas nachzuſchelten, ſich ingrimmig umkehrte, erblickte er uns, faßte ſich ſogleich, winkte dem Konſul, und wir traten an ihn heran.

Ein Mann von ſehr hohem Alter, gebückten Hauptes, unter grauen ſtruppigen Augenbrauen ſchwarze tiefliegende Blicke hervorſendend; nun ein ganz anderer als kurz zuvor. Er hieß mich zu ſich ſitzen, fragte, in ſeinem Geſchäft ununterbrochen fortfahrend, nach mancherlei, worüber ich ihm Beſcheid gab; zuletzt fügte er hinzu, ich ſei, ſolange ich hier bliebe, zu ſeiner Tafel geladen. Der Konſul, zufrieden wie ich, ja noch zufriedener, weil er die Gefahr, der wir entronnen, beſſer kannte, flog die Treppe hinunter, und mir war alle Luſt vergangen, dieſer Löwenhöhle je wieder nah zu treten.

Donnerstag den 10. Mai.

Zwar bei hellſtem Sonnenſchein in einer angenehmern Wohnung erwachend, fanden wir uns doch immer in dem unſeligen Meſſina. Einzig unangenehm iſt der Anblick der ſogenannten Palazzata, einer ſichelförmigen Reihe von wahrhaften Paläſten, die, wohl in der Länge einer Viertelſtunde, die Reede einſchließen und bezeichnen. Alles waren ſteinerne, vierſtockige Gebäude, von welchen mehrere Vorderſeiten bis aufs Hauptgeſims noch völlig ſtehen, andere bis auf den dritten, zweiten, erſten Stock heruntergebrochen ſind, ſo daß dieſe ehemalige Prachtreihe nun aufs widerlichſte zahnlückig erſcheint und auch durchlöchert; denn der blaue Himmel ſchaut beinahe durch alle Fenſter. Die inneren eigentlichen Wohnungen ſind ſämtlich zuſammengeſtürzt.

An dieſem ſeltſamen Phänomen iſt Urſache, daß, nach der von Reichen begonnenen architektoniſchen Prachtanlage, weniger begüterte Nachbarn, mit dem Scheine wetteifernd, ihre alten, aus größern und kleinern Flußgeſchieben und vielem Kalk zuſammengekneteten Häuſer hinter neuen, aus Quaderſtücken aufgeführten Vorderſeiten verſteckten. Jenes an ſich ſchon unſichere Gefüge mußte, von der ungeheuern Erſchütterung aufgelöſt und zerbröckelt, zuſammenſtürzen; wie man denn unter manchen bei ſo großem Unglück vorgekommenen wunderbaren Rettungen auch folgendes erzählt: der Bewohner eines ſolchen Gebäudes ſei im furchtbaren Augenblick gerade in die Mauervertiefung eines Fenſters getreten, das Haus aber hinter ihm völlig zuſammengeſtürzt; und ſo habe er, in der Höhe gerettet, den Augenblick ſeiner Befreiung aus dieſem luftigen Kerker beruhigt abgewartet. Daß jene aus Mangel naher Bruchſteine ſo ſchlechte Bauart hauptſächlich ſchuld an dem völligen Ruin der Stadt geweſen, zeigt die Beharrlichkeit ſolider Gebäude. Der Jeſuiten Kollegium und Kirche, von tüchtigen Quadern aufgeführt, ſtehen noch unverletzt in ihrer anfänglichen Tüchtigkeit. Dem ſei aber, wie ihm wolle, Meſſinas Anblick iſt äußerſt verdrießlich und erinnert an die Ur-

zeiten, wo Sikaner und Sikuler dieſen unruhigen Erdboden verließen und die weſtliche Küſte Siziliens bebauten.

Und ſo brachten wir unſern Morgen zu, gingen dann, im Gaſthof ein frugales Mahl zu verzehren. Wir ſaßen noch ganz vergnügt beiſammen, als der Bediente des Konſuls atemlos hereinſprang und mir verkündigte, der Gouverneur laſſe mich in der ganzen Stadt ſuchen; er habe mich zur Tafel geladen, und nun bleibe ich aus. Der Konſul laſſe mich aufs inſtändigſte bitten, auf der Stelle hinzugehen, ich möchte geſpeiſt haben oder nicht, möchte aus Vergeſſenheit oder aus Vorſatz die Stunde verſäumt haben. Nun fühlte ich erſt den unglaublichen Leichtſinn, womit ich die Einladung des Zyklopen aus dem Sinne geſchlagen, froh, daß ich das erſtemal entwiſcht. Der Bediente ließ mich nicht zaudern, ſeine Vorſtellungen waren die dringendſten und triftigſten: der Konſul riskiere, hieß es, daß jener wütende Deſpot ihn und die ganze Nation auf den Kopf ſtelle.

Indeſſen ich nun Haare und Kleider zurechte putzte, faßte ich mir ein Herz und folgte mit heiterm Sinne meinem Führer, Odyſſeus den Patron anrufend und mir ſeine Vorſprache bei Pallas Athene erbittend.

In der Höhle des Löwen angelangt, ward ich vom luſtigen Laufer in einen großen Speiſeſaal geführt, wo etwa vierzig Perſonen, ohne daß man einen Laut vernommen hätte, an einer länglichrunden Tafel ſaßen. Der Platz zur Rechten des Gouverneurs war offen, wohin mich der Laufer geleitete.

Nachdem ich den Hausherrn und die Gäſte mit einer Verbeugung gegrüßt, ſetzte ich mich neben ihn, entſchuldigte mein Außenbleiben mit der Weitläuftigkeit der Stadt und dem Irrtum, in welchen mich die ungewöhnliche Stundenzahl ſchon mehrmals geführt. Er verſetzte mit glühendem Blick, man habe ſich in fremden Landen nach den jedesmaligen Gewohnheiten zu erkundigen und zu richten. Ich erwiderte, dies ſei jederzeit mein Beſtreben; nur hätte ich gefunden, daß bei den beſten Vorſätzen man gewöhnlich die erſten Tage, wo uns ein Ort noch neu und die Verhältniſſe unbekannt ſeien, in gewiſſe Fehler verfalle, welche unverzeihlich ſcheinen müßten, wenn man nicht die Ermüdung der Reiſe, die Zerſtreuung durch Gegenſtände, die Sorge für ein leidliches Unterkommen, ja ſogar für eine weitere Reiſe als Gründe der Entſchuldigung möchte gelten laſſen.

Er fragte darauf, wie lange ich hier zu bleiben gedächte. Ich verſetzte, daß ich mir einen recht langen Aufenthalt wünſche, damit ich ihm die Dankbarkeit für die mir erwieſene Gunſt durch die genauſte Befolgung ſeiner Befehle und Anordnungen betätigen könnte. Nach eine Pauſe fragte er ſodann, was ich in Meſſina geſehen habe. Ich erzählte kürzlich meinen Morgen mit einigen Bemerkungen und fügte hinzu, daß ich am meiſten bewundert die Reinlichkeit und Ordnung in den Straßen dieſer zerſtörten Stadt. Und wirklich war bewunderungswürdig, wie man die ſämtlichen Straßen von Trümmern gereinigt, indem man den Schutt in die zerfallenen Mauerſtätten ſelbſt geworfen, die Steine dagegen an die Häuſer angereiht und dadurch die Mitte der Straßen frei, dem Handel und Wandel offen wieder übergeben. Hiebei konnte ich dem Ehrenmanne mit der Wahrheit ſchmeicheln, indem ich ihm verſicherte, daß alle Meſſineſer dankbar erkennten, dieſe Wohltat ſeiner Vorſorge ſchuldig zu ſein. — Erkennen ſie es? brummte er. Haben ſie doch früher genug über die Härte geſchrien, mit der man ſie zu ihrem Vorteile nötigen mußte. — Ich ſprach von weiſen Abſichten der Regierung, von höhern Zwecken, die erſt ſpäter eingeſehen und geſchätzt werden könnten, und dergleichen. Er fragte, ob ich

die Jeſuitenkirche geſehen habe, welches ich verneinte; worauf er mir denn zuſagte, daß er mir ſie wolle zeigen laſſen, und zwar mit allem Zubehör.

Während dieſem durch wenige Pauſen unterbrochenen Geſpräche ſah ich die übrige Geſellſchaft in dem tiefſten Stillſchweigen nicht mehr ſich bewegen, als nötig, die Biſſen zum Munde zu bringen. Und ſo ſtanden ſie, als die Tafel aufgehoben und der Kaffee gereicht war, wie Wachspuppen rings an den Wänden. Ich ging auf den Hausgeiſtlichen los, der mir die Kirche zeigen ſollte, ihm zum voraus für ſeine Bemühungen zu danken; er wich zur Seite, indem er demütig verſicherte, die Befehle Ihro Exzellenz habe er ganz allein vor Augen. Ich redete darauf einen jungen nebenſtehenden Fremden an, dem es auch, ob er gleich ein Franzoſe war, nicht ganz wohl in ſeiner Haut zu ſein ſchien; denn auch er war verſtummt und erſtarrt wie die ganze Geſellſchaft, worunter ich mehrere Geſichter ſah, die der geſtrigen Szene mit dem Malteſerritter bedenklich beigewohnt hatten.

Der Gouverneur entfernte ſich, und nach einiger Zeit ſagte mir der Geiſtliche, es ſei nun an der Stunde, zu gehen. Ich folgte ihm, die übrige Geſellſchaft hatte ſich ſtille, ſtille verloren. Er führte mich an das Portal der Jeſuitenkirche, das, nach der bekannten Architektur dieſer Väter, prunkhaft und wirklich impoſant in die Luft ſteht. Ein Schließer kam uns ſchon entgegen und lud zum Eintritt; der Geiſtliche hingegen hielt mich zurück mit der Weiſung, daß wir zuvor auf den Gouverneur zu warten hätten. Dieſer fuhr auch bald heran, hielt auf dem Platze ohnfern der Kirche und winkte, worauf wir drei ganz nah an ſeinem Kutſchenſchlag uns vereinigten. Er gebot dem Schließer, daß er mir nicht allein die Kirche in allen ihren Teilen zeigen, ſondern auch die Geſchichte der Altäre und anderer Stiftungen umſtändlich erzählen ſolle; ferner habe er auch die Sakriſteien aufzuſchließen und mich auf alles das darin enthaltene Merkwürdige aufmerkſam zu machen. Ich ſei ein Mann, den er ehren wolle, der alle Urſache haben ſolle, in ſeinem Vaterlande rühmlich von Meſſina zu ſprechen. Verſäumen Sie nicht, ſagte er darauf zu mir gewandt mit einem Lächeln, inſofern ſeine Züge deſſen fähig waren, verſäumen Sie nicht, ſolange Sie hier ſind, zur rechten Stunde an Tafel zu kommen, Sie ſollen immer wohl empfangen ſein. — Ich hatte kaum Zeit, ihm hierauf verehrlich zu erwidern. Der Wagen bewegte ſich fort.

Von dieſem Augenblick an ward auch der Geiſtliche heiterer; wir traten in die Kirche. Der Kaſtellan, wie man ihn wohl in dieſem entgottesdienſteten Zauberpalaſte nennen dürfte, ſchickte ſich an, die ihm ſcharf empfohlene Pflicht zu erfüllen, als der Konſul und Kniep in das leere Heiligtum hereinſtürzten, mich umarmten und eine leidenſchaftliche Freude ausdrückten, mich, den ſie ſchon in Gewahrſam geglaubt, wiederzuſehen. Sie hatten in Höllenangſt geſeſſen, bis der gewandte Laufer, wahrſcheinlich vom Konſul gut penſioniert, einen glücklichen Ausgang des Abenteuers unter hundert Poſſen erzählte, worauf denn ein erheiternder Frohſinn ſich über die beiden ergoß, die mich ſogleich aufſuchten, als die Aufmerkſamkeit des Gouverneurs wegen der Kirche ihnen bekannt geworden.

Indeſſen ſtanden wir vor dem Hochaltare, die Auslegung alter Koſtbarkeiten vernehmend. Säulen von Lapis Lazuli, durch bronzene, vergoldete Stäbe gleichſam kanneliert, nach florentiniſcher Art eingelegte Pilaſter und Füllungen; die prächtigen ſizilianiſchen Achate in Überfluß, Erz und Vergoldung ſich wiederholend und alles verbindend.

Nun war es aber eine wunderbare kontrapunktiſche Fuge, wenn Kniep und der Konſul die Verlegenheit des Abenteuers, der Vorzeiger dagegen die Koſtbarkeiten der noch wohl

erhaltenen Pracht verſchränkt vortrugen, beide von ihrem Gegenſtand durchdrungen; wobei ich denn das doppelte Vergnügen hatte, den Wert meines glücklichen Entkommens zu fühlen und zugleich die ſizilianiſchen Gebirgsprodukte, um die ich mir ſchon manche Mühe gegeben, architektoniſch angewendet zu ſehen.

Die genaue Kenntnis der einzelnen Teile, woraus dieſer Prunk zuſammengeſetzt war, verhalf mir zur Entdeckung, daß der ſogenannte Lapis Lazuli jener Säulen eigentlich nur Calcara ſei, aber freilich von ſo ſchöner Farbe, als ich ſie noch nicht geſehn, und herrlich zuſammengefügt. Aber auch ſo blieben dieſe Säulen noch immer ehrwürdig; denn es ſetzt eine ungeheure Menge jenes Materials voraus, um Stücke von ſo ſchöner und gleicher Farbe ausſuchen zu können, und dann iſt die Bemühung des Schneidens, Schleifens und Polierens höchſt bedeutend. Doch was war jenen Vätern unüberwindlich?

Der Konſul hatte indeſſen nicht aufgehört, mich über mein bedrohliches Schickſal aufzuklären. Der Gouverneur nämlich, mit ſich ſelbſt unzufrieden, daß ich von ſeinem gewaltſamen Betragen gegen den Quaſi-Malteſer gleich beim erſten Eintritt Zeuge geweſen, habe ſich vorgenommen, mich beſonders zu ehren, und ſich darüber einen Plan feſtgeſetzt; dieſer habe durch mein Außenbleiben gleich zu Anfang der Ausführung einen Strich erlitten. Nach langem Warten ſich endlich zur Tafel ſetzend, habe der Deſpot ſein ungeduldiges Mißvergnügen nicht verbergen können, und die Geſellſchaft ſei in Furcht geſtanden, entweder bei meinem Kommen oder nach aufgehobener Tafel eine Szene zu erleben.

Indeſſen ſuchte der Küſter immer wieder das Wort zu erhaſchen, öffnete die geheimen Räume, nach ſchönen Verhältniſſen gebaut, anſtändig, ja prächtig verziert; auch war darin noch manches bewegliche Kirchengeräte übrig geblieben, dem Ganzen gemäß geformt und geputzt. Von edlen Metallen ſah ich nichts, ſo wenig als von ältern und neuern echten Kunſtwerken.

Unſere italieniſch-deutſche Fuge — denn Pater und Küſter pſalmodierten in der erſten, Kniep und Konſul in der zweiten Sprache — neigte ſich zu Ende, als ein Offizier ſich zu uns geſellte, den ich bei Tafel geſehen. Er gehörte zum Gefolge des Gouverneurs. Dies konnte wieder einige Beſorgnis erregen, beſonders da er ſich erbot, mich an den Hafen zu führen, wo er mich an Punkte bringen wolle, die Fremden ſonſt unzugänglich ſeien. Meine Freunde ſahen ſich an; ich ließ mich jedoch nicht abhalten, allein mit ihm zu gehen. Nach einigen gleichgültigen Geſprächen begann ich ihn zutraulich anzureden und geſtand, bei Tafel gar wohl bemerkt zu haben, daß mehrere ſtille Beiſitzer mir durch ein freundliches Zeichen zu verſtehen gegeben, daß ich nicht unter weltfremden Menſchen allein, ſondern unter Freunden, ja Brüdern mich befinde und deshalb nichts zu beſorgen habe. Ich halte für Pflicht, ihm zu danken und um Erſtattung gleichen Danks an die übrigen Freunde zu erſuchen. Hierauf erwiderte derſelbe, daß ſie mich um ſo mehr zu beruhigen geſucht, als ſie bei Kenntnis der Gemütsart ihres Vorgeſetzten für mich eigentlich nichts befürchtet hätten; denn eine Exploſion wie die gegen den Malteſer ſei nur ſelten, und gerade wegen einer ſolchen mache ſich der würdige Greis ſelbſt Vorwürfe, hüte ſich lange, lebe dann eine Weile in einer ſorgloſen Sicherheit ſeiner Pflicht, bis er denn endlich, durch einen unerwarteten Vorfall überraſcht, wieder zu neuen Heftigkeiten hingeriſſen werde. Der wackere Freund ſetzte hinzu, daß ihm und ſeinen Genoſſen nichts wünſchenswerter wäre, als mit mir ſich genauer zu verbinden; weshalb ich die Gefälligkeit haben möchte, mich näher zu bezeichnen, wozu ſich heute nacht die beſte Ge-

legenheit finden werde. Ich wich dieſem Verlangen höflich aus, indem ich ihn bat, mir eine Grille zu verzeihen: ich wünſche nämlich auf Reiſen bloß als Menſch angeſehen zu werden; könne ich als ein ſolcher Vertrauen erregen und Teilnahme erlangen, ſo ſei es mir angenehm und erwünſcht; in andere Verhältniſſe einzugehen, verböten mir mancherlei Gründe.

Überzeugen wollt ich ihn nicht; denn ich durfte ja nicht ſagen, was eigentlich mein Grund war. Merkwürdig genug aber ſchien mirs, wie ſchön und unſchuldig die wohldenkenden Männer unter einem deſpotiſchen Regiment ſich zu eignem und zu der Fremdlinge Schutz verbündet hatten. Ich verhehlte ihm nicht, daß ich ihre Verhältniſſe zu andern deutſchen Reiſenden recht wohl kenne, verbreitete mich über die löblichen Zwecke, die erreicht werden ſollten, und ſetzte ihn immer mehr in Erſtaunen über meine vertrauliche Hartnäckigkeit. Er verſuchte alles mögliche, mich aus meinem Inkognito hervorzuziehen, welches ihm nicht gelang, teils weil ich, einer Gefahr entronnen, mich nicht zwecklos in eine andere begeben konnte, teils weil ich gar wohl bemerkte, die Anſichten dieſer wackern Inſulaner ſeien von den meinigen ſo ſehr verſchieden, daß ihnen mein näherer Umgang weder Freude noch Troſt bringen könne.

Dagegen wurden abends mit dem teilnehmenden und tätigen Konſul noch einige Stunden verbracht, der denn auch die Szene mit dem Malteſer aufklärte. Es ſei dieſer zwar kein eigentlicher Abenteurer, aber ein unruhiger Ortwechſler. Der Gouverneur, aus einer großen Familie, wegen Ernſt und Tüchtigkeit verehrt, wegen bedeutender Dienſte geſchätzt, ſtehe doch im Rufe unbegrenzten Eigenwillens, zaumloſer Heftigkeit und ehernen Starrſinns. Argwöhniſch als Greis und Deſpot, mehr beſorgt als überzeugt, daß er Feinde bei Hofe habe, haſſe er ſolche hin und wider ziehende Figuren, die er durchaus für Spione halte. Diesmal ſei ihm der Rotrock in die Quer gekommen, da er nach einer ziemlichen Pauſe ſich wieder einmal im Zorn habe ergehen müſſen, um die Leber zu befreien.

Meſſina und auf der See, Freitag den 11. Mai.

Beide wir erwachten mit gleicher Empfindung, verdrießlich, daß wir, durch den erſten wüſten Anblick von Meſſina zur Ungeduld gereizt, uns entſchloſſen hatten, mit dem franzöſiſchen Kauffahrer die Rückfahrt abzuſchließen. Nach dem glücklich beendigten Abenteuer mit dem Gouverneur, bei dem Verhältnis zu wackern Männern, denen ich mich nur näher zu bezeichnen brauchte, aus dem Beſuch bei meinem Bankier, der auf dem Lande in der angenehmſten Gegend wohnte, ließ ſich für einen längern Aufenthalt in Meſſina das Angenehmſte hoffen. Kniep, von ein paar hübſchen Kindern wohl unterhalten, wünſchte nichts mehr als die längere Dauer des ſonſt verhaßten Gegenwindes. Indeſſen war die Lage unangenehm: alles mußte gepackt bleiben und wir jeden Augenblick bereit ſein, zu ſcheiden.

So geſchah denn auch dieſer Aufruf gegen Mittag; wir eilten an Bord und fanden unter der am Ufer verſammelten Menge auch unſern guten Konſul, von dem wir dankbar Abſchied nahmen. Der gelbe Laufer drängte ſich auch herbei, ſeine Ergötzlichkeiten abzuholen. Dieſer ward nun belohnt und beauftragt, ſeinem Herrn unſere Abreiſe zu melden und mein Außenbleiben von Tafel zu entſchuldigen. Wer abſegelt, iſt entſchuldigt! rief er aus; ſodann, mit einem ſeltſamen Sprung ſich umkehrend, war er verſchwunden.

Im Schiffe ſelbſt ſah es nun anders aus als auf der neapolitaniſchen Korvette, doch beſchäftigte uns, bei allmählicher Entfernung vom Ufer, die herrliche Anſicht des Palaſt-

zirkels, der Zitadelle, der hinter der Stadt aufſteigenden Berge. Kalabrien an der andern Seite. Nun der freie Blick in die Meerenge nord- und ſüdwärts, bei einer ausgedehnten, an beiden Seiten ſchön beuferten Breite. Als wir dieſes nach und nach anſtaunten, ließ man uns links, in ziemlicher Ferne, einige Bewegung im Waſſer, rechts aber, etwas näher, einen vom Ufer ſich auszeichnenden Felſen bemerken, jene als Charybdis, dieſen als Szylla. Man hat ſich bei Gelegenheit beider, in der Natur ſo weit auseinander ſtehenden, von dem Dichter ſo nah zuſammen gerückten Merkwürdigkeiten über die Fabelei der Poeten beſchwert und nicht bedacht, daß die Einbildungskraft aller Menſchen durchaus Gegenſtände, wenn ſie ſich ſolche bedeutend vorſtellen will, höher als breit imaginiert und dadurch dem Bilde mehr Charakter, Ernſt und Würde verſchafft. Tauſendmal habe ich klagen hören, daß ein durch Erzählung gekannter Gegenſtand in der Gegenwart nicht mehr befriedige; die Urſache hievon iſt immer dieſelbe: Einbildung und Gegenwart verhalten ſich wie Poeſie und Proſa, jene wird die Gegenſtände mächtig und ſteil denken, dieſe ſich immer in die Fläche verbreiten. Landſchaftsmaler des ſechzehnten Jahrhunderts, gegen die unſrigen gehalten, geben das auffallendſte Beiſpiel. Eine Zeichnung von Jodocus Momper neben einem Kniepſchen Kontur würden den ganzen Kontraſt ſichtbar machen.

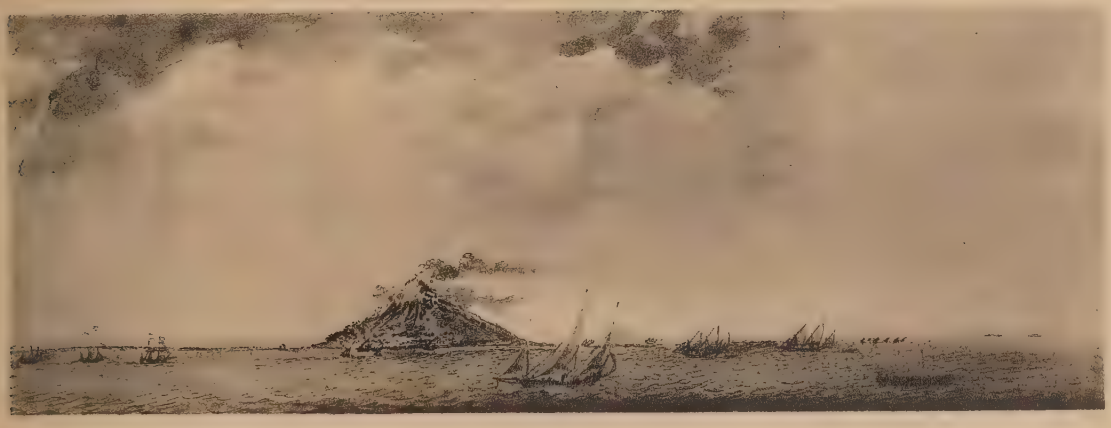
Mit ſolchen und ähnlichen Geſprächen unterhielten wir uns, indem ſelbſt für Kniep die Küſten, welche zu zeichnen er ſchon Anſtalt getroffen hatte, nicht reizend genug waren.

Mich aber befiel abermals die unangenehme Empfindung der Seekrankheit, und hier war dieſer Zuſtand nicht wie bei der Überfahrt durch bequeme Abſonderung gemildert; doch fand ſich die Kajüte groß genug, um mehrere Perſonen einzunehmen, auch an guten Matratzen war kein Mangel. Ich nahm die horizontale Stellung wieder an, in welcher mich Kniep gar vorſorglich mit rotem Wein und gutem Brot ernährte. In dieſer Lage wollte mir unſere ganze ſizilianiſche Reiſe in keinem angenehmen Lichte erſcheinen. Wir hatten doch eigentlich nichts geſehen als durchaus eitle Bemühungen des Menſchengeſchlechts, ſich gegen die Gewaltſamkeit der Natur, gegen die hämiſche Tücke der Zeit und gegen den Groll ihrer eigenen feindſeligen Spaltungen zu erhalten. Die Karthager, Griechen und Römer und ſo viele nachfolgende Völkerſchaften haben gebaut und zerſtört. Selinunt liegt methodiſch umgeworfen; die Tempel von Girgenti niederzulegen waren zwei Jahrtauſende nicht hinreichend, Catania und Meſſina zu verderben wenige Stunden, wo nicht gar Augenblicke. Dieſe wahrhaft ſeekranken Betrachtungen eines auf der Woge des Lebens hin und wider Geſchaukelten ließ ich nicht Herrſchaft gewinnen.

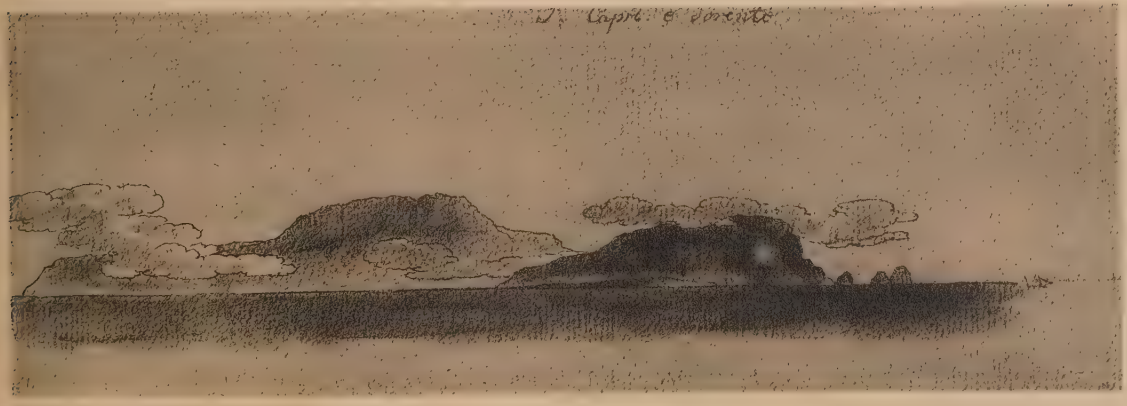
Auf der See, Sonnabend den 12. Mai.

Meine Hoffnung, diesmal ſchneller nach Neapel zu gelangen oder von der Seekrankheit eher befreit zu ſein, war nicht eingetroffen. Verſchiedenemal verſuchte ich, durch Kniep angeregt, auf das Verdeck zu treten, allein der Genuß eines ſo mannigfaltigen Schönen war mir verſagt; nur einige Vorfälle ließen mich meinen Schwindel vergeſſen. Der ganze Himmel war mit einem weißlichen Wolkendunſt umzogen, durch welchen die Sonne, ohne daß man ihr Bild hätte unterſcheiden können, das Meer überleuchtete, welches die ſchönſte Himmelsbläue zeigte, die man nur ſehen kann. Eine Schar Delphine begleitete das Schiff, ſchwimmend und ſpringend blieben ſie ihm immer gleich. Mich deucht, ſie hatten das aus der Tiefe und Ferne ihnen als ein ſchwarzer Punkt erſcheinende Schwimmgebäude für irgend einen Raub und willkommene Zehrung gehalten. Vom Schiff aus

91. Goethe: Stromboli.



92. Wilh. Tischbein (?): Stromboli.



93. Ch. Kniep: Capri und Sorrent.

wenigſtens behandelte man ſie nicht als Geleitsmänner, ſondern wie Feinde: einer ward mit dem Harpun getroffen, aber nicht herangebracht.

Der Wind blieb ungünſtig, den unſer Schiff, in verſchiedenen Richtungen fortſtreichend, nur überliſten konnte. Die Ungeduld hierüber ward vermehrt, als einige erfahrne Reiſende verſicherten: weder Hauptmann noch Steurer verſtünden ihr Handwerk; jener möge wohl als Kaufmann, dieſer als Matroſe gelten, für den Wert ſo vieler Menſchen und Güter ſeien ſie nicht geeignet einzuſtehen.

Ich erſuchte dieſe übrigens braven Perſonen, ihre Beſorgniſſe geheim zu halten. Die Anzahl der Paſſagiere war groß, darunter Weiber und Kinder von verſchiedenem Alter; denn alles hatte ſich auf das franzöſiſche Fahrzeug gedrängt, die Sicherheit der weißen Flagge vor Seeräubern, ſonſt nichts weiter bedenkend. Ich ſtellte vor, daß Mißtrauen und Sorge jeden in die peinlichſte Lage verſetzen würde, da bis jetzt alle in der farb- und wappenloſen Leinwand ihr Heil geſehen.

Und wirklich iſt zwiſchen Himmel und Meer dieſer weiße Zipfel als entſcheidender Talisman merkwürdig genug. Wie ſich Abfahrende und Zurückbleibende noch mit geſchwungenen weißen Taſchentüchern begrüßen und dadurch wechſelſeitig ein ſonſt nie zu empfindendes Gefühl der ſcheidenden Freundſchaft und Neigung erregen, ſo iſt hier in dieſer einfachen Fahne der Urſprung geheiligt; eben als wenn einer ſein Taſchentuch an eine Stange befeſtigte, um der ganzen Welt anzukündigen, es komme ein Freund über Meer.

Mit Wein und Brot von Zeit zu Zeit erquickt, zum Verdruß des Hauptmanns, welcher verlangte, daß ich eſſen ſollte, was ich bezahlt hatte, konnte ich doch auf dem Verdeck ſitzen und an mancher Unterhaltung teilnehmen. Kniep wußte mich zu erheitern, indem er nicht, wie auf der Korvette, über die vortreffliche Koſt triumphierend meinen Neid zu erregen ſuchte, mich vielmehr diesmal glücklich pries, daß ich keinen Appetit habe.

Montag den 14. Mai.

Und ſo war der Nachmittag vorbeigegangen, ohne daß wir unſern Wünſchen gemäß in den Golf von Neapel eingefahren wären. Wir wurden vielmehr immer weſtwärts getrieben, und das Schiff, indem es ſich der Inſel Capri näherte, entfernte ſich immer mehr von dem Kap Minerva. Jedermann war verdrießlich und ungeduldig: wir beiden aber, die wir die Welt mit maleriſchen Augen betrachteten, konnten damit ſehr zufrieden ſein; denn bei Sonnenuntergang genoſſen wir des herrlichſten Anblicks, den uns die ganze Reiſe gewährt hatte. In dem glänzendſten Farbenſchmuck lag Kap Minerva mit den daranſtoßenden Gebirgen vor unſern Augen, indes die Felſen, die ſich ſüdwärts hinabziehen, ſchon einen blaulichen Ton angenommen hatten. Vom Kap an zog ſich die ganze erleuchtete Küſte bis Sorrent hin. Der Veſuv war uns ſichtbar, eine ungeheure Dampfwolke über ihm aufgetürmt, von der ſich oſtwärts ein langer Streif weit hinzog, ſo daß wir den ſtärkſten Ausbruch vermuten konnten. Links lag Capri, ſteil in die Höhe ſtrebend; die Formen ſeiner Felswände konnten wir durch den durchſichtigen bläulichen Dunſt vollkommen unterſcheiden. Unter einem ganz reinen, wolkenloſen Himmel glänzte das ruhige, kaum bewegte Meer, das, bei einer völligen Windſtille, endlich wie ein klarer Teich vor uns lag. Wir entzückten uns an dem Anblick, Kniep trauerte, daß alle Farbenkunſt nicht hinreiche, dieſe Harmonie wiederzugeben, ſo wie der feinſte engliſche Bleiſtift die geübteſte Hand nicht in den Stand ſetze, dieſe Linien nachzuziehen. Ich dagegen,

überzeugt, daß ein weit geringeres Andenken, als dieſer geſchickte Künſtler zu erhalten vermochte, in der Zukunft höchſt wünſchenswert ſein würde, ich ermunterte ihn, Hand und Auge zum letztenmal anzuſtrengen; er ließ ſich bereden und lieferte eine der genauſten Zeichnungen, die er nachher kolorierte und ein Beiſpiel zurückließ, daß bildlicher Darſtellung das Unmögliche möglich wird. Den Übergang vom Abend zur Nacht verfolgten wir mit ebenſo begierigen Augen. Capri lag nun ganz finſter vor uns, und zu unſerm Erſtaunen entzündete ſich die Veſuviſche Wolke ſowie auch der Wolkenſtreif je länger je mehr, und wir ſahen zuletzt einen anſehnlichen Strich der Atmoſphäre im Grunde unſeres Bildes erleuchtet, ja wetterleuchten.

Über dieſe uns ſo willkommenen Szenen hatten wir unbemerkt gelaſſen, daß uns ein großes Unheil bedrohe; doch ließ uns die Bewegung unter den Paſſagieren nicht lange in Ungewißheit. Sie, der Meeresereigniſſe kundiger als wir, machten dem Schiffsherrn und ſeinem Steuermanne bittre Vorwürfe, daß über ihre Ungeſchicklichkeit nicht allein die Meerenge verfehlt ſei, ſondern auch die ihnen anvertraute Perſonenzahl, Güter und alles umzukommen in Gefahr ſchwebe. Wir erkundigten uns nach der Urſache dieſer Unruhe, indem wir nicht begriffen, daß bei völliger Windſtille irgend ein Unheil zu befürchten ſei. Aber eben dieſe Windſtille machte jene Männer troſtlos: wir befinden uns, ſagten ſie, ſchon in der Strömung, die ſich um die Inſel bewegt und durch einen ſonderbaren Wellenſchlag ſo langſam als unwiderſtehlich nach den ſchroffen Felſen hinzieht, wo uns auch nicht ein Fußbreit Vorſprung oder Bucht zur Rettung gegeben iſt.

Aufmerkſam durch dieſe Reden, betrachteten wir nun unſer Schickſal mit Grauen; denn obgleich die Nacht die zunehmende Gefahr nicht unterſcheiden ließ, ſo bemerkten wir doch, daß das Schiff, ſchwankend und ſchwippend, ſich den Felſen näherte, die immer finſterer vor uns ſtanden, während über das Meer hin noch ein leichter Abendſchimmer verbreitet lag. Nicht die geringſte Bewegung war in der Luft zu bemerken. Schnupftücher und leichte Bänder wurden von jedem in die Höhe und ins Freie gehalten, aber keine Andeutung eines erwünſchten Hauches zeigte ſich. Die Menge ward immer lauter und wilder. Nicht etwa betend knieten die Weiber mit ihren Kindern auf dem Verdeck, ſondern, weil der Raum zu eng war, ſich darauf zu bewegen, lagen ſie gedrängt aneinander. Sie noch mehr als die Männer, welche beſonnen auf Hilfe und Rettung dachten, ſchalten und tobten gegen den Kapitän. Nun ward ihm alles vorgeworfen, was man auf der ganzen Reiſe ſchweigend zu erinnern gehabt: für teures Geld einen ſchlechten Schiffsraum, geringe Koſt, ein zwar nicht unfreundliches, aber doch ſtummes Betragen. Er hatte niemand von ſeinen Handlungen Rechenſchaft gegeben, ja ſelbſt noch den letzten Abend ein hartnäckiges Stillſchweigen über ſeine Manövres beobachtet. Nun hieß er und der Steuermann hergelaufene Krämer, die, ohne Kenntnis der Schiffkunſt, ſich aus bloßem Eigennutz den Beſitz eines Fahrzeuges zu verſchaffen gewußt und nun durch Unfähigkeit und Ungeſchicklichkeit alle, die ihnen anvertraut, zugrunde richteten. Der Hauptmann ſchwieg und ſchien immer noch auf Rettung zu ſinnen; mir aber, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher geweſen als der Tod ſelbſt, war es unmöglich, länger zu ſchweigen. Ich trat vor ſie hin und redete ihnen zu, mit ungefähr ebenſoviel Gemütsruhe als den Vögeln von Malceſine. Ich ſtellte ihnen vor, daß gerade in dieſem Augenblick ihr Lärmen und Schreien denen, von welchen noch allein Rettung zu hoffen ſei, Ohr und Kopf verwirrten, ſo daß ſie weder denken noch ſich untereinander verſtändigen könnten. Was euch betrifft, rief ich aus, kehrt in euch ſelbſt zurück und dann wendet

94. Ch. Kniep: Steilküste mit Leuchtturm.

95. Goethe: Meeresbucht mit Schiffen.

euer brünſtiges Gebet zur Mutter Gottes, auf die es ganz allein ankommt, ob ſie ſich bei ihrem Sohne verwenden mag, daß er für euch tue, was er damals für ſeine Apoſtel getan, als auf dem ſtürmenden See Tiberias die Wellen ſchon in das Schiff ſchlugen, der Herr aber ſchlief; der jedoch, als ihn die Troſt- und Hülfloſen aufweckten, ſogleich dem Winde zu ruhen gebot, wie er jetzt der Luft gebieten kann, ſich zu regen, wenn es anders ſein heiliger Wille iſt.

Dieſe Worte taten die beſte Wirkung. Eine unter den Frauen, mit der ich mich ſchon früher über ſittliche und geiſtliche Gegenſtände unterhalten hatte, rief aus: Ah! il Barlamé! benedetto il Barlamé! Und wirklich fingen ſie, da ſie ohnehin ſchon auf den Knien lagen, ihre Litaneien mit mehr als herkömmlicher Inbrunſt leidenſchaftlich zu beten an. Sie konnten dies mit deſto größerer Beruhigung tun, als die Schiffsleute noch ein Rettungsmittel verſuchten, das wenigſtens in die Augen fallend war: ſie ließen das Boot hinunter, das freilich nur ſechs bis acht Männer faſſen konnte, befeſtigten es durch ein langes Seil an das Schiff, welches die Matroſen durch Ruderſchläge nach ſich zu ziehen kräftig bemüht waren. Auch glaubte man einen Augenblick, daß ſie es innerhalb der Strömung bewegten, und hoffte es bald aus derſelben herausgerettet zu ſehen. Ob aber gerade dieſe Bemühungen die Gegengewalt der Strömung vermehrt oder wie es damit beſchaffen ſein mochte, ſo ward mit einmal an dem langen Seile das Boot und ſeine Mannſchaft im Bogen rückwärts nach dem Schiffe geſchleudert, wie die Schmitze einer Peitſche, wenn der Fuhrmann einen Zug tut. Auch dieſe Hoffnung ward aufgegeben! — Gebet und Klagen wechſelten ab, und der Zuſtand wuchs um ſo ſchauerlicher, da nun oben auf den Felſen die Ziegenhirten, deren Feuer man ſchon längſt geſehen hatte, hohl aufſchrien, da unten ſtrande das Schiff! Sie riefen einander noch viel unverſtändliche Töne zu, in welchen einige mit der Sprache bekannt, zu vernehmen glaubten, als freuten ſie ſich auf manche Beute, die ſie am andern Morgen aufzufiſchen gedächten. Sogar der tröſtliche Zweifel, ob denn auch wirklich das Schiff dem Felſen ſich ſo drohend nähere, war leider nur zu bald gehoben, indem die Mannſchaft zu großen Stangen griff, um das Fahrzeug, wenn es zum Äußerſten käme, damit von den Felſen abzuhalten, bis denn endlich auch dieſe brächen und alles verloren ſei. Immer ſtärker ſchwankte das Schiff, die Brandung ſchien ſich zu vermehren, und meine durch alles dieſes wiederkehrende Seekrankheit drängte mir den Entſchluß auf, hinunter in die Kajüte zu ſteigen. Ich legte mich halb betäubt auf meine Matratze, doch aber mit einer gewiſſen angenehmen Empfindung, die ſich vom See Tiberias herzuſchreiben ſchien: denn ganz deutlich ſchwebte mir das Bild aus Merians Kupferbibel vor Augen. Und ſo bewährt ſich die Kraft aller ſinnlich-ſittlichen Eindrücke jedesmal am ſtärkſten, wenn der Menſch ganz auf ſich ſelbſt zurückgewieſen iſt. Wie lange ich ſo in halbem Schlafe gelegen, wüßte ich nicht zu ſagen; aufgeweckt aber ward ich durch ein gewaltſames Getöſe über mir: ich konnte deutlich vernehmen, daß es die großen Seile waren, die man auf dem Verdeck hin und wider ſchleppte; dies gab mir Hoffnung, daß man von den Segeln Gebrauch mache. Nach einer kleinen Weile ſprang Kniep herunter und kündigte mir an, daß man gerettet ſei: der gelindeſte Windeshauch habe ſich erhoben; in dem Augenblick ſei man bemüht geweſen, die Segel aufzuziehen, er ſelbſt habe nicht verſäumt, Hand anzulegen. Man entferne ſich ſchon ſichtbar vom Felſen, und obgleich noch nicht völlig außer der Strömung, hoffe man nun doch, ſie zu überwinden. Oben war alles ſtille; ſodann kamen mehrere der Paſſagiere, verkündigten den glücklichen Ausgang und legten ſich nieder.

Als ich früh am vierten Tage unſerer Fahrt erwachte, befand ich mich friſch und geſund, ſo wie ich auch bei der Überfahrt zu eben dieſer Epoche geweſen war; ſo daß ich alſo auf einer längern Seereiſe wahrſcheinlich mit einer dreitägigen Unpäßlichkeit meinen Tribut würde bezahlt haben.

Vom Verdeck ſah ich mit Vergnügen die Inſel Capri in ziemlicher Entfernung zur Seite liegen und unſer Schiff in ſolcher Richtung, daß wir hoffen konnten, in den Golf hineinzufahren; welches denn auch bald geſchah. Nun hatten wir die Freude, nach einer ausgeſtandenen harten Nacht dieſelben Gegenſtände, die uns abends vorher entzückt hatten, in entgegengeſetztem Lichte zu bewundern. Bald ließen wir jene gefährliche Felſeninſel hinter uns. Hatten wir geſtern die rechte Seite des Golfs von weitem bewundert, ſo erſchienen nun auch die Kaſtelle und die Stadt gerade vor uns, ſodann links der Poſilip und die Erdzungen, die ſich bis gegen Procida und Ischia erſtrecken. Alles war auf dem Verdeck, voran ein für ſeinen Orient ſehr eingenommener griechiſcher Prieſter, der den Landesbewohnern, die ihr herrliches Vaterland mit Entzücken begrüßten, auf ihre Frage, wie ſich denn Neapel zu Konſtantinopel verhalte, ſehr pathetiſch antwortete: Anche questa è una città! Auch dieſes iſt eine Stadt!

Wir langten zur rechten Zeit im Hafen an, umſummt von Menſchen; es war der lebhafteſte Augenblick des Tages. Kaum waren unſere Koffer und ſonſtigen Gerätſchaften ausgeladen und ſtanden am Ufer, als gleich zwei Laſtträger ſich derſelben bemächtigten; und kaum hatten wir ausgeſprochen, daß wir bei Moriconi logieren würden, ſo liefen ſie mit dieſer Laſt wie mit einer Beute davon, ſo daß wir ihnen durch die menſchenreichen Straßen und über den bewegten Platz nicht mit den Augen folgen konnten. Kniep hatte das Portefeuille unter dem Arm, und wir hätten wenigſtens die Zeichnungen gerettet, wenn jene Träger, weniger ehrlich als die neapolitaniſchen armen Teufel, uns um dasjenige gebracht hätten, was die Brandung verſchont hatte.

NEAPEL

An Herder

Neapel, den 17. Mai 1787.

HIER bin ich wieder, meine Lieben, friſch und geſund. Ich habe die Reiſe durch Sizilien leicht und ſchnell getrieben; wenn ich wiederkomme, ſollt ihr beurteilen, *wie* ich geſehen habe. Daß ich ſonſt ſo an den Gegenſtänden klebte und haftete, hat mir nun eine unglaubliche Fertigkeit verſchafft, alles gleichſam vom Blatt wegzuſpielen, und ich finde mich recht glücklich, den großen, ſchönen, unvergleichbaren Gedanken von Sizilien ſo klar, ganz und lauter in der Seele zu haben. Nun bleibt meiner Sehnſucht kein Gegenſtand mehr im Mittag, da ich auch geſtern von Päſtum zurückgekommen bin. Das Meer und die Inſeln haben mir Genuß und Leiden gegeben, und ich kehre befriedigt zurück. Laßt mich jedes Detail bis zu meiner Wiederkehr aufſparen! Auch iſt hier in Neapel kein Beſinnens; dieſen Ort werde ich euch nun beſſer ſchildern, als es meine erſten Briefe taten. Den erſten Juni reiſe ich nach Rom, wenn mich nicht eine höhere Macht hindert, und anfangs Juli denke ich von dort wieder abzugehen. Ich muß euch ſo bald als möglich wiederſehen, es ſollen gute Tage werden. Ich habe unſäglich aufgeladen und brauche Ruhe, es wieder zu verarbeiten.

Für alles, was du Liebes und Gutes an meinen Schriften tuſt, danke ich dir tauſendmal; ich wünſchte immer etwas Beſſeres auch dir zur Freude zu machen. Was mir auch von

96. Ch. Kniep: Küstenlandschaft mit Blick auf den Vesuv.

97. Ch. Kniep: Küstenlandschaft bei Neapel.

dir begegnen wird und wo, ſoll mir willkommen ſein: wir ſind ſo nah in unſern Vorſtellungsarten, als es möglich iſt, ohne eins zu ſein, und in den Hauptpunkten am nächſten. Wenn du dieſe Zeit her viel aus dir ſelbſt geſchöpft haſt, ſo hab ich viel erworben, und ich kann einen guten Tauſch hoffen.

Ich bin freilich, wie du ſagſt, mit meiner Vorſtellung ſehr ans Gegenwärtige geheftet, und je mehr ich die Welt ſehe, deſto weniger kann ich hoffen, daß die Menſchheit je eine weiſe, kluge, glückliche Maſſe werden könne. Vielleicht iſt unter den Millionen Welten eine, die ſich dieſes Vorzugs rühmen kann; bei der Konſtitution der unſrigen bleibt mir ſo wenig für ſie als für Sizilien bei der ſeinigen zu hoffen.

In einem beiliegenden Blatte ſag ich etwas über den Weg nach Salern und über Päſtum ſelbſt; es iſt die letzte und faſt möcht ich ſagen herrlichſte Idee, die ich nun nordwärts vollſtändig mitnehme. Auch iſt der mittlere Tempel nach meiner Meinung allem vorzuziehen, was man noch in Sizilien ſieht.

Was den Homer betrifft, iſt mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beſchreibungen, die Gleichniſſe uſw. kommen uns poetiſch vor und ſind doch unſäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erſchrickt. Selbſt die ſonderbarſten erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie ſo gefühlt habe als in der Nähe der beſchriebenen Gegenſtände. Laß mich meinen Gedanken kurz ſo ausdrücken: *ſie* ſtellten die Exiſtenz dar, *wir* gewöhnlich den Effekt; *ſie* ſchilderten das Fürchterliche, *wir* ſchildern fürchterlich; *ſie* das Angenehme, *wir* angenehm uſw. Daher kommt alles Übertriebene, alles Manierierte, alle falſche Grazie, aller Schwulſt. Denn wenn man den Effekt und auf den Effekt arbeitet, ſo glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können. Wenn, was ich ſage, nicht neu iſt, ſo hab ich es doch bei neuem Anlaß recht lebhaft gefühlt. Nun ich alle dieſe Küſten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inſeln und Erdzungen, Felſen und Sandſtreifen, buſchige Hügel, ſanfte Weiden, fruchtbare Felder, geſchmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Reben, Wolkenberge und immer heitere Ebnen, Klippen und Bänke und das alles umgebende Meer mit ſo vielen Abwechſelungen und Mannigfaltigkeiten im Geiſte gegenwärtig habe, nun iſt mir erſt die Odyſſee ein lebendiges Wort.

Ferner muß ich dir vertrauen, daß ich dem Geheimnis der Pflanzenzeugung und -organiſation ganz nahe bin und daß es das Einfachſte iſt, was nur gedacht werden kann. Unter dieſem Himmel kann man die ſchönſten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim ſteckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles übrige ſeh ich auch ſchon im ganzen, und nur noch einige Punkte müſſen beſtimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichſte Geſchöpf von der Welt, um welches mich die Natur ſelbſt beneiden ſoll. Mit dieſem Modell und dem Schlüſſel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konſequent ſein müſſen, das heißt: die, wenn ſie auch nicht exiſtieren, doch exiſtieren könnten und nicht etwa maleriſche oder dichteriſche Schatten und Scheine ſind, ſondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben. Dasſelbe Geſetz wird ſich auf alles übrige Lebendige anwenden laſſen.

Den 18. Mai.

Tiſchbein, der nach Rom wieder zurückgekehrt iſt, hat, wie wir merken, hier in der Zwiſchenzeit ſo für uns gearbeitet, daß wir ſeine Abweſenheit nicht empfinden ſollen.

Er ſcheint ſeinen ſämtlichen hieſigen Freunden ſo viel Zutrauen zu uns eingeflößt zu haben, daß ſie ſich alle offen, freundlich und tätig gegen uns erweiſen, welches ich beſonders in meiner gegenwärtigen Lage ſehr bedarf, weil kein Tag vergeht, wo ich nicht jemand um irgend eine Gefälligkeit und Beiſtand anzurufen hätte. Soeben bin ich im Begriff, ein ſummariſches Verzeichnis aufzuſetzen von dem, was ich noch zu ſehen wünſchte; da denn die Kürze der Zeit Meiſterin bleiben und andeuten wird, was denn auch wirklich nachgeholt werden könne.

Den 22. Mai.

Heute begegnete mir ein angenehmes Abenteuer, welches mich wohl zu einigem Nachdenken bewegen konnte und des Erzählens wert iſt.

Eine Dame, die mich ſchon bei meinem erſten Aufenthalt vielfach begünſtigt, erſuchte mich, abends Punkt fünf Uhr bei ihr einzutreffen; es wolle mich ein Engländer ſprechen, der mir über meinen Werther etwas zu ſagen habe.

Vor einem halben Jahre würde hierauf, und wäre ſie mir doppelt wert geweſen, gewiß eine abſchlägliche Antwort erfolgt ſein; aber daran, daß ich zuſagte, konnte ich wohl merken, meine ſizilianiſche Reiſe habe glücklich auf mich gewirkt, und ich verſprach, zu kommen.

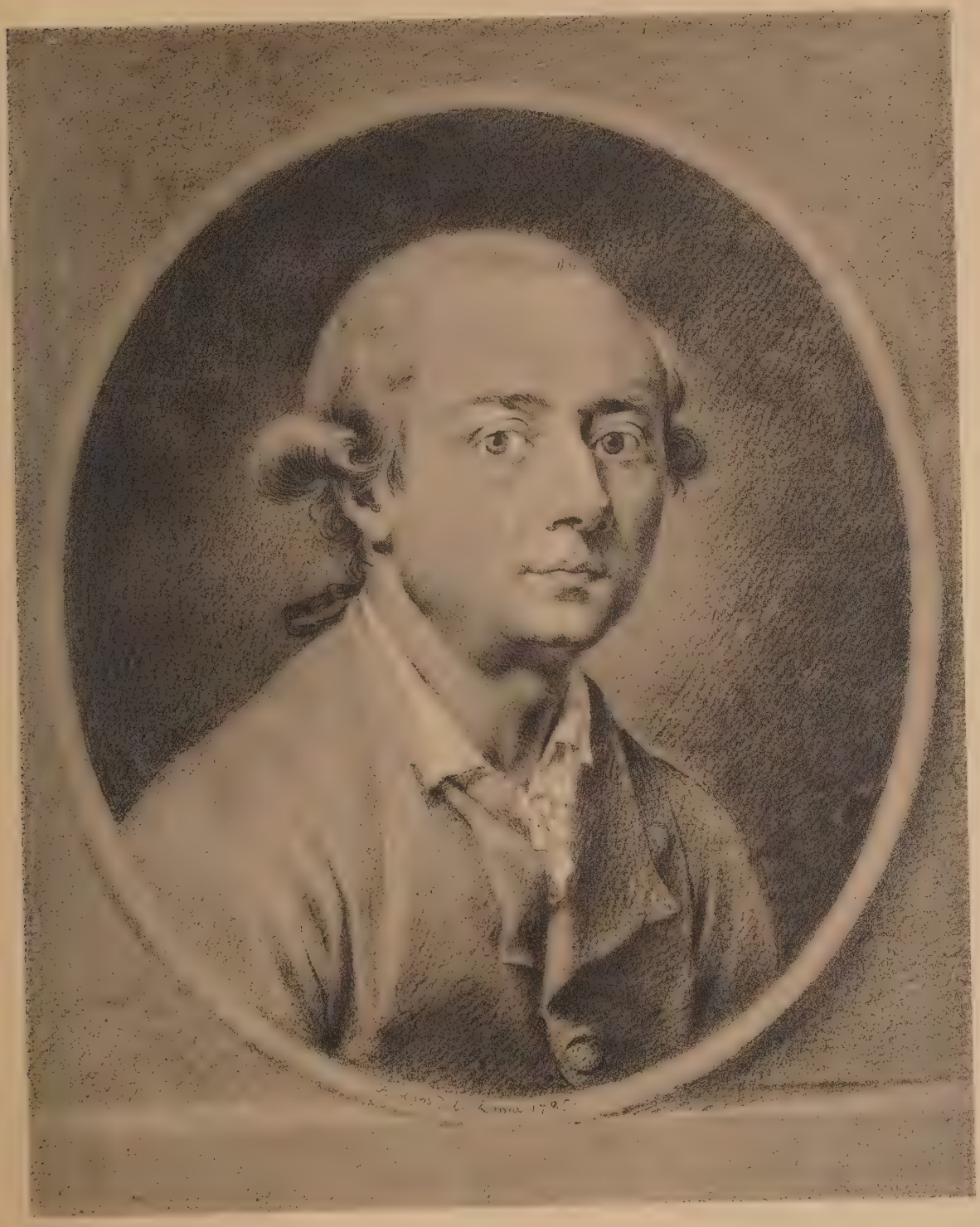
Leider aber iſt die Stadt zu groß und der Gegenſtände ſo viel, daß ich eine Viertelſtunde zu ſpät die Treppe hinaufſtieg und eben an der verſchloſſenen Türe auf der Schilfmatte ſtand, um zu klingeln, als die Türe ſchon aufging und ein ſchöner Mann in mittlern Jahren heraustrat, den ich ſogleich für den Engländer erkannte. Er hatte mich kaum angeſehen, als er ſagte: Sie ſind der Verfaſſer des Werther! — Ich bekannte mich dazu und entſchuldigte mich, nicht früher gekommen zu ſein.

Ich konnte nicht einen Augenblick länger warten, verſetzte derſelbe: was ich Ihnen zu ſagen habe, iſt ganz kurz uud kann ebenſogut hier auf der Schilfmatte geſchehen. Ich will nicht wiederholen, was Sie von Tauſenden gehört; auch hat das Werk nicht ſo heftig auf mich gewirkt als auf andere; ſooft ich aber daran denke, was darzu gehörte, um es zu ſchreiben, ſo muß ich mich immer aufs neue verwundern.

Ich wollte irgend etwas dankbar dagegen erwidern, als er mir ins Wort fiel und ausrief: Ich darf keinen Augenblick länger ſäumen, mein Verlangen iſt erfüllt, Ihnen dies ſelbſt geſagt zu haben. Leben Sie recht wohl und glücklich! — Und ſo fuhr er die Treppe hinunter. Ich ſtand einige Zeit über dieſen ehrenvollen Text nachdenkend und klingelte endlich. Die Dame vernahm mit Vergnügen unſer Zuſammentreffen und erzählte manches Vorteilhafte von dieſem ſeltenen und ſeltſamen Manne.

Freitag den 25. Mai.

Mein lockeres Prinzeßchen werde ich wohl nicht wiederſehen; ſie iſt wirklich nach Sorrent und hat mir die Ehre angetan, vor ihrer Abreiſe auf mich zu ſchelten, daß ich das ſteinige und wüſte Sizilien ihr habe vorziehen können. Einige Freunde gaben mir Auskunft über dieſe ſonderbare Erſcheinung. Aus einem guten, doch unvermögenden Hauſe geboren, im Kloſter erzogen, entſchloß ſie ſich, einen alten und reichen Fürſten zu heiraten, und man konnte ſie um ſo eher dazu überreden, als die Natur ſie zu einem zwar guten, aber zur Liebe völlig unfähigen Weſen gebildet hatte. In dieſer reichen, aber durch Familienverhältniſſe höchſt beſchränkten Lage ſuchte ſie ſich durch ihren Geiſt zu helfen und, da



98. H. Lips: Wilhelm Tischbein.

ſie in Tun und Laſſen gehindert war, wenigſtens ihrem Mundwerk freies Spiel zu geben. Man verſicherte mir, daß ihr eigentlichſter Wandel ganz untadelig ſei, daß ſie ſich aber feſt vorgeſetzt zu haben ſcheine, durch ein unbändiges Reden allen Verhältniſſen ins Angeſicht zu ſchlagen. Man bemerkte ſcherzend, daß keine Zenſur ihre Diskurſe, wären ſie ſchriftlich verfaßt, könne durchgehen laſſen, weil ſie durchaus nichts vorbringe, als was Religion, Staat oder Sitten verletze.

Man erzählte die wunderlichſten und artigſten Geſchichten von ihr, wovon eine hier ſtehen mag, ob ſie gleich nicht die anſtändigſte iſt.

Kurz vor dem Erdbeben, das Kalabrien betraf, war ſie auf die dortigen Güter ihres Gemahls gezogen. Auch in der Nähe ihres Schloſſes war eine Baracke gebaut, das heißt ein hölzernes, einſtöckiges Haus, unmittelbar auf den Boden aufgeſetzt, übrigens tapeziert, möbliert und ſchicklich eingerichtet. Bei den erſten Anzeigen des Erdbebens flüchtete ſie dahin. Sie ſaß auf dem Sofa, Knötchen knüpfend, vor ſich ein Nähtiſchchen, gegen ihr über ein Abbé, ein alter Hausgeiſtlicher. Auf einmal wogte der Boden, das Gebäude ſank an ihrer Seite nieder, indem die entgegengeſetzte ſich emporhob; der Abbé und das Tiſchchen wurde alſo auch in die Höhe gehoben. Pfui! rief ſie, an der ſinkenden Wand mit dem Kopfe gelehnt: ſchickt ſich das für einen ſo ehrwürdigen Mann? Ihr gebärdet Euch ja, als wenn Ihr auf mich fallen wolltet. Das iſt ganz gegen alle Sitte und Wohlſtand!

Indeſſen hatte das Haus ſich wieder niedergeſetzt, und ſie wußte ſich vor Lachen nicht zu laſſen über die närriſche, lüſterne Figur, die der gute Alte ſollte geſpielt haben, und ſie ſchien über dieſen Scherz von allen Kalamitäten, ja dem großen Verluſt, der ihre Familie und ſo viel tauſend Menſchen betraf, nicht das mindeſte zu empfinden. Ein wunderſam glücklicher Charakter, dem noch eine Poſſe gelingt, indem ihn die Erde verſchlingen will.

Sonnabend den 26. Mai.

Genau betrachtet, möchte man doch wohl gut heißen, daß es ſo viele Heilige gibt: nun kann jeder Gläubige den ſeinigen ausleſen und mit vollem Vertrauen ſich gerade an den wenden, der ihm eigentlich zuſagt. Heute war der Tag des meinigen, den ich denn, ihm zu Ehren, nach ſeiner Weiſe und Lehre andächtig-munter beging.

Philippus Neri ſteht in hohem Anſehn und zugleich heiterm Andenken; man wird erbaut und erfreut, wenn man von ihm und ſeiner hohen Gottesfurcht vernimmt; zugleich aber hört man auch von ſeiner guten Laune ſehr viel erzählen. Seit ſeinen erſten Jugendjahren fühlte er die brünſtigſten Religionstriebe, und im Laufe ſeines Lebens entwickelten ſich in ihm die höchſten Gaben des religiöſen Enthuſiasmus; die Gabe des unwillkürlichen Gebets, der tiefen wortloſen Anbetung, die Gabe der Tränen, der Ekſtaſe und zuletzt ſogar des Aufſteigens vom Boden und Schwebens über demſelben, welches vor allen für das Höchſte gehalten wird.

Zu ſo vielen geheimnisvollen, ſeltſamen Innerlichkeiten geſellte er den klarſten Menſchenverſtand, die reinſte Würdigung oder vielmehr Abwürdigung der irdiſchen Dinge, den tätigſten Beiſtand, in leiblicher und geiſtlicher Not, ſeinem Nebenmenſchen gewidmet. Streng beobachtete er alle Obliegenheiten, wie ſie auch an Feſten, Kirchenbeſuchen, Beten, Faſten und ſonſt von dem gläubigen, kirchlichen Manne gefordert werden. Ebenſo beſchäftigte er ſich mit Bildung der Jugend, mit muſikaliſcher und redneriſcher Übung

derſelben, indem er nicht allein geiſtliche, ſondern auch geiſtreiche Themata vorlegte und ſonſt aufregende Geſpräche und Disputationen veranlaßte. Hiebei möchte denn wohl das Sonderbarſte ſcheinen, daß er das alles aus eignem Trieb und Befugnis tat und leiſtete, ſeinen Weg viele Jahre ſtetig verfolgte, ohne zu irgend einem Orden oder Kongregation zu gehören, ja ohne die geiſtliche Weihe zu haben.

Doch bedeutender muß es auffallen, daß gerade dies zu Luthers Zeit geſchah und daß mitten in Rom ein tüchtiger, gottesfürchtiger, energiſcher, tätiger Mann gleichfalls den Gedanken hatte, das Geiſtliche, ja das Heilige mit dem Weltlichen zu verbinden, das Himmliſche in das Säkulum einzuführen und dadurch ebenfalls eine Reformation vorzubereiten. Denn hier liegt doch ganz allein der Schlüſſel, der die Gefängniſſe des Papſttums öffnen und der freien Welt ihren Gott wiedergeben ſoll.

Der päpſtliche Hof jedoch, der einen ſo bedeutenden Mann in der Nähe, im Bezirk von Rom, unter ſeinem Gewahrſam hatte, ließ nicht nach, bis dieſer, der ohnehin ein geiſtliches Leben führte, ſchon ſeine Wohnung in Klöſtern nahm, daſelbſt lehrte, ermunterte, ja ſogar wo nicht einen Orden, doch eine freie Verſammlung zu ſtiften im Begriff war, endlich beredet ward, die Weihe zu nehmen und alle die Vorteile damit zu empfangen, die ihm denn doch bisher auf ſeinem Lebenswege ermangelt hatten.

Will man auch ſeine körperliche wunderbare Erhebung über den Boden, wie billig, in Zweifel ziehen, ſo war er doch dem Geiſte nach hoch über dieſer Welt erhoben und deswegen ihm nichts ſo ſehr zuwider als Eitelkeit, Schein, Anmaßung, gegen die er auch immer, als gegen die größten Hinderniſſe eines wahren gottſeligen Lebens, kräftig wirkte, und zwar, wie uns manche Geſchichte überliefert, immer mit gutem Humor.

Er befindet ſich zum Beiſpiel eben in der Nähe des Papſtes, als dieſem berichtet wird, daß in der Nähe von Rom eine Kloſterfrau mit allerlei wunderlichen geiſtlichen Gaben ſich hervortue. Die Wahrhaftigkeit dieſer Erzählungen zu unterſuchen, erhält Neri den Auftrag. Er ſetzt ſich ſogleich zu Maultier und iſt bei ſehr böſem Wetter und Weg bald im Kloſter. Eingeführt unterhält er ſich mit der Äbtiſſin, die ihm von allen dieſen Gnadenzeichen mit vollkommener Beiſtimmung genauſte Kenntnis gibt. Die geforderte Nonne tritt ein, und er, ohne ſie weiter zu begrüßen, reicht ihr den kotigen Stiefel hin, mit dem Anſinnen, daß ſie ihn ausziehen ſolle. Die heilige, reinliche Jungfrau tritt erſchrocken zurück und gibt ihre Entrüſtung über dieſes Zumuten mit heftigen Worten zu erkennen. Neri erhebt ſich ganz gelaſſen, beſteigt ſein Maultier und findet ſich wieder vor dem Papſt, ehe dieſer es nur vermuten konnte, denn wegen Prüfung ſolcher Geiſtesgaben ſind katholiſchen Beichtvätern bedeutende Vorſichtsmaßregeln aufs genauſte vorgeſchrieben, weil die Kirche zwar die Möglichkeit ſolcher himmliſchen Begünſtigungen zugibt, aber die Wirklichkeit derſelben nicht ohne die genauſte Prüfung zugeſteht. Dem verwunderten Papſte eröffnete Neri kürzlich das Reſultat. Sie iſt keine Heilige, ruft er aus, ſie tut keine Wunder! denn die Haupteigenſchaft fehlt ihr, die Demut.

Dieſe Maxime kann man als leitendes Prinzip ſeines ganzen Lebens anſehen; denn, um nur noch eins zu erzählen, als er die Kongregation der Padri dell' Oratorio geſtiftet hatte, die ſich bald ein großes Anſehen erwarb und gar vielen den Wunſch einflößte, Mitglied derſelben zu werden, kam ein junger römiſcher Prinz, um Aufnahme bittend, welchem denn auch das Noviziat und die demſelben angewieſene Kleidung zugeſtanden wurde. Da aber ſelbiger nach einiger Zeit um wirklichen Eintritt nachſuchte, hieß es, daß vorher noch einige Prüfungen zu beſtehen ſeien, wozu er ſich denn auch bereit erklärte. Da

brachte Neri einen langen Fuchsſchwanz hervor und forderte, der Prinz ſolle dieſen ſich hinten an das lange Röckchen anheften laſſen und ganz ernſthaft durch alle Straßen von Rom gehen. Der junge Mann entſetzte ſich, wie oben die Nonne, und äußerte: er habe ſich gemeldet, nicht um Schande, ſondern um Ehre zu erlangen. Da meinte denn Vater Neri, dies ſei von ihrem Kreiſe nicht zu erwarten, wo die höchſte Entſagung das erſte Geſetz bleibe. Worauf denn der Jüngling ſeinen Abſchied nahm.

In einem kurzen Wahlſpruch hatte Neri ſeine Hauptlehre verfaßt: Spernere mundum, ſpernere te ipſum, ſpernere te ſperni. Und damit war freilich alles geſagt. Die beiden erſten Punkte bildet ſich ein Hypochondriſt wohl manchmal ein erfüllen zu können; um aber ſich zum dritten zu bequemen, müßte man auf dem Wege ſein, ein Heiliger zu werden.

Den 27. Mai.

Die ſämtlichen lieben Briefe vom Ende des vorigen Monats habe ich geſtern alle auf einmal von Rom her durch Graf Frieß erhalten und mir mit Leſen und Wiederleſen etwas Rechts zugute getan. Das ſehnlich erwartete Schächtelchen war auch dabei, und ich danke tauſendmal für alles.

Nun wird es aber bald Zeit, daß ich von hier flüchte; denn indem ich mir Neapel und ſeine Umgebungen noch recht zu guter Letzt vergegenwärtigen, den Eindruck erneuern und über manches abſchließen möchte, ſo reißt der Strom des Tages mich fort, und nun ſchließen auch vorzügliche Menſchen ſich an, die ich als alte und neue Bekannte ohnmöglich ſo geradezu abweiſen kann. Ich fand eine liebenswürdige Dame, mit der ich vorigen Sommer in Karlsbad die angenehmſten Tage verlebt hatte. Um wie manche Stunde betrogen wir die Gegenwart in heiterſter Erinnerung. Alle die Lieben und Werten kamen wieder an die Reihe, vor allem der heitere Humor unſeres teuren Fürſten. Sie beſaß das Gedicht noch, womit ihn bei ſeinem Wegritt die Mädchen von Engelhaus überraſchten. Es rief die luſtigen Szenen alle zurück, die witzigen Neckereien und Myſtifikationen, die geiſtreichen Verſuche, das Vergeltungsrecht aneinander auszuüben. Schnell fühlten wir uns auf deutſchem Boden, in der beſten deutſchen Geſellſchaft, eingeſchränkt von Felswänden, durch ein ſeltſames Lokal zuſammengehalten, mehr noch durch Hochachtung, Freundſchaft und Neigung vereinigt. Sobald wir jedoch ans Fenſter traten, rauſchte der neapolitaniſche Strom wieder ſo gewaltſam an uns vorbei, daß jene friedlichen Erinnerungen nicht feſtzuhalten waren.

Der Bekanntſchaft des Herzogs und der Herzogin von Urſel konnt ich ebenſowenig ausweichen. Treffliche Perſonen von hohen Sitten, reinem Natur- und Menſchenſinn, entſchiedener Kunſtliebe, Wohlwollen für Begegnende. Eine fortgeſetzte und wiederholte Unterhaltung war höchſt anziehend.

Hamilton und ſeine Schöne ſetzten gegen mich ihre Freundlichkeit fort. Ich ſpeiſte bei ihnen, und gegen Abend produzierte Miß Harte auch ihre muſikaliſchen und meliſchen Talente.

Auf Antrieb Freund Hackerts, der ſein Wohlwollen gegen mich ſteigert und mir alles Merkwürdige zur Kenntnis bringen möchte, führte uns Hamilton in ſein geheimes Kunſt- und Gerümpelgewölbe. Da ſieht es denn ganz verwirrt aus, die Produkte aller Epochen zufällig durcheinander geſtellt: Büſten, Torſe, Vaſen, Bronze, von ſizilianiſchen Achaten allerlei Hauszierat, ſogar ein Kapellchen, Geſchnitztes, Gemaltes, und was er nur zufällig

zuſammenkaufte. In einem langen Kaſten an der Erde, deſſen aufgebrochenen Deckel ich neugierig beiſeite ſchob, lagen zwei ganz herrliche Kandelaber von Bronze. Mit einem Wink machte ich Hackerton aufmerkſam und liſpelte ihm die Frage zu, ob dieſe nicht ganz denen in Portici ähnlich ſeien. Er winkte mir dagegen Stillſchweigen; ſie mochten ſich freilich aus den pompejiſchen Grüften ſeitwärts hieher verloren haben. Wegen ſolcher und ähnlicher glücklichen Erwerbniſſe mag der Ritter dieſe verborgenen Schätze nur wohl ſeinen vertrauteſten Freunden ſehen laſſen.

Auffallend war mir ein aufrechtſtehender, an der Vorderſeite offener, inwendig ſchwarz angeſtrichener Kaſten, von dem prächtigſten goldenen Rahmen eingefaßt. Der Raum groß genug, um eine ſtehende menſchliche Figur aufzunehmen, und demgemäß erfuhren wir auch die Abſicht. Der Kunſt- und Mädchenfreund, nicht zufrieden, das ſchöne Gebild als bewegliche Statue zu ſehen, wollte ſich auch an ihr als an einem bunten, unnachahmbaren Gemälde ergötzen, und ſo hatte ſie manchmal innerhalb dieſes goldnen Rahmens, auf ſchwarzem Grund vielfarbig gekleidet, die antiken Gemälde von Pompeji und ſelbſt neuere Meiſterwerke nachgeahmt. Dieſe Epoche ſchien vorüber zu ſein, auch war der Apparat ſchwer zu transportieren und ins rechte Licht zu ſetzen, uns konnte alſo ein ſolches Schauſpiel nicht zuteil werden.

Hier iſt der Ort, noch einer andern entſchiedenen Liebhaberei der Neapolitaner überhaupt zu gedenken. Es ſind die Krippchen (presepe), die man zu Weihnachten in allen Kirchen ſieht, eigentlich die Anbetung der Hirten, Engel und Könige vorſtellend, mehr oder weniger vollſtändig, reich und koſtbar zuſammengruppiert. Dieſe Darſtellung iſt in dem heitern Neapel bis auf die flachen Hausdächer geſtiegen; dort wird ein leichtes, hüttenartiges Gerüſt erbaut, mit immergrünen Bäumen und Sträuchen aufgeſchmückt. Die Mutter Gottes, das Kind und die ſämtlichen Umſtehenden und Umſchwebenden, koſtbar ausgeputzt, auf welche Garderobe das Haus große Summen verwendet. Was aber das Ganze unnachahmlich verherrlicht, iſt der Hintergrund, welcher den Veſuv mit ſeinen Umgebungen einfaßt.

Da mag man nun manchmal auch lebendige Figuren zwiſchen die Puppen mit eingemiſcht haben, und nach und nach iſt eine der bedeutendſten Unterhaltungen hoher und reicher Familien geworden, zu ihrer Abendergötzung auch weltliche Bilder, ſie mögen nun der Geſchichte oder der Dichtkunſt angehören, in ihren Paläſten aufzuführen.

Darf ich mir eine Bemerkung erlauben, die freilich ein wohlbehandelter Gaſt nicht wagen ſollte, ſo muß ich geſtehen, daß mir unſere ſchöne Unterhaltende doch eigentlich als ein geiſtloſes Weſen vorkommt, die wohl mit ihrer Geſtalt bezahlen, aber durch keinen ſeelenvollen Ausdruck der Stimme, der Sprache ſich geltend machen kann. Schon ihr Geſang iſt nicht von zuſagender Fülle.

Und ſo mag es ſich auch am Ende mit jenen ſtarren Bildern verhalten. Schöne Perſonen gibts überall, tief empfindende, zugleich mit günſtigen Sprachorganen verſehene viel ſeltener, am allerſeltenſten ſolche, wo zu allem dieſen noch eine einnehmende Geſtalt hinzutritt.

Auf Herders dritten Teil freu ich mich ſehr. Hebet mir ihn auf, bis ich ſagen kann, wo er mir begegnen ſoll. Er wird gewiß den ſchönen Traumwunſch der Menſchheit, daß es dereinſt beſſer mit ihr werden ſolle, trefflich ausgeführt haben. Auch, muß ich ſelbſt ſagen, halt ich es für wahr, daß die Humanität endlich ſiegen wird; nur fürcht ich, daß

zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hoſpital und einer des andern humaner Krankenwärter ſein werde.

Den 28. Mai.

Der gute und ſo brauchbare Volkmann nötigt mich von Zeit zu Zeit, von ſeiner Meinung abzugehen. Er ſpricht zum Beiſpiel, daß dreißig- bis vierzigtauſend Müßiggänger in Neapel zu finden wären; und wer ſprichts ihm nicht nach! Ich vermutete zwar ſehr bald nach einiger erlangter Kenntnis des ſüdlichen Zuſtandes, daß dies wohl eine nordiſche Anſicht ſein möchte, wo man jeden für einen Müßiggänger hält, der ſich nicht den ganzen Tag ängſtlich abmüht. Ich wendete deshalb vorzügliche Aufmerkſamkeit auf das Volk, es mochte ſich bewegen oder in Ruhe verharren, und konnte zwar ſehr viel übelgekleidete Menſchen bemerken, aber keine unbeſchäftigte.

Ich fragte deswegen einige Freunde nach den unzähligen Müßiggängern, welche ich doch auch wollte kennen lernen; ſie konnten mir aber ſolche ebenſowenig zeigen, und ſo ging ich, weil die Unterſuchung mit Betrachtung der Stadt genau zuſammenhing, ſelbſt auf die Jagd aus.

Ich fing an, mich in dem ungeheuren Gewirre mit den verſchiedenen Figuren bekannt zu machen, ſie nach ihrer Geſtalt, Kleidung, Betragen, Beſchäftigung zu beurteilen und zu klaſſifizieren. Ich fand dieſe Operation hier leichter als irgendwo, weil der Menſch ſich hier mehr ſelbſt gelaſſen iſt und ſich ſeinem Stande auch äußerlich gemäß bezeigt.

Ich fing meine Beobachtung bei früher Tageszeit an, und alle die Menſchen, die ich hie und da ſtillſtehen oder ruhen fand, waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit ſich brachte.

Die Laſtträger, die an verſchiedenen Plätzen ihre privilegierten Stände haben und nur erwarten, bis ſich jemand ihrer bedienen will; die Caleſſaren, ihre Knechte und Jungen, die bei den einſpännigen Kaleſchen auf großen Plätzen ſtehen, ihre Pferde beſorgen und einem jeden, der ſie verlangt, zu Dienſten ſind; Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen; Fiſcher, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünſtiger Wind weht, der ihnen auf das Meer auszufahren verbietet. Ich ſah auch wohl noch manche hin und wider gehen, doch trug meiſt ein jeder ein Zeichen ſeiner Tätigkeit mit ſich. Von Bettlern war keiner zu bemerken als ganz alte, völlig unfähige und krüppelhafte Menſchen. Je mehr ich mich umſah, je genauer ich beobachtete, deſto weniger konnt ich, weder von der geringen noch von der mittlern Klaſſe, weder am Morgen noch den größten Teil des Tages, ja von keinem Alter und Geſchlecht eigentliche Müßiggänger finden.

Ich gehe in ein näheres Detail, um das, was ich behaupte, glaubwürdiger und anſchaulicher zu machen. Die kleinſten Kinder ſind auf mancherlei Weiſe beſchäftigt. Ein großer Teil derſelben trägt Fiſche zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; andere ſieht man ſehr oft in der Gegend des Arſenals, oder wo ſonſt etwas gezimmert wird, wobei es Späne gibt, auch am Meere, welches Reiſer und kleines Holz auswirft, beſchäftigt, ſogar die kleinſten Stückchen in Körbchen aufzuleſen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde ſo hinkriechen, in Geſellſchaft älterer Knaben von fünf bis ſechs Jahren, befaſſen ſich mit dieſem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit dem Körbchen tiefer in die Stadt und ſetzen ſich mit ihren kleinen Holzportionen gleichſam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger kauft es ihnen ab, brennt es auf ſeinem Dreifuß zu Kohlen, um ſich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in ſeiner ſparſamen Küche.

Andere Kinder tragen das Waſſer der Schwefelquellen, welches beſonders im Frühjahr ſehr ſtark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere ſuchen einen kleinen Gewinn, indem ſie Obſt, geſponnenen Honig, Kuchen und Zuckerware einkaufen und wieder, als kindiſche Handelsleute, den übrigen Kindern anbieten und verkaufen; allenfalls nur, um ihren Teil daran umſonſt zu haben. Es iſt wirklich artig anzuſehen, wie ein ſolcher Junge, deſſen ganzer Kram und Gerätſchaft in einem Brett und Meſſer beſteht, eine Waſſermelone oder einen halben gebratenen Kürbis herumträgt, wie ſich um ihn eine Schar Kinder verſammelt, wie er ſein Brett niederſetzt und die Frucht in kleine Stücke zu zerteilen anfängt. Die Käufer ſpannen ſehr ernſthaft, ob ſie auch für ihr klein Stückchen Kupfergeld genug erhalten ſollen, und der kleine Handelsmann traktiert gegen die Begierigen die Sache ebenſo bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt, daß man bei längerem Aufenthalt noch manche Beiſpiele ſolches kindlichen Erwerbes ſammeln könnte.

Eine ſehr große Anzahl von Menſchen, teils mittlern Alters, teils Knaben, welche meiſtenteils ſehr ſchlecht gekleidet ſind, beſchäftigen ſich, das Kehricht auf Eſeln aus der Stadt zu bringen. Das nächſte Feld um Neapel iſt nur *ein* Küchengarten, und es iſt eine Freude, zu ſehen, welche unſägliche Menge von Küchengewächſen alle Markttage hereingeſchafft wird und wie die Induſtrie der Menſchen ſogleich die überflüſſigen, von den Köchen verworfenen Teile wieder in die Felder bringt, um den Zirkel der Vegetation zu beſchleunigen. Bei der unglaublichen Konſumtion von Gemüſe machen wirklich die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli, Artiſchocken, Kohl, Salat, Knoblauch einen großen Teil des neapolitaniſchen Kehrichts aus; dieſen wird denn auch beſonders nachgeſtrebt. Zwei große biegſame Körbe hängen auf dem Rücken eines Eſels und werden nicht allein ganz voll gefüllt, ſondern noch auf jeden mit beſonderer Kunſt ein Haufen aufgetürmt. Kein Garten kann ohne einen ſolchen Eſel beſtehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron ſelbſt, eilen des Tags ſo oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen Stunden eine reiche Schatzgrube iſt. Wie aufmerkſam dieſe Sammler auf den Miſt der Pferde und Maultiere ſind, läßt ſich denken. Ungern verlaſſen ſie die Straße, wenn es Nacht wird, und die Reichen, die nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wohl nicht, daß ſchon vor Anbruch des Tages ein emſiger Menſch ſorgfältig die Spuren ihrer Pferde aufſuchen wird. Man hat mir verſichert, daß ein paar ſolche Leute, die ſich zuſammentun, ſich einen Eſel kaufen und einem größern Beſitzer ein Stückchen Krautland abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Klima, in welchem die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald ſo weit bringen, daß ſie ihr Gewerbe anſehnlich erweitern.

Ich würde zu weit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannigfaltigen Krämerei ſprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel, wie in jedem andern großen Orte, bemerkt; allein ich muß doch hier von den Herumträgern ſprechen, weil ſie der letztern Klaſſe des Volks beſonders angehören. Einige gehen herum mit Fäßchen Eiswaſſer, Gläſern und Zitronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank, den auch der Geringſte nicht zu entbehren vermag; andere mit Kredenztellern, auf welchen Flaſchen mit verſchiedenen Likören und Spitzgläſern in hölzernen Ringen, vor dem Fallen geſichert, ſtehen; andere tragen Körbe allerlei Backwerks, Näſcherei, Zitronen und anderes Obſt umher, und es ſcheint, als wolle jeder das große Feſt des Genuſſes, das in Neapel alle Tage gefeiert wird, mitgenießen und vermehren.

Wie dieſe Art Herumträger geſchäftig ſind, ſo gibt es noch eine Menge kleine Krämer, welche gleichfalls herumgehen und, ohne viele Umſtände, auf einem Brett in einem Schachteldeckel ihre Kleinigkeiten, oder auf Plätzen geradezu auf flacher Erde ihren Kram ausbieten. Da iſt nicht von einzelnen Waren die Rede, die man auch in größern Läden fände; es iſt der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eiſen, Leder, Tuch, Leinwand, Filz uſw., das nicht wieder als Trödelware zu Markte käme und das nicht wieder von einem oder dem andern gekauft würde. Noch ſind viele Menſchen der niedern Klaſſe bei Handelsleuten und Handwerkern als Beiläufer und Handlanger beſchäftigt.

Es iſt wahr, man tut nur wenig Schritte, ohne einem ſehr übel gekleideten, ja ſogar einem zerlumpten Menſchen zu begegnen, aber dies iſt deswegen noch kein Faulenzer, kein Tagedieb! Ja ich möchte faſt das Paradoxon aufſtellen, daß zu Neapel verhältnismäßig vielleicht noch die meiſte Induſtrie in der ganz niedern Klaſſe zu finden ſei. Freilich dürfen wir ſie nicht mit einer nordiſchen Induſtrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, ſondern am guten und heitern Tage für den böſen und trüben, im Sommer für den Winter zu ſorgen hat. Dadurch, daß der Nordländer zur Vorſorge, zur Einrichtung von der Natur gezwungen wird, daß die Hausfrau einſalzen und räuchern muß, um die Küche das ganze Jahr zu verſorgen, daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrat, das Futter für das Vieh nicht aus der Acht laſſen darf uſw., dadurch werden die ſchönſten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Mehrere Monate lang entfernt man ſich gern aus der freien Luft und verwahrt ſich in Häuſern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltſam folgen die Jahreszeiten aufeinander, und jeder, der nicht zugrunde gehen will, muß ein Haushälter werden. Denn es iſt hier gar nicht die Frage, ob er entbehren *wolle:* er darf nicht entbehren wollen, er *kann* nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn, zu ſchaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben die Naturwirkungen, welche ſich Jahrtauſende gleichbleiben, den Charakter der in ſo manchem Betracht ehrwürdigen nordiſchen Nationen beſtimmt. Dagegen beurteilen wir die ſüdlichen Völker, mit welchen der Himmel ſo gelinde umgegangen iſt, aus unſerm Geſichtspunkte zu ſtreng. Was Herr von Pauw in ſeinen Recherches sur les Grecs bei Gelegenheit, da er von den zyniſchen Philoſophen ſpricht, zu äußern wagt, paßt völlig hierher. Man mache ſich, glaubt er, von dem elenden Zuſtande ſolcher Menſchen nicht den richtigſten Begriff; ihr Grundſatz, alles zu entbehren, ſei durch ein Klima ſehr begünſtigt, das alles gewährt. Ein armer, uns elend ſcheinender Menſch könne in den dortigen Gegenden die nötigſten und nächſten Bedürfniſſe nicht allein befriedigen, ſondern die Welt aufs ſchönſte genießen; und ebenſo möchte ein ſogenannter neapolitaniſcher Bettler die Stelle eines Vizekönigs in Norwegen leicht verſchmähen und die Ehre ausſchlagen, wenn ihm die Kaiſerin von Rußland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.

Gewiß würde in unſern Gegenden ein zyniſcher Philoſoph ſchlecht ausdauern, da hingegen in ſüdlichen Ländern die Natur gleichſam dazu einladet. Der zerlumpte Menſch iſt dort noch nicht nackt; derjenige, der weder ein eigenes Haus hat noch zur Miete wohnt, ſondern im Sommer unter den Überdächern auf den Schwellen der Paläſte und Kirchen, in öffentlichen Hallen die Nacht zubringt und ſich bei ſchlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld unterſteckt, iſt deswegen noch nicht verſtoßen und elend; ein Menſch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag geſorgt hat. Wenn man nur bedenkt, was das fiſchreiche Meer, von deſſen Produkten ſich jene Menſchen geſetz-

mäßig einige Tage der Woche nähren müſſen, für eine Maſſe von Nahrungsmitteln anbietet; wie allerlei Obſt und Gartenfrüchte zu jeder Jahreszeit in Überfluß zu haben ſind, wie die Gegend, worin Neapel liegt, den Namen Terra di Lavoro (nicht das Land der *Arbeit*, ſondern das Land des *Ackerbaues*) ſich verdienet hat und die ganze Provinz den Ehrentitel der glücklichen Gegend (Campagna felice) ſchon Jahrhunderte trägt: ſo läßt ſich wohl begreifen, wie leicht dort zu leben ſein möge.

Überhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich oben gewagt habe, zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, wenn jemand ein ausführliches Gemälde von Neapel zu ſchreiben unternehmen ſollte; wozu denn freilich kein geringes Talent und manches Jahr Beobachtung erforderlich ſein möchte. Man würde alsdann im ganzen vielleicht bemerken, daß der ſogenannte Lazarone nicht um ein Haar untätiger iſt als alle übrigen Klaſſen, zugleich aber auch wahrnehmen, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten, um bloß zu *leben*, ſondern um zu *genießen*, und daß ſie ſogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen. Es erklärt ſich hiedurch gar manches: daß die Handwerker beinahe durchaus gegen die nordiſchen Länder ſehr zurück ſind; daß Fabriken nicht zuſtande kommen; daß, außer Sachwaltern und Ärzten, in Verhältnis zu der großen Maſſe von Menſchen wenig Gelehrſamkeit angetroffen wird, ſo verdiente Männer ſich auch im einzelnen bemühen mögen; daß kein Maler der neapolitaniſchen Schule jemals gründlich geweſen und groß geworden iſt; daß ſich die Geiſtlichen im Müßiggange am wohlſten ſein laſſen und auch die Großen ihre Güter meiſt nur in ſinnlichen Freuden, Pracht und Zerſtreuung genießen mögen.

Ich weiß wohl, daß dies viel zu allgemein geſagt iſt und daß die Charakterzüge jeder Klaſſe nur erſt nach einer genauern Bekanntſchaft und Beobachtung rein gezogen werden können; allein im ganzen würde man doch, glaube ich, auf dieſe Reſultate treffen.

Ich kehre wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bei ihnen, wie bei frohen Kindern, denen man etwas aufträgt, daß ſie zwar ihr Geſchäft verrichten, aber auch zugleich einen Scherz aus dem Geſchäft machen. Durchgängig iſt dieſe Klaſſe von Menſchen eines ſehr lebhaften Geiſtes und zeigt einen freien richtigen Blick. Ihre Sprache ſoll figürlich, ihr Witz ſehr lebhaft und beißend ſein. Das alte Atella lag in der Gegend von Neapel, und wie ihr geliebter Pulcinell noch jene Spiele fortſetzt, ſo nimmt die ganz gemeine Klaſſe von Menſchen noch jetzt Anteil an dieſer Laune.

Plinius, im fünften Kapitel des dritten Buchs ſeiner Naturgeſchichte, hält Kampanien allein einer weitläufigen Beſchreibung wert.

„So glücklich, anmutig, ſelig ſind jene Gegenden," ſagt er, „daß man erkennt, an dieſem Orte habe die Natur ſich ihres Werks erfreut. Denn dieſe Lebensluft, dieſe immer heilſame Milde des Himmels, ſo fruchtbare Felder, ſo ſonnige Hügel, ſo unſchädliche Waldungen, ſo ſchattige Haine, ſo nutzbare Wälder, ſo luftige Berge, ſo ausgebreitete Saaten, ſolch eine Fülle von Reben und Ölbäumen, ſo edle Wolle der Schafe, ſo fette Nacken der Stiere, ſo viel Seen, ſo ein Reichtum von durchwäſſernden Flüſſen und Quellen, ſo viele Meere, ſo viele Hafen! Die Erde ſelbſt, die ihren Schoß überall dem Handel eröffnet und, gleichſam dem Menſchen nachzuhelfen begierig, ihre Arme in das Meer hinausſtreckt.

„Ich erwähne nicht die Fähigkeiten der Menſchen, ihre Gebräuche, ihre Kräfte, und wie viele Völker ſie durch Sprache und Hand überwunden haben.

„Von dieſem Lande fällten die Griechen, ein Volk, das ſich ſelbſt unmäßig zu rühmen pflegte, das ehrenvollſte Urteil, indem ſie einen Teil davon Großgriechenland nannten.“

Den 29. Mai.

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man überall mit dem größten teilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur ſich ziert, ſcheinen den Menſchen einzuladen, ſich und alle ſeine Gerätſchaften mit ſo hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten ſchmücken einen jeden, der es einigermaßen vermag. Stühle und Kommoden in den geringſten Häuſern ſind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert; ſogar die einſpännigen Kaleſchen hochrot angeſtrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochroten Quaſten und Rauſchgold ausgeputzt. Manche haben Federbüſche, andere ſogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die ſich im Laufe nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen gewöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbariſch und geſchmacklos zu nennen, ſie kann es auch auf gewiſſe Weiſe ſein und werden; allein unter einem recht heitern und blauen Himmel iſt eigentlich nichts bunt; denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerſchein im Meer zu überſtrahlen. Die lebhafteſte Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rote Erdreich in völliger Kraft auf das Auge wirken, ſo treten dadurch ſelbſt die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die ſcharlachnen Weſten und Röcke der Weiber von Nettuno, mit breitem Gold und Silber beſetzt, die andern farbigen Nationaltrachten, die gemalten Schiffe, alles ſcheint ſich zu beeifern, unter dem Glanze des Himmels und des Meeres einigermaßen ſichtbar zu werden.

Und wie ſie leben, ſo begraben ſie auch ihre Toten; da ſtört kein ſchwarzer, langſamer Zug die Harmonie der luſtigen Welt.

Ich ſah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rotſammetner, großer, mit Gold breit geſtickter Teppich überdeckte eine breite Bahre; darauf ſtand ein geſchnitztes, ſtark vergoldetes und verſilbertes Käſtchen, worin das weißgekleidete Tote mit roſenfarbnen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Käſtchens waren vier Engel, ohngefähr jeder zwei Fuß hoch, welche große Blumenbüſchel über das ruhende Kind hielten und, weil ſie unten nur an Drähten befeſtigt waren, ſo wie die Bahre ſich bewegte, wackelten und mild belebende Blumengerüche auszuſtreuen ſchienen. Die Engel ſchwankten um deſto heftiger, als der Zug ſehr über die Straßen wegeilte und die vorangehenden Prieſter und die Kerzenträger mehr liefen als gingen.

Es iſt keine Jahreszeit, wo man ſich nicht überall von Eßwaren umgeben ſähe, und der Neapolitaner freut ſich nicht allein des Eſſens, ſondern er will auch, daß die Ware zum Verkauf ſchön aufgeputzt ſei.

Bei Santa Lucia ſind die Fiſche nach ihren Gattungen meiſt in reinlichen und artigen Körben, Krebſe, Auſtern, Scheiden, kleine Muſcheln, jedes beſonders aufgetiſcht und mit grünen Blättern unterlegt. Die Läden von getrocknetem Obſt und Hülſenfrüchten ſind auf das mannigfaltigſte herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Zitronen von allen Sorten, mit dazwiſchen hervorſtechendem grünen Laub, dem Auge ſehr erfreulich. Aber nirgends putzen ſie mehr als bei den Fleiſchwaren, nach welchen das Auge des

Volks beſonders lüſtern gerichtet iſt, weil der Appetit durch periodiſches Entbehren nur mehr gereizt wird.

In den Fleiſchbänken hängen die Teile der Ochſen, Kälber, Schöpſe niemals aus, ohne daß neben dem Fette zugleich die Seite oder die Keule ſtark vergoldet ſei. Es ſind verſchiedene Tage im Jahr, beſonders die Weihnachtsfeiertage, als Schmausfeſte berühmt; alsdann feiert man eine allgemeine Cocagna, wozu ſich fünfhunderttauſend Menſchen das Wort gegeben haben. Dann iſt aber auch die Straße Toledo und neben ihr mehrere Straßen und Plätze auf das appetitlichſte verziert. Die Butiken, wo grüne Sachen verkauft werden, wo Roſinen, Melonen und Feigen aufgeſetzt ſind, erfreuen das Auge auf das allerangenehmſte. Die Eßwaren hängen in Girlanden über die Straße hinüber; große Paternoſter von vergoldeten, mit roten Bändern geſchnürten Würſten; welſche Hähne, welche alle eine rote Fahne unter dem Bürzel ſtecken haben. Man verſicherte, daß deren dreißigtauſend verkauft worden, ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hauſe gemäſtet hatten. Außer dieſem werden noch eine Menge Eſel, mit grüner Ware, Kapaunen und jungen Lämmern beladen, durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Eier, welche man hier und da ſieht, ſind ſo groß, daß man ſich ihrer niemals ſo viel beiſammen gedacht hat. Und nicht genug, daß alles dies verzehrt wird; alle Jahre reitet ein Polizeidiener mit einem Trompeter durch die Stadt und verkündigt auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wieviel tauſend Ochſen, Kälber, Lämmer, Schweine uſw. der Neapolitaner verzehrt habe. Das Volk höret aufmerkſam zu, freut ſich unmäßig über die großen Zahlen, und jeder erinnert ſich des Anteils an dieſem Genuſſe mit Vergnügen.

Was die Mehl- und Milchſpeiſen betrifft, welche unſere Köchinnen ſo mannigfaltig zu bereiten wiſſen, iſt für jenes Volk, das ſich in dergleichen Dingen gerne kurz faßt und keine wohleingerichtete Küche hat, doppelt geſorgt. Die Makkaroni, ein zarter, ſtark durchgearbeiteter, gekochter, in gewiſſe Geſtalten gepreßter Teig von feinem Mehle, ſind von allen Sorten überall um ein geringes zu haben. Sie werden meiſtens nur in Waſſer abgekocht, und der geriebene Käſe ſchmälzt und würzt zugleich die Schüſſel. Faſt an der Ecke jeder großen Straße ſind die Backwerksverfertiger mit ihren Pfannen voll ſiedenden Öls, beſonders an Faſttagen, beſchäftigt, Fiſche und Backwerk einem jeden nach ſeinem Verlangen ſogleich zu bereiten. Dieſe Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele tauſend Menſchen tragen ihr Mittag- und Abendeſſen von da auf einem Stückchen Papier davon.

Den 30. Mai.

Nachts durch die Stadt ſpazierend, gelangt ich zum Molo. Dort ſah ich mit einem Blick den Mond, den Schein desſelben auf den Wolkenſäumen, den ſanft bewegten Abglanz im Meere, heller und lebhafter auf dem Saum der nächſten Welle. Und nun die Sterne des Himmels, die Lampen des Leuchtturms, das Feuer des Veſuvs, den Widerſchein davon im Waſſer und viele einzelne Lichter ausgeſät über die Schiffe. Eine ſo mannigfaltige Aufgabe hätt ich wohl von van der Neer gelöſt ſehen mögen.

Donnerstag den 31. Mai.

Ich hatte das römiſche Fronleichnamfeſt und dabei beſonders die nach Raffael gewirkten Teppiche ſo feſt in den Sinn gefaßt, daß ich mir alle dieſe herrlichen Naturerſcheinungen,

✠

DON DOMENICO CARACCIOLO de' Duchi di S. Teodora, Marcheſe di Villamaina, Cavaliere dell' Inſigne Real Ordine di S. Gennaro, Gentiluomo di Camera con Eſercizio di S. M. Conſigliere di Stato, e Segretario di Stato di Caſa Reale, affari Eſteri, e Siti Reali, Soprintendente Generale delle Regie Poſte, e Segretario di S. M. la Regina.

Partendo per Roma Mons.r Giovanni de Goethe di Weimar, Tedesco

Per ordine di S. M. impongo a tutti li Miniſtri ſuoi, e Officiali di Giuſtizia, e Guerra, e a quelli che non lo ſono dimando in ſuo Real nome che non gli diano moleſtia, ne impedimento alcuno nel ſuo viaggio, anzi gli preſtino il favore che gli ſia neceſſario per eſeguirlo. Napoli primo Giugno 1787.

D. Marchese Caracciolo

Gratis

Vaglia per Dieci giorni.

Rest.o Que 3 1/2

Tivari

99. Pass für Goethe zur Rückreise von Neapel nach Rom.

ob ſie ſchon in der Welt ihresgleichen nicht haben können, keineswegs irren ließ, ſondern die Anſtalten zur Reiſe hartnäckig fortſetzte. Ein Paß war beſtellt, ein Vetturin hatte mir den Mietpfennig gegeben; denn es geſchieht dort zur Sicherheit der Reiſenden umgekehrt als bei uns. Kniep war beſchäftigt, ſein neues Quartier zu beziehen, an Raum und Lage viel beſſer als das vorige.

Schon früher, als dieſe Veränderung im Werke war, hatte mir der Freund einigemal zu bedenken gegeben, es ſei doch unangenehm und gewiſſermaßen unanſtändig, wenn man in ein Haus ziehe und gar nichts mitbringe; ſelbſt ein Bettgeſtell flöße den Wirtsleuten ſchon einigen Reſpekt ein. Als wir nun heute durch den unendlichen Trödel der Kaſtellweitung hindurchgingen, ſah ich ſo ein paar eiſerne Geſtelle, bronzeartig angeſtrichen, welche ich ſogleich feilſchte und meinem Freund als künftigen Grund zu einer ruhigen und ſoliden Schlafſtätte verehrte. Einer der allezeit fertigen Träger brachte ſie nebſt den erforderlichen Brettern in das neue Quartier, welche Anſtalt Kniepen ſo ſehr freute, daß er ſogleich von mir weg- und hier einzuziehen gedachte, große Reißbretter, Papier und alles Nötige ſchnell anzuſchaffen beſorgt war. Einen Teil der Konturen, in beiden Sizilien gezogen, übergab ich ihm nach unſerer Verabredung.

Den 1. Juni.

Die Ankunft des Marquis Luccheſini hat meine Abreiſe auf einige Tage weiter geſchoben; ich habe viel Freude gehabt, ihn kennen zu lernen. Er ſcheint mir einer von denen Menſchen zu ſein, die einen guten moraliſchen Magen haben, um an dem großen Welttiſche immer mitgenießen zu können; anſtatt daß unſereiner, wie ein wiederkäuendes Tier, ſich zuzeiten überfüllt und dann nichts weiter zu ſich nehmen kann, bis es eine wiederholte Kauung und Verdauung geendigt hat. *Sie* gefällt mir auch recht wohl; ſie iſt ein wackres, deutſches Weſen.

Ich gehe nun gern aus Neapel, ja ich muß fort. Dieſe letzten Tage überließ ich mich der Gefälligkeit, Menſchen zu ſehen. Ich habe meiſt intereſſante Perſonen kennen lernen und bin mit den Stunden, die ich ihnen gewidmet, ſehr zufrieden; aber noch vierzehn Tage, ſo hätte es mich weiter und weiter und abwärts von meinem Zwecke geführt. Und dann wird man hier immer untätiger. Seit meiner Rückkunft von Päſtum habe ich, außer den Schätzen von Portici, wenig geſehen, und es bleibt mir manches zurück, um deſſentwillen ich nicht den Fuß aufheben mag. Aber jenes Muſeum iſt auch das α und ω aller Antiquitätenſammlungen; da ſieht man recht, was die alte Welt an freudigem Kunſtſinn voraus war, wenn ſie gleich in ſtrenger Handwerksfertigkeit weit hinter uns zurückblieb.

Der Lohnbediente, welcher mir den ausgefertigten Paß zuſtellte, erzählte zugleich, meine Abreiſe bedauernd, daß eine ſtarke Lava, aus dem Veſuv hervorgebrochen, ihren Weg nach dem Meer zu nehme; an den ſteileren Abhängen des Berges ſei ſie beinahe ſchon herab und könne wohl in einigen Tagen das Ufer erreichen. Nun befand ich mich in der größten Klemme. Der heutige Tag ging auf Abſchiedsbeſuche hin, die ich ſo vielen wohlwollenden und befördernden Perſonen ſchuldig war; wie es mir morgen ergehen wird, ſehe ich ſchon. Einmal kann man ſich auf ſeinem Wege den Menſchen doch nicht völlig entziehen; was ſie uns aber auch nutzen und zu genießen geben, ſie reißen uns doch zuletzt von unſern ernſtlichen Zwecken zur Seite hin, ohne daß wir die ihrigen fördern. Ich bin äußerſt verdrießlich.

Abends.

Auch meine Dankbeſuche waren nicht ohne Freude und Belehrung: man zeigte mir noch manches freundlich vor, was man bisher verſchoben oder verſäumt. Cavaliere Venuti ließ mir ſogar noch verborgene Schätze ſehen. Ich betrachtete abermals mit großer Verehrung ſeinen, obgleich verſtümmelten, doch unſchätzbaren Ulyſſes. Er führte mich zum Abſchied in die Porzellainfabrik, wo ich mir den Herkules möglichſt einprägte und mir an den kampaniſchen Gefäßen die Augen noch einmal recht voll ſah.

Wahrhaft gerührt und freundſchaftlich Abſchied nehmend, vertraute er mir dann noch zuletzt, wo ihn eigentlich der Schuh drücke, und wünſchte nichts mehr, als daß ich noch eine Zeitlang mit ihm verweilen könnte. Mein Bankier, bei dem ich gegen Tiſchzeit eintraf, ließ mich nicht los. Das wäre nun alles ſchön und gut geweſen, hätte nicht die Lava meine Einbildungskraft an ſich gezogen. Unter mancherlei Beſchäftigungen, Zahlungen und Einpacken kam die Nacht heran; ich aber eilte ſchnell nach dem Molo.

Hier ſah ich nun alle die Feuer und Lichter und ihre Widerſcheine, nur bei bewegtem Meer noch ſchwankender, den Vollmond in ſeiner ganzen Herrlichkeit neben dem Sprühfeuer des Vulkans, und nun die Lava, die neulich fehlte, auf ihrem glühenden ernſten Wege. Ich hätte noch hinausfahren ſollen, aber die Anſtalten waren zu weitſchichtig, ich wäre erſt am Morgen dort angekommen. Den Anblick, wie ich ihn genoß, wollte ich mir durch Ungeduld nicht verderben: ich blieb auf dem Molo ſitzen, bis mir, ohngeachtet des Zu- und Abſtrömens der Menge, ihres Deutens, Erzählens, Vergleichens, Streitens, wohin die Lava ſtrömen werde, und was dergleichen Unfug noch mehr ſein mochte, die Augen zufallen wollten.

Sonnabend den 2. Juni.

Und ſo hätte ich auch dieſen ſchönen Tag zwar mit vorzüglichen Perſonen vergnüglich und nützlich, aber doch ganz gegen meine Abſichten und mit ſchwerem Herzen zugebracht. Sehnſuchtsvoll blickte ich nach dem Dampfe, der, den Berg herab langſam nach dem Meere ziehend, den Weg bezeichnete, welchen die Lava ſtündlich nahm. Auch der Abend ſollte nicht frei ſein. Ich hatte verſprochen, die Herzogin von Giovane zu beſuchen, die auf dem Schloſſe wohnte, wo man mich denn viele Stufen hinauf durch manche Gänge wandern ließ, deren oberſte verengt waren durch Kiſten, Schränke und alles Mißfällige eines Hofgarderobeweſens. Ich fand in einem großen und hohen Zimmer, das keine ſonderliche Ausſicht hatte, eine wohlgeſtaltete junge Dame von ſehr zarter und ſittlicher Unterhaltung. Als einer gebornen Deutſchen war ihr nicht unbekannt, wie ſich unſere Literatur zu einer freieren, weit umherblickenden Humanität gebildet: Herders Bemühungen, und was ihnen ähnelte, ſchätzte ſie vorzüglich, auch Garvens reiner Verſtand hatte ihr aufs innigſte zugeſagt. Mit den deutſchen Schriftſtellerinnen ſuchte ſie gleichen Schritt zu halten, und es ließ ſich wohl bemerken, daß es ihr Wunſch ſei, eine geübte und belobte Feder zu führen. Dahin bezogen ſich ihre Geſpräche und verrieten zugleich die Abſicht, auf die Töchter des höchſten Standes zu wirken. Ein ſolches Geſpräch kennt keine Grenzen. Die Dämmerung war ſchon eingebrochen, und man hatte noch keine Kerzen gebracht. Wir gingen im Zimmer auf und ab, und ſie, einer durch Läden verſchloſſenen Fenſterſeite ſich nähernd, ſtieß einen Laden auf, und ich erblickte, was man in ſeinem Leben nur einmal ſieht. Tat ſie es abſichtlich, mich zu überraſchen, ſo erreichte ſie ihren Zweck vollkommen. Wir ſtanden an einem Fenſter des oberſten

100. Goethe: Blick auf den Vesuv von Neapel aus.

101. Goethe: Vesuvausbruch.

Geſchoſſes, der Veſuv gerade vor uns; die herabfließende Lava, deren Flamme bei längſt niedergegangener Sonne ſchon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch ſchon zu vergolden anfing; der Berg gewaltſam tobend, über ihm eine ungeheuere feſtſtehende Dampfwolke, ihre verſchiedenen Maſſen bei jedem Auswurf blitzartig geſondert und körperhaft erleuchtet. Von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluten und glühenden Dünſten; übrigens Meer und Erde, Fels und Wachstum deutlich in der Abenddämmerung, klar friedlich, in einer zauberhaften Ruhe. Dies alles mit einem Blick zu überſehen und den hinter dem Bergrücken hervortretenden Vollmond als die Erfüllung des wunderbarſten Bildes zu ſchauen, mußte wohl Erſtaunen erregen.

Dies alles konnte von dieſem Standpunkt das Auge mit einmal faſſen, und wenn es auch die einzelnen Gegenſtände zu muſtern nicht imſtande war, ſo verlor es doch niemals den Eindruck des großen Ganzen. War unſer Geſpräch durch dieſes Schauſpiel unterbrochen, ſo nahm es eine deſto gemütlichere Wendung. Wir hatten nun einen Text vor uns, welchen Jahrtauſende zu kommentieren nicht hinreichen. Je mehr die Nacht wuchs, deſto mehr ſchien die Gegend an Klarheit zu gewinnen, der Mond leuchtete wie eine zweite Sonne; die Säulen des Rauchs, deſſen Streifen und Maſſen durchleuchtet, bis ins einzelne deutlich, ja man glaubte mit halbweg bewaffnetem Auge die glühend ausgeworfenen Felsklumpen auf der Nacht des Kegelberges zu unterſcheiden. Meine Wirtin — ſo will ich ſie nennen, weil mir nicht leicht ein köſtlicheres Abendmahl zubereitet war — ließ die Kerzen an die Gegenſeite des Zimmers ſtellen, und die ſchöne Frau, vom Monde beleuchtet, als Vordergrund dieſes unglaublichen Bildes, ſchien mir immer ſchöner zu werden, ja ihre Lieblichkeit vermehrte ſich beſonders dadurch, daß ich in dieſem ſüdlichen Paradieſe eine ſehr angenehme deutſche Mundart vernahm. Ich vergaß, wie ſpät es war, ſo daß ſie mich zuletzt aufmerkſam machte: ſie müſſe mich, wiewohl ungerne, entlaſſen; die Stunde nahe ſchon, wo ihre Galerien kloſtermäßig verſchloſſen würden. Und ſo ſchied ich zaudernd von der Ferne und von der Nähe, mein Geſchick ſegnend, das mich für die widerwillige Artigkeit des Tages noch ſchön am Abend belohnt hatte. Unter den freien Himmel gelangt, ſagte ich mir vor, daß ich in der Nähe dieſer größern Lava doch nur die Wiederholung jener kleinern würde geſehen haben und daß mir ein ſolcher Überblick, ein ſolcher Abſchied aus Neapel nicht anders als auf dieſe Weiſe hätte werden können. Anſtatt nach Hauſe zu gehen, richtete ich meine Schritte nach dem Molo, um das große Schauſpiel mit einem andern Vordergrund zu ſehen; aber ich weiß nicht, ob die Ermüdung nach einem ſo reichen Tage oder ein Gefühl, daß man das letzte, ſchöne Bild nicht verwiſchen müſſe, mich wieder nach Moriconi zurückzog, wo ich denn auch Kniepen fand, der aus ſeinem neu bezogenen Quartier mir einen Abendbeſuch abſtattete. Bei einer Flaſche Wein beſprachen wir unſere künftigen Verhältniſſe; ich konnte ihm zuſagen, daß er, ſobald ich etwas von ſeinen Arbeiten in Deutſchland vorzeigen könne, gewiß dem trefflichen Herzog Ernſt von Gotha empfohlen ſein und von dort Beſtellungen erhalten würde. Und ſo ſchieden wir mit herzlicher Freude, mit ſicherer Ausſicht künftiger wechſelſeitig wirkender Tätigkeit.

Sonntag den 3. Juni. Dreieinigkeitsfeſt.

Und ſo fuhr ich denn durch das unendliche Leben dieſer unvergleichlichen Stadt, die ich wahrſcheinlich nicht wiederſehen ſollte, halb betäubt hinaus; vergnügt jedoch, daß weder Reue noch Schmerz hinter mir blieb. Ich dachte an den guten Kniep und gelobte ihm auch in der Ferne meine beſte Vorſorge.

An den äußerſten Polizeiſchranken der Vorſtadt ſtörte mich einen Augenblick ein Marqueur, der mir freundlich ins Geſicht ſah, aber ſchnell wieder hinwegſprang. Die Zollmänner waren noch nicht mit dem Vetturin fertig geworden, als aus der Kaffeebudentüre, die größte chineſiſche Taſſe voll ſchwarzen Kaffee auf einem Präſentierteller tragend, Kniep heraustrat. Er nahte ſich dem Wagenſchlag langſam mit einem Ernſt, der, von Herzen gehend, ihm ſehr gut kleidete. Ich war erſtaunt und gerührt, eine ſolche erkenntliche Aufmerkſamkeit hat nicht ihresgleichen. Sie haben, ſagte er, mir ſo viel Liebes und Gutes, auf mein ganzes Leben Wirkſames erzeugt, daß ich Ihnen hier ein Gleichnis anbieten möchte, was ich Ihnen verdanke.

Da ich in ſolchen Gelegenheiten ohnehin keine Sprache habe, ſo brachte ich nur ſehr lakoniſch vor, daß er durch ſeine Tätigkeit mich ſchon zum Schuldner gemacht und durch Benutzung und Bearbeitung unſerer gemeinſamen Schätze mich noch immer mehr verbinden werde.

Wir ſchieden, wie Perſonen ſelten voneinander ſcheiden, die ſich zufällig auf kurze Zeit verbunden. Vielleicht hätte man viel mehr Dank und Vorteil vom Leben, wenn man ſich wechſelsweiſe gerade heraus ſpräche, was man voneinander erwartet. Iſt das geleiſtet, ſo ſind beide Teile zufrieden, und das Gemütliche, was das Erſte und Letzte von allem iſt, erſcheint als reine Zugabe.

Unterwegs, am 4., 5. und 6. Juni.

Da ich diesmal allein reiſe, habe ich Zeit genug, die Eindrücke der vergangenen Monate wieder hervorzurufen; es geſchieht mit vielem Behagen. Und doch tritt gar oft das Lückenhafte der Bemerkungen hervor, und wenn die Reiſe dem, der ſie vollbracht hat, in *einem* Fluſſe vorüberzuziehen ſcheint und in der Einbildungskraft als eine ſtetige Folge hervortritt, ſo fühlt man doch, daß eine eigentliche Mitteilung unmöglich ſei. Der Erzählende muß alles einzeln hinſtellen; wie ſoll daraus in der Seele des dritten ein Ganzes gebildet werden?

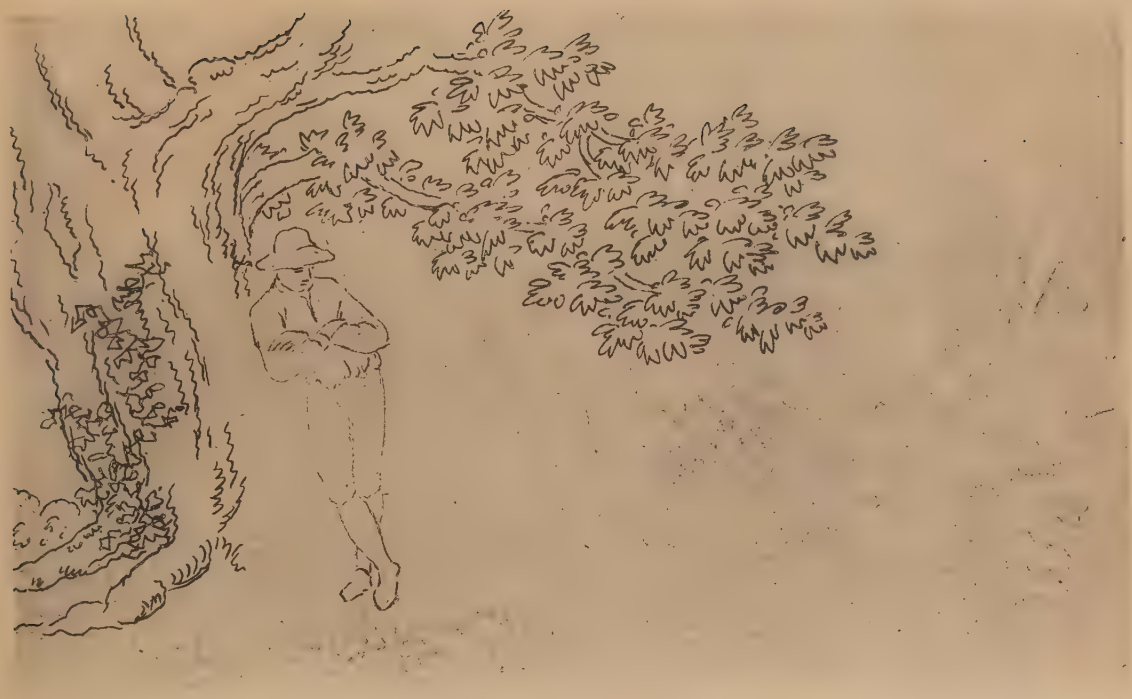
Deshalb konnte mir nichts Tröſtlicheres und Erfreulicheres begegnen, als die Verſicherungen eurer letzten Briefe: daß ihr euch fleißig mit Italien und Sizilien beſchäftigt, Reiſebeſchreibungen leſet und Kupferwerke betrachtet; das Zeugnis, daß dadurch meine Briefe gewinnen, iſt mein höchſter Troſt. Hättet ihr es früher getan oder ausgeſprochen, ich wäre noch eifriger geweſen, als ich war. Daß treffliche Männer, wie Bartels, Münter, Architekten verſchiedener Nationen vor mir hergingen, die gewiß äußere Zwecke ſorgfältiger verfolgten als ich, der ich nur die innerlichſten im Auge hatte, hat mich oft beruhigt, wenn ich alle meine Bemühungen für unzulänglich halten mußte.

Überhaupt, wenn jeder Menſch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten iſt und am nützlichſten und liebenswürdigſten erſcheint, wenn er ſich als einen ſolchen gibt, ſo muß dieſes vorzüglich von Reiſeberichten und Reiſenden gültig ſein. Perſönlichkeit, Zwecke, Zeitverhältniſſe, Gunſt und Ungunſt der Zufälligkeiten, alles zeigt ſich bei einem jeden anders. Kenn ich ſeine Vorgänger, ſo werd ich auch an ihm mich freuen, mich mit ihm behelfen, ſeinen Nachfolger erwarten und dieſem, wäre mir ſogar inzwiſchen das Glück geworden, die Gegend ſelbſt zu beſuchen, gleichfalls freundlich begegnen.

DRITTER TEIL

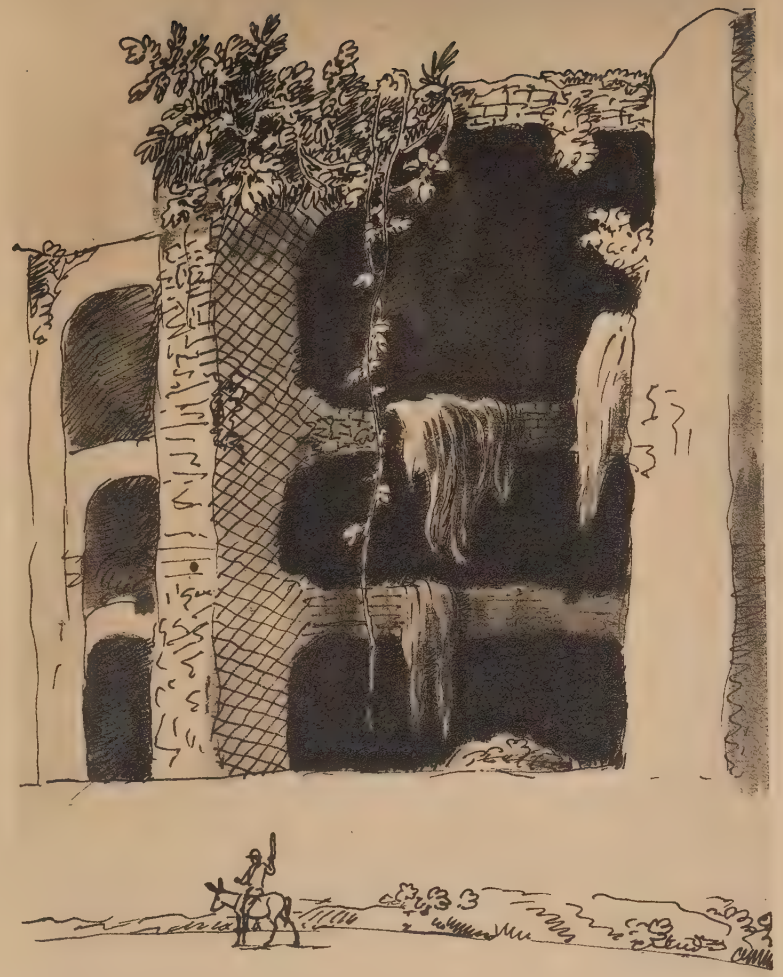
102. Goethe: Die Cypressen von Tivoli.

103. Goethe: Der Tempel von Tivoli.



104. Goethe: Bauer unter Baum.

105. Goethe: Hohlweg im Gebirge.



106. Goethe: Römische Ruinen.

107. Goethe: Ruinen im Gebirge.

ZWEITER RÖMISCHER AUFENTHALT
vom Juni 1787 bis April 1788

Longa sit huic aetas dominaeque potentia terrae
Sitque sub hac oriens occiduusque dies.

Juni

Korreſpondenz

Rom, den 8. Juni 1787.

VORGESTERN bin ich glücklich wieder hier angelangt, und geſtern hat der feierliche Fronleichnamstag mich ſogleich wieder zum Römer eingeweiht. Gern will ich geſtehen, meine Abreiſe von Neapel machte mir einige Pein; nicht ſowohl die herrliche Gegend als eine gewaltige Lava hinter mir laſſend, die von dem Gipfel aus ihren Weg nach dem Meere zu nahm, die ich wohl hätte in der Nähe betrachten, deren Art und Weiſe, von der man ſo viel geleſen und erzählt hat, ich in meine Erfahrungen hätte mit aufnehmen ſollen.

Heute jedoch iſt meine Sehnſucht nach dieſer großen Naturſzene ſchon wieder ins gleiche gebracht; nicht ſowohl das fromme Feſtgewirre, das bei einem impoſanten Ganzen doch hie und da durch abgeſchmacktes Einzelne den innern Sinn verletzt, ſondern die Anſchauung der Teppiche nach Raffaels Kartonen hat mich wieder in den Kreis höherer Betrachtungen zurückgeführt. Die vorzüglichſten, die ihm am gewiſſeſten ihren Urſprung verdanken, ſind zuſammen ausgebreitet, andere, wahrſcheinlich von Schülern, Zeit- und Kunſtgenoſſen erfundene, ſchließen ſich nicht unwürdig an und bedecken die grenzenloſen Räume.

Den 16. Juni.

Laßt mich auch wieder, meine Lieben, ein Wort zu euch reden. Mir geht es ſehr wohl, ich finde mich immer mehr in mich zurück und lerne unterſcheiden, was mir eigen und was mir fremd iſt. Ich bin fleißig und nehme von allen Seiten ein und wachſe von innen heraus. Dieſe Tage war ich in Tivoli und habe eins der erſten Naturſchauſpiele geſehen. Es gehören die Waſſerfälle dort, mit den Ruinen und dem ganzen Komplex der Landſchaft, zu denen Gegenſtänden, deren Bekanntſchaft uns im tiefſten Grund reicher macht.

Am letzten Poſttage habe ich verſäumt, zu ſchreiben. In Tivoli war ich ſehr müde vom Spazierengehen und vom Zeichnen in der Hitze. Ich war mit Herrn Hackert draußen, der eine unglaubliche Meiſterſchaft hat, die Natur abzuſchreiben und der Zeichnung gleich eine Geſtalt zu geben. Ich habe in dieſen wenigen Tagen viel von ihm gelernt.

Weiter mag ich gar nichts ſagen. Das iſt wieder ein Gipfel irdiſcher Dinge. Ein ſehr komplizierter Fall in der Gegend bringt die herrlichſten Wirkungen hervor.

Herr Hackert hat mich gelobt und getadelt und mir weiter geholfen. Er tat mir halb im Scherz, halb im Ernſt den Vorſchlag, achtzehn Monate in Italien zu bleiben und mich nach guten Grundſätzen zu üben; nach dieſer Zeit, verſprach er mir, ſollte ich Freude an meinen Arbeiten haben. Ich ſehe auch wohl, was und wie man ſtudieren muß, um über gewiſſe Schwierigkeiten hinauszukommen, unter deren Laſt man ſonſt ſein ganzes Leben hinkriecht.

Noch eine Bemerkung. Jetzt fangen erſt die Bäume, die Felſen, ja Rom ſelbſt an, mir lieb zu werden; bisher hab ich ſie immer nur als fremd gefühlt; dagegen freuten mich geringe Gegenſtände, die mit denen Ähnlichkeit hatten, die ich in der Jugend ſah. Nun muß ich auch erſt hier zu Hauſe werden, und doch kann ichs nie ſo innig ſein, als mit

jenen erſten Gegenſtänden des Lebens. Ich habe verſchiedenes bezüglich auf Kunſt und Nachahmung bei dieſer Gelegenheit gedacht.

Während meiner Abweſenheit hatte Tiſchbein ein Gemälde von Daniel von Volterra im Kloſter an der Porta del Popolo entdeckt; die Geiſtlichen wollten es für tauſend Scudi hergeben, welche Tiſchbein als Künſtler nicht aufzutreiben wußte. Er machte daher an Madame Angelica durch Meyer den Vorſchlag, in den ſie willigte, gedachte Summe auszahlte, das Bild zu ſich nahm und ſpäter Tiſchbein die ihm kontraktmäßige Hälfte um ein namhaftes abkaufte. Es war ein vortreffliches Bild, die Grablegung vorſtellend, mit vielen Figuren. Eine von Meyer darnach ſorgfältig hergeſtellte Zeichnung iſt noch vorhanden.

Den 20. Juni.

Nun hab ich hier ſchon wieder treffliche Kunſtwerke geſehen, und mein Geiſt reinigt und beſtimmt ſich. Doch brauchte ich wenigſtens noch ein Jahr allein in Rom, um nach meiner Art den Aufenthalt nutzen zu können, und ihr wißt, ich kann nichts auf andere Art. Jetzt, wenn ich ſcheide, werde ich nur wiſſen, welcher Sinn mir noch nicht aufgegangen iſt, und ſo ſei es denn eine Weile genug.

Der Herkules Farneſe iſt fort; ich hab ihn noch auf ſeinen echten Beinen geſehen, die man ihm nach ſo langer Zeit wiedergab. Nun begreift man nicht, wie man die erſten, von Porta, hat ſo lange gut finden können. Es iſt nun eins der vollkommenſten Werke alter Zeit. In Neapel wird der König ein Muſeum bauen laſſen, wo alles, was er von Kunſtſachen beſitzt, das herkulaniſche Muſeum, die Gemälde von Pompeji, die Gemälde von Capo di Monte, die ganze Farneſiſche Erbſchaft vereinigt aufgeſtellt werden ſollen. Es iſt ein großes und ſchönes Unternehmen. Unſer Landsmann Hackert iſt die erſte Triebfeder dieſes Werks. Sogar der Toro Farneſe ſoll nach Neapel wandern und dort auf der Promenade aufgeſtellt werden. Könnten ſie die Carracciſche Galerie aus dem Palaſte mitnähmen, ſie tätens auch.

Den 27. Juni.

Ich war mit Hackert in der Galerie Colonna, wo Pouſins, Claudes, Salvator Roſas Arbeiten zuſammen hängen. Er ſagte mir viel Gutes und gründlich Gedachtes über dieſe Bilder, er hat einige davon kopiert und die andern recht aus dem Fundament ſtudiert. Es freute mich, daß ich im allgemeinen bei den erſten Beſuchen in der Galerie eben dieſelbe Vorſtellung gehabt hatte. Alles, was er mir ſagte, hat meine Begriffe nicht geändert, ſondern nur erweitert und beſtimmt. Wenn man nun gleich wieder die Natur anſehn und wieder finden und leſen kann, was jene gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchſten anſchauenden Begriff von Natur und Kunſt geben. Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition, ſondern lebendiger Begriff iſt. Von Jugend auf war mir dieſes mein Trieb und meine Plage; jetzt, da das Alter kommt, will ich wenigſtens das Erreichbare erreichen und das Tuliche tun, da ich ſo lange, verdient und unverdient, das Schickſal des Siſyphus und Tantalus erduldet habe.

Bleibt in der Liebe und Glauben an mich. Mit den Menſchen hab ich jetzt ein leidlich Leben und eine gute Art Offenheit; ich bin wohl und freue mich meiner Tage.

Tiſchbein iſt ſehr brav, doch fürchte ich, er wird nie in einen ſolchen Zuſtand kommen, in welchem er mit Freude und Freiheit arbeiten kann. Mündlich mehr von dieſem auch

108. Ph. Hackert: Goethe sitzend.

109. Ang. Kauffmann: Goethe 1787.

110. Ang. Kauffmann: „Seid ihr auch schon herabgekommen.“

wunderbaren Menſchen. Mein Porträt wird glücklich; es gleicht ſehr, und der Gedanke gefällt jedermann. Angelica malt mich auch, daraus wird aber nichts; es verdrießt ſie ſehr, daß es nicht gleichen und werden will. Es iſt immer ein hübſcher Burſche, aber keine Spur von mir.

Den 30. Juni.

Das große Feſt St. Peter und Paul iſt endlich auch herangekommen; geſtern haben wir die Erleuchtung der Kuppel und das Feuerwerk vom Kaſtell geſehn. Die Erleuchtung iſt ein Anblick wie ein ungeheures Märchen, man traut ſeinen Augen nicht. Da ich neuerdings nur die Sachen und nicht wie ſonſt bei und mit den Sachen ſehe, was nicht da iſt, ſo müſſen mir ſo große Schauſpiele kommen, wenn ich mich freuen ſoll. Ich habe auf meiner Reiſe etwa ein halb Dutzend gezählt, und dieſes darf allerdings unter den erſten ſtehn. Die ſchöne Form der Kolonnade, der Kirche und beſonders der Kuppel, erſt in einem feurigen Umriſſe und, wenn die Stunde vorbei iſt, in einer glühenden Maſſe zu ſehn, iſt einzig und herrlich. Wenn man bedenkt, daß das ungeheure Gebäude in dieſem Augenblick nur zum Gerüſte dient, ſo wird man wohl begreifen, daß etwas Ähnliches in der Welt nicht ſein kann. Der Himmel war rein und hell, der Mond ſchien und dämpfte das Feuer der Lampen zum angenehmen Schein; zuletzt aber, wie alles durch die zweite Erleuchtung in Glut geſetzt wurde, ward das Licht des Mondes ausgelöſcht. Das Feuerwerk iſt wegen des Ortes ſchön, doch lange nicht verhältnismäßig zur Erleuchtung. Heute abend ſehen wir beides noch einmal.

Auch das iſt vorüber. Es war ein ſchöner klarer Himmel und der Mond voll, dadurch ward die Erleuchtung ſanfter, und es ſah ganz aus wie ein Märchen. Die ſchöne Form der Kirche und der Kuppel gleichſam in einem feurigen Aufriß zu ſehen, iſt ein großer und reizender Anblick.

Ende Juni.

Ich habe mich in eine zu große Schule begeben, als daß ich geſchwind wieder aus der Lehre gehen dürfte. Meine Kunſtkenntniſſe, meine kleinen Talente müſſen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden, ſonſt bring ich wieder euch einen halben Freund zurück, und das Sehnen, Bemühen, Krabbeln und Schleichen geht von neuem an. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich euch erzählen ſollte, wie mir auch wieder alles dieſen Monat hier geglückt iſt, ja wie mir alles auf einem Teller iſt präſentiert worden, was ich nur gewünſcht habe. Ich habe ein ſchönes Quartier, gute Hausleute. Tiſchbein geht nach Neapel, und ich beziehe ſein Studium, einen großen kühlen Saal. Wenn ihr mein gedenkt, ſo denkt an mich als an einen Glücklichen; ich will oft ſchreiben, und ſo ſind und bleiben wir zuſammen.

Auch neue Gedanken und Einfälle hab ich genug; ich finde meine erſte Jugend bis auf Kleinigkeiten wieder, indem ich mir ſelbſt überlaſſen bin, und dann trägt mich die Höhe und Würde der Gegenſtände wieder ſo hoch und weit, als meine letzte Exiſtenz nur reicht. Mein Auge bildet ſich unglaublich, und meine Hand ſoll nicht ganz zurückbleiben. Es iſt nur *ein* Rom in der Welt, und ich befinde mich hier wie der Fiſch im Waſſer und ſchwimme oben wie eine Stückkugel im Queckſilber, die in jedem andern Fluidum untergeht. Nichts trübt die Atmoſphäre meiner Gedanken, als daß ich mein

Glück nicht mit meinen Geliebten teilen kann. Der Himmel iſt jetzt herrlich heiter, ſo daß Rom nur morgens und abends einigen Nebel hat. Auf den Gebirgen aber, Albano, Caſtello, Fraſcati, wo ich vergangene Woche drei Tage zubrachte, iſt eine immer heitre reine Luft. Da iſt eine Natur zu ſtudieren.

Bemerkung

Indem ich nun meine Mitteilungen den damaligen Zuſtänden, Eindrücken und Gefühlen gemäß einrichten möchte und daher aus eigenen Briefen, welche freilich mehr als irgend eine ſpätere Erzählung das Eigentümliche des Augenblicks darſtellen, die allgemein intereſſanten Stellen auszuziehen anfange, ſo find ich auch Freundesbriefe mir unter der Hand, welche hiezu noch vorzüglicher dienen möchten. Deshalb ich denn ſolche briefliche Dokumente hie und da einzuſchalten mich entſchließe und hier ſogleich damit beginne, von dem aus Rom ſcheidenden, in Neapel anlangenden Tiſchbein die lebhafteſten Erzählungen einzuführen. Sie gewähren den Vorteil, den Leſer ſogleich in jene Gegenden und in die unmittelbarſten Verhältniſſe der Perſonen zu verſetzen, beſonders auch den Charakter des Künſtlers aufzuklären, der ſo lange bedeutend gewirkt und, wenn er auch mitunter gar wunderlich erſcheinen mochte, doch immer ſo in ſeinem Beſtreben als in ſeinem Leiſten ein dankbares Erinnern verdient.

Tiſchbein an Goethe

Neapel, den 10. Juli 1787.

Unſere Reiſe von Rom bis Capua war ſehr glücklich und angenehm. In Albano kam Hackert zu uns; in Velletri ſpeiſten wir bei Kardinal Borgia und beſahen deſſen Muſeum, zu meinem beſondern Vergnügen, weil ich manches bemerkte, das ich im erſten Mal übergangen hatte. Um drei Uhr nachmittags reiſten wir wieder ab, durch die Pontiniſchen Sümpfe, die mir dieſes Mal auch viel beſſer gefielen als im Winter, weil die grünen Bäume und Hecken dieſen großen Ebenen eine anmutige Verſchiedenheit gaben. Wir fanden uns kurz vor der Abenddämmerung in Mitte der Sümpfe, wo die Poſt wechſelt. Während der Zeit aber, als die Poſtillons alle Beredſamkeit anwendeten, uns Geld abzunötigen, fand ein mutiger Schimmelhengſt Gelegenheit, ſich loszureißen und fortzurennen; das gab ein Schauſpiel, welches uns viel Vergnügen machte. Es war ein ſchneeweißes ſchönes Pferd von prächtiger Geſtalt; er zerriß die Zügel, womit er angebunden war, hackte mit den Vorderfüßen nach dem, der ihn aufhalten wollte, ſchlug hinten aus und machte ein ſolches Geſchrei mit Wiehern, daß alles aus Furcht beiſeite trat. Nun ſprang er übern Graben und galoppierte über das Feld, beſtändig ſchnaubend und wiehernd. Schweif und Mähnen flatterten hoch in die Luft auf, und ſeine Geſtalt in freier Bewegung war ſo ſchön, daß alles ausrief: o che bellezze! che bellezze! Dann lief er nah an einem andern Graben hin und wider und ſuchte eine ſchmale Stelle, um überzuſpringen und zu den Fohlen und Stuten zu kommen, deren viele Hundert jenſeits weideten. Endlich gelang es ihm, hinüberzuſpringen, und nun ſetzte er unter die Stuten, die ruhig graſeten. Die erſchraken vor ſeiner Wildheit und ſeinem Geſchrei, liefen in langer Reihe und flohen über das flache Feld vor ihm hin; er aber immer hinterdrein, indem er aufzuſpringen verſuchte.

Endlich trieb er eine Stute abſeits; die eilte nun auf ein ander Feld zu einer andern zahlreichen Verſammlung von Stuten. Auch dieſe, von Schrecken ergriffen, ſchlugen hin-

111. Goethe: Villa des Mäcenas bei Tivoli.

112. Goethe: Albanersee mit Castel Gandolfo.

über zu dem erſten Haufen. Nun war das Feld ſchwarz von Pferden, wo der weiße Hengſt immer drunter herumſprang, alles in Schrecken und Wildheit. Die Herde lief in langen Reihen auf dem Felde hin und her, es ſauſte die Luft und donnerte die Erde, wo die Kraft der ſchweren Pferde überhinflog. Wir ſahen lange mit Vergnügen zu, wie der Trupp von ſo vielen Hunderten auf dem Feld herumgaloppierte, bald in einem Klump, bald geteilt, jetzt zerſtreut einzeln umherlaufend, bald in langen Reihen über den Boden hinrennend.

Endlich beraubte uns die Dunkelheit der einbrechenden Nacht dieſes einzigen Schauſpiels, und als der klarſte Mond hinter den Bergen aufſtieg, verloſch das Licht unſrer angezündeten Laternen. Doch da ich mich lange an ſeinem ſanften Schein vergnügt hatte, konnte ich mich des Schlafs nicht mehr erwehren, und mit aller Furcht vor der ungeſunden Luft ſchlief ich länger als eine Stunde und erwachte nicht eher, bis wir zu Terracina ankamen, wo wir die Pferde wechſelten.

Hier waren die Poſtillons ſehr artig, wegen der Furcht, welche ihnen der Marcheſe Lucchefini eingejagt hatte; ſie gaben uns die beſten Pferde und Führer, weil der Weg zwiſchen den großen Klippen und dem Meer gefährlich iſt. Hier ſind ſchon manche Unglücke geſchehen, beſonders nachts, wo die Pferde leicht ſcheu werden. Während des Anſpannens, und indeſſen man den Paß an die letzte römiſche Wache vorzeigte, ging ich zwiſchen den hohen Felſen und dem Meer ſpazieren und erblickte den größten Effekt: der dunkle Fels, vom Mond glänzend erleuchtet, der eine lebhaft flimmernde Säule in das blaue Meer warf und bis auf die am Ufer ſchwankenden Wellen heranflimmerte.

Da oben, auf der Zinne des Berges, im dämmernden Blau, lagen die Trümmer von Genſerichs zerfallener Burg; ſie machte mich an vergangene Zeiten denken: ich fühlte des unglücklichen Konradins Sehnſucht, ſich zu retten, wie des Cicero und des Marius, die ſich alle in dieſer Gegend geängſtigt hatten.

Schön war es, nun fernerhin an dem Berg, zwiſchen den großen herabgerollten Felſenklumpen am Saume des Meers im Mondenlicht herzufahren. Deutlich beleuchtet waren die Gruppen der Olivenbäume, Palmen und Pinien bei Fondi; aber die Vorzüge der Zitronenwälder vermißte man; ſie ſtehen nur in ihrer ganzen Pracht, wenn die Sonne auf die goldglänzenden Früchte ſcheint. Nun ging es über den Berg, wo die vielen Oliven- und Johannisbrotbäume ſtehen, und es war ſchon Tag geworden, als wir bei den Ruinen der antiken Stadt, wo die vielen Überbleibſel von Grabmälern ſind, ankamen. Das größte darunter ſoll dem Cicero errichtet worden ſein, eben an dem Ort, wo er ermordet worden.

Es war ſchon einige Stunden Tag, als wir an den erfreulichen Meerbuſen zu Mola di Gaeta ankamen. Die Fiſcher mit ihrer Beute kehrten ſchon wieder zurück, das machte den Strand ſehr lebhaft. Einige trugen die Fiſche und Meerfrüchte in Körben weg, die andern bereiteten die Garne ſchon wieder auf einen künftigen Fang. Von da fuhren wir nach Garigliano, wo Cavaliere Venuti graben läßt. Hier verließ uns Hackert, denn er eilte nach Caſerta, und wir gingen, abwärts von der Straße, herunter an das Meer, wo ein Frühſtück für uns bereitet war, welches wohl für ein Mittagseſſen gelten konnte. Hier waren die ausgegrabenen Antiken aufgehoben, die aber jämmerlich zerſchlagen ſind. Unter andern ſchönen Sachen findet ſich ein Bein von einer Statue, die dem Apoll von Belvedere nicht viel nachgeben mag. Es wär ein Glück, wenn man das übrige dazu fände.

Wir hatten uns aus Müdigkeit etwas ſchlafen gelegt, und da wir wieder erwachten, fanden wir uns in Geſellſchaft einer angenehmen Familie, die in dieſer Gegend wohnt und

hierher gekommen war, um uns ein Mittagsmahl zu geben; welche Aufmerkſamkeit wir freilich Herrn Hackert ſchuldig ſein mochten, der ſich aber ſchon entfernt hatte. Es ſtand alſo wieder aufs neue ein Tiſch bereitet; ich aber konnte nicht eſſen noch ſitzen bleiben, ſo gut auch die Geſellſchaft war, ſondern ging am Meer ſpazieren zwiſchen den Steinen, worunter ſich ſehr wunderliche befanden, beſonders viele durch Meerinſekten durchlöchert, deren einige ausſahen wie ein Schwamm.

Hier begegnete mir auch etwas recht Vergnügliches. Ein Ziegenhirt trieb an den Strand des Meeres, die Ziegen kamen in das Waſſer und kühlten ſich ab. Nun kam auch der Schweinehirt dazu, und unter der Zeit, daß die beiden Herden ſich in den Wellen erfriſchten, ſetzten ſich beide Hirten in den Schatten und machten Muſik: der Schweinehirt auf einer Flöte, der Ziegenhirt auf dem Dudelſack. Endlich ritt ein erwachſener Knabe nackend heran und ging ſo tief in das Waſſer, ſo tief, daß das Pferd mit ihm ſchwamm. Das ſah nun gar ſchön aus, wenn der wohlgewachſene Junge ſo nah ans Ufer kam, daß man ſeine ganze Geſtalt ſah, und er ſodann wieder in das tiefe Meer zurückkehrte, wo man nichts weiter ſah als den Kopf des ſchwimmenden Pferdes, ihn aber bis an die Schultern.

Um drei Uhr nachmittags fuhren wir weiter, und als wir Capua drei Meilen hinter uns gelaſſen hatten — es war ſchon eine Stunde in der Nacht — zerbrachen wir das Hinterrad unſres Wagens. Das hielt uns einige Stunden auf, um ein andres an die Stelle zu nehmen. Da aber dieſes geſchehen war und wir abermals einige Meilen zurückgelegt hatten, brach die Achſe. Hierüber wurden wir ſehr verdrießlich; wir waren ſo nah bei Neapel und konnten doch unſre Freunde nicht ſprechen. Endlich langten wir einige Stunden nach Mitternacht daſelbſt an, wo wir noch ſo viele Menſchen auf der Straße fanden, als man in einer andern Stadt kaum um Mittag findet.

Hier hab ich nun alle unſre Freunde geſund und wohl angetroffen, die ſich alle freuten, dasſelbe von Ihnen zu hören. Ich wohne bei Herrn Hackert im Hauſe; vorgeſtern war ich mit Ritter Hamilton zu Poſilipo auf ſeinem Luſthauſe. Da kann man denn freilich nichts Herrlicheres auf Gottes Erdboden ſchauen. Nach Tiſche ſchwammen ein Dutzend Jungen in dem Meere, das war ſchön anzuſehen. Die vielen Gruppen und Stellungen, welche ſie in ihren Spielen machten! er bezahlt ſie dafür, damit er jeden Nachmittag dieſe Luſt habe. Hamilton gefällt mir außerordentlich wohl; ich ſprach vieles mit ihm, ſowohl hier im Haus, als auch da wir auf dem Meer ſpazieren fuhren. Es freute mich außerordentlich, ſo viel von ihm zu erfahren, und hoffe noch viel Gutes von dieſem Manne. Schreiben Sie mir doch die Namen Ihrer übrigen hieſigen Freunde, damit ich auch ſie kennen lernen und grüßen kann. Bald ſollen Sie mehreres von hier vernehmen. Grüßen Sie alle Freunde, beſonders Angelica und Reiffenſtein.

N.S. Ich finde es in Neapel ſehr viel heißer als in Rom, nur mit dem Unterſchied, daß die Luft geſünder iſt und auch beſtändig etwas friſcher Wind weht, aber die Sonne hat viel mehr Kraft, die erſten Tage war es mir faſt unerträglich. Ich habe bloß von Eis und Schneewaſſer gelebt.

Später, ohne Datum.

Geſtern hätt ich Sie in Neapel gewünſcht: einen ſolchen Lärmen, eine ſolche Volksmenge, die nur da war, um Eßwaren einzukaufen, hab ich in meinem Leben nicht geſehen; aber auch ſo viele dieſer Eßwaren ſieht man nie wieder beiſammen. Von allen Sorten war die

113. Wilh. Tischbein: Die gefangene Mohrin.

große Straße Toledo faſt bedeckt. Hier bekommt man erſt eine Idee von einem Volk, das in einer ſo glücklichen Gegend wohnt, wo die Jahrszeit täglich Früchte wachſen läßt. Denken Sie ſich, daß heute 500000 Menſchen im Schmauſen begriffen ſind, und das auf Neapolitaner Art. Geſtern und heute war ich an einer Tafel, wo gefreſſen iſt worden, daß ich erſtaunt bin; ein ſündiger Überfluß war da. Kniep ſaß auch dabei und übernahm ſich ſo von allen den leckern Speiſen zu eſſen, daß ich fürchtete, er platze; aber ihn rührte es nicht, und er erzählte dabei immer von dem Appetit, den er auf dem Schiff und in Sizilien gehabt habe, indeſſen Sie für Ihr gutes Geld teils aus Übelbefinden, teils aus Vorſatz gefaſtet und ſo gut als gehungert.

Heute iſt ſchon alles aufgefreſſen worden, was geſtern verkauft wurde, und man ſagt, morgen ſei die Straße wieder ſo voll, als ſie geſtern war. Toledo ſcheint ein Theater, wo man den Überfluß zeigen will. Die Butiken ſind alle ausgeziert mit Eßwaren, die ſogar über die Straße in Girlanden hinüberhängen, die Würſtchen zum Teil vergoldet und mit roten Bändern gebunden; die welſchen Hahnen haben alle eine rote Fahne im Hintern ſtecken; deren ſind geſtern dreißigtauſend verkauft worden; dazu rechne man die, welche die Leute im Hauſe fett machen. Die Zahl der Eſel, mit Kapaunen beladen, ſowie der andern, mit kleinen Pomeranzen belaſtet, die großen auf dem Pflaſter aufgeſchütteten Haufen ſolcher Goldfrüchte erſchreckten einen. Aber am ſchönſten möchten doch die Butiken ſein, wo grüne Sachen verkauft werden, und die, wo Roſinentrauben, Feigen und Melonen aufgeſetzt ſind: alles ſo zierlich zur Schau geordnet, daß es Auge und Herz erfreut. Neapel iſt ein Ort, wo Gott häufig ſeinen Segen gibt für alle Sinne.

Später, ohne Datum.

Hier haben Sie eine Zeichnung von den Türken, die hier gefangen liegen. Der Herkules, wie es erſt hieß, hat ſie nicht genommen, ſondern ein Schiff, welches die Korallenfiſcher begleitete. Die Türken ſahen dieſes chriſtliche Fahrzeug und machten ſich dran, um es wegzunehmen, aber ſie fanden ſich betrogen; denn die Chriſten waren ſtärker, und ſo wurden ſie überwältigt und gefangen hierher geführt. Es waren dreißig Mann auf dem chriſtlichen Schiffe, vierundzwanzig auf dem türkiſchen; ſechs Türken blieben im Gefechte, einer iſt verwundet; von den Chriſten iſt kein einziger geblieben, die Madonna hat ſie beſchützt.

Der Schiffer hat eine große Beute gemacht; er fand ſehr viel Geld und Waren, Seidenzeug und Kaffee, auch einen reichen Schmuck, welcher einer jungen Mohrin gehörte.

Es war merkwürdig, die vielen tauſend Menſchen zu ſehen, welche Kahn an Kahn dahinfuhren, um die Gefangenen zu beſchauen, beſonders die Mohrin. Es fanden ſich verſchiedene Liebhaber, die ſie kaufen wollten und viel Geld boten, aber der Kapitän will ſie nicht weggeben.

Ich fuhr alle Tage hin und fand einmal den Ritter Hamilton und Miß Harte, die ſehr gerührt war und weinte. Da das die Mohrin ſah, fing ſie auch an, zu weinen; die Miß wollte ſie kaufen, der Kapitän aber hartnäckig ſie nicht hergeben. Jetzo ſind ſie nicht mehr hier; die Zeichnung beſagt das weitere.

Nachtrag. Päpſtliche Teppiche

Die große Aufopferung, zu der ich mich entſchloß, eine von dem Gipfel des Bergs bis beinahe ans Meer herabſtrömende Lava hinter mir zu laſſen, ward mir durch den erreich-

ten Zweck reichlich vergolten, durch den Anblick der Teppiche, welche, am Fronleichnamstag aufgehängt, uns an Raffael, ſeine Schüler, ſeine Zeit auf das glänzendſte erinnerten.

In den Niederlanden hatte das Teppichwirken mit ſtehendem Zettel, Hauteliſſe genannt, ſich ſchon auf den höchſten Grad erhoben. Es iſt mir nicht bekannt geworden, wie ſich nach und nach die Fertigung der Teppiche entwickelt und geſteigert hat. In dem zwölften Jahrhundert mag man noch die einzelnen Figuren durch Stickerei oder auf ſonſt eine Weiſe fertig gemacht und ſodann durch beſonders gearbeitete Zwiſchenſtücke zuſammengeſetzt haben. Dergleichen finden wir noch über den Chorſtühlen alter Domkirchen, und hat die Arbeit etwas Ähnliches mit den bunten Fenſterſcheiben, welche auch zuerſt aus ganz kleinen farbigen Glasſtückchen ihre Bilder zuſammengeſetzt haben. Bei den Teppichen vertrat Nadel und Faden das Lot und die Zinnſtäbchen. Alle frühen Anfänge der Kunſt und Technik ſind von dieſer Art; wir haben koſtbare chineſiſche Teppiche, auf gleiche Weiſe gefertigt, vor Augen gehabt.

Wahrſcheinlich durch orientaliſche Muſter veranlaßt, hatte man in den handels- und prachtreichen Niederlanden zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts dieſe kunſtreiche Technik ſchon aufs höchſte getrieben; dergleichen Arbeiten gingen ſchon wieder nach dem Orient zurück und waren gewiß auch in Rom bekannt, wahrſcheinlich nach unvollkommenen, in byzantiniſchem Sinne gemodelten Muſtern und Zeichnungen. Der große und in manchem, beſonders auch äſthetiſchem Sinn freie Geiſt Leo X. mochte nun auch, was er auf Wänden abgebildet ſah, gleichmäßig frei und groß in ſeiner Umgebung auf Teppichen erblicken, und auf ſeine Veranlaſſung fertigte Raffael die Kartone: glücklicherweiſe ſolche Gegenſtände, welche Chriſti Bezug zu ſeinen Apoſteln, ſodann aber die Wirkungen ſolcher begabten Männer nach dem Heimgange des Meiſters vorſtellten.

Am Fronleichnamstage nun lernte man erſt die wahre Beſtimmung der Teppiche kennen: hier machten ſie Kolonnaden und offene Räume zu prächtigen Sälen und Wandelgängen, und zwar indem ſie das Vermögen des begabteſten Mannes uns entſchieden vor Augen ſtellen und uns das glücklichſte Beiſpiel geben, wo Kunſt und Handwerk in beiderſeitiger Vollendung ſich auf ihrem höchſten Punkte lebendig begegnen.

Die Raffaeliſchen Kartone, wie ſie bis jetzt in England verwahrt ſind, bleiben noch immer die Bewunderung der Welt: einige rühren gewiß von dem Meiſter allein her, andere mögen nach ſeinen Zeichnungen, ſeiner Angabe, andere ſogar erſt, nachdem er abgeſchieden war, gefertigt ſein. Alles bezeugte große übereintreffende Kunſtbeſtimmung, und die Künſtler aller Nationen ſtrömten hier zuſammen, um ihren Geiſt zu erheben und ihre Fähigkeiten zu ſteigern.

Dies gibt uns Veranlaſſung, über die Tendenz der deutſchen Künſtler zu denken, welche Hochſchätzung und Neigung gegen ſeine erſten Werke hinzog und wovon ſchon damals leiſe Spuren ſich bemerken ließen.

Mit einem talentreichen zarten Jüngling, der im Sanften, Anmutigen, Natürlichen verweilt, fühlt man ſich in jeder Kunſt näher verwandt; man wagt es zwar nicht, ſich mit ihm zu vergleichen, doch im ſtillen mit ihm zu wetteifern, von ſich zu hoffen, was er geleiſtet hat.

Nicht mit gleichem Behagen wenden wir uns an den vollendeten Mann; denn wir ahnen die furchtbaren Bedingungen, unter welchen allein ſich ſelbſt das entſchiedenſte Naturell zum Letztmöglichen des Gelingens erheben kann, und wollen wir nicht verzweifeln,

ſo müſſen wir uns zurückwenden und uns mit dem Strebenden, dem Werdenden vergleichen.

Dies iſt die Urſache, warum die deutſchen Künſtler Neigung, Verehrung, Zutrauen zu dem Älteren, Unvollkommenen wendeten, weil ſie ſich daneben auch für etwas halten konnten und ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln durften, das in ihrer Perſon zu leiſten, wozu dennoch eine Folge von Jahrhunderten erforderlich geweſen.

Kehren wir zu Raffaels Kartonen zurück und ſprechen aus, daß ſie alle männlich gedacht ſind: ſittlicher Ernſt, ahnungsvolle Größe walten überall, und, obgleich hie und da geheimnisvoll, werden ſie doch denjenigen durchaus klar, welche von dem Abſchiede des Erlöſers und den wundervollen Gaben, die er ſeinen Jüngern hinterließ, aus den heiligen Schriften genugſam unterrichtet ſind.

Nehmen wir vor allen die Beſchämung und Beſtrafung des Ananias vor Augen, da uns denn jederzeit der kleine, dem Marc-Anton nicht unbillig zugeſchriebene Kupferſtich, nach einer ausführlichen Zeichnung Raffaels, die Nachbildung der Kartone von Dorigny und die Vergleichung beider hinlänglichen Dienſt leiſten.

Wenig Kompoſitionen wird man dieſer an die Seite ſetzen können; hier iſt ein großer Begriff, eine in ihrer Eigentümlichkeit höchſt wichtige Handlung in ihrer vollkommenſten Mannigfaltigkeit auf das klarſte dargeſtellt.

Die Apoſtel, als fromme Gabe das Eigentum eines jeden in den allgemeinen Beſitz dargebracht erwartend; die heranbringenden Gläubigen auf der einen, die empfangenden Dürftigen auf der andern Seite, und in der Mitte der Defraudierende, gräßlich beſtraft, eine Anordnung, deren Symmetrie aus dem Gegebenen hervorgeht und welche wieder durch die Erforderniſſe des Darzuſtellenden nicht ſowohl verborgen als belebt wird; wie ja die unerläßliche ſymmetriſche Proportion des menſchlichen Körpers erſt durch mannigfaltige Lebensbewegung eindringliches Intereſſe gewinnt.

Wenn nun bei Anſchauung dieſes Kunſtwerkes der Bemerkungen kein Ende ſein würde, ſo wollen wir hier nur noch ein wichtiges Verdienſt dieſer Darſtellung auszeichnen. Zwei männliche Perſonen, welche herankommend zuſammengepackte Kleidungsſtücke tragen, gehören notwendig zu Ananias; aber wie will man hieraus erkennen, daß ein Teil davon zurückgeblieben und dem Gemeingut unterſchlagen worden? Hier werden wir aber auf eine junge hübſche Weibsperſon aufmerkſam gemacht, welche mit einem heitern Geſichte aus der rechten Hand Geld in die linke zählt; und ſogleich erinnern wir uns an das edle Wort: ‚Die Linke ſoll nicht wiſſen, was die Rechte gibt‘, und zweifeln nicht, daß hier Saphira gemeint ſei, welche das den Apoſteln einzureichende Geld abzählt, um noch einiges zurückzubehalten, welches ihre heiter liſtige Miene anzudeuten ſcheint. Dieſer Gedanke iſt erſtaunenswürdig und furchtbar, wenn man ſich ihm hingibt. Vor uns der Gatte, ſchon verrenkt und beſtraft, am Boden in gräßlicher Zuckung ſich windend; wenig hinterwärts, das Vorgehende nicht gewahr werdend, die Gattin, ſicher argliſtig ſinnend, die Göttlichen zu bevorteilen, ohne Ahnung, welchem Schickſal ſie entgegengeht. Überhaupt ſteht dieſes Bild als ein ewiges Problem vor uns da, welches wir immer mehr bewundern, je mehr uns deſſen Auflöſung möglich und klar wird. Die Vergleichung des Marc-Antoniſchen Kupfers nach einer gleich großen Zeichnung Raffaels und des größeren von Dorigny nach dem Karton führt uns abermals in die Tiefe der Betrachtung, mit welcher Weisheit ein ſolches Talent bei einer zweiten Behandlung derſelben Kompoſition Veränderungen und Steigerungen zu bewirken gewußt

hat. Bekennen wir gern, daß ein ſolches Studium uns zu den ſchönſten Freuden eines langen Lebens gedient hat.

Juli

Korreſpondenz

Den 5. Juli.

Mein jetziges Leben ſieht einem Jugendtraume völlig ähnlich; wir wollen ſehen, ob ich beſtimmt bin, ihn zu genießen oder zu erfahren, daß auch dieſes, wie ſo vieles andre, nur eitel iſt. Tiſchbein iſt fort, ſein Studium aufgeräumt, ausgeſtäubt und ausgewaſchen, ſo daß ich nun gerne drin ſein mag. Wie nötig iſts, in der jetzigen Zeit ein angenehmes Zuhauſe zu haben! Die Hitze iſt gewaltig. Morgens mit Sonnenaufgang ſteh ich auf und gehe nach der Acqua acetosa, einem Sauerbrunnen, ohngefähr eine halbe Stunde von dem Tor, an dem ich wohne, trinke das Waſſer, das wie ein ſchwacher Schwalbacher ſchmeckt, in dieſem Klima aber ſchon ſehr wirkſam iſt. Gegen acht Uhr bin ich wieder zu Hauſe und bin fleißig auf alle Weiſe, wie es die Stimmung nur geben will. Ich bin recht wohl. Die Hitze ſchafft alles Flußartige weg und treibt, was Schärfe im Körper iſt, nach der Haut, und es iſt beſſer, daß ein Übel jückt, als daß es reißt und zieht. Im Zeichnen fahr ich fort, Geſchmack und Hand zu bilden; ich habe Architektur angefangen ernſtlicher zu treiben, es wird mir alles erſtaunend leicht, das heißt der Begriff; denn die Ausübung erfordert ein Leben. Was das Beſte war: ich hatte keinen Eigendünkel und keine Prätenſion; ich hatte nichts zu verlangen, als ich herkam. Und nun dringe ich nur drauf, daß mir nichts Name, nichts Wort bleibe. Was ſchön, groß, ehrwürdig gehalten wird, will ich mit eignen Augen ſehn und erkennen. Ohne Nachahmung iſt dies nicht möglich. Nun muß ich mich an die Gipsköpfe ſetzen. (Die rechte Methode wird mir von Künſtlern angedeutet. Ich halte mich zuſammen, was möglich iſt.) Am Anfang der Woche konnt ichs nicht abſagen, hier und da zu eſſen. Nun wollen ſie mich hier- und dahin haben; ich laſſe es vorübergehn und bleibe in meiner Stille. Moritz, einige Landsleute im Hauſe, ein wackerer Schweizer ſind mein gewöhnlicher Umgang. Zu Angelica und Rat Reiffenſtein geh ich auch: überall mit meiner nachdenklichen Art, und niemand iſt, dem ich mich eröffnete. Luccheſini iſt wieder hier, der alle Welt ſieht und den man ſieht wie alle Welt. Ein Mann, der ſein Metier recht macht, wenn ich mich nicht ſehr irre. Nächſtens ſchreib ich dir von einigen Perſonen, die ich bald zu kennen hoffe.

Egmont iſt in der Arbeit, und ich hoffe, er wird geraten. Wenigſtens hab ich immer unter dem Machen Symptome gehabt, die mich nicht betrogen haben. Es iſt recht ſonderbar, daß ich ſo oft bin abgehalten worden, das Stück zu endigen, und daß es nun in Rom fertig werden ſoll. Der erſte Akt iſt ins reine und zur Reife; es ſind ganze Szenen im Stücke, an die ich nicht zu rühren brauche.

Ich habe über allerlei Kunſt ſo viel Gelegenheit zu denken, daß mein Wilhelm Meiſter recht anſchwillt. Nun ſollen aber die alten Sachen voraus weg; ich bin alt genug, und wenn ich noch etwas machen will, darf ich mich nicht ſäumen. Wie du dir leicht denken kannſt, hab ich hundert neue Dinge im Kopfe, und es kommt nicht aufs Denken, es kommt aufs Machen an: das iſt ein verwünſchtes Ding, die Gegenſtände hinzuſetzen, daß ſie nun einmal ſo und nicht anders daſtehen. Ich möchte nun recht viel von der Kunſt ſprechen, doch ohne die Kunſtwerke, was will man ſagen? Ich hoffe, über manche Kleinheit wegzurücken; drum gönnt mir meine Zeit, die ich hier ſo wunderbar und ſonderbar zubringe; gönnt mir ſie durch den Beifall eurer Liebe.

Ich muß diesmal ſchließen und wider Willen eine leere Seite ſchicken. Die Hitze des Tages war groß und gegen Abend bin ich eingeſchlafen.

Den 9. Juli.

Ich will künftig einiges die Woche über ſchreiben, daß nicht die Hitze des Poſttags oder ein andrer Zufall mich hindre, euch ein vernünftiges Wort zu ſagen. Geſtern hab ich vieles geſehen und wiedergeſehen; ich bin vielleicht in zwölf Kirchen geweſen, wo die ſchönſten Altarblätter ſind.

Dann war ich mit Angelica bei dem Engländer Moore, einem Landſchaftsmaler, deſſen Bilder meiſt trefflich gedacht ſind. Unter andern hat er eine Sündflut gemalt, das etwas Einziges iſt. Anſtatt daß andere ein offnes Meer genommen haben, das immer nur die Idee von einem weiten, aber nicht hohen Waſſer gibt, hat er ein geſchloſſenes hohes Bergtal vorgeſtellt, in welches die immer ſteigenden Waſſer endlich auch hereinſtürzen. Man ſieht an der Form der Felſen, daß der Waſſerſtand ſich den Gipfeln nähert, und dadurch, daß es hinten quervor zugeſchloſſen iſt, die Klippen alle ſteil ſind, macht es einen fürchterlichen Effekt. Es iſt gleichſam nur grau in grau gemalt: das ſchmutzige aufgewühlte Waſſer, der triefende Regen verbinden ſich aufs innigſte. Das Waſſer ſtürzt und trieft von den Felſen, als wenn die ungeheuren Maſſen ſich auch in dem allgemeinen Elemente auflöſen wollten, und die Sonne blickt wie ein trüber Mond durch den Waſſerflor durch, ohne zu erleuchten, und doch iſt es nicht Nacht. In der Mitte des Vordergrundes iſt eine flache iſolierte Felſenplatte, auf die ſich einige hilfloſe Menſchen retten in dem Augenblick, daß die Flut heranſchwillt und ſie bedecken will. Das Ganze iſt unglaublich gut gedacht. Das Bild iſt groß. Es kann 7—8 Fuß lang und 5—6 Fuß hoch ſein. Von den andern Bildern, einem herrlich ſchönen Morgen, einer trefflichen Nacht, ſag ich gar nichts.

Drei volle Tage war Feſt auf Ara coeli wegen der Beatifikation zweier Heiligen aus dem Orden des heiligen Franziskus. Die Dekoration der Kirche, Muſik, Illumination und Feuerwerk des Nachts zog eine große Menge Volks dahin. Das nah gelegene Kapitol war mit erleuchtet und die Feuerwerke auf dem Platz des Kapitols abgebrannt. Das Ganze zuſammen machte ſich ſehr ſchön, obgleich es nur ein Nachſpiel von St. Peter war. Die Römerinnen zeigen ſich bei dieſer Gelegenheit, von ihren Männern oder Freunden begleitet, des Nachts weiß gekleidet mit einem ſchwarzen Gürtel und ſind ſchön und artig. Auch iſt im Korſo jetzt des Nachts häufiger Spaziergang und Fahrt, da man des Tags nicht aus dem Hauſe geht. Die Hitze iſt ſehr leidlich und dieſe Tage her immer ein kühles Windchen wehend. Ich halte mich in meinem kühlen Saale und bin ſtill und vergnügt.

Ich bin fleißig, mein Egmont rückt ſehr vor. Sonderbar iſts, daß ſie eben jetzt in Brüſſel die Szene ſpielen, wie ich ſie vor zwölf Jahren aufſchrieb; man wird vieles jetzt für Pasquill halten.

Den 16. Juli.

Es iſt ſchon weit in der Nacht, und man merkt es nicht; denn die Straße iſt voll Menſchen, die ſingend, auf Zithern und Violinen ſpielend, miteinander wechſelnd, auf und ab gehn. Die Nächte ſind kühl und erquickend, die Tage nicht unleidlich heiß.

Geſtern war ich mit Angelica in der Farneſina, wo die Fabel der Pſyche gemalt iſt. Wie oft und unter wie manchen Situationen hab ich die bunten Kopien dieſer Bilder in meinen

Zimmern mit euch angeſehn! Es fiel mir recht auf, da ich ſie eben durch jene Kopien faſt auswendig weiß. Dieſer Saal oder vielmehr Galerie iſt das Schönſte, was ich von Dekoration kenne, ſoviel auch jetzt dran verdorben und reſtauriert iſt.

Heute war Tierhetze in dem Grabmal des Auguſt. Dieſes große, inwendig leere, oben offne, ganz runde Gebäude iſt jetzt zu einem Kampfplatz, zu einer Ochſenhetze eingerichtet, wie eine Art Amphitheater. Es wird vier- bis fünftauſend Menſchen faſſen können. Das Schauſpiel hat mich nicht ſehr erbaut.

Dienstag den 17. Juli

war ich abends bei Albacini, dem Reſtaurator antiker Statuen, um einen Torſo zu ſehen, den ſie unter den Farneſiniſchen Beſitzungen, die nach Neapel gehen, gefunden haben. Es iſt ein Torſo eines ſitzenden Apolls und hat an Schönheit vielleicht nicht ſeinesgleichen; wenigſtens kann er unter die erſten Sachen geſetzt werden, die vom Altertum übrig ſind.

Ich ſpeiſte bei Graf Frieß; Abbate Caſti, der mit ihm reiſt, rezitierte eine ſeiner Novellen: „Der Erzbiſchof von Prag“, die nicht ſehr ehrbar, aber außerordentlich ſchön in Ottave rime geſchrieben iſt. Ich ſchätzte ihn ſchon als den Verfaſſer meines beliebten Re Teodoro in Venezia. Er hat nun einen Re Teodoro in Corſica geſchrieben, wovon ich den erſten Akt geleſen habe; auch ein ganz allerliebſtes Werk.

Graf Frieß kauft viel und hat unter andern eine Madonna von Andrea del Sarto für 600 Zechinen gekauft. Im vergangenen März hatte Angelica ſchon 450 drauf geboten, hätte auch das Ganze dafür gegeben, wenn ihr attenter Gemahl nicht etwas einzuwenden gehabt hätte. Nun reut ſies beide. Es iſt ein unglaublich ſchön Bild; man hat keine Idee von ſo etwas, ohne es geſehn zu haben.

Und ſo kommt tagtäglich etwas Neues zum Vorſchein, was, zu dem Alten und Bleibenden geſellt, ein großes Vergnügen gewährt. Mein Auge bildet ſich gut aus, mit der Zeit könnte ich Kenner werden.

Tiſchbein beſchwert ſich in einem Briefe über die entſetzliche Hitze in Neapel. Hier iſt ſie auch ſtark genug. Am Dienstag ſoll es ſo heiß geweſen ſein, als Fremde es nicht in Spanien und Portugal empfunden.

Egmont iſt ſchon bis in den vierten Akt gediehen; ich hoffe, er ſoll euch Freude machen. In drei Wochen denke ich fertig zu ſein, und ich ſchicke ihn gleich an Herdern ab.

Gezeichnet und illuminiert wird auch fleißig. Man kann nicht aus dem Hauſe gehn, nicht die kleinſte Promenade machen, ohne die würdigſten Gegenſtände zu treffen. Meine Vorſtellung, mein Gedächtnis füllt ſich voll unendlich ſchöner Gegenſtände.

Den 20. Juli.

Ich habe recht dieſe Zeit zwei meiner Kapitalfehler, die mich mein ganzes Leben verfolgt und gepeinigt haben, entdecken können. Einer iſt, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte oder ſollte, lernen mochte. Daher iſt gekommen, daß ich mit ſo viel natürlicher Anlage ſo wenig gemacht und getan habe. Entweder es war durch die Kraft des Geiſtes gezwungen, gelang oder mißlang, wie Glück und Zufall es wollten; oder wenn ich eine Sache gut und mit Überlegung machen wollte, war ich furchtſam und konnte nicht fertig werden. Der andere, nah verwandte Fehler iſt, daß ich nie ſo viel Zeit auf eine Arbeit oder Geſchäft wenden mochte, als dazu erfordert wird. Da

ich die Glückſeligkeit genieße, ſehr viel in kurzer Zeit denken und kombinieren zu können, ſo iſt mir eine ſchrittweiſe Ausführung nojos und unerträglich. Nun, dächt ich, wäre Zeit und Stunde da, ſich zu korrigieren. Ich bin im Land der Künſte: laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unſer übriges Leben Ruh und Freude haben und an was anders gehen können.

Rom iſt ein herrlicher Ort dazu. Nicht allein die Gegenſtände aller Art ſind hier, ſondern auch Menſchen aller Art, denen es Ernſt iſt, die auf den rechten Wegen gehen, mit denen man ſich unterhaltend gar bequem und ſchleunig weiterbringen kann. Gott ſei Dank, ich fange an, von andern lernen und annehmen zu können.

Und ſo befinde ich mich an Leib und Seele wohler als jemals! Möchtet ihr es an meinen Produktionen ſehen und meine Abweſenheit preiſen. Durch das, was ich mache und denke, häng ich mit euch zuſammen; übrigens bin ich freilich ſehr allein und muß meine Geſpräche modifizieren. Doch das iſt hier leichter als irgendwo, weil man mit jedem etwas Intereſſantes zu reden hat.

Mengs ſagt irgendwo vom Apoll von Belvedere, daß eine Statue, die zu gleich großem Stil mehr Wahrheit des Fleiſches geſellte, das Größte wäre, was der Menſch ſich denken könnte. Und durch jenen Torſo eines Apolls oder Bacchus, deſſen ich ſchon gedacht, ſcheint ſein Wunſch, ſeine Prophezeiung erfüllt zu ſein. Mein Auge iſt nicht genug gebildet, um in einer ſo delikaten Materie zu entſcheiden; aber ich bin ſelbſt geneigt, dieſen Reſt für das Schönſte zu halten, was ich je geſehen habe. Leider iſt es nicht allein nur Torſo, ſondern auch die Epiderm iſt an vielen Orten weggewaſchen; er muß unter einer Traufe geſtanden haben.

Sonntags den 22. Juli

aß ich bei Angelica; es iſt nun ſchon hergebracht, daß ich ihr Sonntagsgaſt bin. Vorher fuhren wir nach dem Palaſt Barberini, den trefflichen Leonard da Vinci und die Geliebte des Raffael, von ihm ſelbſt gemalt, zu ſehen. Mit Angelica iſt es gar angenehm Gemälde zu betrachten, da ihr Auge ſehr gebildet und ihre mechaniſche Kunſtkenntnis ſo groß iſt. Dabei iſt ſie ſehr für alles Schöne, Wahre, Zarte empfindlich und unglaublich beſcheiden.

Nachmittags war ich beim Chevalier d'Agincourt, einem reichen Franzoſen, der ſeine Zeit und ſein Geld anwendet, eine Geſchichte der Kunſt von ihrem Verfall bis zu ihrer Auflebung zu ſchreiben. Die Sammlungen, die er gemacht hat, ſind höchſt intereſſant. Man ſieht, wie der Menſchengeiſt während der trüben und dunkeln Zeit immer geſchäftig war. Wenn das Werk zuſammenkömmt, wird es ſehr merkwürdig ſein.

Jetzt habe ich etwas vor, daran ich viel lerne: ich habe eine Landſchaft erfunden und gezeichnet, die ein geſchickter Künſtler, Dies, in meiner Gegenwart koloriert; dadurch gewöhnt ſich Auge und Geiſt immer mehr an Farbe und Harmonie. Überhaupt geht es gut fort, ich treibe nur, wie immer, zu viel. Meine größte Freude iſt, daß mein Auge ſich an ſichern Formen bildet und ſich an Geſtalt und Verhältnis leicht gewöhnt und dabei mein alt Gefühl für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt. Auf Übung käme nun alles an.

Montag den 23. Juli

beſtieg ich abends die Trajaniſche Säule, um des unſchätzbaren Anblicks zu genießen. Von dort oben herab, bei untergehender Sonne, nimmt ſich das Coliſeum ganz herrlich

aus; das Kapitol ganz nahe, der Palatin dahinter, die Stadt, die ſich anſchließt. Ich ging erſt ſpät und langſam durch die Straßen zurück. Ein merkwürdiger Gegenſtand iſt der Platz von Monte Cavallo mit dem Obelisk.

Dienstag den 24. Juli.

Nach der Villa Patrizzi, um die Sonne untergehen zu ſehen, der friſchen Luft zu genießen, meinen Geiſt recht mit dem Bilde der großen Stadt anzufüllen, durch die langen Linien meinen Geſichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen, durch die vielen ſchönen und mannigfaltigen Gegenſtände zu bereichern. Dieſen Abend ſah ich den Platz der Antoniniſchen Säule, den Palaſt Chigi vom Mond erleuchtet, und die Säule, von Alter ſchwarz, vor dem helleren Nachthimmel, mit einem weißen, glänzenden Piedeſtal. Und wieviel andere unzählige ſchöne einzelne Gegenſtände trifft man auf ſo einer Promenade an. Aber wieviel dazu gehört, ſich nur einen geringen Teil von allem dieſen zuzueignen! Es gehört ein Menſchenleben dazu, ja das Leben vieler Menſchen, die immer ſtufenweis voneinander lernen.

Mittwoch den 25. Juli.

Ich war mit dem Grafen Frieß, die Gemmenſammlung des Prinzen von Piombino zu ſehen.

Freitag den 27ſten.

Übrigens helfen mir alle Künſtler, alt und jung, um mein Talentchen zuzuſtutzen und zu erweitern. In der Perſpektiv und Baukunſt bin ich vorgerückt, auch in der Kompoſition der Landſchaft. An den lebendigen Kreaturen hängts noch, da iſt ein Abgrund; doch wäre mit Ernſt und Applikation hier auch weiter zu kommen.

Ich weiß nicht, ob ich ein Wort von dem Konzert ſagte, das ich zu Ende voriger Woche gab. Ich lud diejenigen Perſonen dazu, die mir hier manches Vergnügen verſchafft haben, und ließ durch die Sänger der komiſchen Oper die beſten Stücke der letzten Intermezzen aufführen. Jedermann war vergnügt und zufrieden.

Nun iſt mein Saal ſchön aufgeräumt und aufgeputzt: es lebt ſich bei der großen Wärme aufs angenehmſte darin. Wir haben einen trüben, einen Regentag, ein Donnerwetter, nun einige heitere, nicht ſehr heiße Tage gehabt.

Sonntag, den 29. Juli

war ich mit Angelica in dem Palaſt Rondanini. Ihr werdet euch aus meinen erſten römiſchen Briefen einer Meduſe erinnern, die mir damals ſchon ſo ſehr einleuchtete, jetzt nun aber mir die größte Freude gibt. Nur einen Begriff zu haben, daß ſo etwas in der Welt iſt, daß ſo etwas zu machen möglich war, macht einen zum doppelten Menſchen. Wie gern ſagt ich etwas drüber, wenn nicht alles, was man über ſo ein Werk ſagen kann, leerer Windhauch wäre. Die Kunſt iſt deshalb da, daß man ſie ſehe, nicht davon ſpreche, als höchſtens in ihrer Gegenwart. Wie ſchäme ich mich alles Kunſtgeſchwätzes, in das ich ehemals einſtimmte. Wenn es möglich iſt, einen guten Gipsabguß von dieſer Meduſe zu haben, ſo bring ich ihn mit, doch ſie müßte neu geformt werden. Es ſind einige hier zu Kaufe, die ich nicht möchte; denn ſie verderben mehr die Idee, als daß ſie uns den Begriff gäben und erhielten. Beſonders iſt der Mund unausſprechlich und unnachahmlich groß.

114. Goethe: Phantasie-Landschaft.

115. Goethe: Ideallandschaft mit Nemisee und Dianatempel.

116. Goethe: Ideallandschaft mit Tempel am Fluss.

117. Goethe: Ideallandschaft mit Tempel am See.

Montag, den 30ſten

blieb ich den ganzen Tag zu Hauſe und war fleißig. Egmont ruckt zum Ende; der vierte Akt iſt ſo gut wie fertig. Sobald er abgeſchrieben iſt, ſchick ich ihn mit der reitenden Poſt. Welche Freude wird mirs ſein, von euch zu hören, daß ihr dieſer Produktion einigen Beifall gebt. Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück ſchreibe; möchte es auch auf den Leſer einen friſchen Eindruck machen. Abends war ein kleiner Ball in dem Garten hinter dem Hauſe, wozu wir auch eingeladen wurden. Ungeachtet jetzt keine Jahreszeit des Tanzes iſt, ſo war man doch ganz luſtig. Die italieniſchen Mäuschen haben ihre Eigentümlichkeiten: vor zehn Jahren hätten einige paſſieren können, nun iſt dieſe Ader vertrocknet, und es gab mir dieſe kleine Feierlichkeit kaum ſo viel Intereſſe, um ſie bis ans Ende auszuhalten. Die Mondnächte ſind ganz unglaublich ſchön, der Aufgang, eh ſich der Mond durch die Dünſte heraufgearbeitet hat, ganz gelb und warm, come il sole d'Ingilterra, die übrige Nacht klar und freundlich. Ein kühler Wind, und alles fängt an, zu leben. Bis gegen Morgen ſind immer Partien auf der Straße, die ſingen und ſpielen; man hört manchmal Duette, ſo ſchön und ſchöner als in einer Oper oder Konzert.

Dienstag den 31. Juli

wurden einige Mondſcheine aufs Papier gebracht, dann ſonſt allerlei gute Kunſt getrieben. Abends ging ich mit einem Landsmann ſpazieren, und wir ſtritten über den Vorzug von Michel Angelo und Raffael; ich hielt die Partie des erſten, er des andern, und wir ſchloſſen zuletzt mit einem gemeinſchaftlichen Lob auf Leonard da Vinci. Wie glücklich bin ich, daß nun alle dieſe Namen aufhören, Namen zu ſein, und lebendige Begriffe des Wertes dieſer trefflichen Menſchen nach und nach vollſtändig werden.

Nachts in die komiſche Oper. Ein neues Intermezz L'Impresario in angustie, iſt ganz vortrefflich und wird uns manche Nacht unterhalten, ſo heiß es auch im Schauſpiele ſein mag. Ein Quintett, da der Poeta ſein Stück vorlieſt, der Impreſar und die prima donna auf der einen Seite ihm Beifall geben, der Komponiſt und die seconda donna auf der andern ihn tadeln, worüber ſie zuletzt in einen allgemeinen Streit geraten, iſt gar glücklich. Die als Frauenzimmer verkleideten Kaſtraten machen ihre Rollen immer beſſer und gefallen immer mehr. Wirklich für eine kleine Sommertruppe, die ſich nur ſo zuſammengefunden hat, iſt ſie recht artig. Sie ſpielen mit einer großen Natürlichkeit und gutem Humor. Von der Hitze ſtehen die armen Teufel erbärmlich aus.

Bericht

Juli

Um nachſtehendes, welches ich nunmehr einzuführen gedenke, ſchicklicherweiſe vorzubereiten, halte für nötig, einige Stellen aus dem vorigen Bande, welche dort, im Laufe der Ereigniſſe, der Aufmerkſamkeit möchten entgangen ſein, hier einzuſchalten und die mir ſo wichtige Angelegenheit den Freunden der Naturwiſſenſchaft dadurch abermals zu empfehlen.

Palermo, Dienstag den 17. April 1787.

Es iſt ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geiſtern verfolgt und verſucht wird! Heute früh ging ich mit dem feſten, ruhigen Vorſatz, meine dichteriſchen Träume fort-

zuſetzen, nach dem öffentlichen Garten; allein eh ich michs verſah, erhaſchte mich ein anderes Geſpenſt, das mir ſchon dieſe Tage nachgeſchlichen. Die vielen Pflanzen, die ich ſonſt nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenſtern zu ſehen gewohnt war, ſtehen hier froh und friſch unter freiem Himmel, und indem ſie ihre Beſtimmung vollkommen erfüllen, werden ſie uns deutlicher. Im Angeſicht ſo vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieſer Schar die Urpflanze entdecken könnte. Eine ſolche muß es denn doch geben! Woran würde ich ſonſt erkennen, daß dieſes oder jenes Gebilde eine Pflanze ſei, wenn ſie nicht alle nach einem Muſter gebildet wären?

Ich bemühte mich, zu unterſuchen, worin denn die vielen abweichenden Geſtalten voneinander unterſchieden ſeien. Und ich fand ſie immer mehr ähnlich als verſchieden, und wollte ich meine botaniſche Terminologie anbringen, ſo ging das wohl, aber es fruchtete nicht, es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Geſtört war mein guter poetiſcher Vorſatz; der Garten des Alkinous war verſchwunden, ein Weltgarten hatte ſich aufgetan. Warum ſind wir Neueren doch ſo zerſtreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Neapel, den 17. Mai 1787.

Ferner muß ich dir vertrauen, daß ich dem Geheimnis der Pflanzenzeugung und -organiſation ganz nahe bin und daß es das Einfachſte iſt, was nur gedacht werden kann. Unter dieſem Himmel kann man die ſchönſten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim ſteckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles übrige ſeh ich auch ſchon im ganzen, und nur noch einige Punkte müſſen beſtimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichſte Geſchöpf von der Welt, um welches mich die Natur ſelbſt beneiden ſoll. Mit dieſem Modell und dem Schlüſſel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konſequent ſein müſſen, das heißt: die, wenn ſie auch nicht exiſtieren, doch exiſtieren könnten und nicht etwa maleriſche oder dichteriſche Schatten und Scheine ſind, ſondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben. Dasſelbe Geſetz wird ſich auf alles übrige Lebendige anwenden laſſen.

So viel aber ſei hier, ferneres Verſtändnis vorzubereiten, kürzlich ausgeſprochen: Es war mir nämlich aufgegangen, daß in demjenigen Organ der Pflanze, welches wir als Blatt gewöhnlich anzuſprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen liege, der ſich in allen Geſtaltungen verſtecken und offenbaren könne. Vorwärts und rückwärts iſt die Pflanze immer nur Blatt, mit dem künftigen Keime ſo unzertrennlich vereint, daß man eins ohne das andere nicht denken darf. Einen ſolchen Begriff zu faſſen, zu ertragen, ihn in der Natur aufzufinden, iſt eine Aufgabe, die uns in einen peinlich ſüßen Zuſtand verſetzt.

Störende Naturbetrachtungen.

Wer an ſich erfahren hat, was ein reichhaltiger Gedanke heißen will, er ſei nun aus uns ſelbſt entſprungen oder von andern mitgeteilt und eingeimpft, wird geſtehen, was dadurch für eine leidenſchaftliche Bewegung in unſerm Geiſte hervorgebracht werde, wie wir uns begeiſtert fühlen, indem wir alles dasjenige in Geſamtheit vorausahnen, was in der Folge ſich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiter führen ſoll. Dieſes bedenkend, wird man mir zugeſtehen, daß ich von einem ſolchen Gewahrwerden wie von

einer Leidenſchaft eingenommen und getrieben worden und, wo nicht ausſchließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch mich damit beſchäftigen müſſen.

So ſehr nun auch dieſe Neigung mich innerlichſt ergriffen hatte, ſo war doch an kein geregeltes Studium nach meiner Rückkehr in Rom zu denken; Poeſie, Kunſt und Altertum, jedes forderte mich gewiſſermaßen ganz, und ich habe in meinem Leben nicht leicht operoſere, mühſamer beſchäftigte Tage zugebracht. Männern vom Fach wird es vielleicht gar zu naiv vorkommen, wenn ich erzähle, wie ich tagtäglich, in einem jeden Garten, auf Spaziergängen, kleinen Luſtfahrten, mich der neben mir bemerkten Pflanzen bemächtigte. Beſonders bei der eintretenden Samenreife war es mir wichtig, zu beobachten, wie manche davon an das Tageslicht hervortraten. So wendete ich meine Aufmerkſamkeit auf das Keimen des während ſeines Wachstums unförmigen Cactus Opontia und ſah mit Vergnügen, daß er ganz unſchuldig dikotyledoniſch ſich in zwei zarten Blättchen enthüllte, ſodann aber, bei fernerem Wuchſe, ſich die künftige Unform entwickelte.

Auch mit Samenkapſeln begegnete mir etwas Auffallendes; ich hatte derſelben mehrere von Acanthus mollis nach Hauſe getragen und in einem offenen Käſtchen niedergelegt; nun geſchah es in einer Nacht, daß ich ein Kniſtern hörte und bald darauf das Umherſpringen an Decke und Wände wie von kleinen Körpern. Ich erklärte mirs nicht gleich, fand aber nachher meine Schoten aufgeſprungen und die Samen umher zerſtreut. Die Trockne des Zimmers hatte die Reife bis zu ſolcher Elaſtizität in wenigen Tagen vollendet.

Unter den vielen Samen, die ich auf dieſe Weiſe beobachtete, muß ich einiger noch erwähnen, weil ſie zu meinem Andenken kürzer oder länger in dem alten Rom fortwuchſen. Pinienkerne gingen gar merkwürdig auf; ſie huben ſich, wie in einem Ei eingeſchloſſen, empor, warfen aber dieſe Haube bald ab und zeigten in einem Kranze von grünen Nadeln ſchon die Anfänge ihrer künftigen Beſtimmung.

Galt das Bisherige der Fortpflanzung durch Samen, ſo ward ich auf die Fortpflanzung durch Augen nicht weniger aufmerkſam gemacht, und zwar durch Rat Reiffenſtein, der auf allen Spaziergängen, hier und dort einen Zweig abreißend, bis zur Pedanterie behauptete, in die Erde geſteckt müſſe jeder ſogleich fortwachſen. Zum entſcheidenden Beweis zeigte er dergleichen Stecklinge gar wohl angeſchlagen in ſeinem Garten. Und wie bedeutend iſt nicht in der Folgezeit eine ſolche allgemein verſuchte Vermehrung für die botaniſche Gärtnerei geworden, die ich ihm wohl zu erleben gewünſcht hätte.

Am auffallendſten war mir jedoch ein ſtrauchartig in die Höhe gewachſener Nelkenſtock. Man kennt die gewaltige Lebens- und Vermehrungskraft dieſer Pflanze; Auge iſt über Auge an ihren Zweigen gedrängt, Knoten in Knoten hineingetrichtert; dieſes wird nun hier durch Dauer geſteigert und die Augen aus unerforſchlicher Enge zur höchſtmöglichen Entwickelung getrieben, ſo daß ſelbſt die vollendete Blume wieder vier vollendete Blumen aus ihrem Buſen hervorbrachte.

Zu Aufbewahrung dieſer Wundergeſtalt kein Mittel vor mir ſehend, unternahm ich es, ſie genau zu zeichnen, wobei ich immer zu mehrerer Einſicht in den Grundbegriff der Metamorphoſe gelangte. Allein die Zerſtreuung durch ſo vielerlei Obliegenheiten ward nur deſto zudringlicher und mein Aufenthalt in Rom, deſſen Ende ich vorausſah, immer peinlicher und belaſtetèr.

Nachdem ich mich nun ſo geraume Zeit ganz im ſtillen gehalten und von aller höheren zerſtreuenden Geſellſchaft fern geblieben, begingen wir einen Fehler, der die Aufmerkſamkeit des ganzen Quartiers, nicht weniger der nach neuen und ſeltſamen Vorfällen ſich umſchauenden Sozietät auf uns richtete. Die Sache verhielt ſich aber alſo: Angelica kam nie ins Theater; wir unterſuchten nicht, aus welcher Urſache, aber da wir als leidenſchaftliche Bühnenfreunde in ihrer Gegenwart die Anmut und Gewandtheit der Sänger, ſowie die Wirkſamkeit der Muſik unſeres Cimaroſa nicht genugſam zu rühmen wußten und nichts ſehnlicher wünſchten, als ſie ſolcher Genüſſe teilhaftig zu machen, ſo ergab ſich eins aus dem andern, daß nämlich unſere jungen Leute, beſonders Bury, der mit den Sängern und Muſikverwandten in dem beſten Vernehmen ſtand, es dahin brachte, daß dieſe ſich in heiterer Geſinnung erboten, auch vor uns, ihren leidenſchaftlichen Freunden und entſchieden Beifall Gebenden, gelegentlich einmal in unſerm Saale Muſik machen und ſingen zu wollen. Dergleichen Vorhaben, öfter beſprochen, vorgeſchlagen und verzögert, gelangte doch endlich nach dem Wunſche der jüngeren Teilnehmer zur fröhlichen Wirklichkeit. Konzertmeiſter Kranz, ein geübter Violiniſt, in herzoglich weimariſchen Dienſten, der ſich in Italien auszubilden Urlaub hatte, gab zuletzt durch ſeine unvermutete Ankunft eine baldige Entſcheidung. Sein Talent legte ſich auf die Wage der Muſikluſtigen, und wir ſahen uns in den Fall verſetzt, Madam Angelica, ihren Gemahl, Hofrat Reiffenſtein, die Herren Jenkins, Volpato, und wem wir ſonſt eine Artigkeit ſchuldig waren, zu einem anſtändigen Feſte einladen zu können. Juden und Tapezier hatten den Saal geſchmückt, der nächſte Kaffeewirt die Erfriſchungen übernommen, und ſo ward ein glänzendes Konzert aufgeführt in der ſchönſten Sommernacht, wo ſich große Maſſen von Menſchen unter den offenen Fenſtern verſammelten und, als wären ſie im Theater gegenwärtig, die Geſänge gehörig beklatſchten.

Ja was das Auffallendſte war, ein großer, mit einem Orcheſter von Muſikfreunden beſetzter Geſellſchaftswagen, der ſoeben durch die nächtliche Stadt ſeine Luſtrunde zu machen beliebte, hielt unter unſeren Fenſtern ſtille, und nachdem er den obern Bemühungen lebhaften Beifall geſchenkt hatte, ließ ſich eine wackre Baßſtimme vernehmen, die eine der beliebteſten Arien eben der Oper, welche wir ſtückweiſe vortrugen, von allen Inſtrumenten begleitet hinzugeſellte. Wir erwiderten den vollſten Beifall, das Volk klatſchte mit drein, und jedermann verſicherte, an ſo mancher Nachtluſt, niemals aber an einer ſo vollkommenen, zufällig gelungenen teilgenommen zu haben.

Auf einmal nun zog unſere zwar anſtändige, aber doch ſtille Wohnung dem Palaſt Rondanini gegenüber die Aufmerkſamkeit des Korſo auf ſich. Ein reicher Milordo, hieß es, müſſe da eingezogen ſein, niemand aber wußte ihn unter den bekannten Perſönlichkeiten zu finden und zu entziffern. Freilich, hätte ein dergleichen Feſt ſollen mit barem Gelde geleiſtet werden, ſo würde dasjenige, was hier von Künſtlern Künſtlern zuliebe geſchah und mit mäßigem Aufwand zur Ausführung zu bringen war, bedeutende Koſten verurſacht haben. Wir ſetzten nun zwar unſer voriges ſtilles Leben fort, konnten aber das Vorurteil von Reichtum und vornehmer Geburt nicht mehr von uns ablehnen.

Zu einer lebhaftern Geſelligkeit gab ſodann auch die Ankunft des Grafen Frieß neuen Anlaß. Er hatte den Abbate Caſti bei ſich, welcher durch Vorleſung ſeiner damals noch ungedruckten galanten Erzählungen große Luſt erregte; ſein heiterer freier Vortrag ſchien jene geiſtreichen, übermäßig genialen Darſtellungen vollkommen ins Leben zu bringen.

118. Fr. Bury: Selbstbildnis.

119. Fr. Bury: Bury malt Goethe im Kreis seiner Freunde.

Wir bedauerten nur, daß ein ſo gut geſinnter, reicher Kunſtliebhaber nicht immer von den zuverläſſigſten Menſchen bedient werde. Der Ankauf eines untergeſchobenen geſchnittenen Steines machte viel Reden und Verdruß. Er konnte ſich indeſſen über den Ankauf einer ſchönen Statue gar wohl erfreuen, die einen Paris, nach der Auslegung anderer einen Mithras vorſtellte. Das Gegenbild ſteht jetzt im Muſeo Pio-Clementio; beide waren zuſammen in einer Sandgrube gefunden worden. Doch waren es nicht die Unterhändler in Kunſtgeſchäften allein, die ihm auflauerten, er hatte manches Abenteuer zu beſtehen; und da er ſich überhaupt in der heißen Jahrszeit nicht zu ſchonen wußte, ſo konnt es nicht fehlen, daß er von mancherlei Übeln angefallen wurde, welche die letzten Tage ſeines Aufenthalts verbitterten. Mir aber war es um ſo ſchmerzlicher, als ich ſeiner Gefälligkeit gar manches ſchuldig geworden; wie ich denn auch die treffliche Gemmenſammlung des Prinzen von Piombino mit ihm zu betrachten günſtige Gelegenheit fand.

Beim Grafen Frieß fanden ſich außer den Kunſthändlern auch wohl derart Literatoren, wie ſie hier in Abbé-Tracht herumwandern. Mit dieſen war kein angenehmes Geſpräch. Kaum hatte man von nationaler Dichtung zu ſprechen angefangen und ſich über ein und andern Punkt zu belehren geſucht, ſo mußte man unmittelbar und ohne weiteres die Frage vernehmen, ob man Arioſt oder Taſſo, welchen von beiden man für den größten Dichter halte. Antwortete man, Gott und der Natur ſei zu danken, daß ſie zwei ſolche vorzügliche Männer *einer* Nation gegönnt, deren jeder uns, nach Zeit und Umſtänden, nach Lagen und Empfindungen, die herrlichſten Augenblicke verliehen, uns beruhigt und entzückt — dies vernünftige Wort ließ niemand gelten. Nun wurde derjenige, für den man ſich entſchieden hatte, hoch und höher gehoben, der andere tief und tiefer dagegen herabgeſetzt. Die erſten Male ſucht ich die Verteidigung des Herabgeſetzten zu übernehmen und ſeine Vorzüge geltend zu machen; dies aber verfing nicht, man hatte Partei ergriffen und blieb auf ſeinem Sinne. Da nun eben dasſelbe immer fort und fort ſich wiederholte und es mir zu ernſt war, um dialektiſch über dergleichen Gegenſtände zu kontroverſieren, ſo vermied ich ein ſolches Geſpräch, beſonders da ich merkte, daß es nur Phraſen waren, die man, ohne eigentliches Intereſſe an dem Gegenſtande zu finden, ausſprach und behauptete.

Viel ſchlimmer aber war es, wenn Dante zur Sprache kam. Ein junger Mann von Stande und Geiſt und wirklichem Anteil an jenem außerordentlichen Manne nahm meinen Beifall und Billigung nicht zum beſten auf, indem er ganz unbewunden verſicherte, jeder Ausländer müſſe Verzicht tun auf das Verſtändnis eines ſo außerordentlichen Geiſtes, dem ja ſelbſt die Italiener nicht in allem folgen könnten. Nach einigen Hin- und Widerreden verdroß es mich denn doch zuletzt, und ich ſagte, ich müſſe bekennen, daß ich geneigt ſei, ſeinen Äußerungen Beifall zu geben; denn ich habe nie begreifen können, wie man ſich mit dieſen Gedichten beſchäftigen möge. Mir komme die Hölle ganz abſcheulich vor, das Fegefeuer zweideutig und das Paradies langweilig; womit er ſehr zufrieden war, indem er daraus ein Argument für ſeine Behauptung zog: dies eben beweiſe, daß ich nicht die Tiefe und Höhe dieſer Gedichte zum Verſtändnis bringen könne. Wir ſchieden als die beſten Freunde; er verſprach mir ſogar, einige ſchwere Stellen, über die er lange nachgedacht und über deren Sinn er endlich mit ſich einig geworden ſei, mitzuteilen und zu erklären.

Leider war die Unterhaltung mit Künſtlern und Kunſtfreunden nicht erbaulicher. Man verzieh jedoch endlich andern den Fehler, den man an ſich bekennen mußte. Bald war es Raffael, bald Michel Angelo, dem man den Vorzug gab, woraus denn am Schluß nur hervorging, der Menſch ſei ein ſo beſchränktes Weſen, daß, wenn ſein Geiſt ſich auch dem Großen geöffnet habe, er doch niemals die Großheiten verſchiedener Art ebenmäßig zu würdigen und anzuerkennen Fähigkeit erlange.

Wenn wir Tiſchbeins Gegenwart und Einfluß vermißten, ſo hielt er uns dagegen durch ſehr lebendige Briefe möglichſt ſchadlos. Außer manchen geiſtreich aufgefaßten wunderlichen Vorfällen und genialen Anſichten erfuhren wir das Nähere durch Zeichnung und Skizze von einem Gemälde, mit welchem er ſich daſelbſt hervortat. In halben Figuren ſah man darauf Oreſten, wie er am Opferaltar von Iphigenien erkannt wird und die ihn bisher verfolgenden Furien ſoeben entweichen. Iphigenie war das wohlgetroffene Bildnis der Lady Hamilton, welche damals auf dem höchſten Gipfel der Schönheit und des Anſehens glänzte. Auch eine der Furien war durch die Ähnlichkeit mit ihr veredelt, wie ſie denn überhaupt als Typus für alle Heroinen, Muſen und Halbgöttinnen gelten mußte. Ein Künſtler, der dergleichen vermochte, war in dem bedeutenden geſelligen Kreiſe eines Ritters Hamilton ſehr wohl aufgenommen.

Auguſt

Korreſpondenz

Den 1. Auguſt.

Den ganzen Tag fleißig und ſtill wegen der Hitze. Meine beſte Freude bei der großen Wärme iſt die Überzeugung, daß ihr auch einen guten Sommer in Deutſchland haben werdet. Hier das Heu einführen zu ſehen, iſt die größte Luſt, da es in dieſer Zeit gar nicht regnet und ſo der Feldbau nach Willkür behandelt werden kann, wenn ſie nur Feldbau hätten.

Abends ward in der Tiber gebadet, in wohlangelegten ſichern Badhäuschen; dann auf Trinità de' Monti ſpaziert und friſche Luft im Mondſchein genoſſen. Die Mondſcheine ſind hier, wie man ſich ſie denkt oder fabelt.

Der vierte Akt von Egmont iſt fertig; im nächſten Brief hoff ich dir den Schluß des Stückes anzukündigen.

Den 11. Auguſt.

Ich bleibe noch bis künftige Oſtern in Italien. Ich kann jetzt nicht aus der Lehre laufen. Wenn ich aushalte, komme ich gewiß ſo weit, daß ich meinen Freunden mit mir Freude machen kann. Ihr ſollt immer Briefe von mir haben, meine Schriften kommen nach und nach; ſo habt ihr den Begriff von mir als eines abweſend Lebenden, da ihr mich ſo oft als einen gegenwärtig Toten bedauert habt.

Egmont iſt fertig und wird zu Ende dieſes Monats abgehen können. Alsdann erwarte ich mit Schmerzen euer Urteil.

Kein Tag vergeht, daß ich nicht in Kenntnis und Ausübung der Kunſt zunehme. Wie eine Flaſche ſich leicht füllt, die man oben offen unter das Waſſer ſtößt, ſo kann man hier leicht ſich ausfüllen, wenn man empfänglich und bereitet iſt; es drängt das Kunſtelement von allen Seiten zu.

120. Perspektivische Studien von Goethe.

122. Verschaffelt: Blick auf Capitol u. St. Maria in Araceli.

121. Goethe: Blick auf Capitol und St. Maria in Araceli.

123. Goethe: Platz auf dem Capitol.

124. Goethe: Aqua Acetosa bei Rom.

125. Goethe: Gegend bei St. Costanza in Rom.

Den guten Sommer, den ihr habt, konnte ich hier vorausſagen. Wir haben ganz gleichen reinen Himmel und am hohen Tag entſetzliche Hitze, der ich in meinem kühlen Saale ziemlich entgehe. September und Oktober will ich auf dem Lande zubringen und nach der Natur zeichnen. Vielleicht geh ich wieder nach Neapel, um Hackerts Unterricht zu genießen. Er hat mich in vierzehn Tagen, die ich mit ihm auf dem Lande war, weiter gebracht, als ich in Jahren für mich würde vorgerückt ſein. Noch ſchicke ich dir nichts und halte ein Dutzend kleiner Skizzchen zurück, um dir auf einmal etwas Gutes zu ſenden.
Dieſe Woche iſt ſtill und fleißig hingegangen. Beſonders hab ich in der Perſpektiv manches gelernt. Verſchaffelt, ein Sohn des Mannheimer Direktors, hat dieſe Lehre recht durchgedacht und teilt mir ſeine Kunſtſtücke mit. Auch ſind einige Mondſcheine aufs Brett gekommen und ausgetuſcht worden, nebſt einigen andern Ideen, die faſt zu toll ſind, als daß man ſie mitteilen ſollte.

Ich habe der Herzogin einen langen Brief geſchrieben und ihr geraten, die Reiſe nach Italien noch ein Jahr zu verſchieben. Geht ſie im Oktober, ſo kommt ſie gerade zur Zeit in dies ſchöne Land, wenn ſich das Wetter umkehrt, und ſie hat einen böſen Spaß. Folgt ſie mir in dieſem und andrem, ſo kann ſie Freude haben, wenn das Glück gut iſt. Ich gönne ihr herzlich dieſe Reiſe.
Es iſt ſowohl für mich als für andere geſorgt, und die Zukunft wollen wir geruhig erwarten. Niemand kann ſich umprägen und niemand ſeinem Schickſale entgehn. Aus eben dieſem Briefe wirſt du meinen Plan ſehn und ihn hoffentlich billigen. Ich wiederhole hier nichts.
Ich werde oft ſchreiben und den Winter durch immer im Geiſte unter euch ſein. Taſſo kommt nach dem neuen Jahre. Fauſt ſoll auf ſeinem Mantel als Kurier meine Ankunft melden. Ich habe alsdann eine Hauptepoche zurückgelegt, rein geendigt und kann wieder anfangen und eingreifen, wo es nötig iſt. Ich fühle mir einen leichtern Sinn und bin faſt ein andrer Menſch als vorm Jahr.
Ich lebe in Reichtum und Überfluß alles deſſen, was mir eigens lieb und wert iſt, und habe erſt dieſe paar Monate meine Zeit hier recht genoſſen. Denn es legt ſich nun auseinander, und die Kunſt wird mir wie eine zweite Natur, die, gleich der Minerva aus dem Haupte Jupiters, ſo aus dem Haupte der größten Menſchen geboren worden. Davon ſollt ihr in der Folge tagelang, wohl jahrelang unterhalten werden.
Ich wünſche euch allen einen guten September. Am Ende Auguſts, wo alle unſre Geburtstage zuſammentreffen, will ich eurer fleißig gedenken. Wie die Hitze abnimmt, geh ich aufs Land, dort zu zeichnen; indes tu ich, was in der Stube zu tun iſt, und muß oft pauſieren. Abends beſonders muß man ſich vor Verkältung in acht nehmen.

Den 18. Auguſt.

Dieſe Woche hab ich einigermaßen von meiner nordiſchen Geſchäftigkeit nachlaſſen müſſen; die erſten Tage waren gar zu heiß. Ich habe alſo nicht ſo viel getan, als ich wünſchte. Nun haben wir ſeit zwei Tagen die ſchönſte Tramontane und eine gar freie Luft. September und Oktober müſſen ein paar himmliſche Monate werden.
Geſtern fuhr ich vor Sonnenaufgang nach Acqua acetosa; es iſt wirklich zum Närriſchwerden, wenn man die Klarheit, die Mannigfaltigkeit, duftige Durchſichtigkeit und himmliſche Färbung der Landſchaft, beſonders der Fernen, anſieht.

Moritz ſtudiert jetzt die Antiquitäten und wird ſie zum Gebrauch der Jugend und zum Gebrauch eines jeden Denkenden vermenſchlichen und von allem Büchermoder und Schulſtaub reinigen. Er hat eine gar glückliche richtige Art, die Sachen anzuſehn; ich hoffe, daß er ſich auch Zeit nehmen wird, gründlich zu ſein. Wir gehen des Abends ſpazieren, und er erzählt mir, welchen Teil er des Tags durchgedacht, was er in den Autoren geleſen: und ſo füllt ſich auch dieſe Lücke aus, die ich bei meinen übrigen Beſchäftigungen laſſen müßte und nur ſpät und mit Mühe nachholen könnte. Ich ſehe indes Gebäude, Straßen, Gegend, Monumente an, und wenn ich abends nach Hauſe komme, wird ein Bild, das mir beſonders aufgefallen, unterm Plaudern aufs Papier geſcherzt. Ich lege dir eine ſolche Skizze von geſtern abend bei. Es iſt die ungefähre Idee, wenn man von hinten das Kapitol heraufkommt.

Mit der guten Angelica war ich Sonntags, die Gemälde des Prinzen Aldobrandini, beſonders einen trefflichen Leonard da Vinci, zu ſehen. Sie iſt nicht glücklich, wie ſie es zu ſein verdiente, bei dem wirklich großen Talent und bei dem Vermögen, das ſich täglich mehrt. Sie iſt müde, auf den Kauf zu malen, und doch findet ihr alter Gatte es gar zu ſchön, daß ſo ſchweres Geld für oft leichte Arbeit einkommt. Sie möchte nun, ſich ſelbſt zur Freude, mit mehr Muße, Sorgfalt und Studium arbeiten, und könnte es. Sie haben keine Kinder, können ihre Intereſſen nicht verzehren, und ſie verdient täglich auch mit mäßiger Arbeit noch genug hinzu. Das iſt nun aber nicht und wird nicht. Sie ſpricht ſehr aufrichtig mit mir; ich hab ihr meine Meinung geſagt, hab ihr meinen Rat gegeben und muntre ſie auf, wenn ich bei ihr bin. Man rede von Mangel und Unglück, wenn die, welche genug beſitzen, es nicht brauchen und genießen können! Sie hat ein unglaubliches und als Weib wirklich ungeheures Talent. Man muß ſehen und ſchätzen, was ſie *macht*, nicht das, was ſie *zurückläßt*. Wie vieler Künſtler Arbeiten halten Stich, wenn man rechnen will, was fehlt.

Und ſo, meine Lieben, wird mir Rom, das römiſche Weſen, Kunſt und Künſtler immer bekannter, und ich ſehe die Verhältniſſe ein; ſie werden mir nah und natürlich, durchs Mitleben und Hin- und Herwandeln. Jeder bloße Beſuch gibt falſche Begriffe. Sie möchten mich auch hier aus meiner Stille und Ordnung bringen und in die Welt ziehen; ich wehre mich, ſo gut ich kann — verſpreche, verzögre, weiche aus, verſpreche wieder und ſpiele den Italiener mit den Italienern. Der Kardinal Staatsſekretär Buoncompagni hat mir es gar zu nahe legen laſſen; ich werde aber ausweichen, bis ich halb September aufs Land gehe. Ich ſcheue mich vor den Herren und Damen wie vor einer böſen Krankheit; es wird mir ſchon weh, wenn ich ſie fahren ſehe.

Den 23. Auguſt.

Euren lieben Brief Nr. 24 erhielt ich vorgeſtern, eben als ich nach dem Vatikan ging, und habe ihn unterwegs und in der Sixtiniſchen Kapelle aber- und abermals geleſen, ſo oft ich ausruhte von dem Sehen und Aufmerken. Ich kann euch nicht ausdrücken, wie ſehr ich euch zu mir gewünſcht habe, damit ihr nur einen Begriff hättet, was ein einziger und ganzer Menſch machen und ausrichten kann; ohne die Sixtiniſche Kapelle geſehen zu haben, kann man ſich keinen anſchauenden Begriff machen, was *ein* Menſch vermag. Man hört und lieſt von viel großen und braven Leuten, aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen. Ich habe mich viel mit euch unterhalten und wollte, es ſtünde alles auf dem Blatte. Ihr wollt von *mir* wiſſen! Wie vieles könnt

126. Goethe und Andere: Physiognomische und sonstige Zeichnungen.

127. Goethe und Andere: Physiognomische und sonstige Zeichnungen.

ich ſagen! denn ich bin wirklich umgeboren und erneuert und ausgefüllt. Ich fühle, daß ſich die Summe meiner Kräfte zuſammenſchließt, und hoffe noch etwas zu tun. Über Landſchaft und Architektur habe ich dieſe Zeit her ernſtlich nachgedacht, auch einiges verſucht und ſehe nun, wo es damit hinaus will, auch wie weit es zu bringen wäre.

Nun hat mich zuletzt das A und O aller uns bekannten Dinge, die menſchliche Figur, angefaßt, und ich ſie, und ich ſage: Herr, ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn, und ſollt ich mich lahm ringen. Mit dem Zeichnen geht es gar nicht, und ich habe alſo mich zum Modellieren entſchloſſen, und das ſcheint rücken zu wollen. Wenigſtens bin ich auf einen Gedanken gekommen, der mir vieles erleichtert. Es wäre zu weitläufig, es zu detaillieren, und es iſt beſſer, zu tun als zu reden. Genug, es läuft darauf hinaus, daß mich nun mein hartnäckig Studium der Natur, meine Sorgfalt, mit der ich in der komparierenden Anatomie zu Werke gegangen bin, nunmehr in den Stand ſetzen, in der Natur und den Antiken manches im ganzen zu ſehen, was den Künſtlern im einzelnen aufzuſuchen ſchwer wird und das ſie, wenn ſie es endlich erlangen, nur für ſich beſitzen und andern nicht mitteilen können.

Ich habe alle meine phyſiognomiſchen Kunſtſtückchen, die ich aus Pik auf den Propheten in den Winkel geworfen, wieder hervorgeſucht, und ſie kommen mir gut zu paſſe. Ein Herkuleskopf iſt angefangen; wenn dieſer glückt, wollen wir weiter gehen.

So entfernt bin ich jetzt von der Welt und allen weltlichen Dingen; es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung leſe. Die Geſtalt dieſer Welt vergeht; ich möchte mich nur mit dem beſchäftigen, was bleibende Verhältniſſe ſind, und ſo nach der Lehre des †-†-† meinem Geiſte erſt die Ewigkeit verſchaffen.

Geſtern ſah ich bei Chevalier von Worthley, der eine Reiſe nach Griechenland, Ägypten uſw. gemacht hat, viele Zeichnungen. Was mich am meiſten intereſſierte, waren Zeichnungen nach Basreliefs, welche im Fries des Tempels der Minerva zu Athen ſind, Arbeiten des Phidias. Man kann ſich nicht Schöneres denken als die wenigen einfachen Figuren. Übrigens war wenig Reizendes an den vielen gezeichneten Gegenſtänden; die Gegenden waren nicht glücklich, die Architektur beſſer.

Lebe wohl für heute. Es wird meine Büſte gemacht, und das hat mir drei Morgen dieſer Woche genommen.

Den 28. Auguſt.

Mir iſt dieſe Tage manches Gute begegnet, und heute zum Feſte kam mir Herders Büchlein voll würdiger Gottesgedanken. Es war mir tröſtlich und erquicklich, ſie in dieſem Babel, der Mutter ſo vieles Betrugs und Irrtums, ſo rein und ſchön zu leſen und zu denken, daß doch jetzt die Zeit iſt, wo ſich ſolche Geſinnungen, ſolche Denkarten verbreiten können und dürfen. Ich werde das Büchlein in meiner Einſamkeit noch oft leſen und beherzigen, auch Anmerkungen dazu machen, welche Anlaß zu künftigen Unterredungen geben können.

Ich habe dieſe Tage immer weiter um mich gegriffen in Betrachtung der Kunſt und überſehe nun faſt das ganze Penſum, das mir zu abſolvieren bleibt; und wenn es abſolviert iſt, iſt noch nichts getan. Vielleicht gibts andern Anlaß, dasjenige leichter und beſſer zu tun, wozu Talent und Geſchick beſtimmt.

Die franzöſiſche Akademie hat ihre Arbeiten ausgeſtellt, es ſind intereſſante Sachen drunter. Pindar, der die Götter um ein glückliches Ende bittet, fällt in die Arme eines Knaben,

den er ſehr liebt, und ſtirbt. Es iſt viel Verdienſt in dem Bilde. Ein Architekt hat eine gar artige Idee ausgeführt; er hat das jetzige Rom von einer Seite gezeichnet, wo es ſich mit allen ſeinen Teilen gut ausnimmt. Dann hat er auf einem andern Blatte das alte Rom vorgeſtellt, als wenn man es aus demſelben Standpunkt ſähe. Die Orte, wo die alten Monumente geſtanden, weiß man, ihre Form auch meiſtens, von vielen ſtehen noch die Ruinen. Nun hat er alles Neue weggetan und das Alte wiederhergeſtellt, wie es etwa zu Zeiten Diocletians ausgeſehen haben mag, und mit ebenſoviel Geſchmack als Studium und allerliebſt gefärbt.

Was ich tun kann, tu ich und häufe ſo viel von allen dieſen Begriffen und Talenten auf mich, als ich ſchleppen kann, und bringe auf dieſe Weiſe doch das Reellſte mit.

Hab ich dir ſchon geſagt, daß Trippel meine Büſte arbeitet? Der Fürſt von Waldeck hat ſie bei ihm beſtellt. Er iſt ſchon meiſt fertig, und es macht ein gutes Ganze. Sie iſt in einem ſehr ſoliden Stil gearbeitet. Wenn das Modell fertig iſt, wird er eine Gipsform darüber machen und dann gleich den Marmor anfangen, welchen er dann zuletzt nach dem Leben auszuarbeiten wünſcht; denn was ſich in dieſer Materie tun läßt, kann man in keiner andern erreichen.

Angelica malt jetzt ein Bild, das ſehr glücken wird: die Mutter der Gracchen, wie ſie einer Freundin, welche ihre Juwelen auskramte, ihre Kinder als die beſten Schätze zeigt. Es iſt eine natürliche und ſehr glückliche Kompoſition.

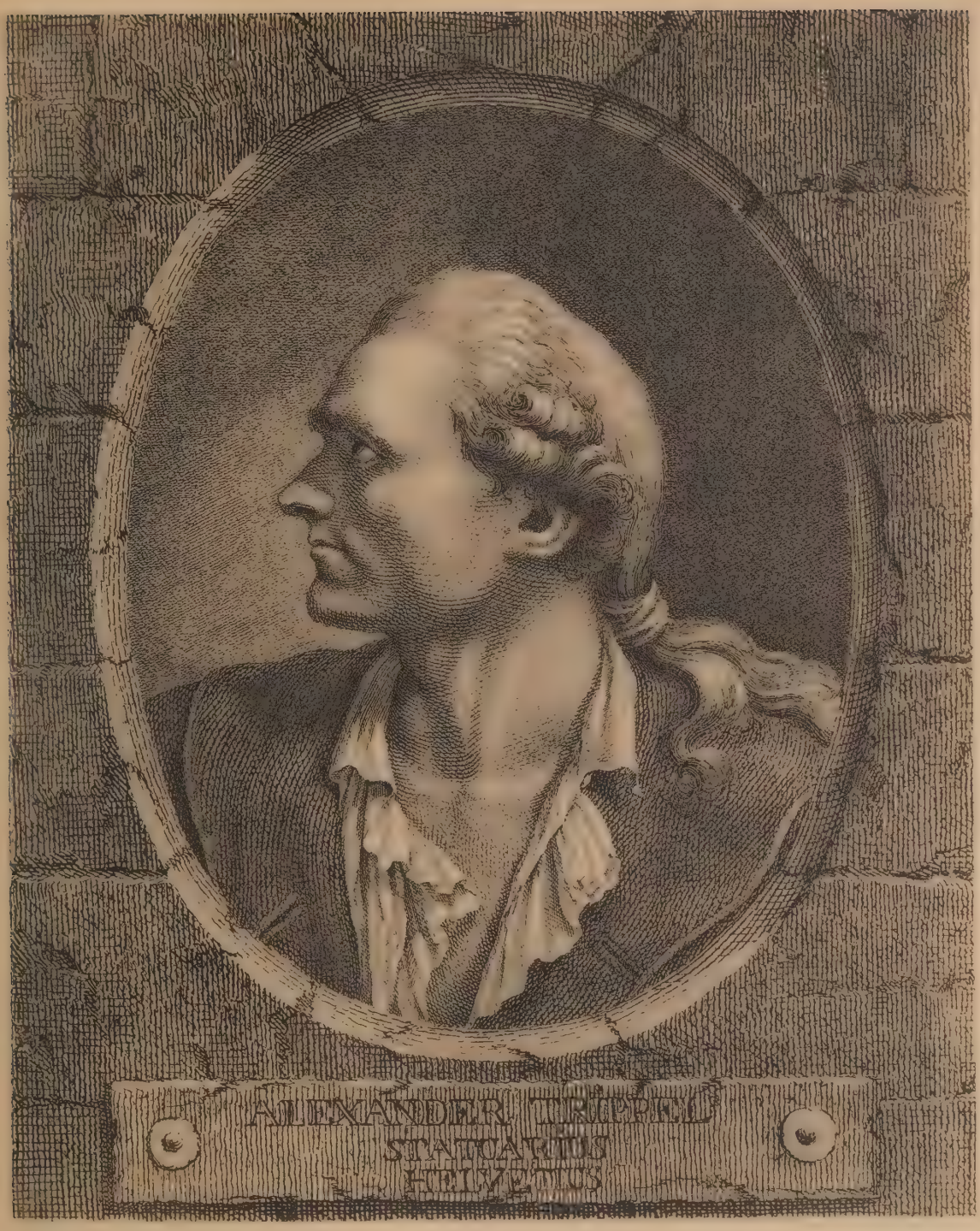
Wie ſchön iſt es, zu ſäen, damit geerntet werde! Ich habe hier durchaus verſchwiegen, daß heute mein Geburtstag ſei, und dachte beim Aufſtehen: ſollte mir denn von Hauſe nichts zur Feier kommen? Und ſiehe, da wird mir euer Paket gebracht, das mich unſäglich erfreut. Gleich ſetzte ich mich hin, es zu leſen, und bin nun zu Ende und ſchreibe gleich meinen herzlichſten Dank nieder.

Nun möchte ich denn erſt bei euch ſein, da ſollte es an ein Geſpräch gehen zu Ausführung einiger angedeuteten Punkte. Genug, das wird uns auch werden, und ich danke herzlich, daß eine Säule geſetzt iſt, von welcher an wir nun unſre Meilen zählen können. Ich wandle ſtarken Schrittes in den Gefilden der Natur und Kunſt herum und werde dir mit Freuden von da aus entgegenkommen.

Ich habe es heute, nach Empfang deines Briefes, noch einmal durchgedacht und muß darauf beharren: mein Kunſtſtudium, mein Autorweſen, alles fordert noch dieſe Zeit. In der Kunſt muß ich es ſo weit bringen, daß alles anſchauende Kenntnis werde, nichts Tradition und Name bleibe, und ich zwinge es in dieſem halben Jahre; auch iſt es nirgends als in Rom zu zwingen. Meine Sächelchen — denn ſie kommen mir ſehr im Deminutiv vor — muß ich wenigſtens mit Sammlung und Freudigkeit enden.

Dann zieht mich alles nach dem Vaterlande zurück. Und wenn ich auch ein iſoliertes, privates Leben führen ſollte, habe ich ſo viel nachzuholen und zu vereinigen, daß ich für zehn Jahre keine Ruhe ſehe.

In der Naturgeſchichte bring ich dir Sachen mit, die du nicht erwarteſt. Ich glaube dem Wie der Organiſation ſehr nahe zu rücken. Du ſollſt dieſe Manifeſtationen — nicht Fulgurationen — unſres Gottes mit Freuden beſchauen und mich belehren, wer in der alten und neuen Zeit dasſelbe gefunden, gedacht, es von eben der Seite oder aus einem wenig abweichenden Standpunkte betrachtet.



128. Chr. Fr. Schultze nach Clemens: Alexander Trippel.

129. A. Trippel: Modellabguss der Büste Goethes.

130. A. Trippel: Büste Goethes.

Bericht

Auguſt

Zu Anfang dieſes Monats reifte bei mir der Vorſatz, noch den nächſten Winter in Rom zu bleiben; Gefühl und Einſicht, daß ich aus dieſem Zuſtande noch völlig unreif mich entfernen, auch daß ich nirgends ſolchen Raum und ſolche Ruhe für den Abſchluß meiner Werke finden würde, beſtimmten mich endlich; und nun, als ich ſolches nach Hauſe gemeldet hatte, begann ein Zeitraum neuer Art.

Die große Hitze, welche ſich nach und nach ſteigerte und einer allzuraſchen Tätigkeit Ziel und Maß gab, machte ſolche Räume angenehm und wünſchenswert, wo man ſeine Zeit nützlich in Ruh und Kühlung zubringen konnte. Die Sixtiniſche Kapelle gab hiezu die ſchönſte Gelegenheit. Gerade zu dieſer Zeit hatte Michel Angelo aufs neue die Verehrung der Künſtler gewonnen; neben ſeinen übrigen großen Eigenſchaften ſollt er ſogar auch im Kolorit nicht übertroffen worden ſein, und es wurde Mode, zu ſtreiten, ob er oder Raffael mehr Genie gehabt. Die Transfiguration des letzteren wurde mitunter ſehr ſtrenge getadelt und die Diſputa das beſte ſeiner Werke genannt; wodurch ſich denn ſchon die ſpäter aufgekommene Vorliebe für Werke der alten Schule ankündigte, welche der ſtille Beobachter nur für ein Symptom halber und unfreier Talente betrachten und ſich niemals damit befreunden konnte.

Es iſt ſo ſchwer, ein großes Talent zu faſſen, geſchweige denn zwei zugleich. Wir erleichtern uns dieſes durch Parteilichkeit; deshalb denn die Schätzung von Künſtlern und Schriftſtellern immer ſchwankt und einer oder der andere immer ausſchließlich den Tag beherrſcht. Mich konnten dergleichen Streitigkeiten nicht irre machen, da ich ſie auf ſich beruhen ließ und mich mit unmittelbarer Betrachtung alles Werten und Würdigen beſchäftigte. Dieſe Vorliebe für den großen Florentiner teilte ſich von den Künſtlern gar bald auch den Liebhabern mit, da denn auch gerade zu jener Zeit Bury und Lips Aquarellkopien in der Sixtiniſchen Kapelle für Grafen Frieß zu fertigen hatten. Der Kuſtode ward gut bezahlt; er ließ uns durch die Hintertür neben dem Altar hinein, und wir hauſeten darin nach Belieben. Es fehlte nicht an einiger Nahrung, und ich erinnere mich, ermüdet von großer Tageshitze, auf dem päpſtlichen Stuhle einem Mittagsſchlaf nachgegeben zu haben.

Sorgfältige Durchzeichnungen der unteren Köpfe und Figuren des Altarbildes, die man mit der Leiter erreichen konnte, wurden gefertigt, erſt mit weißer Kreide auf ſchwarze Florrahmen, dann mit Rötel auf große Papierbogen durchgezeichnet.

Ebnermaßen ward denn auch, indem man ſich nach dem Ältern hinwendete, Leonard da Vinci berühmt, deſſen hochgeſchätztes Bild, Chriſtus unter den Phariſäern, in der Galerie Aldobrandini ich mit Angelica beſuchte. Es war herkömmlich geworden, daß ſie Sonntag um Mittag mit ihrem Gemahl und Rat Reiffenſtein bei mir vorfuhr und wir ſodann mit möglichſter Gemütsruhe uns durch eine Backofenhitze in irgend eine Sammlung begaben, dort einige Stunden verweilten und ſodann zu einer wohlbeſetzten Mittagstafel bei ihr einkehrten. Es war vorzüglich belehrend, mit dieſen drei Perſonen, deren eine jede in ihrer Art theoretiſch, praktiſch, äſthetiſch und techniſch gebildet war, ſich in Gegenwart ſo bedeutender Kunſtwerke zu beſprechen.

Ritter Worthley, der aus Griechenland zurückgekommen war, ließ uns wohlwollend ſeine mitgebrachten Zeichnungen ſehen, unter welchen die Nachbildungen der Arbeiten des Phidias im Fronton der Akropolis einen entſchiedenen und unauslöſchlichen Eindruck in

mir zurückließen, der um deſto ſtärker war, als ich, durch die mächtigen Geſtalten des Michel Angelo veranlaßt, dem menſchlichen Körper mehr als bisher Aufmerkſamkeit und Studium zugewendet hatte.

Eine bedeutende Epoche jedoch in dem regſamen Kunſtleben machte die Ausſtellung der franzöſiſchen Akademie zu Ende des Monats. Durch Davids Horatier hatte ſich das Übergewicht auf die Seite der Franzoſen hingeneigt. Tiſchbein wurde dadurch veranlaßt, ſeinen Hektor, der den Paris in Gegenwart der Helena auffordert, lebensgroß anzufangen. Durch Drouais, Gagneraux, des Marés, Gauffier, St. Ours erhält ſich nunmehr der Ruhm der Franzoſen, und Boguet erwirbt ſich als Landſchaftsmaler im Sinne Pouſſins einen guten Namen.

Indeſſen hatte Moritz ſich um die alte Mythologie bemüht. Er war nach Rom gekommen, um nach früherer Art durch eine Reiſebeſchreibung ſich die Mittel einer Reiſe zu verſchaffen. Ein Buchhändler hatte ihm Vorſchuß geleiſtet; aber bei ſeinem Aufenthalt in Rom wurde er bald gewahr, daß ein leichtes loſes Tagebuch nicht ungeſtraft verfaßt werden könne. Durch tagtägliche Geſpräche, durch Anſchauen ſo vieler wichtiger Kunſtwerke regte ſich in ihm der Gedanke, eine Götterlehre der Alten in rein menſchlichem Sinne zu ſchreiben und ſolche mit belehrenden Umriſſen nach geſchnittenen Steinen künftig herauszugeben. Er arbeitete fleißig daran, und unſer Verein ermangelte nicht, ſich mit demſelben einwirkend darüber zu unterhalten.

Eine höchſt angenehme, belehrende Unterhaltung, mit meinen Wünſchen und Zwecken unmittelbar zuſammentreffend, knüpfte ich mit dem Bildhauer Trippel in ſeiner Werkſtatt an, als er meine Büſte modellierte, welche er für den Fürſten von Waldeck in Marmor ausarbeiten ſollte. Gerade zum Studium der menſchlichen Geſtalt, und um über ihre Proportionen, als Kanon und als abweichender Charakter, aufgeklärt zu werden, war nicht wohl unter andern Bedingungen zu kommen. Dieſer Augenblick ward auch doppelt intereſſant dadurch, daß Trippel von einem Apollokopf Kenntnis erhielt, der ſich in der Sammlung des Palaſts Giuſtiniani bisher unbeachtet befunden hatte. Er hielt denſelben für eins der edelſten Kunſtwerke und hegte Hoffnung, ihn zu kaufen, welches jedoch nicht gelang. Dieſe Antike iſt ſeitdem berühmt geworden und ſpäter an Herrn von Pourtalès nach Neufchatel gekommen.

Aber wie derjenige, der ſich einmal zur See wagt, durch Wind und Wetter beſtimmt wird, ſeinen Lauf bald dahin bald dorthin zu nehmen, ſo erging es auch mir. Verſchaffelt eröffnete einen Kurs der Perſpektive, wo wir uns des Abends verſammelten und eine zahlreiche Geſellſchaft auf ſeine Lehren horchte und ſie unmittelbar ausübte. Das Vorzüglichſte war dabei, daß man gerade das Hinreichende und nicht zu viel lernte.

Aus dieſer kontemplativ tätigen, geſchäftigen Ruhe hätte man mich gerne herausgeriſſen. Das unglückliche Konzert war in Rom, wo das Hin- und Widerreden des Tags wie an kleinen Orten herkömmlich iſt, vielfach beſprochen; man war auf mich und meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten aufmerkſam geworden; ich hatte die Iphigenie und ſonſtiges unter Freunden vorgeleſen, worüber man ſich gleichfalls beſprach. Kardinal Buoncompagni verlangte mich zu ſehen, ich aber hielt feſt in meiner wohlbekannten Einſiedelei, und ich konnte dies um ſo eher, als Rat Reiffenſtein feſt und eigenſinnig behauptete, da ich mich durch ihn nicht habe präſentieren laſſen, ſo könne es kein anderer tun. Dies gereichte mir ſehr zum Vorteil, und ich benutzte immer ſein Anſehn, um mich in einmal gewählter und ausgeſprochener Abgeſchiedenheit zu erhalten.

131. M. Verschaffelt: Die Bäder des Caracalla.

132. M. Verschaffelt: Ein grosser Saal der Villa Adriana.

September

Korreſpondenz

Den 1. September.

Heute, kann ich ſagen, iſt Egmont fertig geworden; ich habe dieſe Zeit her immer noch hier und da daran gearbeitet. Ich ſchicke ihn über Zürich; denn ich wünſche, daß Kayſer Zwiſchenakte dazu, und was ſonſt von Muſik nötig iſt, komponieren möge. Dann wünſch ich euch Freude daran.

Meine Kunſtſtudien gehen ſehr vorwärts, mein Prinzip paßt überall und ſchließt mir alles auf. Alles, was Künſtler nur einzeln mühſam zuſammenſuchen müſſen, liegt nun zuſammen offen und frei vor mir. Ich ſehe jetzt, wieviel ich nicht weiß, und der Weg iſt offen, alles zu wiſſen und zu begreifen.

Moritzen hat Herders Gotteslehre ſehr wohl getan; er zählt gewiß Epoche ſeines Lebens davon, er hat ſein Gemüt dahin geneigt und war durch meinen Umgang vorbereitet; er ſchlug gleich wie wohl getrocknet Holz in lichte Flammen.

Den 3. September.

Heute iſt es jährig, daß ich mich aus Karlsbad entfernte. Welch ein Jahr! und welch eine ſonderbare Epoche für mich dieſer Tag, des Herzogs Geburtstag und ein Geburtstag für mich zu einem neuen Leben. Wie ich dieſes Jahr genutzt, kann ich jetzt weder mir noch andern berechnen; ich hoffe, es wird die Zeit kommen, die ſchöne Stunde, da ich mit euch alles werde ſummieren können.

Jetzt gehn hier erſt meine Studien an, und ich hätte Rom gar nicht geſehen, wenn ich früher weggegangen wäre. Man denkt ſich gar nicht, was hier zu ſehen und zu lernen iſt; auswärts kann man keinen Begriff davon haben.

Ich bin wieder in die ägyptiſchen Sachen gekommen. Dieſe Tage war ich einigemal bei dem großen Obelisk, der noch zerbrochen zwiſchen Schutt und Kot in einem Hofe liegt. Es war der Obelisk des Seſoſtris, in Rom zu Ehren des Auguſts aufgerichtet, und ſtand als Zeiger der großen Sonnenuhr, die auf dem Boden des Campus Martius gezeichnet war. Dieſes älteſte und herrlichſte vieler Monumente liegt nun da zerbrochen, einige Seiten (wahrſcheinlich durchs Feuer) verunſtaltet. Und doch liegt es noch da, und die unzerſtörten Seiten ſind noch friſch, wie geſtern gemacht, und von der ſchönſten Arbeit, in ihrer Art. Ich laſſe jetzt eine Sphinx der Spitze und die Geſichter von Sphinxen, Menſchen, Vögeln abformen und in Gips gießen. Dieſe unſchätzbaren Sachen muß man beſitzen, beſonders da man ſagt, der Papſt wolle ihn aufrichten laſſen, da man denn die Hieroglyphen nicht mehr erreichen kann. So will ich es auch mit den beſten hetruriſchen Sachen tun uſw. Nun modelliere ich nach dieſen Bildungen in Ton, um mir alles recht eigen zu machen.

Den 5. September.

Ich muß an einem Morgen ſchreiben, der ein feſtlicher Morgen für mich wird. Denn heute iſt Egmont eigentlich recht völlig fertig geworden. Der Titel und die Perſonen ſind geſchrieben und einige Lücken, die ich gelaſſen hatte, ausgefüllt worden; nun freu ich mich ſchon zum voraus auf die Stunde, in welcher ihr ihn erhalten und leſen werdet. Es ſollen auch einige Zeichnungen beigelegt werden.

Den 6. September.

Ich hatte mir vorgenommen, euch recht viel zu ſchreiben und auf den letzten Brief allerlei zu ſagen; nun bin ich unterbrochen worden, und morgen geh ich nach Frascati. Dieſer Brief muß Sonnabends fort, und nun ſag ich nur noch zum Abſchied wenige Worte. Wahrſcheinlich habt ihr jetzt auch ſchönes Wetter, wie wir es unter dieſem freieren Himmel genießen. Ich habe immer neue Gedanken, und da die Gegenſtände um mich tauſendfach ſind, ſo wecken ſie mich bald zu dieſer, bald zu jener Idee. Von vielen Wegen rückt alles gleichſam auf *einen* Punkt zuſammen, ja ich kann ſagen, daß ich nun Licht ſehe, wo es mit mir und meinen Fähigkeiten hinaus will; ſo alt muß man werden, um nur einen leidlichen Begriff von ſeinem Zuſtande zu haben. Es ſind alſo die Schwaben nicht allein, die vierzig Jahre brauchen, um klug zu werden.

Ich höre, daß Herder nicht wohl iſt, und bin darüber in Sorge; ich hoffe, bald beſſere Nachrichten zu vernehmen.

Mir geht es immer an Leib und Seele gut, und faſt kann ich hoffen, radikaliter kuriert zu werden: alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit, mich anzuwehen. Egmont geht mit dieſem Brief ab, wird aber ſpäter kommen, weil ich ihn auf die fahrende Poſt gebe. Recht neugierig und verlangend bin ich, was ihr dazu ſagen werdet.

Vielleicht wäre gut, mit dem Druck bald anzufangen. Es würde mich freuen, wenn das Stück ſo friſch ins Publikum käme. Seht, wie ihr das einrichtet; ich will mit dem Reſt des Bandes nicht zurückbleiben.

Der „Gott“ leiſtet mir die beſte Geſellſchaft. Moritz iſt dadurch wirklich aufgebaut worden: es fehlte gleichſam nur an dieſem Werke, das nun als Schlußſtein ſeine Gedanken ſchließt, die immer auseinanderfallen wollten. Es wird recht brav. Mich hat es aufgemuntert, in natürlichen Dingen weiter vorzudringen, wo ich denn beſonders in der Botanik auf ein ἓν καὶ πᾶν gekommen bin, das mich in Erſtaunen ſetzt; wie weit es um ſich greift, kann ich ſelbſt noch nicht ſehn.

Mein Prinzip, die Kunſtwerke zu erklären und das auf einmal aufzuſchließen, woran Künſtler und Kenner ſich ſchon ſeit der Wiederherſtellung der Kunſt zerſuchen und zerſtudieren, find ich bei jeder Anwendung richtiger. Eigentlich iſts auch ein Kolumbiſches Ei. Ohne zu ſagen, daß ich einen ſolchen Kapitalſchlüſſel beſitze, ſprech ich nun die Teile zweckmäßig mit den Künſtlern durch und ſehe, wie weit ſie gekommen ſind, was ſie haben und wo es widerſtößt. Die Türe hab ich offen und ſtehe auf der Schwelle und werde leider mich von da aus nur im Tempel umſehen können und wieder ſcheiden.

So viel iſt gewiß, die alten Künſtler haben ebenſo große Kenntnis der Natur und eben einen ſo ſichern Begriff von dem, was ſich vorſtellen läßt und wie es vorgeſtellt werden muß, gehabt, als Homer. Leider iſt die Anzahl der Kunſtwerke der erſten Klaſſe gar zu klein. Wenn man aber auch dieſe ſieht, ſo hat man nichts zu wünſchen, als ſie recht zu erkennen und dann in Friede hinzufahren. Dieſe hohen Kunſtwerke ſind zugleich als die höchſten Naturwerke von Menſchen nach wahren und natürlichen Geſetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zuſammen: da iſt die Notwendigkeit, da iſt Gott.

In einigen Tagen werde ich die Arbeiten eines geſchickten Architekten ſehen, der ſelbſt in Palmyra war und die Gegenſtände mit großem Verſtand und Geſchmack gezeichnet

hat. Ich gebe gleich Nachricht davon und erwarte mit Verlangen eure Gedanken über dieſe wichtigen Ruinen.

Freut euch mit mir, daß ich glücklich bin; ja, ich kann wohl ſagen, ich war es nie in dem Maße: mit der größten Ruhe und Reinheit eine eingeborne Leidenſchaft befriedigen zu können und von einem anhaltenden Vergnügen einen dauernden Nutzen ſich verſprechen zu dürfen, iſt wohl nichts Geringes. Könnte ich meinen Geliebten nur etwas von meinem Genuß und meiner Empfindung mitteilen.

Ich hoffe, die trüben Wolken am politiſchen Himmel ſollen ſich zerſtreuen. Unſre modernen Kriege machen viele unglücklich, indessen ſie dauern, und niemand glücklich, wenn ſie vorbei ſind.

Den 14. September.

Es bleibt wohl dabei, meine Lieben, daß ich ein Menſch bin, der von der Mühe lebt. Dieſe Tage her habe ich wieder mehr gearbeitet als genoſſen. Nun geht die Woche zu Ende, und ihr ſollt ein Blatt haben.

Es iſt ein Leid, daß die Aloe in Belvedere eben das Jahr meiner Abweſenheit wählt, um zu blühen. In Sizilien war ich zu früh; hier blüht dies Jahr nur eine, nicht groß, und ſie ſteht ſo hoch, daß man nicht dazu kann. Es iſt allerdings ein indianiſch Gewächs, auch in dieſen Gegenden nicht recht zu Hauſe.

Des Engländers Beſchreibungen machen mir wenig Freude. Die Geiſtlichen müſſen ſich in England ſehr in acht nehmen, dagegen haben ſie auch das übrige Publikum in der Flucht. Der freie Engländer muß in ſittlichen Schriften ſehr eingeſchränkt einhergehn.

Die Schwanzmenſchen wundern mich nicht, nach der Beſchreibung iſt es etwas ſehr Natürliches. Es ſtehen weit wunderbarere Sachen täglich vor unſern Augen, die wir nicht achten, weil ſie nicht ſo nah mit uns verwandt ſind.

Daß B., wie mehr Menſchen, die kein Gefühl echter Gottesverehrung während ihres Lebens gehabt haben, in ihrem Alter *fromm* werden, wie mans heißt, iſt auch recht gut, wenn man nur ſich nicht mit ihnen erbauen ſoll.

Einige Tage war ich in Frascati mit Rat Reiffenſtein; Angelica kam Sonntags, uns abzuholen. Es iſt ein Paradies.

Erwin und Elmire iſt zur Hälfte ſchon umgeſchrieben. Ich habe geſucht, dem Stückchen mehr Intereſſe und Leben zu verſchaffen, und habe den äußerſt platten Dialog ganz weggeſchmiſſen. Es iſt Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei. Die artigen Geſänge, worauf ſich alles dreht, bleiben alle; wie natürlich.

Die Künſte werden auch fortgetrieben, daß es ſauſt und brauſt.

Meine Büſte iſt ſehr gut geraten; jedermann iſt damit zufrieden. Gewiß iſt ſie in einem ſchönen und edlen Stil gearbeitet, und ich habe nichts dagegen, daß die Idee, als hätte ich ſo ausgeſehen, in der Welt bleibt. Sie wird nun gleich in Marmor angefangen und zuletzt auch in den Marmor nach der Natur gearbeitet. Der Transport iſt ſo läſtig, ſonſt ſchickte ich gleich einen Abguß; vielleicht einmal mit einem Schiffstransport, denn einige Kiſten werd ich doch zuletzt zuſammenpacken.

Iſt denn Kranz noch nicht angekommen, dem ich eine Schachtel für die Kinder mitgab?

Sie haben jetzt wieder eine gar grazioſe Operette auf dem Theater in Valle, nachdem zwei jämmerlich verunglückt waren. Die Leute ſpielen mit viel Luſt, und es harmoniert alles

zuſammen. Nun wird es bald aufs Land gehen. Es hat einigemal geregnet, das Wetter iſt abgekühlt, und die Gegend macht ſich wieder grün.
Von der großen Eruption des Ätna werden euch die Zeitungen geſagt haben oder ſagen.

Den 15. September.

Nun hab ich auch Trencks Leben geleſen; es iſt intereſſant genug, und laſſen ſich Reflexionen genug darüber machen.
Mein nächſter Brief wird meine Bekanntſchaft mit einem merkwürdigen Reiſenden erzählen, die ich morgen machen ſoll.
Freuet euch übrigens meines hieſigen Aufenthalts. Rom iſt mir nun ganz familiär, und ich habe faſt nichts mehr drin, was mich überſpannte. Die Gegenſtände haben mich nach und nach zu ſich hinaufgehoben. Ich genieße immer reiner, immer mit mehr Kenntnis; das gute Glück wird immer weiter helfen.
Hier liegt ein Blatt bei, das ich abgeſchrieben den Freunden mitzuteilen bitte. Auch darum iſt der Aufenthalt in Rom ſo intereſſant, weil es ein Mittelpunkt iſt, nach dem ſich ſo vieles hinzieht. Die Sachen des Caſſas ſind außerordentlich ſchön. Ich habe ihm manches in Gedanken geſtohlen, das ich euch mitbringen will.
Ich bin immer fleißig. Nun hab ich ein Köpfchen nach Gips gezeichnet, um zu ſehen, ob mein Prinzipium Stich hält. Ich finde, es paßt vollkommen und erleichtert erſtaunend das Machen. Man wollte nicht glauben, daß ich's gemacht habe, und doch iſt es noch nichts. Ich ſehe nun wohl, wie weit ſich's mit Applikation bringen ließe.
Montag geht es wieder nach Frascati. Ich will ſorgen, daß doch heute über acht Tage ein Brief abgehen kann. Dann werd ich wohl nach Albano gehen. Es wird recht fleißig nach der Natur gezeichnet werden. Ich mag nun von gar nichts mehr wiſſen, als etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben. Ich liege an dieſer Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, daß ſie ſich einmal auflöſe.

Den 22. September.

Geſtern war eine Prozeſſion, wo ſie das Blut des heiligen Franziskus herumtrugen; ich ſpekulierte auf Köpfe und Geſichter, indes die Reihen von Ordensgeiſtlichen vorbeizogen.
Ich habe mir eine Sammlung von zweihundert der beſten Antiken-Gemmen-Abdrücke angeſchafft. Es iſt das Schönſte, was man von alter Arbeit hat, und zum Teil ſind ſie auch wegen der artigen Gedanken gewählt. Man kann von Rom nichts Koſtbareres mitnehmen, beſonders da die Abdrücke ſo außerordentlich ſchön und ſcharf ſind.
Wie manches Gute werd ich mitbringen, wenn ich mit meinem Schiffchen zurückkehre; doch vor allem ein fröhliches Herz, fähiger, das Glück, was mir Liebe und Freundſchaft zudenkt, zu genießen. Nur muß ich nichts wieder unternehmen, was außer dem Kreiſe meiner Fähigkeit liegt, wo ich mich nur abarbeite und nichts fruchte.

Noch ein Blatt, meine Lieben, muß ich euch mit dieſer Poſt eilig ſchicken. Heute war mir ein ſehr merkwürdiger Tag. Briefe von vielen Freunden, von der Herzogin-Mutter, Nachricht von meinem gefeierten Geburtsfeſte und endlich meine Schriften.
Es iſt mir wirklich ſonderbar zumute, daß dieſe vier zarten Bändchen, die Reſultate eines halben Lebens, mich in Rom aufſuchen. Ich kann wohl ſagen: es iſt kein Buchſtabe

133. Goethe: Römische Campagna (?).

drin, der nicht gelebt, empfunden, genoſſen, gelitten, gedacht wäre; und ſie ſprechen mich nun alle deſto lebhafter an. Meine Sorge und Hoffnung iſt, daß die vier folgenden nicht hinter dieſen bleiben. Ich danke euch für alles, was ihr an dieſen Blättern getan habt, und wünſche euch auch Freude bringen zu können. Sorgt auch für die folgenden mit treuen Herzen.

Ihr vexiert mich über die „Provinzen“, und ich geſtehe, der Ausdruck iſt ſehr uneigentlich. Da kann man aber ſehen, wie man ſich in Rom angewöhnt, alles grandios zu denken. Wirklich ſchein ich mich zu nationaliſieren; denn man gibt den Römern ſchuld, daß ſie nur von cose grosse wiſſen und reden mögen.

Ich bin immer fleißig und halte mich nun an die menſchliche Figur. O wie weit und lang iſt die Kunſt, und wie unendlich wird die Welt, wenn man ſich nur einmal recht ans Endliche halten mag.

Dienstag den 25ſten geh ich nach Frascati und werde auch dort mühen und arbeiten. Es fängt nun an, zu gehen. Wenn es nur einmal recht ginge.

Mir iſt aufgefallen, daß in einer großen Stadt, in einem weiten Kreis auch der Ärmſte, der Geringſte ſich empfindet und an einem kleinen Orte der Beſte, der Reichſte ſich nicht fühlen, nicht Atem ſchöpfen kann.

Frascati, den 28. September.

Ich bin hier ſehr glücklich: es wird den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemalt, getuſcht, geklebt, Handwerk und Kunſt recht ex professo getrieben. Rat Reiffenſtein, mein Wirt, leiſtet Geſellſchaft, und wir ſind munter und luſtig. Abends werden die Villen im Mondſchein beſucht und ſogar im Dunkeln die frappanteſten Motive nachgezeichnet. Einige haben wir aufgejagt, die ich nur einmal auszuführen wünſche. Nun hoff ich, daß auch die Zeit des Vollendens kommen wird. Die Vollendung liegt nur zu weit, wenn man weit ſieht.

Geſtern fuhren wir nach Albano und wieder zurück: auch auf dieſem Wege ſind viele Vögel im Fluge geſchoſſen worden. Hier, wo man recht in der Fülle ſitzt, kann man ſich was zugute tun; auch brenne ich recht vor Leidenſchaft, mir alles zuzueignen, und ich fühle, daß ſich mein Geſchmack reinigt, nach dem Maße, wie meine Seele mehr Gegenſtände faßt. Wenn ich nur ſtatt all des Redens einmal etwas Gutes ſchicken könnte. Einige Kleinigkeiten gehen mit einem Landsmann an euch ab.

Wahrſcheinlich hab ich die Freude, Kayſern in Rom zu ſehen. So wird ſich denn auch noch die Muſik zu mir geſellen, um den Reihen zu ſchließen, den die Künſte um mich ziehen, gleichſam als wollten ſie mich verhindern, nach meinen Freunden zu ſehen. Und doch darf ich kaum das Kapitel berühren, wie ſehr allein ich mich oft fühle, und welche Sehnſucht mich ergreift, bei euch zu ſein. Ich lebe doch nur im Grunde im Taumel weg, will und kann nicht weiter denken.

Mit Moritz hab ich recht gute Stunden und habe angefangen, ihm mein Pflanzenſyſtem zu erklären und jedesmal in ſeiner Gegenwart aufzuſchreiben, wie weit wir gekommen ſind. Auf dieſe Art konnt ich allein etwas von meinen Gedanken zu Papier bringen. Wie faßlich aber das Abſtrakteſte von dieſer Vorſtellungsart wird, wenn es mit der rechten Methode vorgetragen wird und eine vorbereitete Seele findet, ſeh ich an meinem neuen Schüler. Er hat eine große Freude daran und ruckt immer ſelbſt mit Schlüſſen vorwärts. Doch auf alle Fälle iſts ſchwer zu ſchreiben und unmöglich aus dem bloßen Leſen zu begreifen, wenn auch alles noch ſo eigentlich und ſcharf geſchrieben wäre.

So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin, was meines Vaters iſt. Grüßt alle, die mirs gönnen und mir direkt oder indirekt helfen, mich fördern und erhalten.

Bericht

September

Der 3. September war mir heute doppelt und dreifach merkwürdig, um ihn zu feiern. Es war der Geburtstag meines Fürſten, welcher eine treue Neigung mit ſo mannigfaltigem Guten zu erwidern wußte; es war der Jahrestag meiner Hegire von Karlsbad, und noch durfte ich nicht zurückſchauen, was ein ſo bedeutend durchlebter, völlig fremder Zuſtand auf mich gewirkt, mir gebracht und verliehen; wie mir auch nicht Raum zu vielem Nachdenken übrig blieb.

Rom hat den eignen großen Vorzug, daß es als Mittelpunkt künſtleriſcher Tätigkeit anzuſehen iſt. Gebildete Reiſende ſprechen ein; ſie ſind ihrem kürzeren oder längeren Aufenthalte hier gar vieles ſchuldig; ſie ziehen weiter, wirken und ſammeln, und wenn ſie bereichert nach Hauſe kommen, ſo rechnen ſie ſich's zur Ehre und Freude, das Erworbene auszulegen und ein Opfer der Dankbarkeit ihren entfernten und gegenwärtigen Lehrern darzubringen.

Ein franzöſiſcher Architekt, mit Namen Caſſas, kam von ſeiner Reiſe in den Orient zurück; er hatte die wichtigſten alten Monumente, beſonders die noch nicht herausgegebenen, gemeſſen, auch die Gegenden, wie ſie anzuſchauen ſind, gezeichnet, nicht weniger alte zerfallene und zerſtörte Zuſtände bildlich wieder hergeſtellt und einen Teil ſeiner Zeichnungen, von großer Präziſion und Geſchmack, mit der Feder umriſſen und, mit Aquarellfarben belebt, dem Auge dargeſtellt.

1. Das Serail von Konſtantinopel von der Seeſeite mit einem Teil der Stadt und der Sophienmoſchee. Auf der reizendſten Spitze von Europa iſt der Wohnort des Großherrn ſo luſtig angebaut, als man es nur denken kann. Hohe und immer reſpektierte Bäume ſtehen in großen meiſt verbundenen Gruppen hintereinander; darunter ſieht man nicht etwa große Mauern und Paläſte, ſondern Häuschen, Gitterwerke, Gänge, Kiosken, ausgeſpannte Teppiche, ſo häuslich klein und freundlich durcheinander gemiſcht, daß es eine Luſt iſt. Da die Zeichnung mit Farben ausgeführt iſt, macht es einen gar freundlichen Effekt. Eine ſchöne Strecke Meer beſpült die ſo bebaute Küſte. Gegenüber liegt Aſien, und man ſieht in die Meerenge, die nach den Dardanellen führt. Die Zeichnung iſt bei ſieben Fuß lang und drei bis vier hoch.

2. Generalausſicht der Ruinen von Palmyra, in derſelben Größe. Er zeigte uns vorher einen Grundriß der Stadt, wie er ihn aus den Trümmern herausgeſucht. Eine Kolonnade, auf eine italieniſche Meile lang, ging vom Tore durch die Stadt bis zum Sonnentempel; nicht in ganz gerader Linie, ſie macht in der Mitte ein ſanftes Knie. Die Kolonnade war von vier Säulenreihen, die Säule zehn Diameter hoch. Man ſieht nicht, daß ſie oben bedeckt geweſen; er glaubt, es ſei durch Teppiche geſchehen. Auf der großen Zeichnung erſcheint ein Teil der Kolonnade noch aufrecht ſtehend im Vordergrunde. Eine Karawane, die eben quer durchzieht, iſt mit vielem Glück angebracht. Im Hintergrunde ſteht der Sonnentempel, und auf der rechten Seite zieht ſich eine große Fläche hin, auf welcher einige Janitſcharen in Karriere forteilen. Das ſonderbarſte Phänomen iſt: eine blaue Linie, wie eine Meereslinie, ſchließt das Bild. Er erklärte es uns, daß der Horizont der Wüſte, der in der Ferne blau werden muß, ſo völlig wie das Meer den Geſichtskreis

ſchließt, daß es ebenſo in der Natur das Auge trügt, wie es uns im Bilde anfangs getrogen, da wir doch wußten, daß Palmyra vom Meer entfernt genug ſei.

3. Gräber von Palmyra.

4. Reſtauration des Sonnentempels zu Baalbek; auch eine Landſchaft mit den Ruinen, wie ſie ſtehen.

5. Die große Moſchee zu Jeruſalem, auf den Grund des Salomoniſchen Tempels gebaut.

6. Ruinen eines kleinen Tempels in Phönizien.

7. Gegend am Fuße des Bergs Libanon, anmutig, wie man ſie denken mag. Ein Pinienwäldchen, ein Waſſer, daran Hängeweiden und Gräber drunter, der Berg in der Entfernung.

8. Türkiſche Gräber. Jeder Grabſtein trägt den Hauptſchmuck des Verſtorbenen, und da ſich die Türken durch den Kopfſchmuck unterſcheiden, ſo ſieht man gleich die Würde des Begrabenen. Auf den Gräbern der Jungfrauen werden Blumen mit großer Sorgfalt erzogen.

9. Ägyptiſche Pyramide mit dem großen Sphinxkopfe. Er ſei, ſagt Caſſas, in einen Kalkfelſen gehauen, und weil derſelbe Sprünge gehabt und Ungleichheiten, habe man den Koloß mit Stuck überzogen und gemalt, wie man noch in den Falten des Kopfſchmuckes bemerke. Eine Geſichtspartie iſt etwa zehn Schuh hoch. Auf der Unterlippe hat er bequem ſpazieren können.

10. Eine Pyramide, nach einigen Urkunden, Anläſſen und Mutmaßungen reſtauriert. Sie hat von vier Seiten vorſpringende Hallen mit daneben ſtehenden Obelisken; nach den Hallen gehen Gänge hin, mit Sphinxen beſetzt, wie ſich ſolche noch in Oberägypten befinden. Es iſt dieſe Zeichnung die ungeheuerſte Architektur-Idee, die ich zeitlebens geſehen, und ich glaube nicht, daß man weiter kann.

Abends, nachdem wir alle dieſe ſchönen Sachen mit behaglicher Muße betrachtet, gingen wir in die Gärten auf dem Palatin, wodurch die Räume zwiſchen den Ruinen der Kaiſerpaläſte urbar und anmutig gemacht worden. Dort auf einem freien Geſellſchaftsplatze, wo man unter herrlichen Bäumen die Fragmente verzierter Kapitäler, glatter und kannelierter Säulen, zerſtückte Basreliefe, und was noch derart im weiten Kreiſe umhergelegt hatte, wie man ſonſten Tiſche, Stühle und Bänke zu heiterer Verſammlung im Freien anzubringen pflegt — dort genoſſen wir der reizenden Zeit nach Herzensluſt, und als wir die mannigfaltigſte Ausſicht mit friſch gewaſchenen und gebildeten Augen bei Sonnenuntergang überſchauten, mußten wir geſtehen, daß dieſes Bild auf alle die andern, die man uns heute gezeigt, noch recht gut anzuſehen ſei. In demſelbigen Geſchmack von Caſſas gezeichnet und gefärbt würde es überall Entzücken erregen. Und ſo wird uns durch künſtleriſche Arbeiten nach und nach das Auge ſo geſtimmt, daß wir für die Gegenwart der Natur immer empfänglicher und für die Schönheiten, die ſie darbietet, immer offener werden.

Nun aber mußte des nächſten Tages uns zu ſcherzhaften Unterhaltungen dienen, daß gerade das, was wir bei dem Künſtler Großes und Grenzenloſes geſehen, uns in eine niedrige, unwürdige Enge zu begeben veranlaſſen ſollte. Die herrlichen ägyptiſchen Denkmale erinnerten uns an den mächtigen Obelisk, der, auf dem Marsfelde durch Auguſt errichtet, als Sonnenweiſer diente, nunmehr aber in Stücken, umzäunt von einem Bretterverſchlag, in einem ſchmutzigen Winkel auf den kühnen Architekten wartete, der ihn

aufzuerſtehen berufen möchte. (NB. Jetzt iſt er auf dem Platz Monte Citorio wieder aufgerichtet und dient, wie zur Römerzeit, abermals als Sonnenweiſer.) Er iſt aus dem echteſten ägyptiſchen Granit gehauen, überall mit zierlichen naiven Figuren, obgleich in dem bekannten Stil, überſäet. Merkwürdig war es, als wir neben der ſonſt in die Luft gerichteten Spitze ſtanden, auf den Zuſchärfungen derſelben Sphinx nach Sphinxen auf das zierlichſte abgebildet zu ſehen, früher keinem menſchlichen Auge, ſondern nur den Strahlen der Sonne erreichbar. Hier tritt der Fall ein, daß das Gottesdienſtliche der Kunſt nicht auf einen Effekt berechnet iſt, den es auf den menſchlichen Anblick machen ſoll. Wir machten Anſtalt, dieſe heiligen Bilder abgießen zu laſſen, um das bequem nah vor Augen zu ſehen, was ſonſt gegen die Wolkenregion hinaufgerichtet war.

In dem widerwärtigen Raume, worin wir uns mit dem würdigſten Werke befanden, konnten wir uns nicht entbrechen, Rom als ein Quodlibet anzuſehen, aber als ein einziges in ſeiner Art; denn auch in dieſem Sinne hat dieſe ungeheure Lokalität die größten Vorzüge. Hier brachte der Zufall nichts hervor, er zerſtörte nur; alles auf den Füßen Stehende iſt herrlich, alles Zertrümmerte iſt ehrwürdig, die Unform der Ruinen deutet auf uralte Regelmäßigkeit, welche ſich in neuen großen Formen der Kirchen und Paläſte wieder hervortat.

Jene bald gefertigten Abgüſſe brachten in Erinnerung, daß in der großen Dehniſchen Paſtenſammlung, wovon die Abdrücke im ganzen und teilweiſe verkäuflich waren, auch einiges Ägyptiſche zu ſehen ſei; und wie ſich denn eins aus dem andern ergibt, ſo wählte ich aus gedachter Sammlung die vorzüglichſten und beſtellte ſolche bei den Inhabern. Solche Abdrücke ſind der größte Schatz und ein Fundament, das der in ſeinen Mitteln beſchränkte Liebhaber zu künftigem großen mannigfaltigen Vorteil bei ſich niederlegen kann.

Die vier erſten Bände meiner Schriften, bei Göſchen, waren angekommen und das Prachtexemplar ſogleich in die Hände Angelicas gegeben, die daran ihre Mutterſprache aufs neue zu beloben Urſach zu finden glaubte.

Ich aber durfte den Betrachtungen nicht nachhängen, die ſich mir bei dem Rückblick auf meine früheren Tätigkeiten lebhaft aufdrangen. Ich wußte nicht, wie weit der eingeſchlagene Weg mich führen würde; ich konnte nicht einſehen, inwiefern jenes frühere Beſtreben gelingen und wiefern der Erfolg dieſes Sehnens und Wandelns die aufgewendete Mühe belohnen würde.

Aber es blieb mir auch weder Zeit noch Raum, rückwärts zu ſchauen und zu denken. Die über organiſche Natur, deren Bilden und Umbilden mir gleichſam eingeimpften Ideen erlaubten keinen Stillſtand, und indem mir Nachdenkendem eine Folge nach der andern ſich entwickelte, ſo bedurfte ich, zu eigner Ausbildung, täglich und ſtündlich irgend einer Art von Mitteilung. Ich verſuchte es mit Moritz und trug ihm, ſoviel ich vermochte, die Metamorphoſe der Pflanzen vor; und er, ein ſeltſames Gefäß, das immer leer und inhaltsbedürftig nach Gegenſtänden lechzte, die er ſich aneignen könnte, griff redlich mit ein, dergeſtalt wenigſtens, daß ich meine Vorträge fortzuſetzen Mut behielt.

Hier kam uns ein merkwürdiges Buch, ich will nicht fragen, ob zuſtatten, aber doch zu bedeutender Anregung: Herders Werk, das unter einem lakoniſchen Titel über Gott und göttliche Dinge die verſchiedenen Anſichten in Geſprächsform vorzutragen bemüht war. Mich verſetzte dieſe Mitteilung in jene Zeiten, wo ich, an der Seite des trefflichen Freundes, über dieſe Angelegenheiten mich mündlich zu unterhalten oft veranlaßt war.

134. Kauffmann: Die komische und die tragische Muse an Goethes Büste.

Wunderſam jedoch kontraſtierte dieſer in den höchſten frommen Betrachtungen verſierende Band mit der Verehrung, zu der uns das Feſt eines beſondern Heiligen aufrief.

Am 21. September ward das Andenken des heiligen Franziskus gefeiert und ſein Blut in langgedehnter Prozeſſion von Mönchen und Gläubigen in der Stadt umhergetragen. Aufmerkſam ward ich bei dem Vorbeiziehen ſo vieler Mönche, deren einfache Kleidung das Auge nur auf die Betrachtung des Kopfes hinzog. Es war mir auffallend, daß eigentlich Haar und Bart dazu gehören, um ſich von dem männlichen Individuum einen Begriff zu machen. Erſt mit Aufmerkſamkeit, dann mit Erſtaunen muſterte ich die vor mir vorüberziehende Reihe und war wirklich entzückt, zu ſehen, daß ein Geſicht, von Haar und Bart in einen Rahmen eingefaßt, ſich ganz anders ausnahm als das bartloſe Volk umher. Und ich konnte nun wohl finden, daß dergleichen Geſichter, in Gemälden dargeſtellt, einen ganz unnennbaren Reiz auf den Beſchauer ausüben mußten.

Hofrat Reiffenſtein, welcher ſein Amt, Fremde zu führen und zu unterhalten, gehörig ausſtudiert hatte, konnte freilich im Laufe ſeines Geſchäfts nur allzubald gewahr werden, daß Perſonen, welche wenig mehr nach Rom bringen als Luſt, zu ſehen und ſich zu zerſtreuen, mitunter an der grimmigſten Langweile zu leiden haben, indem ihnen die gewohnte Ausfüllung müßiger Stunden in einem fremden Lande durchaus zu fehlen pflegt. Auch war dem praktiſchen Menſchenkenner gar wohl bekannt, wie ſehr ein bloßes Beſchauen ermüde und wie nötig es ſei, ſeine Freunde durch irgend eine Selbſttätigkeit zu unterhalten und zu beruhigen. Zwei Gegenſtände hatte er ſich deshalb auserſehn, worauf er ihre Geſchäftigkeit zu richten pflegte: die Wachsmalerei und die Paſtenfabrikation. Jene Kunſt, eine Wachsſeife zum Bindemittel der Farben anzuwenden, war erſt vor kurzem wieder in den Gang gekommen, und da es in der Kunſtwelt hauptſächlich darum zu tun iſt, die Künſtler auf irgend eine Weiſe zu beſchäftigen, ſo gibt eine neue Art, das Gewohnte zu tun, immer wieder friſche Aufmerkſamkeit und lebhaften Anlaß, etwas, was man auf die alte Weiſe zu unternehmen nicht Luſt hätte, in einer neuen zu verſuchen.

Das kühne Unternehmen, für die Kaiſerin Katharina die Raffaelſchen Logen in einer Kopie zu verwirklichen und die Wiederholung ſämtlicher Architektur mit der Fülle ihrer Zieraten in Petersburg möglich zu machen, ward durch dieſe neue Technik begünſtigt, ja wäre vielleicht ohne dieſelbe nicht auszuführen geweſen. Man ließ dieſelben Felder, Wandteile, Sockel, Pilaſter, Kapitäler, Geſimſe aus den ſtärkſten Bohlen und Klötzen eines dauerhaften Kaſtanienholzes verfertigen, überzog ſie mit Leinwand, welche grundiert ſodann der Enkauſtik zur ſichern Unterlage diente. Dieſes Werk, womit ſich beſonders Unterberger, nach Anleitung Reiffenſteins, mehrere Jahre beſchäftigt hatte, mit großer Gewiſſenhaftigkeit ausgeführt, war ſchon abgegangen, als ich ankam, und es konnte mir nur, was von jenem großen Unternehmen übrig blieb, bekannt und anſchaulich werden.

Nun aber war durch eine ſolche Ausführung die Enkauſtik zu hohen Ehren gelangt: Fremde von einigem Talent ſollten praktiſch damit bekannt werden; zugerichtete Farbengarnituren waren um leichten Preis zu haben; man kochte die Seife ſelbſt, genug, man hatte immer etwas zu tun und zu kramen, wo ſich nur ein müßiger loſer Augenblick zeigte. Auch mittlere Künſtler wurden als Lehrende und Nachhelfende beſchäftigt, und ich habe wohl einigemal Fremde geſehen, welche ihre römiſchen enkauſtiſchen Arbeiten höchſt behaglich als ſelbſtverfertigt einpackten und mit zurück ins Vaterland nahmen.

Die andere Beſchäftigung, Paſten zu fabrizieren, war mehr für Männer geeignet. Ein großes altes Küchengewölbe im Reiffenſteiniſchen Quartier gab dazu die beſte Gelegenheit. Hier hatte man mehr als nötigen Raum zu einem ſolchen Geſchäft. Die refraktäre, in Feuer unſchmelzbare Maſſe wurde aufs zarteſte pulveriſiert und durchgeſiebt, der daraus geknetete Teig in Paſten eingedruckt, ſorgfältig getrocknet und ſodann, mit einem eiſernen Ring umgeben, in die Glut gebracht, ferner die geſchmolzene Glasmaſſe darauf gedruckt, wodurch doch immer ein kleines Kunſtwerk zum Vorſchein kam, das einen jeden freuen mußte, der es ſeinen eignen Fingern zu verdanken hatte.

Hofrat Reiffenſtein, welcher mich zwar willig und geſchäftig in dieſe Tätigkeiten eingeführt hatte, merkte gar bald, daß mir eine fortgeſetzte Beſchäftigung der Art nicht zuſagte, daß mein eigentlicher Trieb war, durch Nachbildung von Natur- und Kunſtgegenſtänden Hand und Augen möglichſt zu ſteigern. Auch war die große Hitze kaum vorübergegangen, als er mich ſchon, in Geſellſchaft von einigen Künſtlern, nach Frascati führte, wo man in einem wohleingerichteten Privathauſe Unterkommen und das nächſte Bedürfnis fand und nun, den ganzen Tag im Freien, ſich abends gern um einen großen Ahorntiſch verſammelte. Georg Schütz, ein Frankfurter, geſchickt ohne eminentes Talent, eher einem gewiſſen anſtändigen Behagen als anhaltender künſtleriſcher Tätigkeit ergeben, weswegen ihn die Römer auch il Barone nannten, begleitete mich auf meinen Wanderungen und ward mir vielfach nützlich. Wenn man bedenkt, daß Jahrhunderte hier im höchſten Sinne architektoniſch gewaltet, daß auf übrig gebliebenen mächtigen Subſtruktionen die künſtleriſchen Gedanken vorzüglicher Geiſter ſich hervorgehoben und den Augen dargeſtellt, ſo wird man begreifen, wie ſich Geiſt und Aug entzücken müſſen, wenn man unter jeder Beleuchtung dieſe vielfachen horizontalen und tauſend vertikalen Linien unterbrochen und geſchmückt wie eine ſtumme Muſik mit den Augen auffaßt und wie alles, was klein und beſchränkt in uns iſt, nicht ohne Schmerz erregt und ausgetrieben wird. Beſonders iſt die Fülle der Mondſcheinbilder über alle Begriffe, wo das einzeln Unterhaltende, vielleicht ſtörend zu Nennende durchaus zurücktritt und nur die großen Maſſen von Licht und Schatten ungeheuer anmutige, ſymmetriſch harmoniſche Rieſenkörper dem Auge entgegentragen. Dagegen fehlte es denn auch abends nicht an unterrichtender, oft aber auch neckiſcher Unterhaltung.

So darf man nicht verſchweigen, daß junge Künſtler, die Eigenheiten des wackren Reiffenſteins, die man Schwachheiten zu nennen pflegt, kennend und bemerkend, darüber ſich oft im ſtillen ſcherzhaft und ſpottend unterhielten. Nun war eines Abends der Apoll von Belvedere, als eine unverſiegbare Quelle künſtleriſcher Unterhaltung, wieder zum Geſpräch gelangt, und bei der Bemerkung, daß die Ohren an dieſem trefflichen Kopfe doch nicht ſonderlich gearbeitet ſeien, kam die Rede ganz natürlich auf die Würde und Schönheit dieſes Organs, die Schwierigkeit, ein ſchönes in der Natur zu finden und es künſtleriſch ebenmäßig nachzubilden. Da nun Schütz wegen ſeiner hübſchen Ohren bekannt war, erſuchte ich ihn, mir bei der Lampe zu ſitzen, bis ich das vorzüglich gut gebildete — es war ohne Frage das rechte — ſorgfältig abgezeichnet hätte. Nun kam er mit ſeiner ſtarren Modellſtellung gerade dem Rat Reiffenſtein gegenüber zu ſitzen, von welchem er die Augen nicht abwenden konnte noch durfte. Jener fing nun an, ſeine wiederholt angeprieſenen Lehren vorzutragen: man müßte ſich nämlich nicht gleich unmittelbar an das Beſte wenden, ſondern erſt bei den Carraccis anfangen, und zwar in der Farneſiſchen Galerie, dann zum Raffael übergehen und zuletzt den Apoll von Belvedere

135. G. Morghen nach Guttenbrunn: Joh. Friedr. Reiffenstein.

ſo oft zeichnen, bis man ihn auswendig könne, da denn nicht viel Weiteres zu wünſchen und zu hoffen ſein würde.

Der gute Schütz ward von einem ſolchen innerlichen Anfall von Lachen ergriffen, den er äußerlich kaum zu bergen wußte, welche Pein ſich immer vermehrte, je länger ich ihn in ruhiger Stellung zu halten trachtete. So kann ſich der Lehrer, der Wohltäter immer wegen ſeines individuellen, unbillig aufgenommenen Zuſtandes einer ſpöttiſchen Undankbarkeit erwarten.

Eine herrliche, obgleich nicht unerwartete Ausſicht ward uns aus den Fenſtern der Villa des Fürſten Aldobrandini, der, gerade auf dem Lande gegenwärtig, uns freundlich einlud und uns in Geſellſchaft ſeiner geiſtlichen und weltlichen Hausgenoſſen an einer gutbeſetzten Tafel feſtlich bewirtete. Es läßt ſich denken, daß man das Schloß dergeſtalt angelegt hat, die Herrlichkeit der Hügel und des flachen Landes mit *einem* Blick überſehen zu können. Man ſpricht viel von Luſthäuſern; aber man müßte von hier aus umherblicken, um ſich zu überzeugen, daß nicht leicht ein Haus luſtiger gelegen ſein könne.

Hier aber finde ich mich gedrängt, eine Betrachtung einzufügen, deren ernſte Bedeutung ich wohl empfehlen darf. Sie gibt Licht über das Vorgetragene und verbreitets über das Folgende; auch wird mancher gute, ſich heranbildende Geiſt Anlaß daher zur Selbſtprüfung gewinnen.

Lebhaft vordringende Geiſter begnügen ſich nicht mit dem Genuſſe, ſie verlangen Kenntnis. Dieſe treibt ſie zur Selbſttätigkeit, und wie es ihr nun auch gelingen möge, ſo fühlt man zuletzt, daß man nichts richtig beurteilt, als was man ſelbſt hervorbringen kann. Doch hierüber kommt der Menſch nicht leicht ins klare, und daraus entſtehen gewiſſe falſche Beſtrebungen, welche um deſto ängſtlicher werden, je redlicher und reiner die Abſicht iſt. Indes fingen mir in dieſer Zeit an Zweifel und Vermutungen aufzuſteigen, die mich mitten in dieſen angenehmen Zuſtänden beunruhigten; denn ich mußte bald empfinden, daß der eigentliche Wunſch und die Abſicht meines Hierſeins ſchwerlich erfüllt werden dürfte.

Nunmehr aber, nach Verlauf einiger vergnügter Tage, kehrten wir nach Rom zurück, wo wir durch eine neue höchſt anmutige Oper im hellen vollgedrängten Saal für die vermißte Himmelsfreiheit entſchädigt werden ſollten. Die deutſche Künſtlerbank, eine der vorderſten im Parterre, war wie ſonſt dicht beſetzt, und auch diesmal fehlte es nicht an Beifallklatſchen und Rufen, um ſowohl wegen der gegenwärtigen als vergangenen Genüſſe unſre Schuldigkeit abzutragen. Ja wir hatten es erreicht, daß wir durch ein künſtliches, erſt leiſeres, dann ſtärkeres, zuletzt gebietendes Zitti-Rufen jederzeit mit dem Ritornell einer eintretenden beliebten Arie oder ſonſt gefälligen Partie das ganze laut ſchwätzende Publikum zum Schweigen brachten, weshalb uns denn unſere Freunde von oben die Artigkeit erwieſen, die intereſſanteſten Exhibitionen nach unſrer Seite zu richten.

Oktober

Korreſpondenz

Frascati, den 2. Oktober.

Ich muß beizeiten ein Blättchen anfangen, wenn ihr es zur rechten Zeit erhalten ſollt. Eigentlich hab ich viel und nicht viel zu ſagen. Es wird immerfort gezeichnet, und ich denke dabei im ſtillen an meine Freunde. Dieſe Tage empfand ich wieder viel Sehnſucht

nach Hauſe, vielleicht eben weil es mir hier ſo wohl geht und ich doch fühle, daß mir mein Liebſtes fehlt.

Ich bin in einer recht wunderlichen Lage und will mich eben zuſammennehmen, jeden Tag nutzen, tun, was zu tun iſt, und ſo dieſen Winter durch arbeiten.

Ihr glaubt nicht, wie nützlich, aber auch wie ſchwer es mir war, dieſes ganze Jahr abſolut unter fremden Menſchen zu leben, beſonders da Tiſchbein — dies ſei unter uns geſagt — nicht ſo einſchlug, wie ich hoffte. Es iſt ein wirklich guter Menſch, aber er iſt nicht ſo rein, ſo natürlich, ſo offen wie ſeine Briefe. Seinen Charakter kann ich nur mündlich ſchildern, um ihm nicht unrecht zu tun; und was will eine Schilderung heißen, die man ſo macht. Das Leben eines Menſchen iſt ſein Charakter. Nun hab ich Hoffnung, Kayſern zu beſitzen; dieſer wird mir zu großer Freude ſein. Gebe der Himmel, daß ſich nichts dazwiſchen ſtelle!

Meine erſte Angelegenheit iſt und bleibt, daß ich es im Zeichnen zu einem gewiſſen Grade bringe, wo man mit Leichtigkeit etwas macht und nicht wieder zurücklernt noch ſo lange ſtillſteht, wie ich wohl leider die ſchönſte Zeit des Lebens verſäumt habe. Doch muß man ſich ſelbſt entſchuldigen. Zeichnen, um zu zeichnen, wäre wie reden, um zu reden. Wenn ich nichts auszudrücken habe, wenn mich nichts anreizt, wenn ich würdige Gegenſtände erſt mühſam aufſuchen muß, ja mit allem Suchen ſie kaum finde, wo ſoll da der Nachahmungstrieb herkommen? In dieſen Gegenden muß man zum Künſtler werden: ſo dringt ſich alles auf, man wird voller und voller und gezwungen, etwas zu machen. Nach meiner Anlage und meiner Kenntnis des Weges bin ich überzeugt, daß ich hier in einigen Jahren ſehr weit kommen müßte.

Ihr verlangt, meine Lieben, daß ich von mir ſelbſt ſchreibe, und ſeht, wie ichs tue; wenn wir wieder zuſammenkommen, ſollt ihr gar manches hören. Ich habe Gelegenheit gehabt, über mich ſelbſt und andre, über Welt und Geſchichte viel nachzudenken, wovon ich manches Gute, wenn gleich nicht Neue, auf meine Art mitteilen werde. Zuletzt wird alles im Wilhelm gefaßt und geſchloſſen.

Moritz iſt bisher mein liebſter Geſellſchafter geblieben, ob ich gleich bei ihm fürchtete und faſt noch fürchte, er möchte aus meinem Umgange nur klüger und weder richtiger, beſſer, noch glücklicher werden — eine Sorge, die mich immer zurückhält, ganz offen zu ſein.

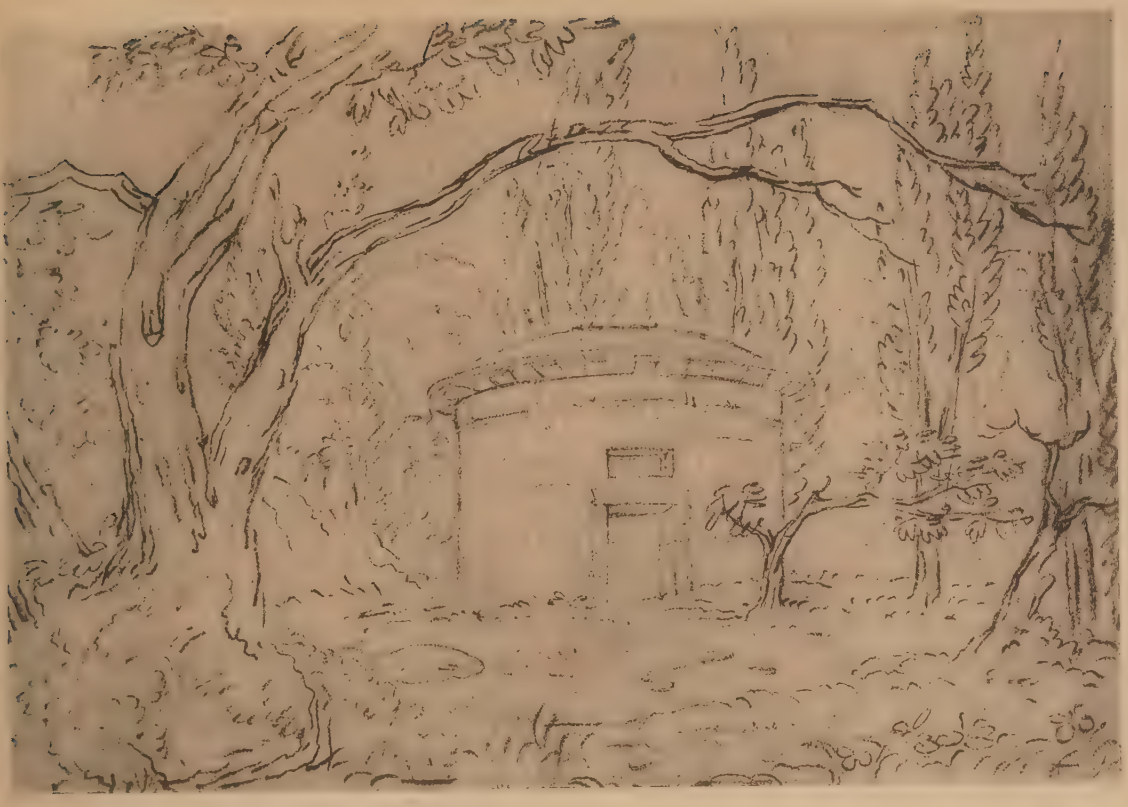
Auch im allgemeinen mit mehreren Menſchen zu leben, geht mir ganz gut. Ich ſehe eines jeden Gemütsart und Handelsweiſe. Der eine ſpielt ſein Spiel, der andre nicht; dieſer wird vorwärts kommen, jener ſchwerlich. Einer ſammelt, einer zerſtreut. Einem genügt alles, dem andern nichts. Der hat Talent und übts nicht, jener hat keins und iſt fleißig uſw. uſw. Das alles ſehe ich und mich mitten drin; es vergnügt mich und gibt mir, da ich keinen Teil an den Menſchen, nichts an ihnen zu verantworten habe, keinen böſen Humor. Nur alsdann, meine Lieben, wenn jeder nach ſeiner Weiſe handelt und zuletzt noch prätendiert, daß ein Ganzes werden, ſein und bleiben ſolle, es zunächſt von mir prätendiert, dann bleibt einem nichts übrig, als zu ſcheiden oder toll zu werden.

Albano, den 5. Oktober.

Ich will ſehen, daß ich dieſen Brief noch zur morgenden Poſt nach Rom ſchaffe, daß ich auf dieſem Blatt nur den tauſendſten Teil ſage von dem, was ich zu ſagen habe.

Eure Blätter hab ich zu gleicher Zeit mit den *zerſtreuten*, beſſer *geſammelten* Blättern, den *Ideen* und den vier Saffianbänden erhalten, geſtern als ich im Begriff war, von Frascati abzufahren. Es iſt mir nun ein Schatz auf die ganze Villeggiatur.

136. Wilh. Tischbein: Eine Baumgruppe in Villa Aldobrandini.



137. Goethe: Brunnenhaus einer Villa.

138. Goethe: Villa Aldobrandini in Frascati.

„Perſepolis“ habe ich geſtern nacht geleſen. Es freut mich unendlich, und ich kann nichts dazu ſetzen, indem jene Art und Kunſt nicht herübergekommen iſt. Ich will nun die angeführten Bücher auf irgend einer Bibliothek ſehen und euch aufs neue danken. Fahret fort, ich bitte euch, oder fahret fort, weil ihr müßt, beleuchtet alles mit eurem Lichte.

Die *Ideen*, die *Gedichte* ſind noch nicht berührt. Meine Schriften mögen nun gehen, ich will treulich fortfahren. Die vier Kupfer zu den letzten Bänden ſollen hier werden.

Mit den Genannten war unſer Verhältnis nur ein gutmütiger Waffenſtillſtand von beiden Seiten: ich habe das wohl gewußt; nur was werden kann, kann werden. Es wird immer weitere Entfernung und endlich, wenns recht gut geht, leiſe, loſe Trennung werden. Der eine iſt ein Narr, der voller Einfaltsprätenſionen ſteckt. ‚Meine Mutter hat Gänſe!‘ ſingt ſich mit bequemerer Naivetät als ein: ‚Allein Gott in der Höh ſei Ehr!‘ Er iſt einmal auch ein —: ‚Sie laſſen ſich das Heu und Stroh, das Heu und Stroh nicht irren‘ uſw. uſw. Bleibt von dieſem Volke! der erſte Undank iſt beſſer als der letzte. Der andere denkt, er komme aus einem fremden Lande zu den *Seinigen*, und er kommt zu Menſchen, die *ſich ſelbſt ſuchen*, ohne es geſtehn zu wollen. Er wird ſich fremd finden und vielleicht nicht wiſſen, warum. Ich müßte mich ſehr irren, oder die *Großmut* des *Alcibiades* iſt ein Taſchenſpielerſtreich des Züricher Propheten, der klug genug und gewandt genug iſt, große und kleine Kugeln mit unglaublicher Behendigkeit einander zu ſubſtituieren, durcheinander zu miſchen, um das Wahre und Falſche nach ſeinem theologiſchen Dichtergemüt gelten und verſchwinden zu machen. Hole oder erhalte ihn der Teufel, der ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen, Sehnſuchten uſw. iſt von Anfang!

Und ich muß ein neues Blatt nehmen und bitten, daß ihr leſt, wie ich ſchreibe: mit dem Geiſte mehr als den Augen, wie ich mit der Seele mehr als den Händen.

Fahre du fort, lieber Bruder, zu ſinnen, zu finden, zu vereinigen, zu dichten, zu ſchreiben, ohne dich um andre zu bekümmern. Man muß ſchreiben, wie man lebt, erſt um ſein ſelbſt willen, und dann exiſtiert man auch für verwandte Weſen.

Plato wollte keinen ἀγεωμέτρητον in ſeiner Schule leiden; wäre ich imſtande, eine zu machen, ich litte keinen, der ſich nicht irgendein Naturſtudium ernſt und eigentlich gewählt. Neulich fand ich in einer leidig apoſtoliſch-kapuzinermäßigen Deklamation des Zürcher Propheten die unſinnigen Worte: ‚Alles, was Leben hat, lebt durch etwas außer ſich.‘ Oder ſo ohngefähr klangs. Das kann nun ſo ein Heidenbekehrer hinſchreiben, und bei der Reviſion zupft ihn der Genius nicht beim Ärmel. Nicht die erſten ſimpelſten Naturwahrheiten haben ſie gefaßt, und möchten doch gar zu gern auf den Stühlen um den Thron ſitzen, wo andre Leute hingehören oder keiner hingehört. Laß das alles gut ſein, wie ich auch tue, der ich es freilich jetzt leichter habe!

Ich mag von meinem Leben keine Beſchreibung machen, es ſieht gar zu luſtig aus. Vor allem beſchäftigt mich das Landſchaftszeichnen, wozu dieſer Himmel und dieſe Erde vorzüglich einlädt. Sogar hab ich einige Idyllen gefunden. Was werd ich nicht noch alles machen. Das ſeh ich wohl: unſereiner muß nur immer neue Gegenſtände um ſich haben, dann iſt er geborgen.

Lebt wohl und vergnügt, und wenn es euch weh werden will, ſo fühlt nur recht, daß ihr beiſammen ſeid und was ihr einander ſeid, indes ich, durch eignen Willen exiliert, mit Vorſatz irrend, zweckmäßig unklug, überall fremd und überall zu Hauſe, mein Leben mehr laufen laſſe als führe und auf alle Fälle nicht weiß, wo es hinaus will.

Lebt wohl, empfehlt mich der Frau Herzogin. Ich habe mit Rat Reiffenſtein in Fraſcati ihren ganzen Aufenthalt projektiert. Wenn alles gelingt, ſo iſts ein Meiſterſtück. Wir ſind jetzt in Negotiation wegen einer Villa begriffen, welche gewiſſermaßen ſequeſtriert iſt und alſo vermietet wird, anſtatt daß die andern entweder beſetzt ſind oder von den großen Familien nur aus Gefälligkeit abgetreten würden, dagegen man in Obligationen und Relationen gerät. Ich ſchreibe, ſobald nur etwas Gewiſſeres zu ſagen iſt. In Rom iſt auch ein ſchönes freiliegendes Quartier mit einem Garten für ſie bereit. Und ſo wünſcht ich, daß ſie ſich überall zu Hauſe fände, denn ſonſt genießt ſie nichts: die Zeit verſtreicht, das Geld iſt ausgegeben, und man ſieht ſich um wie nach einem Vogel, der einem aus der Hand entwiſcht iſt. Wenn ich ihr alles einrichten kann, daß ihr Fuß an keinen Stein ſtoße, ſo will ich es tun.

Nun kann ich nicht weiter, wenngleich noch Raum da iſt. Lebt wohl und verzeiht die Eilfertigkeit dieſer Zeilen.

Caſtel Gandolfo, den 8. Oktober, eigentlich den 12ten,

denn dieſe Woche iſt hingegangen, ohne daß ich zum Schreiben kommen konnte. Alſo geht dieſes Blättchen nur eilig nach Rom, daß es noch zu euch gelange.

Wir leben hier, wie man in Bädern lebt; nur mache ich mich des Morgens beiſeite, um zu zeichnen. Dann muß man den ganzen Tag der Geſellſchaft ſein, welches mir denn auch ganz recht iſt für dieſe kurze Zeit: ich ſehe doch auch einmal Menſchen ohne großen Zeitverluſt und viele auf einmal.

Angelica iſt auch hier und wohnt in der Nähe; dann ſind einige muntere Mädchen, einige Frauen, Herr von Maron, Schwager von Mengs, mit der ſeinigen, teils im Hauſe, teils in der Nachbarſchaft; die Geſellſchaft iſt luſtig, und es gibt immer was zu lachen. Abends geht man in die Komödie, wo Pulcinell die Hauptperſon iſt, und trägt ſich dann einen Tag mit den Bonmots des vergangnen Abends. Tout comme chez nous — nur unter einem heitern köſtlichen Himmel. Heute hat ſich ein Wind erhoben, der mich zu Hauſe hält. Wenn man mich außer mir ſelbſt herausbringen könnte, müßten es dieſe Tage tun; aber ich falle immer wieder in mich zurück, und meine ganze Neigung iſt auf die Kunſt gerichtet. Jeden Tag geht mir ein neues Licht auf, und es ſcheint, als wenn ich wenigſtens würde ſehen lernen.

Erwin und Elmire iſt ſo gut als fertig, es kommt auf ein paar ſchreibſelige Morgen an: gedacht iſt alles.

Herder hat mich aufgefordert, Forſtern auf ſeine Reiſe um die Welt auch Fragen und Mutmaßungen mitzugeben. Ich weiß nicht, wo ich Zeit und Sammlung hernehmen ſoll, wenn ich es auch von Herzen gerne täte. Wir wollen ſehen.

Ihr habt wohl ſchon kalte trübe Tage; wir hoffen noch einen ganzen Monat zum Spazierengehn. Wie ſehr mich Herders „Ideen“ freuen, kann ich nicht ſagen. Da ich keinen Meſſias zu erwarten habe, ſo iſt mir dies das liebſte Evangelium. Grüßt alles, ich bin in Gedanken immer mit euch, und liebt mich.

An Herder

Den 12. Oktober.

Nur ein flüchtig Wort und zuerſt den lebhafteſten Dank für die „Ideen“! Sie ſind mir als das liebenswerteſte Evangelium gekommen, und die intereſſanteſten Studien meines

139. Goethe: Treppenanlage einer Villa.

140. Goethe: Grabmal der Horatier und Curiatier bei Albano.

Lebens laufen alle da zuſammen. Woran man ſich ſo lange geplackt hat, wird einem nun ſo vollſtändig vorgeführt. Wieviel Luſt zu allem Guten haſt du mir durch dieſes Buch gegeben und erneut! Noch bin ich erſt in der Hälfte. Ich bitte dich, laß mir ſobald als möglich die Stelle aus Camper, die du pag. 159 anführſt, ganz ausſchreiben, damit ich ſehe, welche Regeln des griechiſchen Künſtlerideals er ausgefunden hat. Ich erinnere mich nur an den Gang ſeiner Demonſtration des Profils aus dem Kupfer. Schreibe mir dazu und exzerpiere mir ſonſt, was du mir nützlich dünkſt, daß ich das Ultimum wiſſe, wie weit man in dieſer Spekulation gekommen iſt; denn ich bin immer das neugeborne Kind. Hat Lavaters Phyſiognomik etwas Kluges darüber? — Deinem Aufruf wegen Forſters will ich gerne gehorchen, wenn ich gleich noch nicht recht ſehe, wie es möglich iſt; denn ich kann keine einzelnen Fragen tun, ich muß meine Hypotheſen völlig auseinanderſetzen und vortragen. Du weißt, wie ſauer mir das ſchriftlich wird. Schreibe mir nur den letzten Termin, wann es fertig ſein und wohin es geſchickt werden ſoll. Ich ſitze jetzt im Rohre und kann vor Pfeifenſchneiden nicht zum Pfeifen kommen. Wenn ich es unternehme, muß ich zum Diktieren mich wenden; denn eigentlich ſeh ich es als einen Wink an. Es ſcheint, ich ſoll von allen Seiten mein Haus beſtellen und meine Bücher ſchließen.

Was mir am ſchwerſten ſein wird, iſt, daß ich abſolut alles aus dem Kopfe nehmen muß: ich habe doch kein Blättchen meiner Kollektaneen, keine Zeichnung, nichts hab ich bei mir, und alle neuſten Bücher fehlen hier ganz und gar.

Noch vierzehn Tage bleib ich wohl in Caſtello und treibe ein Badeleben. Morgens zeichne ich, dann gibts Menſchen auf Menſchen. Es iſt mir lieb, daß ich ſie beiſammen ſehe; einzeln wäre es eine große Sekkatur. Angelica iſt hier und hilft alles übertragen.

Der Papſt ſoll Nachricht haben, Amſterdam ſei von den Preußen eingenommen. Die nächſten Zeitungen werden uns Gewißheit bringen. Das wäre die erſte Expedition, wo ſich unſer Jahrhundert in ſeiner ganzen Größe zeigt. Das heiß ich eine sodezza! Ohne Schwertſtreich, mit ein paar Bomben, und niemand, der ſich der Sache weiter annimmt! Lebt wohl. Ich bin ein Kind des Friedens und will Friede halten für und für mit der ganzen Welt, da ich ihn einmal mit mir ſelbſt geſchloſſen habe.

Rom, den 23. Oktober.

Den letzten Poſttag, meine Lieben, habt ihr keinen Brief erhalten; die Bewegung in Caſtello war zuletzt gar zu arg, und ich wollte doch auch zeichnen. Es war wie bei uns im Bade, und da ich in einem Hauſe wohnte, das immer Zuſpruch hat, ſo mußte ich mich drein geben. Bei dieſer Gelegenheit habe ich mehr Italiener geſehen, als bisher in einem Jahre und bin auch mit dieſer Erfahrung zufrieden.

Eine Mailänderin intereſſierte mich die acht Tage ihres Bleibens; ſie zeichnete ſich durch ihre Natürlichkeit, ihren Gemeinſinn, ihre gute Art ſehr vorteilhaft vor den Römerinnen aus. Angelica war, wie ſie immer iſt, verſtändig, gut, gefällig, zuvorkommend. Man muß ihr Freund ſein: man kann viel von ihr lernen, beſonders arbeiten; denn es iſt unglaublich, was ſie alles endigt.

Dieſe letzten Tage war das Wetter kühl, und ich bin recht vergnügt, wieder in Rom zu ſein.

Geſtern abend, als ich zu Bette ging, fühlt ich recht das Vergnügen, hier zu ſein. Es war mir, als wenn ich mich auf einen recht breiten, ſichern Grund niederlegte.

Über ſeinen *Gott* möchte ich gern mit Herdern ſprechen. Zu bemerken iſt mir ein Hauptpunkt: man nimmt dieſes Büchlein, wie andre, für *Speiſe*, da es eigentlich die *Schüſſel* iſt. Wer nichts hinein zu legen hat, findet ſie leer. Laßt mich ein wenig weiter allegoriſieren, und Herder wird meine Allegorie am beſten erklären. Mit Hebel und Walzen kann man ſchon ziemliche Laſten fortbringen; die Stücke des Obelisks zu bewegen, brauchen ſie Erdwinden, Flaſchenzüge uſw. Je größer die Laſt, oder je feiner der Zweck, wie zum Exempel bei einer Uhr, deſto zuſammengeſetzter, deſto künſtlicher wird der Mechanismus ſein und doch im Innern die größte Einheit haben. So ſind alle Hypotheſen oder vielmehr alle Prinzipien. Wer nicht viel zu bewegen hat, greift zum Hebel und verſchmäht meinen Flaſchenzug; was will der Steinhauer mit einer Schraube ohne Ende? Wenn Lavater ſeine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Jacobi ſich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Claudius aus einem Fußboten ein Evangeliſt werden möchte, ſo iſt offenbar, daß ſie alles, was die Tiefen der Natur näher aufſchließt, verabſcheuen müſſen. Würde der eine ungeſtraft ſagen: „Alles, was lebt, lebt durch etwas außer ſich“? würde der andere ſich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechſlung der Worte von *Wiſſen* und *Glauben*, von *Überlieferung* und *Erfahrung* nicht ſchämen? würde der dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müſſen, wenn ſie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lamms aufzuſtellen bemüht wären, wenn ſie nicht ſich ſorgfältig hüteten, den feſten Boden der Natur zu betreten, wo jeder nur iſt, was er iſt, wo wir alle gleiche Anſprüche haben?

Halte man dagegen ein Buch wie den dritten Teil der *Ideen*, ſehe erſt, was es iſt, und frage ſodann, ob der Autor es hätte ſchreiben können, ohne jenen Begriff von Gott zu haben? Nimmermehr; denn eben das Echte, Große, Innerliche, was es hat, hat es *in*, *aus* und *durch* jenen Begriff von Gott und der Welt.

Wenn es alſo irgendwo fehlt, ſo mangelts nicht an der Ware, ſondern an Käufern, nicht an der Maſchine, ſondern an denen, die ſie zu brauchen wiſſen. Ich habe immer mit ſtillem Lächeln zugeſehen, wenn ſie mich in metaphyſiſchen Geſprächen nicht für voll anſahen; da ich aber ein Künſtler bin, ſo kann mirs gleich ſein. Mir könnte vielmehr dran gelegen ſein, daß das Prinzipium verborgen bliebe, aus dem und durch das ich arbeite. Ich laſſe einem jeden ſeinen Hebel und bediene mich der Schraube ohne Ende ſchon lange, und nun mit noch mehr Freude und Bequemlichkeit.

Den 27. Oktober.

Ich bin in dieſem Zauberkreiſe wieder angelangt und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, ſtille hinarbeitend, vergeſſend alles, was außer mir iſt, und die Geſtalten meiner Freunde beſuchen mich friedlich und freundlich. Dieſe erſten Tage hab ich mit Briefſchreiben zugebracht, habe die Zeichnungen, die ich auf dem Lande gemacht, ein wenig gemuſtert; die nächſte Woche ſoll es an neue Arbeit gehn. Es iſt zu ſchmeichelhaft, als daß ich es ſagen dürfte, was mir Angelica für Hoffnungen über mein Landſchaftszeichnen, unter gewiſſen Bedingungen, gibt. Ich will wenigſtens fortfahren, um mich dem zu nähern, was ich wohl nie erreiche.

Ich erwarte mit Verlangen Nachricht, daß Egmont angelangt, und wie ihr ihn aufgenommen. Ich habe doch ſchon geſchrieben, daß Kayſer herkommt? Ich erwarte ihn in einigen Tagen mit der nun vollendeten Partitur unſrer Skapinereien. Du kannſt denken,

was das für ein Feſt ſein wird! Sogleich wird Hand an eine neue Oper gelegt und Claudine mit Erwin in ſeiner Gegenwart, mit ſeinem Beirat verbeſſert.

Herders „Ideen“ hab ich nun durchgeleſen und habe mich des Buches außerordentlich gefreut. Der Schluß iſt herrlich, wahr und erquicklich, und er wird, wie das Buch ſelbſt, erſt mit der Zeit und vielleicht unter fremdem Namen den Menſchen wohltun. Je mehr dieſe Vorſtellungsart gewinnt, je glücklicher wird der nachdenkliche Menſch werden. Auch habe ich dieſes Jahr unter fremdem Menſchen acht gegeben, und gefunden, daß alle wirklich klugen Menſchen, mehr oder weniger, zärter oder gröber, darauf kommen und beſtehen, daß der Moment alles iſt und daß nur der Vorzug eines vernünftigen Menſchen darin beſtehe, ſich ſo zu betragen, daß ſein Leben, inſofern es von ihm abhängt, die möglichſte Maſſe von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte.

Ich müßte wieder ein Buch ſchreiben, wenn ich ſagen ſollte, was ich bei dem und jenem Buch gedacht habe. Ich leſe jetzt wieder Stellen, ſo wie ich ſie aufſchlage, um mich an jeder Seite zu ergötzen; denn es iſt durchaus köſtlich gedacht und geſchrieben.

Beſonders ſchön find ich das griechiſche Zeitalter; daß ich am römiſchen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, etwas Körperlichkeit vermiſſe, kann man vielleicht denken, ohne daß ich es ſage. Es iſt auch natürlich. Gegenwärtig ruht in meinem Gemüt die Maſſe des, was der Staat war, an und für ſich; mir iſt er, wie Vaterland, etwas Ausſchließendes. Und ihr müßtet im Verhältnis mit dem ungeheuern Weltganzen den Wert dieſer einzelnen Exiſtenz beſtimmen, wo denn freilich vieles zuſammenſchrumpfte und in Rauch aufgehn mag.

So bleibt mir das Coliseo immer impoſant, wenn ich gleich denke, zu welcher Zeit es gebaut worden, und daß das Volk, welches dieſen ungeheuren Kreis ausfüllte, nicht mehr das altrömiſche Volk war.

Ein Buch über Malerei und Bildhauerkunſt in Rom iſt auch zu uns gekommen. Es iſt ein deutſches Produkt und, was ſchlimmer iſt, eines deutſchen Kavaliers. Es ſcheint ein junger Mann zu ſein, der Energie hat, aber voller Prätenſion ſteckt, der ſich Mühe gegeben hat, herumzulaufen, zu notieren, zu hören, zu horchen, zu leſen. Er hat gewußt dem Werke einen Anſchein von Ganzheit zu geben; es iſt darin viel Wahres und Gutes, gleich darneben Falſches und Albernes, Gedachtes und Nachgeſchwätztes, Longueurs und Echappaden. Wer es auch in der Entfernung durchſieht, wird bald merken, welch monſtroſes Mittelding zwiſchen Kompilation und eigen gedachtem Werk dieſes voluminoſe Opus geworden ſei.

Die Ankunft Egmonts erfreut und beruhigt mich, und ich verlange auf ein Wort darüber, das nun wohl unterwegs iſt. Das Saffianexemplar iſt angelangt, ich hab es der Angelica gegeben. Mit Kayſers Oper wollen wir es klüger machen, als man uns geraten hat; euer Vorſchlag iſt ſehr gut; wenn Kayſer kommt, ſollt ihr mehr hören.

Die Rezenſion iſt recht im Stil des Alten, zu viel und zu wenig. Mir iſt jetzt nur dran gelegen, zu *machen*, ſeitdem ich ſehe, wie ſich am *Gemachten*, wenn es auch nicht das Vollkommenſte iſt, Jahrtauſende rezenſieren, das heißt, etwas von ſeinem Daſein hererzählen läßt.

Jedermann verwundert ſich, wie ich ohne Tribut durchgekommen bin; man weiß aber auch nicht, wie ich mich betragen habe. Unſer Oktober war nicht der ſchönſte, ob wir gleich himmliſche Tage gehabt haben.

Es geht mit mir jetzt eine neue Epoche an. Mein Gemüt iſt nun durch das viele Sehen und Erkennen ſo ausgeweitet, daß ich mich auf irgend eine Arbeit beſchränken muß. Die

Individualität eines Menſchen iſt ein wunderlich Ding; die meine hab ich jetzt recht kennen lernen, da ich einerſeits dieſes Jahr bloß von mir ſelbſt abgehangen habe und von der andern Seite mit völlig fremden Menſchen umzugehen hatte.

Bericht

Oktober

Zu Anfang dieſes Monats bei mildem, durchaus heiterem, herrlichem Wetter genoſſen wir eine förmliche Villeggiatur in Caſtel Gandolfo, wodurch wir uns denn in die Mitte dieſer unvergleichlichen Gegend eingeweiht und eingebürgert ſahen. Herr Jenkins, der wohlhabende engliſche Kunſthändler, bewohnte daſelbſt ein ſehr ſtattliches Gebäude, den ehemaligen Wohnſitz des Jeſuitergenerals, wo es einer Anzahl von Freunden weder an Zimmern zu bequemer Wohnung, noch an Sälen zu heiterem Beiſammenſein, noch an Bogengängen zu munterem Luſtwandeln fehlte.

Man kann ſich von einem ſolchen Herbſtaufenthalte den beſten Begriff machen, wenn man ſich ihn wie den Aufenthalt in einem Badorte gedenkt. Perſonen ohne den mindeſten Bezug aufeinander werden durch Zufall augenblicklich in die unmittelbarſte Nähe verſetzt. Frühſtück und Mittageſſen, Spaziergänge, Luſtpartien, ernſt- und ſcherzhafte Unterhaltung bewirken ſchnell Bekanntſchaft und Vertraulichkeit; da es denn ein Wunder wäre, wenn, beſonders hier, wo nicht einmal Krankheit und Kur eine Art von Diverſion macht, hier im vollkommenſten Müßiggange, ſich nicht die entſchiedenſten Wahlverwandtſchaften zunächſt hervortun ſollten. Hofrat Reiffenſtein hatte für gut befunden, und zwar mit Recht, daß wir zeitig hinausgehen ſollten, um zu unſeren Spaziergängen und ſonſtigen artiſtiſchen Wanderungen ins Gebirg die nötige Zeit zu finden, ehe noch der Schwall der Geſellſchaft ſich herandrängte und uns zur Teilnahme an gemeinſchaftlicher Unterhaltung aufforderte. Wir waren die erſten und verſäumten nicht, uns in der Gegend, nach Anleitung des erfahrenen Führers, zweckmäßig umzuſehen, und ernteten davon die ſchönſten Genüſſe und Belehrungen.

Nach einiger Zeit ſah ich eine gar hübſche römiſche Nachbarin, nicht weit von uns im Korſo wohnend, mit ihrer Mutter heraufkommen. Sie hatten beide, ſeit meiner Mylordſchaft, meine Begrüßungen freundlicher als ſonſt erwidert, doch hatte ich ſie nicht angeſprochen, ob ich gleich an ihnen, wenn ſie abends vor der Tür ſaßen, öfters nah genug vorbeiging; denn ich war dem Gelübde, mich durch dergleichen Verhältniſſe von meinem Hauptzwecke nicht abhalten zu laſſen, vollkommen treu geblieben. Nun aber fanden wir uns auf einmal wie völlig alte Bekannte; jenes Konzert gab Stoff genug zur erſten Unterhaltung, und es iſt wohl nichts angenehmer als eine Römerin der Art, die ſich in natürlichem Geſpräch heiter gehen läßt und ein lebhaftes, auf die reine Wirklichkeit gerichtetes Aufmerken, eine Teilnahme mit anmutigem Bezug auf ſich ſelbſt, in der wohlklingenden römiſchen Sprache ſchnell, doch deutlich vorträgt, und zwar in einer edlen Mundart, die auch die mittlere Klaſſe über ſich ſelbſt erhebt und dem Allernatürlichſten, ja dem Gemeinen einen gewiſſen Adel verleiht. Dieſe Eigenſchaften und Eigenheiten waren mir zwar bekannt, aber ich hatte ſie noch nie in einer ſo einſchmeichelnden Folge vernommen.

Zu gleicher Zeit ſtellten ſie mich einer jungen Mailänderin vor, die ſie mitgebracht hatten, der Schweſter eines Kommis von Herrn Jenkins, eines jungen Mannes, der wegen Fertigkeit und Redlichkeit bei ſeinem Prinzipal in großer Gunſt ſtand. Sie ſchienen genau miteinander verbunden und Freundinnen zu ſein.

141. Ang. Kauffmann: Magdalena Riggi.

Dieſe beiden Schönen — denn ſchön durfte man ſie wirklich nennen — ſtanden in einem nicht ſchroffen, aber doch entſchiedenen Gegenſatz: dunkelbraune Haare die Römerin, hellbraune die Mailänderin; jene braun von Geſichtsfarbe, dieſe klar, von zarter Haut; dieſe zugleich mit faſt blauen Augen, jene mit braunen; die Römerin einigermaßen ernſt, zurückhaltend, die Mailänderin von einem offnen, nicht ſowohl anſprechenden als gleichſam anfragenden Weſen. Ich ſaß bei einer Art Lottoſpiel zwiſchen beiden Frauenzimmern und hatte mit der Römerin Kaſſe zuſammen gemacht; im Laufe des Spiels fügte es ſich nun, daß ich auch mit der Mailänderin mein Glück verſuchte, durch Wetten oder ſonſt. Genug, es entſtand auch auf dieſer Seite eine Art von Partnerſchaft, wobei ich in meiner Unſchuld nicht gleich bemerkte, daß ein ſolches geteiltes Intereſſe nicht gefiel, bis endlich nach aufgehobener Partie die Mutter, mich abſeits findend, zwar höflich, aber mit wahrhaftem Matronenernſt dem werten Fremden verſicherte: daß, da er einmal mit ihrer Tochter in ſolche Teilnahme gekommen ſei, es ſich nicht wohl zieme, mit einer andern gleiche Verbindlichkeiten einzugehen; man halte es in einer Villeggiatur für Sitte, daß Perſonen, die ſich einmal auf einen gewiſſen Grad verbunden, dabei in der Geſellſchaft verharrten und eine unſchuldig anmutige Wechſelgefälligkeit durchführten. Ich entſchuldigte mich aufs beſte, jedoch mit der Wendung, daß es einem Fremden nicht wohl möglich ſei, dergleichen Verpflichtungen anzuerkennen, indem es in unſern Landen herkömmlich ſei, daß man den ſämtlichen Damen der Geſellſchaft, einer wie der andern, mit und nach der andern, ſich dienſtlich und höflich erweiſe, und daß dieſes hier um deſto mehr gelten werde, da von zwei ſo eng verbundenen Freundinnen die Rede ſei.

Aber leider! indeſſen ich mich ſo auszureden ſuchte, empfand ich auf die wunderſamſte Weiſe, daß meine Neigung für die Mailänderin ſich ſchon entſchieden hatte, blitzſchnell und eindringlich genug, wie es einem müßigen Herzen zu gehen pflegt, das in ſelbſtgefälligem, ruhigem Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünſcht und das nun auf einmal dem Wünſchenswerteſten unmittelbar nahe kommt. Überſieht man doch in ſolchem Augenblicke die Gefahr nicht, die uns unter dieſen ſchmeichelhaften Zügen bedroht.

Den nächſten Morgen fanden wir uns drei allein, und da vermehrte ſich denn das Übergewicht auf die Seite der Mailänderin. Sie hatte den großen Vorzug vor ihrer Freundin, daß in ihren Äußerungen etwas Strebſames zu bemerken war. Sie beklagte ſich nicht über vernachläſſigte, aber allzu ängſtliche Erziehung.

Man lehrt uns nicht ſchreiben, ſagte ſie, weil man fürchtet, wir würden die Feder zu Liebesbriefen benutzen; man würde uns nicht leſen laſſen, wenn wir uns nicht mit dem Gebetbuch beſchäftigen müßten; uns in fremden Sprachen zu unterrichten, daran wird niemand denken; ich gäbe alles darum, Engliſch zu können. Herrn Jenkins mit meinem Bruder, Madame Angelica, Herrn Zucchi, die Herren Volpato und Camuccini hör ich oft ſich untereinander engliſch unterhalten, mit einem Gefühl, das dem Neid ähnlich iſt, und die ellenlangen Zeitungen da liegen vor mir auf dem Tiſche; es ſtehen Nachrichten darin aus der ganzen Welt, wie ich ſehe, und ich weiß nicht, was ſie bringen.

„Es iſt deſto mehr ſchade," verſetzte ich, „da das Engliſche ſich ſo leicht lernen läßt; Sie müßten es in kurzer Zeit faſſen und begreifen. Machen wir gleich einen Verſuch", fuhr ich fort, indem ich eins der grenzenloſen engliſchen Blätter aufhob, die häufig umherlagen.

Ich blickte ſchnell hinein und fand einen Artikel, daß ein Frauenzimmer ins Waſſer gefallen, glücklich aber gerettet und den Ihrigen wiedergegeben worden. Es fanden ſich

Umſtände bei dem Falle, die ihn verwickelt und intereſſant machten; es blieb zweifelhaft, ob ſie ſich ins Waſſer geſtürzt, um den Tod zu ſuchen, ſowie auch, welcher von ihren Verehrern, der begünſtigte oder verſchmähte, ſich zu ihrer Rettung gewagt. Ich wies ihr die Stelle hin und bat ſie, aufmerkſam darauf zu ſchauen. Darauf überſetzt ich ihr erſt alle Subſtantiva und examinierte ſie, ob ſie auch ihre Bedeutung wohl behalten. Gar bald überſchaute ſie die Stellung dieſer Haupt- und Grundworte und machte ſich mit dem Platz bekannt, den ſie im Perioden eingenommen hatten. Ich ging darauf zu den einwirkenden, bewegenden, beſtimmenden Worten über und machte nunmehr, wie dieſe das Ganze belebten, auf das heiterſte bemerklich und katechiſierte ſie ſo lange, bis ſie mir endlich, unaufgefordert, die ganze Stelle, als ſtände ſie italieniſch auf dem Papiere, vorlas, welches ſie nicht ohne Bewegung ihres zierlichen Weſens leiſten konnte. Ich habe nicht leicht eine ſo herzlich geiſtige Freude geſehen, als ſie ausdrückte, indem ſie mir für den Einblick in dieſes neue Feld einen allerliebſten Dank ausſprach. Sie konnte ſich kaum faſſen, indem ſie die Möglichkeit gewahrte, die Erfüllung ihres ſehnlichſten Wunſches ſo nahe und ſchon verſuchsweiſe erreicht zu ſehen.

Die Geſellſchaft hatte ſich vermehrt, auch Angelica war angekommen: an einer großen gedeckten Tafel hatte man ihr mich rechter Hand geſetzt; meine Schülerin ſtand an der entgegengeſetzten Seite des Tiſches und beſann ſich keinen Augenblick, als die übrigen ſich um die Tafelplätze komplimentierten, um den Tiſch herumzugehen und ſich neben mir niederzulaſſen. Meine ernſte Nachbarin ſchien dies mit einiger Verwunderung zu bemerken, und es bedurfte nicht des Blicks einer klugen Frau, um zu gewahren, daß hier was vorgegangen ſein müſſe und daß ein zeither bis zur trockenen Unhöflichkeit von den Frauen ſich entfernender Freund wohl ſelbſt ſich endlich zahm und gefangen überraſcht geſehen habe.

Ich hielt zwar äußerlich noch ziemlich gut ſtand; eine innere Bewegung aber gab ſich wohl eher kund durch eine gewiſſe Verlegenheit, in der ich mein Geſpräch zwiſchen den Nachbarinnen teilte, indem ich die ältere zarte, diesmal ſchweigſame Freundin belebend zu unterhalten, und jene, die ſich immer noch in der fremden Sprache zu ergehen ſchien und ſich in dem Zuſtande befand desjenigen, der, mit einem Mal von dem erwünſcht aufgehenden Lichte geblendet, ſich nicht gleich in der Umgebung zu finden weiß, durch eine freundlich ruhige, eher ablehnende Teilnahme zu beſchwichtigen ſuchte.

Dieſer aufgeregte Zuſtand jedoch hatte ſogleich die Epoche einer merkwürdigen Umwälzung zu erleben. Gegen Abend die jungen Frauenzimmer aufſuchend, fand ich die älteren Frauen in einem Pavillon, wo die herrlichſte der Ausſichten ſich darbot; ich ſchweifte mit meinem Blick in die Runde, aber es ging vor meinen Augen etwas anders vor als das landſchaftlich Maleriſche: es hatte ſich ein Ton über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne noch den Lüften des Abends allein zuzuſchreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die kühlende blaue Beſchattung der Tiefe ſchien herrlicher als jemals in Öl oder Aquarell; ich konnte nicht genug hinſehen, doch fühlte ich, daß ich den Platz zu verlaſſen Luſt hatte, um in teilnehmender kleiner Geſellſchaft dem letzten Blick der Sonne zu huldigen.

Doch hatte ich leider der Einladung der Mutter und Nachbarinnen nicht abſagen können, mich bei ihnen niederzulaſſen, beſonders da ſie mir an dem Fenſter der ſchönſten Ausſicht Raum gemacht hatten. Als ich auf ihre Reden merkte, konnt ich vernehmen, daß von Ausſtattung die Rede ſei, einem immer wiederkehrenden und nie zu erſchöpfenden

142. Goethe: Kapuzinerkloster bei Albano.

Gegenſtande. Die Erforderniſſe aller Art wurden gemuſtert, Zahl und Beſchaffenheit der verſchiedenen Gaben, Grundgeſchenke der Familie, vielfache Beiträge von Freunden und Freundinnen, teilweiſe noch ein Geheimnis, und was nicht alles in genauer Hererzählung die ſchöne Zeit hinnahm, mußte von mir geduldig angehört werden, weil die Damen mich zu einem ſpäteren Spaziergang feſtgenommen hatten.

Endlich gelangte denn das Geſpräch zu den Verdienſten des Bräutigams: man ſchilderte ihn günſtig genug, wollte ſich aber ſeine Mängel nicht verbergen, in getroſter Hoffnung, daß dieſe zu mildern und zu beſſern die Anmut, der Verſtand, die Liebenswürdigkeit ſeiner Braut im künftigen Ehſtande hinreichen werde.

Ungeduldig zuletzt, als eben die Sonne ſich in das entfernte Meer niederſenkte und einen unſchätzbaren Blick durch die langen Schatten und die zwar gedämpften, doch mächtigen Streiflichter gewährte, fragt ich auf das beſcheidenſte, wer denn aber die Braut ſei. Mit Verwunderung erwiderte man mir, ob ich denn das allgemein Bekannte nicht wiſſe? Und nun erſt fiel es ihnen ein, daß ich kein Hausgenoſſe, ſondern ein Fremder ſei.

Hier iſt es freilich nun nicht nötig, auszuſprechen, welch Entſetzen mich ergriff, als ich vernahm, es ſei eben die kurz erſt ſo liebgewonnene Schülerin. Die Sonne ging unter, und ich wußte mich unter irgendeinem Vorwand von der Geſellſchaft loszumachen, die, ohne es zu wiſſen, mich auf eine ſo grauſame Weiſe belehrt hatte.

Daß Neigungen, denen man eine Zeitlang unvorſichtig nachgegeben, endlich aus dem Traume geweckt, in die ſchmerzlichſten Zuſtände ſich umwandeln, iſt herkömmlich und bekannt; aber vielleicht intereſſiert dieſer Fall durch das Seltſame, daß ein lebhaftes, wechſelſeitiges Wohlwollen in dem Augenblicke des Keimens zerſtört wird und damit die Vorahnung alles des Glücks, das ein ſolches Gefühl ſich in künftiger Entwickelung unbegrenzt vorſpiegelt. Ich kam ſpät nach Hauſe, und des andern Morgens früh machte ich, meine Mappe unter dem Arm, einen weiteren Weg, mit der Entſchuldigung, nicht zur Tafel zu kommen.

Ich hatte Jahre und Erfahrungen hinreichend, um mich, obwohl ſchmerzhaft, doch auf der Stelle zuſammenzunehmen. Es wäre wunderbar genug, rief ich aus, wenn ein Wertherähnliches Schickſal dich in Rom aufgeſucht hätte, um dir ſo bedeutende, bisher wohlbewahrte Zuſtände zu verderben.

Ich wendete mich abermals raſch zu der inzwiſchen vernachläſſigten landſchaftlichen Natur und ſuchte ſie ſo treu als möglich nachzubilden; mehr aber gelang mir, ſie beſſer zu ſehen. Das wenige Techniſche, was ich beſaß, reichte kaum zu dem unſcheinbarſten Umriß hin, aber die Fülle der Körperlichkeit, die uns jene Gegend in Felſen und Bäumen, Auf- und Abſtiegen, ſtillen Seen, belebten Bächen entgegenbringt, war meinem Auge beinahe fühlbarer als ſonſt, und ich konnte dem Schmerz nicht feind werden, der mir den innern und äußern Sinn in dem Grade zu ſchärfen geeignet war.

Von nun an aber hab ich mich kurz zu faſſen. Die Menge von Beſuchenden füllte das Haus und die Häuſer der Nachbarſchaft; man konnte ſich ohne Affektation vermeiden, und eine wohlempfundene Höflichkeit, zu der uns eine ſolche Neigung ſtimmt, iſt in der Geſellſchaft überall gut aufgenommen. Mein Betragen gefiel, und ich hatte keine Unannehmlichkeit, keinen Zwiſt, außer ein einziges Mal mit dem Wirt, Herrn Jenkins. Ich hatte nämlich von einer weiten Berg- und Waldtour die appetitlichſten Pilze mitgebracht und ſie dem Koch übergeben, der, über eine zwar ſeltene, aber in jenen Gegenden ſehr berühmte Speiſe höchſt vergnügt, ſie aufs ſchmackhafteſte zubereitet auf die Tafel gab.

Sie ſchmeckten jedermann ganz herrlich; nur als zu meinen Ehren verraten wurde, daß ich ſie aus der Wildnis mitgebracht, ergrimmte unſer engliſcher Wirt, obgleich nur im verborgenen, darüber, daß ein Fremder eine Speiſe zum Gaſtmahl beigetragen habe, von welcher der Hausherr nichts wiſſe, die er nicht befohlen und angeordnet; es zieme ſich nicht wohl, jemanden an ſeiner eignen Tafel zu überraſchen, Speiſen aufzuſetzen, von denen er nicht Rechenſchaft geben könne. Dies alles mußte mir Rat Reiffenſtein nach Tafel diplomatiſch eröffnen, wogegen ich, der ich an ganz anderm Weh, als das ſich von Schwämmen herleiten kann, innerlichſt zu dulden hatte, beſcheidentlich erwiderte, ich hätte vorausgeſetzt, der Koch würde das dem Herrn melden, und verſicherte, wenn mir wieder dergleichen Edulien unterwegs in die Hände kämen, ſolche unſerm trefflichen Wirte ſelbſt zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen. Denn wenn man billig ſein will, muß man geſtehen: ſein Verdruß entſprang daher, daß dieſe überhaupt zweideutige Speiſe ohne gehörige Unterſuchung auf die Tafel gekommen war. Der Koch freilich hatte mir verſichert und brachte auch dem Herrn ins Gedächtnis, daß dergleichen, zwar nicht oft, aber doch immer, als beſondere Rarität, mit großem Beifall in dieſer Jahreszeit vorgeſetzt worden.

Dieſes kulinariſche Abenteuer gab mir Anlaß, in ſtillem Humor zu bedenken, daß ich, ſelbſt von einem ganz eignen Gifte angeſteckt, in Verdacht gekommen ſei, durch gleiche Unvorſichtigkeit eine ganze Geſellſchaft zu vergiften.

Es war leicht, meinen gefaßten Vorſatz fortzuführen. Ich ſuchte ſogleich den engliſchen Studien auszuweichen, indem ich mich morgens entfernte und meiner heimlich geliebten Schülerin niemals anders als im Zuſammentritt von mehrern Perſonen zu nähern wußte.

Gar bald legte ſich auch dieſes Verhältnis in meinem ſo viel beſchäftigen Gemüte wieder zurechte, und zwar auf eine ſehr anmutige Weiſe; denn indem ich ſie als Braut, als künftige Gattin anſah, erhob ſie ſich vor meinen Augen aus dem trivialen Mädchenzuſtande, und indem ich ihr nun eben dieſelbe Neigung, aber in einem höhern uneigennützigen Begriff zuwendete, ſo war ich als einer, der ohnehin nicht mehr einem leichtſinnigen Jüngling glich, gar bald gegen ſie in dem freundlichſten Behagen. Mein Dienſt, wenn man eine freie Aufmerkſamkeit ſo nennen darf, bezeichnete ſich durchaus ohne Zudringlichkeit und beim Begegnen eher mit einer Art von Ehrfurcht. Sie aber, welche nun auch wohl wußte, daß ihr Verhältnis mir bekannt geworden, konnte mit meinem Benehmen vollkommen zufrieden ſein. Die übrige Welt aber, weil ich mich mit jedermann unterhielt, merkte nichts oder hatte kein Arges daran, und ſo gingen Tage und Stunden einen ruhigen behaglichen Gang.

Von der mannigfaltigſten Unterhaltung wäre viel zu ſagen. Genug, es war auch ein Theater daſelbſt, wo der von uns ſo oft im Karneval beklatſchte Pulcinell, welcher die übrige Zeit ſein Schuſterhandwerk trieb und auch übrigens hier als ein anſtändiger kleiner Bürger erſchien, uns mit ſeinen pantomimiſch-mimiſch lakoniſch Abſurditäten aufs beſte zu vergnügen und uns in die ſo höchſt behagliche Nullität des Daſeins zu verſetzen wußte.

Briefe von Haus hatten mich indeſſen bemerken laſſen, daß meine nach Italien ſo lang projektierte, immer verſchobene und endlich ſo raſch unternommene Reiſe bei den Zurückgelaſſenen einige Unruhe und Ungeduld erregt, ja ſogar den Wunſch, mir nachzufolgen und das gleiche Glück zu genießen, von dem meine heitern, auch wohl unterrichtenden

Briefe den günſtigſten Begriff gaben. Freilich in dem geiſtreichen und kunſtliebenden Kreiſe unſerer Herzogin Amalia war es herkömmlich, daß Italien jederzeit als das neue Jeruſalem wahrer Gebildeten betrachtet wurde und ein lebhaftes Streben dahin, wie es nur Mignon ausdrücken konnte, ſich immer in Herz und Sinn erhielt. Der Damm war endlich gebrochen, und es ergab ſich nach und nach ganz deutlich, daß Herzogin Amalie mit ihrer Umgebung von einer, Herder und der jüngere Dallberg von der andern Seite über die Alpen zu gehen ernſtliche Anſtalt machten. Mein Rat war, ſie möchten den Winter vorübergehen laſſen, in der mittleren Jahrszeit bis Rom gelangen und ſodann weiter nach und nach alles des Guten genießen, was die Umgegend der alten Weltſtadt uſw. der untere Teil von Italien darbieten könnte.

Dieſer mein Rat, redlich und ſachgemäß wie er war, bezog ſich denn doch auf meinen eigenen Vorteil. Merkwürdige Tage meines Lebens hatte ich bisher in dem fremdeſten Zuſtande mit ganz fremden Menſchen gelebt und mich eigentlich wieder friſch des humanen Zuſtands erfreut, deſſen ich in zwar zufälligen, aber doch natürlichen Bezügen ſeit langer Zeit erſt wieder gewahr wurde, da ein geſchloſſener heimatlicher Kreis, ein Leben unter völlig bekannten und verwandten Perſonen uns am Ende in die wunderlichſte Lage verſetzt. Hier iſt es, wo durch ein wechſelſeitiges Dulden und Tragen, Teilnehmen und Entbehren ein gewiſſes Mittelgefühl von Reſignation entſteht, daß Schmerz und Freude, Verdruß und Behagen ſich in herkömmlicher Gewohnheit wechſelſeitig vernichten. Es erzeugt ſich gleichſam eine Mittelzahl, die den Charakter der einzelnen Ergebniſſe durchaus aufhebt, ſo daß man zuletzt, im Streben nach Bequemlichkeit, weder dem Schmerz noch der Freude ſich mit freier Seele hingeben kann.

Ergriffen von dieſen Gefühlen und Ahnungen, fühlte ich mich ganz entſchieden, die Ankunft der Freunde in Italien nicht abzuwarten. Denn daß meine Art, die Dinge zu ſehen, nicht ſogleich die ihrige ſein würde, könnte ich um ſo deutlicher wiſſen, als ich mich ſelbſt ſeit einem Jahre jenen kimmeriſchen Vorſtellungen und Denkweiſen des Nordens zu entziehen geſucht und unter einem himmelblauen Gewölbe mich freier umzuſchauen und zu atmen gewöhnt hatte. In der mittlern Zeit waren mir aus Deutſchland kommende Reiſende immerfort höchſt beſchwerlich: ſie ſuchten das auf, was ſie vergeſſen ſollten, und konnten das, was ſie ſchon lange gewünſcht hatten, nicht erkennen, wenn es ihnen vor Augen lag. Ich ſelbſt fand es noch immer mühſam genug, durch Denken und Tun mich auf dem Wege zu erhalten, den ich als den rechten anzuerkennen mich entſchieden hatte.

Fremde Deutſche konnt ich vermeiden; ſo nah verbundene, verehrte, geliebte Perſonen aber hätten mich durch eignes Irren und Halbgewahrwerden, ja ſelbſt durch Eingehen in meine Denkweiſe geſtört und gehindert. Der nordiſche Reiſende glaubt, er komme nach Rom, um ein Supplement ſeines Daſeins zu finden, auszufüllen, was ihm fehlt; allein er wird erſt nach und nach mit großer Unbehaglichkeit gewahr, daß er ganz den Sinn ändern und von vorn anfangen müſſe.

So deutlich nun auch ein ſolches Verhältnis mir erſchien, ſo erhielt ich mich doch über Tag und Stunde weislich im ungewiſſen und fuhr unabläſſig fort in der ſorgfältigſten Benutzung der Zeit. Unabhängiges Nachdenken, Anhören von andern, Beſchauen künſtleriſchen Beſtrebens, eigene praktiſche Verſuche wechſelten unaufhörlich oder griffen vielmehr wechſelſeitig ineinander ein.

Hiebei förderte mich beſonders die Teilnahme Heinrich Meyers von Zürich, deſſen Unterhaltung mir, obgleich ſeltener, günſtig zuſtatten kam, indem er, als ein fleißiger und gegen ſich ſelbſt ſtrenger Künſtler, die Zeit beſſer anzuwenden wußte als der Kreis von jüngeren, die einen ernſten Fortſchritt in Begriffen und Technik mit einem raſchen luſtigen Leben leichtmütig zu verbinden glaubten.

November

Korreſpondenz

Den 3. November.

Kayſer iſt angekommen, und ich habe drüber die ganze Woche nicht geſchrieben. Er iſt erſt am Klavierſtimmen, und nach und nach wird die Oper vorgetragen werden. Es macht ſeine Gegenwart wieder eine ſonderbare anſchließende Epoche, und ich ſehe, man ſoll ſeinen Weg nur ruhig fortgehn, die Tage bringen das Beſte wie das Schlimmſte.

Die Aufnahme meines Egmont macht mich glücklich, und ich hoffe, er ſoll beim Wiederleſen nicht verlieren; denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe, und daß ſich das nicht auf einmal herausleſen läßt. Das, was ihr daran lobt, habe ich machen wollen; wenn ihr ſagt, daß es gemacht iſt, ſo habe ich meinen Endzweck erreicht. Es war eine unſäglich ſchwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemeſſene Freiheit des Lebens und des Gemüts nie zuſtande gebracht hätte. Man denke, was das ſagen will: ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geſchrieben iſt, es vollenden, ohne es umzuſchreiben. Die beſondern Umſtände der Zeit haben mir die Arbeit erſchwert und erleichtert. Nun liegen noch ſo zwei Steine vor mir: Fauſt und Taſſo. Da die barmherzigen Götter mir die Strafe des Siſyphus auf die Zukunft erlaſſen zu haben ſcheinen, hoffe ich auch dieſe Klumpen den Berg hinaufzubringen. Bin ich einmal damit oben, dann ſoll es aufs neue angehn, und ich will mein möglichſtes tun, euren Beifall zu verdienen, da ihr mir eure Liebe ohne mein Verdienſt ſchenkt und erhaltet.

Was du von Klärchen ſagſt, verſtehe ich nicht ganz und erwarte deinen nächſten Brief. Ich ſehe wohl, daß dir eine Nuance zwiſchen der Dirne und der Göttin zu fehlen ſcheint. Da ich aber ihr Verhältnis zu Egmont ſo ausſchließlich gehalten habe; da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß *dieſer* Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit ſetze; da ich ſie als Heldin auftreten laſſe; da ſie im innigſten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht und endlich vor ſeiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird: ſo weiß ich nicht, wo ich die Zwiſchennuance hinſetzen ſoll, ob ich gleich geſtehe, daß aus Notdurft des dramatiſchen Pappen- und Lattenwerks die Schattierungen, die ich oben hererzähle, vielleicht zu abgeſetzt und unverbunden oder vielmehr durch zu leiſe Andeutungen verbunden ſind; vielleicht hilft ein zweites Leſen, vielleicht ſagt mir dein folgender Brief etwas Näheres.

Angelica hat ein Titelkupfer zum Egmont gezeichnet, Lips geſtochen, das wenigſtens in Deutſchland nicht gezeichnet, nicht geſtochen worden wäre.

Leider muß ich jetzt die bildende Kunſt ganz zurückſetzen, denn ſonſt werde ich mit meinen dramatiſchen Sachen nicht fertig, die auch eine eigne Sammlung und ruhige Bearbeitung fordern, wenn etwas daraus werden ſoll. Claudine iſt nun in der Arbeit, wird ſozuſagen ganz neu ausgeführt und die alte Spreu meiner Exiſtenz herausgeſchwungen.

Den 10. November.

Kayſer iſt nun da, und es iſt ein dreifach Leben, da die Muſik ſich anſchließt. Es iſt ein trefflich guter Mann und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich iſt. Tiſchbein kommt von Neapel zurück, und da muß beider Quartier und alles verändert werden, doch bei unſern guten Naturen wird alles in acht Tagen wieder im Gleis ſein.

Ich habe der Herzogin Mutter den Vorſchlag getan, ſie ſoll mir erlauben, die Summe von zweihundert Zechinen, nach und nach, für ſie in verſchiedenen kleinen Kunſtwerken auszugeben. Unterſtütze dieſen Vorſchlag, wie du ihn in meinem Briefe findeſt. Ich brauche das Geld nicht gleich, nicht auf einmal. Es iſt dieſes ein wichtiger Punkt, deſſen ganzen Umfang du ohne große Entwicklung empfinden wirſt, und du würdeſt die Notwendigkeit und Nützlichkeit meines Rats und Erbietens noch mehr erkennen, wenn du die Verhältniſſe hier wüßteſt, die vor mir liegen wie meine Hand. Ich bereite ihr durch Kleinigkeiten großes Vergnügen, und wenn ſie die Sachen, die ich nach und nach machen laſſe, hier findet, ſo ſtille ich die Begierde, zu beſitzen, die bei jedem Ankömmling, er ſei wer er wolle, entſteht und welche ſie nur mit einer ſchmerzlichen Reſignation unterdrücken oder mit Koſten und Schaden befriedigen könnte. Es ließen ſich davon noch Blätter vollſchreiben.

Daß mein Egmont Beifall erhält, freut mich herzlich. Kein Stück hab ich mit mehr Freiheit des Gemüts und mit mehr Gewiſſenhaftigkeit vollbracht als dieſes; doch fällt es ſchwer, wenn man ſchon anderes gemacht hat, dem Leſer genug zu tun: er verlangt immer etwas, wie das vorige war.

Den 24. November.

Du fragſt in deinem letzten Briefe wegen der Farbe der Landſchaft dieſer Gegenden. Darauf kann ich dir ſagen, daß ſie bei heitern Tagen, beſonders des Herbſtes, ſo *farbig* iſt, daß ſie in jeder Nachbildung *bunt* ſcheinen muß. Ich hoffe dir in einiger Zeit einige Zeichnungen zu ſchicken, die ein Deutſcher macht, der jetzt in Neapel iſt; die Waſſerfarben bleiben ſo weit unter dem Glanz der Natur, und doch werdet ihr glauben, es ſei unmöglich. Das Schönſte dabei iſt, daß die lebhaften Farben, in geringer Entfernung ſchon, durch den Luftton gemildert werden, und daß die Gegenſätze von kalten und warmen Tönen — wie man ſie nennt — ſo ſichtbar daſtehn. Die blauen klaren Schatten ſtechen ſo reizend von allem erleuchteten Grünen, Gelblichen, Rötlichen, Bräunlichen ab und verbinden ſich mit der bläulich duftigen Ferne. Es iſt ein Glanz und zugleich eine Harmonie, eine Abſtufung im Ganzen, wovon man nordwärts gar keinen Begriff hat. Bei euch iſt alles entweder hart oder trüb, bunt oder eintönig. Wenigſtens erinnere ich mich ſelten einzelne Effekte geſehen zu haben, die mir einen Vorſchmack von dem gaben, was jetzt täglich und ſtündlich vor mir ſteht. Vielleicht fände ich jetzt, da mein Auge geübter iſt, auch nordwärts mehr Schönheiten.

Übrigens kann ich wohl ſagen, daß ich nun faſt die rechten geraden Wege zu allen bildenden Künſten vor mir ſehe und erkenne, aber auch nun ihre Weiten und Fernen deſto klarer ermeſſe. Ich bin ſchon zu alt, um von jetzt an mehr zu tun als zu pfuſchen; wie es andre treiben, ſeh ich auch, finde manchen auf dem guten Pfade, keinen mit großen Schritten. Es iſt alſo auch damit, wie mit Glück und Weisheit, davon uns die Urbilder nur vorſchweben, deren Kleidſaum wir höchſtens berühren.

Kayſers Ankunft, und bis wir uns ein wenig mit ihm in häusliche Ordnung ſetzten, hatte mich einigermaßen zurückgebracht; meine Arbeiten ſtockten. Jetzt geht es wieder, und meine Opern ſind nahe, fertig zu ſein. Er iſt ſehr brav, verſtändig, ordentlich, geſetzt, in ſeiner Kunſt ſo feſt und ſicher, als man ſein kann, einer von denen Menſchen, durch deren Nähe man geſunder wird. Dabei hat er eine Herzensgüte, einen richtigen Lebens- und Geſellſchaftsblick, wodurch ſein übrigens ſtrenger Charakter biegſamer wird und ſein Umgang eine eigene Grazie gewinnt.

Bericht

November

Nun aber bei dem ſtillen Gedanken an ein allmähliches Loslöſen ward ein neues Anknüpfen durch die Ankunft eines wackeren früheren Freundes vorbereitet, des Chriſtoph Kayſer, eines gebornen Frankfurters, der zu gleicher Zeit mit Klingern und uns andern herangekommen war. Dieſer, von Natur mit eigentümlichem muſikaliſchem Talente begabt, hatte ſchon vor Jahren, indem er Scherz, Liſt und Rache zu komponieren unternahm, auch eine zu Egmont paſſende Muſik zu liefern begonnen. Ich hatte ihm von Rom aus gemeldet, das Stück ſei abgegangen und eine Kopie in meinen Händen geblieben. Statt weitläufiger Korreſpondenz darüber ward rätlich gefunden, er ſolle ſelbſt unverzüglich herankommen; da er denn auch nicht ſäumend mit dem Kurier durch Italien hindurchflog, ſehr bald bei uns eintraf und in den Künſtlerkreis, der ſein Hauptquartier im Korſo, Rondanini gegenüber, aufgeſchlagen hatte, ſich freundlich aufgenommen ſah.

Hier aber zeigte ſich gar bald, ſtatt des ſo nötigen Sammelns und Einens, neue Zerſtreuung und Zeitſplitterung.

Vorerſt gingen mehrere Tage hin, bis ein Klavier beigeſchafft, probiert, geſtimmt und nach des eigenſinnigen Künſtlers Willen und Wollen zurecht gerückt war, wobei denn immer noch etwas zu wünſchen und zu fordern übrig blieb. Indeſſen belohnte ſich baldigſt der Aufwand von Mühe und Verſäumnis durch die Leiſtungen eines ſehr gewandten, ſeiner Zeit völlig gemäßen, die damaligen ſchwierigſten Werke leicht vortragenden Talentes. Und damit der muſikaliſche Geſchichtskenner ſogleich wiſſe, wovon die Rede ſei, bemerke ich, daß zu jener Zeit Schubart für unerreichbar gehalten, ſodann auch, daß als Probe eines geübten Klavierſpielers die Ausführung von Variationen geachtet wurde, wo ein einfaches Thema, auf die künſtlichſte Weiſe durchgeführt, endlich durch ſein natürliches Wiedererſcheinen den Hörer zu Atem kommen ließ.

Die Symphonie zu Egmont brachte er mit, und ſo belebte ſich von dieſer Seite mein ferneres Beſtreben, welches gegenwärtig mehr als jemals, aus Notwendigkeit und Liebhaberei, gegen das muſikaliſche Theater gerichtet war.

Erwin und Elmire ſowie Claudine von Villa Bella ſollten nun auch nach Deutſchland abgeſendet werden; ich hatte mich aber durch die Bearbeitung Egmonts in meinen Forderungen gegen mich ſelbſt dergeſtalt geſteigert, daß ich nicht über mich gewinnen konnte, ſie in ihrer erſten Form dahin zu geben. Gar manches Lyriſche, das ſie enthalten, war mir lieb und wert; es zeugte von vielen, zwar törig, aber doch glücklich verlebten Stunden, wie von Schmerz und Kummer, welchen die Jugend in ihrer unberatenen Lebhaftigkeit ausgeſetzt bleibt. Der proſaiſche Dialog dagegen erinnerte zu ſehr an jene franzöſiſchen Operetten, denen wir zwar ein freundliches Andenken zu gönnen haben, indem ſie zuerſt ein heiteres ſingbares Weſen auf unſer Theater herüberbrachten, die mir

aber jetzt nicht mehr genügen wollten, als einem eingebürgerten Italiener, der den melodiſchen Geſang durch einen rezitierenden und deklamatoriſchen wenigſtens wollte verknüpft ſehen.

In dieſem Sinne wird man nunmehr beide Opern bearbeitet finden; ihre Kompoſitionen haben hie und da Freude gemacht, und ſo ſind ſie auf dem dramatiſchen Strom auch zu ihrer Zeit mit vorüber geſchwommen.

Gewöhnlich ſchilt man auf die italieniſchen Texte, und das zwar in ſolchen Phraſen, wie einer dem andern nachſagen kann, ohne was dabei zu denken; ſie ſind freilich leicht und heiter, aber ſie machen nicht mehr Forderungen an den Komponiſten und an den Sänger, als inwieweit beide ſich hinzugeben Luſt haben. Ohne hierüber weitläufig zu ſein, erinnere ich an den Text der Heimlichen Heirat; man kennt den Verfaſſer nicht, aber es war einer der geſchickteſten, die in dieſem Fach gearbeitet haben, wer er auch mag geweſen ſein. In dieſem Sinne zu handeln, in gleicher Freiheit nach beſtimmten Zwecken zu wirken, war meine Abſicht, und ich wüßte ſelbſt nicht zu ſagen, inwiefern ich mich meinem Ziel genähert habe.

Leider aber war ich mit Freund Kayſer ſeit geraumer Zeit ſchon in einem Unternehmen befangen, das nach und nach immer bedenklicher und weniger ausführbar ſchien.

Man vergegenwärtige ſich jene ſehr unſchuldige Zeit des deutſchen Opernweſens, wo noch ein einfaches Intermezzo, wie die Serva Padrona von Pergoleſe, Eingang und Beifall fand. Damals nun produzierte ſich ein deutſcher Buffo namens Berger, mit einer hübſchen, ſtattlichen, gewandten Frau, welche in deutſchen Städten und Ortſchaften, mit geringer Verkleidung und ſchwacher Muſik, im Zimmer, mancherlei heitere, aufregende Vorſtellungen gaben, die denn freilich immer auf Betrug und Beſchämung eines alten verliebten Gecken auslaufen mochten.

Ich hatte mir zu ihnen eine dritte mittlere, leicht zu beſetzende Stimme gedacht, und ſo war denn ſchon vor Jahren das Singſpiel Scherz, Liſt und Rache entſtanden, das ich an Kayſern nach Zürich ſchickte, welcher aber, als ein ernſter, gewiſſenhafter Mann, das Werk zu redlich angriff und zu ausführlich behandelte. Ich ſelbſt war ja ſchon über das Maß des Intermezzo hinausgegangen, und das kleinlich ſcheinende Sujet hatte ſich in ſo viel Singſtücke entfaltet, daß ſelbſt bei einer vorübergehenden ſparſamen Muſik drei Perſonen kaum mit der Darſtellung wären zu Ende gekommen. Nun hatte Kayſer die Arien ausführlich nach altem Schnitt behandelt, und man darf ſagen ſtellenweiſe glücklich genug, wie nicht ohne Anmut des Ganzen.

Allein wie und wo ſollte das zur Erſcheinung kommen? Unglücklicherweiſe litt es, nach frühern Mäßigkeitsprinzipien, an einer Stimmenmagerkeit; es ſtieg nicht weiter als bis zum Terzett, und man hätte zuletzt die Theriaksbüchſen des Doktors gern beleben mögen, um ein Chor zu gewinnen. Alles unſer Bemühen daher, uns im Einfachen und Beſchränkten abzuſchließen, ging verloren, als Mozart auftrat. Die Entführung aus dem Serail ſchlug alles nieder, und es iſt auf dem Theater von unſerm ſo ſorgſam gearbeiteten Stück niemals die Rede geweſen.

Die Gegenwart unſeres Kayſers erhöhte und erweiterte nun die Liebe zur Muſik, die ſich bisher nur auf theatraliſche Exhibitionen eingeſchränkt hatte. Er war ſorgfältig, die Kirchenfeſte zu bemerken, und wir fanden uns dadurch veranlaßt, auch die an ſolchen

Tagen aufgeführten ſolennen Muſiken mit anzuhören. Wir fanden ſie freilich ſchon ſehr weltlich, mit vollſtändigem Orcheſter, obgleich der Geſang noch immer vorwaltete. Ich erinnere mich, an einem Cäcilientage zum erſtenmal eine Bravourarie mit eingreifendem Chor gehört zu haben; ſie tat auf mich eine außerordentliche Wirkung, wie ſie ſolche auch noch immer, wenn dergleichen in den Opern vorkommt, auf das Publikum ausübt.

Nächſt dieſem hatte Kayſer noch eine Tugend, daß er nämlich, weil ihm ſehr um die alte Muſik zu tun war, ihm auch die Geſchichte der Tonkunſt ernſtlich zu erforſchen oblag, ſich in Bibliotheken umſah; wie denn ſein treuer Fleiß beſonders in der Minerva gute Aufnahme und Fördernis gefunden hatte. Dabei aber hatte ſein Bücherforſchen den Erfolg, daß er uns auf die ältern Kupferwerke des ſechzehnten Jahrhunderts aufmerkſam machte und zum Beiſpiel das Speculum Romanae magnificientiae, die Architekturen von Lomazzo, nicht weniger die ſpäteren Admiranda Romae, und was ſonſt noch dergleichen ſein mochte, in Erinnerung zu bringen nicht unterließ. Dieſe Bücher- und Blätterſammlungen, zu denen wir andere denn auch wallfahrteten, haben beſonders einen großen Wert, wenn man ſie in guten Abdrücken vor ſich ſieht: ſie vergegenwärtigen jene frühere Zeit, wo das Altertum mit Ernſt und Scheu betrachtet und die Überbleibſel in tüchtigem Charakter ausgedrückt wurden. So näherte man ſich zum Beiſpiel den Koloſſen, wie ſie noch auf dem alten Fleck im Garten Colonna ſtanden; die Halbruine des Septizoniums Severi gab noch den ungefähren Begriff von dieſem verſchwundenen Gebäude; die Peterskirche ohne Faſſade, das große Mittel ohne Kuppel, der alte Vatikan, in deſſen Hof noch Turniere gehalten werden konnten, alles zog in die alte Zeit zurück und ließ zugleich aufs deutlichſte bemerken, was die zwei folgenden Jahrhunderte für Veränderungen hervorgerufen und, ungeachtet bedeutender Hinderniſſe, das Zerſtörte herzuſtellen, das Verſäumte nachzuholen getrachtet.

Heinrich Meyer von Zürich, deſſen ich ſchon oft zu gedenken Urſach hatte, ſo zurückgezogen er lebte, ſo fleißig er war, fehlte doch nicht leicht, wo etwas Bedeutendes zu ſchauen, zu erfahren, zu lernen war; denn auch die übrigen ſuchten und wünſchten ihn, indem er ſich in Geſellſchaft ſo beſcheiden als lehrreich erwies. Er ging den ſichern, von Winckelmann und Mengs eröffneten Pfad ruhig fort, und weil er in der Seydelmanniſchen Manier antike Büſten mit Sepia gar löblich darzuſtellen wußte, ſo fand niemand mehr Gelegenheit als er, die zarten Abſtufungen der frühern und ſpätern Kunſt zu prüfen und kennen zu lernen.

Als wir nun einen von allen Fremden, Künſtlern, Kennern und Laien gleich gewünſchten Beſuch bei Fackelſchein dem Muſeum ſowohl des Vatikans als auch des Kapitols abzuſtatten Anſtalt machten, ſo geſellte er ſich uns zu; und ich finde unter meinen Papieren einen ſeiner Aufſätze, wodurch ein ſolcher genußreicher Umgang durch die herrlichſten Reſte der Kunſt, welcher meiſtenteils wie ein entzückender, nach und nach verlöſchender Traum vor der Seele ſchwebt, auch in ſeinen vorteilhaften Einwirkungen auf Kenntnis und Einſicht eine bleibende Bedeutung erhält.

„Der Gebrauch, die großen römiſchen Muſeen, zum Beiſpiel das Museo Pio-Clementino im Vatikan, das Kapitoliniſche uſw. beim Licht von Wachsfackeln zu beſehen, ſcheinet in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch ziemlich neu geweſen zu ſein; indeſſen iſt mir nicht bekannt, wann er eigentlich ſeinen Anfang genommen.

„Vorteile der Fackelbeleuchtung: Jedes Stück wird nur einzeln, abgeſchloſſen von allen übrigen betrachtet, und die Aufmerkſamkeit des Beſchauers bleibt lediglich auf dasſelbe gerichtet: dann erſcheinen in dem gewaltigen wirkſamen Fackellicht alle zarten Nuancen der Arbeit weit deutlicher; alle ſtörenden Widerſcheine (zumal bei glänzend polierten Statuen beſchwerlich) hören auf, die Schatten werden entſchiedener, die beleuchteten Teile treten heller hervor. Ein Hauptvorteil aber iſt unſtreitig der, daß ungünſtig aufgeſtellte Stücke hierdurch das ihnen gebührende Recht erhalten. So konnte man zum Beiſpiel den Laokoon in der Niſche, wo er ſtand, nur bei Fackellicht recht ſehen, weil kein unmittelbares Licht auf ihn fiel, ſondern bloß ein Widerſchein aus dem kleinen runden, mit einer Säulenhalle umgebenen Hof des Belvedere; dasſelbe war der Fall mit dem Apollo und dem ſogenannten Antinous (Merkur). Noch nötiger war Fackelbeleuchtung, um den Nil wie auch den Meleager zu ſehen und ihre Verdienſte ſchätzen zu können. Keiner andern Antike iſt Fackelbeleuchtung ſo vorteilhaft als dem ſogenannten Phocion, weil man nur dann, nicht aber bei gewöhnlichem Licht, indem er ungünſtig aufgeſtellt iſt, die wunderſam zart durch das einfache Gewand durchſcheinenden Teile des Körpers wahrnehmen kann. Schön nimmt ſich auch der vortreffliche Sturz eines ſitzenden Bacchus aus, ebenſo das obere Teil einer Bacchusſtatue mit ſchönem Kopf und die Halbfigur eines Triton, vor allem aber das Wunder der Kunſt, der nie genug zu preiſende berühmte Torſo.

„Die Denkmale im Kapitoliniſchen Muſeum ſind zwar überhaupt weniger wichtig als die im Museo Pio-Clementino, doch gibt es einige von großer Bedeutung, und man tut wohl, um ſich von ihren Verdienſten gehörig zu unterrichten, ſolche bei Fackelbeleuchtung zu ſehen. Der ſogenannte Pyrrhus, vortrefflich gearbeitet, ſteht auf der Treppe und erhält gar kein Tageslicht; auf der Galerie vor den Säulen ſteht eine ſchöne halbe Figur, die für eine bekleidete Venus gehalten wird, welche von drei Seiten ſchwaches Licht erhält. Die nackte Venus, die ſchönſte Statue dieſer Art in Rom, erſcheint bei Tageslicht nicht zu ihrem Vorteil, da ſie in einem Eckzimmer aufgeſtellt iſt, und die ſogenannte ſchön bekleidete Juno ſteht an der Wand zwiſchen Fenſtern, wo ſie bloß ein wenig Streiflicht erhält; auch der ſo berühmte Ariadnekopf im Miscellaneenzimmer wird, außer bei Fackellicht, nicht in ſeiner ganzen Herrlichkeit geſehen. Und ſo ſind noch mehrere Stücke dieſes Muſeums ungünſtig aufgeſtellt, ſo daß Fackelbeleuchtung durchaus notwendig wird, wenn man ſolche recht ſehen und nach Verdienſten ſchätzen ſoll.

„Wie übrigens ſo vieles, was geſchieht, um die Mode mitzumachen, zum Mißbrauch wird, ſo iſt es auch mit der Fackelbeleuchtung. Sie kann nur in dem Falle Gewinn bringen, wenn verſtanden wird, wozu ſie nütze iſt. Monumente zu ſehen, die, wie vorhin von einigen berichtet worden, bloß verkümmertes Tageslicht erhalten, iſt ſie notwendig, indem alsdann Höhen und Tiefen und Übergang der Teile ineinander richtiger erkannt werden. Vornehmlich aber wird ſie Werken aus der allerbeſten Zeit der Kunſt günſtig ſein, wenn nämlich der, welcher die Fackel führt, und der Beſchauer wiſſen, worauf es ankömmt; ſie wird die Maſſen derſelben beſſer zeigen und die zarteſten Nuancen der Arbeit hervorheben. Werke des alten Kunſtſtils hingegen, die vom mächtigen, und ſelbſt die vom hohen, haben nicht viel zu gewinnen, wenn ſie anders ſonſt in hellem Lichte ſtehen. Denn da die Künſtler damals noch des Lichts und Schattens nicht kundig waren, wie ſollten ſie für ihre Arbeiten auf Licht und Schatten gerechnet haben? So iſt es auch mit ſpät gearbeiteten Werken, als die Künſtler anfingen, nachläſſiger zu

werden, der Geſchmack ſchon ſo weit geſunken war, daß auf Licht und Schatten in plaſtiſchen Werken nicht weiter geachtet, die Lehre von den Maſſen vergeſſen war. Wozu ſollte Fackelbeleuchtung an Monumenten dieſer Art dienen?“

Bei einer ſo feierlichen Gelegenheit iſt es der Erinnerung gemäß, auch Herrn Hirts zu gedenken, der unſerem Verein auf mehr als eine Weiſe nützlich und förderlich geweſen. Im Fürſtenbergiſchen 1759 geboren, fand er, nach zurückgelegten Studien der alten Schriftſteller, einen unwiderſtehlichen Trieb, ſich nach Rom zu verfügen. Er war einige Jahre früher daſelbſt angekommen als ich und hatte ſich auf die ernſtlichſte Weiſe mit alten und neuern Bau- und Bildwerken jeder Art bekannt gemacht und ſich zu einem unterrichtenden Führer von wißbegierigen Fremden geeignet. Auch mir erwies er dieſe Gefälligkeit mit aufopfernder Teilnahme.

Sein Hauptſtudium war die Baukunſt, ohne daß er den klaſſiſchen Lokalitäten und ſo viel andern Merkwürdigkeiten ſeine Beachtung entzogen hätte. Seine theoretiſchen Anſichten über Kunſt gaben in dem ſtreit- und parteiſüchtigen Rom vielfältige Gelegenheit zu lebhaften Diskuſſionen. Aus der Verſchiedenheit der Anſichten kommen, beſonders dort, wo immer und überall von Kunſt die Rede iſt, gar mannigfaltig Hin- und Widerreden, wodurch der Geiſt in der Nähe ſo bedeutender Gegenſtände lebhafteſt angeregt und gefördert wird. Unſres Hirts Maxime ruhte auf Ableitungen griechiſcher und römiſcher Architektur von der älteſten notwendigſten Holzkonſtruktion, worauf er denn Lob und Tadel der neuern Ausführung gründete und ſich dabei der Geſchichte und Beiſpiele geſchickt zu bedienen wußte. Andere behaupteten dagegen, daß in der Baukunſt, wie in jeder andern, geſchmackvolle Fiktionen ſtattfänden, auf welche der Baukünſtler niemals Verzicht tun dürfe, indem er ſich in den mannigfaltigſten Fällen, die ihm vorkommen, bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe zu helfen habe und von der ſtrengen Regel abzuweichen genötigt ſei.

In Abſicht auf Schönheit geriet er auch oft mit andern Künſtlern in Diskrepanz, indem er den Grund derſelben ins Charakteriſtiſche legte, da ihm denn inſofern diejenigen beipflichteten, welche ſich überzeugt hielten, daß freilich der Charakter jedem Kunſtwerk zum Grunde liegen müſſe, die Behandlung aber dem Schönheitsſinne und dem Geſchmack anempfohlen ſei, welche einen jeden Charakter in ſeiner Angemeſſenheit ſowohl als in ſeiner Anmut darzuſtellen haben.

Weil aber die Kunſt im Tun und nicht im Reden beſteht, man aber dennoch immerfort mehr reden als tun wird, ſo begreift man leicht, daß dergleichen Unterhaltungen damals grenzenlos waren, wie ſie es bis in die neuſten Zeiten geblieben ſind.

Wenn die differierenden Meinungen der Künſtler zu gar mancherlei Unannehmlichkeiten, ja Entfernungen untereinander Gelegenheit gaben, ſo traf es ſich auch wohl, obgleich ſelten, daß heitere Vorfälle ſich bei ſolcher Gelegenheit ereigneten. Nachſtehendes mag davon ein Beiſpiel ſein.

Eine Anzahl Künſtler hatten den Nachmittag im Vatikan zugebracht und gingen ſpät, um nicht den langen Weg durch die Stadt zu ihrem Quartier zu nehmen, zu dem Tor an der Kolonnade hinaus, an den Weinbergen her bis an die Tiber. Sie hatten ſich unterwegs geſtritten, kamen ſtreitend ans Ufer und ſetzten auf der Überfahrt die Unterhaltung lebhaft fort. Nun wären ſie, bei Ripetta ausſteigend, in den Fall gekommen, ſich zu

trennen und die von beiden Seiten noch überflüſſig vorhandenen Argumente in der Geburt erſtickt zu ſehen. Sie wurden alſo einig, beiſammenzubleiben und wieder hinüber und herüber zu fahren und auf der ſchwankenden Fähre ihrer Dialektik den ferneren Lauf zu laſſen. Einmal aber fand ſich dieſe Bewegung nicht hinreichend; ſie waren einmal im Zuge und verlangten von dem Fährmann mehrmalige Wiederholung. Dieſer auch ließ es ſich wohl gefallen, indem ein jedesmaliges Herüber und Hinüber ihm von der Perſon einen Bajocco eintrug, einen anſehnlichen Gewinn, den er ſo ſpät nicht mehr zu erwarten hatte. Deshalb erfüllte er ganz ſtillſchweigend ihr Verlangen; und da ihn ſein Söhnchen mit Verwunderung fragte: Was wollen ſie denn damit? antwortet' er ganz ruhig: Ich weiß nicht, aber ſie ſind toll.

Ungefähr in dieſer Zeit erhielt ich in einem Paket von Hauſe nachſtehenden Brief:
Monsieur, je ne suis pas étonné que vous ayez de mauvais lecteurs; tant de gens aiment mieux parler que sentir, mais il faut les plaindre et se féliciter de ne pas leur ressembler. — Oui, Monsieur, je vous dois la meilleure action de ma vie, par conséquent la racine de plusieurs autres, et pour moi votre livre est bon. Si j'avais le bonheur d'habiter le même pays que vous, j'irais vous embrasser et vous dire mon secret, mais malheureusement j'en habite un, où personne ne croirait au motif qui vient de me déterminer à cette démarche. Soyez satisfait, Monsieur, d'avoir pu à 300 lieues de votre demeure ramener le cœur d'un jeune homme à l'honnêteté et à la vertu; toute une famille va être tranquille, et mon cœur jouit d'une bonne action. Si j'avais des talents, des lumières ou un rang qui me fît influer sur le sort des hommes, je vous dirais mon nom, mais je ne suis rien et je sais ce que je ne voudrais être. Je souhaite, Monsieur, que vous soyez jeune, que vous ayez le goût d'écrire, que vous soyez l'époux d'une Charlotte qui n'avait point vu de Werther, et vous serez le plus heureux des hommes; car je crois que vous aimez la vertu.

Dezember

Korreſpondenz

Den 1. Dezember.

So viel verſichre ich dir: ich bin über die wichtigſten Punkte mehr als gewiß, und obgleich die Erkenntnis ſich ins Unendliche erweitern könnte, ſo hab ich doch vom Endlich-Unendlichen einen ſichern, ja klaren und mitteilbaren Begriff.
Ich habe noch die wunderlichſten Sachen vor und halte mein Erkenntnisvermögen zurück, daß nur meine tätige Kraft einigermaßen fortkomme. Denn da ſind herrliche Sachen, und ſo begreiflich wie die Flachhand, wenn man ſie nur gefaßt hat.

Den 7. Dezember.

Dieſe Woche iſt mit Zeichnen zugebracht worden, da es mit der Dichtung nicht fort wollte; man muß ſehen und ſuchen, alle Epochen zu nutzen. Unſre Hausakademie geht immer fort, und wir ſind bemüht, den alten Angantyr aus dem Schlafe zu wecken; die Perſpektiv beſchäftigt uns des Abends, und ich ſuche immer dabei einige Teile des menſchlichen Körpers beſſer und ſichrer zeichnen zu lernen. Es iſt nur alles Gründliche gar zu ſchwer und verlangt große Applikation in der Ausübung.
Angelica iſt gar lieb und gut, ſie macht mich auf alle Weiſe zu ihrem Schuldner. Den Sonntag bringen wir zuſammen zu, und in der Woche ſehe ich ſie abends einmal. Sie

arbeitet ſo viel und ſo gut, daß man gar keinen Begriff hat, wies möglich iſt, und glaubt doch immer, ſie mache nichts.

Den 8. Dezember.

Wie ſehr es mich ergötzt, daß dir mein Liedchen gefallen hat, glaubſt du nicht, wie ſehr es mich freut, einen Laut hervorzubringen, der in deine Stimmung trifft. Eben das wünſcht ich Egmonten, von dem du ſo wenig ſagſt, und eher, daß dir daran etwas weh als wohl tut. Oh, wir wiſſen genug, daß wir eine ſo große Kompoſition ſchwer ganz rein ſtimmen können: es hat doch im Grunde niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunſt als der Künſtler ſelbſt.

Es iſt weit mehr *Poſitives*, das heißt *Lehrbares* und *Überlieferbares* in der Kunſt, als man gewöhnlich glaubt; und der mechaniſchen Vorteile, wodurch man die geiſtigſten Effekte — verſteht ſich, immer mit Geiſt — hervorbringen kann, ſind ſehr viele. Wenn man dieſe kleinen Kunſtgriffe weiß, iſt vieles ein Spiel, was nach Wunder was ausſieht, und nirgends glaub ich, daß man mehr lernen kann, in Hohem und Niedrem, als in Rom.

Den 15. Dezember.

Ich ſchreibe dir ſpäte, um nur etwas zu ſchreiben. Dieſe Woche hab ich ſehr vergnügt zugebracht. Es wollte die vorige Woche nicht gehen, weder mit einer noch andrer Arbeit, und da es am Montage ſo ſchön Wetter war und meine Kenntnis des Himmels mich gute Tage hoffen ließ, machte ich mich mit Kayſern und meinem zweiten Fritz auf die Beine und durchging von Dienstag bis heute abend die Plätze, die ich ſchon kannte, und verſchiedene Seiten, die ich noch nicht kannte.

Dienstag abend erreichten wir Frascati, Mittwoch beſuchten wir die ſchönſten Villen und beſonders den köſtlichen Antinous auf Monte Dragone. Donnerstag gingen wir von Frascati auf Monte Cavo über Rocca di Papa, wovon du einmal Zeichnungen haben ſollſt, denn Worte und Beſchreibungen ſind nichts; dann nach Albano herunter. Freitag ſchied Kayſer von uns, dem es nicht ganz wohl war, und ich ging mit Fritz dem Zweiten auf Aricia, Genzano, am See von Nemi her wieder auf Albano zurück. Heute ſind wir auf Caſtel Gandolfo und Marino gegangen und von da nach Rom zurück. Das Wetter hat uns unglaublich begünſtigt, es war faſt das ſchönſte Wetter des ganzen Jahrs. Außer den immer grünen Bäumen haben noch einige Eichen ihr Laub, auch junge Kaſtanien noch das Laub, wenn gleich gelb. Es ſind Töne in der Landſchaft von der größten Schönheit, und die herrlichen großen Formen im nächtlichen Dunkel! Ich habe große Freude gehabt, die ich dir in der Ferne mitteile. Ich war ſehr vergnügt und wohl.

Den 21. Dezember.

Daß ich zeichne und die Kunſt ſtudiere, hilft dem Dichtungsvermögen auf, ſtatt es zu hindern; denn ſchreiben muß man nur wenig, zeichnen viel. Dir wünſche ich nur den Begriff der bildenden Kunſt mitteilen zu können, den ich jetzt habe: ſo ſubordiniert er auch noch iſt, ſo erfreulich, weil er wahr iſt und immer weiter deutet. Der Verſtand und die Konſequenz der großen Meiſter iſt unglaublich. Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neu geboren war, ſo fange ich jetzt an, wie neu erzogen zu ſein.

143. Goethe: Nemi bei Rom.

Was ich bisher geſchickt habe, ſind nur leichtſinnige Verſuche. Mit Thurneiſen ſchicke ich eine Rolle, worauf das Beſte fremde Sachen ſind, die dich erfreuen werden.

Den 25. Dezember.

Diesmal iſt Chriſtus unter Donner und Blitzen geboren worden, wir hatten gerade um Mitternacht ein ſtarkes Wetter.

Der Glanz der größten Kunſtwerke blendet mich nicht mehr; ich wandle nun im Anſchauen, in der wahren unterſcheidenden Erkenntnis. Wieviel ich hierin einem ſtillen einſam fleißigen Schweizer, namens Meyer, ſchuldig bin, kann ich nicht ſagen. Er hat mir zuerſt die Augen über das Detail, über die Eigenſchaften der einzelnen Formen aufgeſchloſſen, hat mich in das eigentliche *Machen* initiiert. Er iſt in wenigem genügſam und beſcheiden. Er genießt die Kunſtwerke eigentlich mehr als die großen Beſitzer, die ſie nicht verſtehen, mehr als andere Künſtler, die zu ängſtlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmliſche Klarheit der Begriffe und eine engliſche Güte des Herzens. Er ſpricht niemals mit mir, ohne daß ich alles aufſchreiben möchte, was er ſagt; ſo beſtimmt, richtig, die einzige wahre Linie beſchreibend ſind ſeine Worte. Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Menſch geben konnte, und ſeine Entfernung wird mir unerſetzlich bleiben. In ſeiner Nähe, in einer Reihe von Zeit, hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt ſelbſt kaum denken darf. Alles, was ich in Deutſchland lernte, vornahm, dachte, verhält ſich zu ſeiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte, die ſtille wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunſtwerke zu betrachten anfange; mein Geiſt iſt erweitert genug, um ſie zu faſſen, und bildet ſich immer mehr aus, um ſie eigentlich ſchätzen zu können.

Es ſind wieder Fremde hier, mit denen ich manchmal eine Galerie ſehe; ſie kommen mir wie Weſpen in meinem Zimmer vor, die gegen die Fenſter fahren und die helle Scheibe für Luft halten, dann wieder abprallen und an den Wänden ſummen.

In den ſchweigenden zurücktretenden Zuſtand mag ich einen Feind nicht wünſchen. Und wie ſonſt für „krank“ und „borniert“ gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals. Denke alſo, mein Lieber, tue, wirke das Beſte für mich und erhalte mir mein Leben, das ſonſt, ohne jemanden zu nutzen, zugrunde geht. Ja, ich muß ſagen: ich bin dieſes Jahr moraliſch ſehr verwöhnt worden. Ganz abgeſchnitten von aller Welt, hab ich eine Zeitlang allein geſtanden. Nun hat ſich wieder ein enger Kreis um mich gezogen, die alle gut ſind, alle auf dem rechten Wege, und das iſt nur das Kennzeichen, daß ſie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden, je mehr ſie denkend und handelnd auf dem rechten Wege ſind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldſam gegen alle, die auf ihrem Wege ſchlendern oder irren und doch für Boten und Reiſende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treib ichs ſo lang, bis ſie ihr Leben ändern oder ſich von mir ſcheiden. Hier, verſteht ſich, iſt nur von guten, graden Menſchen die Rede; Halb- und Schiefköpfe werden gleich ohne Umſtände mit der Wanne geſondert. Zwei Menſchen danken mir ſchon ihre Sinnes- und Lebensänderung, ja dreie, und werden ſie mir zeitlebens danken. Da, auf dem Punkte der Wirkung meines Weſens, fühl ich die Geſundheit meiner Natur und ihre Ausbreitung; meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich ſehe nichts, wenn man mich vor eine Mauer ſtellt.

Bericht

Dezember

Der Monat Dezember war mit heiterem, ziemlich gleichem Wetter eingetreten, wodurch ein Gedanke rege ward, der einer guten frohen Geſellſchaft viel angenehme Tage verſchaffen ſollte. Man ſagte nämlich: Stellen wir uns vor, wir kämen ſoeben in Rom an und müßten als eilige Fremde geſchwind von den vorzüglichſten Gegenſtänden uns unterrichten. Beginnen wir einen Umgang in dieſem Sinne, damit das ſchon Bekannte möchte in Geiſt und Sinn wieder neu werden.

Die Ausführung des Gedankens ward alſobald begonnen und mit einiger Stetigkeit ſo ziemlich durchgeſetzt; leider, daß von manchem Guten, welches bei dieſer Gelegenheit bemerkt und gedacht worden, nur wenig übrig geblieben. Briefe, Notizen, Zeichnungen und Entwürfe mangeln von dieſer Epoche faſt gänzlich; einiges werde jedoch hievon kürzlich mitgeteilt.

Unterhalb Roms, eine Strecke nicht weit von der Tiber, liegt eine mäßig große Kirche, zu den drei Brünnlein genannt: dieſe ſind, ſo erzählt man, bei Enthauptung des heiligen Paulus durch ſein Blut hervorgerufen worden und quillen noch bis auf den heutigen Tag.

Ohnehin iſt die Kirche niedrig gelegen, und da vermehren denn freilich die in ihrem Innern hervordringenden Röhrbrunnen eine dunſtige Feuchtigkeit. Das Innere ſteht wenig geſchmückt und beinahe verlaſſen, nur für einen ſeltenen Gottesdienſt, reinlich, wenn gleich moderhaft, gehegt und beſorgt. Was ihr aber zur größten Zierde dient, ſind Chriſtus und ſeine Apoſtel, die Reihe her an den Pfeilern des Schiffs, nach Zeichnungen Raffaels farbig in Lebensgröße gemalt. Dieſer außerordentliche Geiſt hat jene frommen Männer, die er ſonſt am rechten Orte in verſammelter Schar als übereinſtimmend gekleidet vorgeführt, hier, da jeder einzelne abgeſondert auftritt, jeden auch mit beſonderer Auszeichnung abgebildet, nicht als wenn er im Gefolge des Herrn ſich befände, ſondern als wenn er, nach der Heimfahrt desſelben auf ſeine eignen Füße geſtellt, nunmehr ſeinem Charakter gemäß das Leben durchzuwirken und auszudulden habe.

Um uns aber von den Vorzügen dieſer Bilder auch in der Ferne zu belehren, ſind uns Nachbildungen der Originalzeichnungen von der treuen Hand Marc Antons übrig geblieben, welche uns öfters Gelegenheit und Anlaß gaben, unſer Gedächtnis aufzufriſchen und unſere Bemerkungen niederzuſchreiben. Wir fügen den Auszug eines Aufſatzes bei, der in dem Jahre 1789 in den Deutſchen Merkur aufgenommen worden.

Die Aufgabe, einen verklärten Lehrer mit ſeinen zwölf erſten und vornehmſten Schülern, welche ganz an ſeinen Worten und an ſeinem Daſein hingen und größtenteils ihren einfachen Wandel mit einem Märtyrertode krönten, gebührend vorzuſtellen, hat er mit einer ſolchen Einfalt, Mannigfaltigkeit, Herzlichkeit und mit ſo einem reichen Kunſtverſtändnis gelöſt, daß wir dieſe Blätter für eins der ſchönſten Momente ſeines glücklichen Daſeins halten können.

Was uns von ihrem Charakter, Stande, Beſchäftigung, Wandel und Tode in Schriften oder durch Traditionen übrig geblieben, hat er auf das zarteſte benutzt und dadurch eine Reihe von Geſtalten hervorgebracht, welche, ohne einander zu gleichen, eine innere Beziehung aufeinander haben. Wir wollen ſie einzeln durchgehen, um unſre Leſer auf die intereſſante Sammlung aufmerkſam zu machen.

Petrus. Er hat ihn gerad von vorne geſtellt und ihm eine feſte gedrungene Geſtalt gegeben. Die Extremitäten ſind bei dieſer, wie bei einigen andern Figuren, ein wenig groß gehalten,

wodurch die Figur etwas kürzer ſcheint. Der Hals iſt kurz, und die kurzen Haare ſind unter allen dreizehn Figuren am ſtärkſten gekrauſt. Die Hauptfalten des Gewandes laufen in der Mitte des Körpers zuſammen, das Geſicht ſieht man, wie die übrige Geſtalt, ganz von vorn. Die Figur iſt in ſich feſt zuſammengenommen und ſteht da wie ein Pfeiler, der eine Laſt zu tragen imſtande iſt.

Paulus iſt auch ſtehend abgebildet, aber abgewendet, wie einer der gehen will und nochmals zurückſieht; der Mantel iſt aufgezogen und über den Arm, in welchem er das Buch hält, geſchlagen; die Füße ſind frei, es hindert ſie nichts am Fortſchreiten; Haare und Bart bewegen ſich wie Flammen, und ein ſchwärmeriſcher Geiſt glüht auf dem Geſichte.

Johannes. Ein edler Jüngling, mit langen, angenehmen, nur am Ende krauſen Haaren. Er ſcheint zufrieden, ruhig, die Zeugniſſe der Religion, das Buch und den Kelch, zu beſitzen und vorzuzeigen. Es iſt ein ſehr glücklicher Kunſtgriff, daß der Adler, indem er die Flügel hebt, das Gewand ſogleich mit in die Höhe nimmt, und durch dieſes Mittel die ſchön angelegten Falten in die vollkommenſte Lage geſetzt werden.

Matthäus. Ein wohlhabender, behaglicher, auf ſeinem Daſein beruhender Mann. Die allzu große Ruhe und Bequemlichkeit iſt durch einen ernſthaften, beinahe ſcheuen Blick ins Gleichgewicht gebracht; die Falten, die über den Leib geſchlagen ſind, und der Geldbeutel geben einen unbeſchreiblichen Begriff von behaglicher Harmonie.

Thomas iſt eine der ſchönſten, in der größten Einfalt ausdruckvollſten Figuren. Er ſteht in ſeinen Mantel zuſammengenommen, der auf beiden Seiten faſt ſymmetriſche Falten wirft, die aber durch ganz leiſe Veränderungen einander völlig unähnlich gemacht worden ſind. Stiller, ruhiger, beſcheidner kann wohl kaum eine Geſtalt gebildet werden. Die Wendung des Kopfes, der Ernſt, der beinahe traurige Blick, die Feinheit des Mundes harmonieren auf das ſchönſte mit dem ruhigen Ganzen. Die Haare allein ſind in Bewegung, ein unter einer ſanften Außenſeite bewegtes Gemüt anzuzeigen.

Jakobus major. Eine ſanfte, eingehüllte, vorbeiwandelnde Pilgrimsgeſtalt.

Philippus. Man lege dieſen zwiſchen die beiden vorhergehenden und betrachte den Faltenwurf aller drei nebeneinander, und es wird auffallen, wie reich, groß, breit die Falten dieſer Geſtalt gegen jene gehalten ſind. So reich und vornehm ſein Gewand iſt, ſo ſicher ſteht er, ſo feſt hält er das Kreuz, ſo ſcharf ſieht er darauf, und das Ganze ſcheint eine innere Größe, Ruhe und Feſtigkeit anzudeuten.

Andreas umarmt und liebkoſet ſein Kreuz mehr, als er es trägt; die einfachen Falten des Mantels ſind mit großem Verſtande geworfen.

Taddäus. Ein Jüngling, der, wie es die Mönche auf der Reiſe zu tun pflegen, ſein langes Überkleid in die Höhe nimmt, daß es ihn nicht im Gehen hindere. Aus dieſer einfachen Handlung entſtehen ſehr ſchöne Falten. Er trägt die Partiſane, das Zeichen ſeines Märtyrertodes, als einen Wanderſtab in der Hand.

Matthias. Ein munterer Alter, in einem durch höchſt verſtandene Falten vermannigfaltigten einfachen Kleide, lehnt ſich auf einen Spieß, ſein Mantel fällt hinterwärts herunter.

Simon. Die Falten des Mantels ſowohl als des übrigen Gewandes, womit dieſe mehr von hinten als von der Seite zu ſehende Figur bekleidet iſt, gehören mit unter die ſchönſten der ganzen Sammlung, wie überhaupt in der Stellung, in der Miene, in dem Haarwuchſe eine unbeſchreibliche Harmonie zu bewundern iſt.

Bartholomäus ſteht in ſeinen Mantel wild und mit großer Kunſt kunſtlos eingewickelt; ſeine Stellung, ſeine Haare, die Art, wie er das Meſſer hält, möchte uns faſt auf die Gedanken bringen, er ſei eher bereit, jemanden die Haut abzuziehen, als eine ſolche Operation zu dulden.

Chriſtus zuletzt wird wohl niemanden befriedigen, der die Wundergeſtalt eines Gottmenſchen hier ſuchen möchte. Er tritt einfach und ſtill hervor, um das Volk zu ſegnen. Von dem Gewand, das von unten heraufgezogen iſt, in ſchönen Falten das Knie ſehen läßt und wider dem Leibe ruht, wird man mit Recht behaupten, daß es ſich keinen Augenblick ſo erhalten könne, ſondern gleich herunterfallen müſſe. Wahrſcheinlich hat Raffael ſupponiert, die Figur habe mit der rechten Hand das Gewand heraufgezogen und angehalten und laſſe es in dem Augenblicke, indem ſie den Arm zum Segnen aufhebt, los, ſo daß es eben niederfallen muß. Es wäre dieſes ein Beiſpiel von dem ſchönen Kunſtmittel, die kurz vorhergegangene Handlung durch den überbleibenden Zuſtand der Falten anzudeuten.

Von dieſem kleinen beſcheidenen Kirchlein iſt jedoch nicht weit zu dem größeren, dem hohen Apoſtel gewidmeten Denkmal: es iſt die Kirche St. Paul vor den Mauern genannt, ein aus alten herrlichen Reſten groß und kunſtreich zuſammengeſtelltes Monument. Der Eintritt in dieſe Kirche verleiht einen erhabenen Eindruck: die mächtigſten Säulenreihen tragen hohe gemalte Wände, welche, oben durch das verſchränkte Zimmerwerk des Dachs geſchloſſen, zwar jetzt unſerm verwöhnten Auge einen ſcheunenartigen Anblick geben, obſchon das Ganze, wäre die Kontignation an feſtlichen Tagen mit Teppichen überſpannt, von unglaublicher Wirkung ſein müßte. Mancher wunderſame Reſt koloſſaler, höchſt verzierter Architektur an Kapitälen findet ſich hier anſtändig aufbewahrt, aus den Ruinen von dem ehmals nahe gelegenen, jetzo faſt ganz verſchwundenen Palaſt des Caracalla entnommen und gerettet.

Die Rennbahn ſodann, die von dieſem Kaiſer noch jetzt den Namen führt, gibt uns, wenn ſchon großenteils verfallen, doch noch einen Begriff eines ſolchen immenſen Raumes. Stellte ſich der Zeichner an den linken Flügel der zum Wettlauf Ausfahrenden, ſo hätte er rechts in der Höhe, über den zertrümmerten Sitzen der Zuſchauer, das Grab der Cäcilia Metella mit deſſen neueren Umgebungen, von wo aus die Linie der ehemaligen Sitze ins Grenzenloſe hinausläuft und in der Ferne bedeutende Villen und Luſthäuſer ſich ſehen laſſen. Kehrt das Auge zurück, ſo kann es gerade vor ſich die Ruinen der Spina noch gar wohl verfolgen, und derjenige, dem architektoniſche Phantaſie gegeben iſt, kann ſich den Übermut jener Tage einigermaßen vergegenwärtigen. Der Gegenſtand in Trümmern, wie er jetzt vor unſern Augen liegt, würde auf jeden Fall, wenn ein geiſtreicher und kenntnisgewandter Künſtler es unternehmen wollte, immer noch ein angenehmes Bild geben, das freilich um das Doppelte länger als hoch ſein müßte.

Die Pyramide des Ceſtius ward für diesmal mit den Augen von außen begrüßt und die Trümmer der Antoniniſchen oder Caracalliſchen Bäder, von denen uns Piraneſi ſo manches Effektreiche vorgefabelt, konnten auch dem maleriſch gewöhnten Auge in der Gegenwart kaum einige Zufriedenheit geben. Doch ſollte bei dieſer Gelegenheit die Erinnerung an Hermann van Svanevelt lebendig werden, welcher mit ſeiner zarten, das reinſte Natur- und Kunſtgefühl ausdrückenden Nadel dieſe Vergangenheiten zu beleben, ja ſie zu den anmutigſten Trägern des lebendig Gegenwärtigen umzuſchaffen wußte.

144. Goethe: Nemi-See mit Nemi.

145. Goethe: Grabmal der Caecilia Metella bei Rom.

Auf dem Platze vor St. Peter in Montorio begrüßten wir den Waſſerſchwall der Acqua Paola, welcher durch eines Triumphbogens Pforten und Tore in fünf Strömen ein großes verhältnismäßiges Becken bis an den Rand füllt. Durch einen von Paul V. wiederhergeſtellten Aquädukt macht dieſe Stromfülle einen Weg von fünfunddreißig Miglien hinter dem See Bracciano her durch ein wunderliches, von abwechſelnden Höhen gebotenes Zickzack bis an dieſen Ort, verſieht die Bedürfniſſe verſchiedener Mühlen und Fabriken, um ſich zugleich in Traſtevere zu verbreiten.

Hier nun rühmten Freunde der Baukunſt den glücklichen Gedanken, dieſen Waſſern einen offen ſchaubaren triumphierenden Eintritt verſchafft zu haben. Man wird durch Säulen und Bogen, durch Geſims und Attiken an jene Prachttore erinnert, wodurch ehmals kriegeriſche Überwinder einzutreten pflegten; hier tritt der friedlichſte Ernährer mit gleicher Kraft und Gewalt ein und empfängt für die Mühen ſeines weiten Laufes ſogleich Dank und Bewunderung. Auch ſagen uns die Inſchriften, daß Vorſehung und Wohltätigkeit eines Papſtes aus dem Hauſe Borgheſe hier gleichſam einen ewigen, ununterbrochenen ſtattlichen Einzug halten.

Ein kurz vorher eingetroffener Ankömmling aus Norden fand jedoch, man würde beſſer getan haben, rohe Felſen hier aufzutürmen, um dieſen Fluten einen natürlicheren Eintritt ans Tageslicht zu verſchaffen. Man entgegnete ihm, daß dies kein Natur-, ſondern ein Kunſtwaſſer ſei, deſſen Ankunft man auf eine gleichartige Weiſe zu ſchmücken gar wohl berechtigt geweſen wäre.

Doch hierüber vereinigte man ſich ebenſowenig als über das herrliche Bild der Transfiguration, welches man in dem zunächſt gelegenen Kloſter gleich darauf anzuſtaunen Gelegenheit fand. Da war denn des Redens viel; der ſtillere Teil jedoch ärgerte ſich, den alten Tadel von doppelter Handlung wiederholt zu ſehen. Es iſt aber nicht anders in der Welt, als daß eine wertloſe Münze neben einer gehaltigen auch immer eine gewiſſe Art von Kurs behält, beſonders da, wo man in der Kürze aus einem Handel zu ſcheiden und ohne viel Überlegung und Zaudern gewiſſe Differenzen auszugleichen gedenkt. Wunderſam bleibt es indes immer, daß man an der großen Einheit einer ſolchen Konzeption jemals hat mäkeln dürfen. In Abweſenheit des Herren ſtellen troſtloſe Eltern einen beſeſſenen Knaben den Jüngern des Heiligen dar; ſie mögen ſchon Verſuche gemacht haben, den Geiſt zu bannen; man hat ſogar ein Buch aufgeſchlagen, um zu forſchen, ob nicht etwa eine überlieferte Formel gegen dieſes Übel wirkſam könne gefunden werden, aber vergebens. In dieſem Augenblick erſcheint der einzig Kräftige, und zwar verklärt, anerkannt von ſeinen großen Vorfahren; eilig deutet man hinauf nach ſolcher Viſion, als der einzigen Quelle des Heils. Wie will man nun das Obere und Untere trennen? Beides iſt eins: unten das Leidende, Bedürftige, oben das Wirkſame, Hilfreiche, beides aufeinander ſich beziehend, ineinander einwirkend. Läßt ſich denn, um den Sinn auf eine andere Weiſe auszuſprechen, ein ideeller Bezug aufs Wirkliche von dieſem lostrennen?

Die Gleichgeſinnten beſtärkten ſich auch diesmal in ihrer Überzeugung. Raffael, ſagten ſie zueinander, zeichnete ſich eben durch die Richtigkeit des Denkens aus, und der gottbegabte Mann, den man eben hieran durchaus erkennt, ſoll in der Blüte ſeines Lebens falſch gedacht, falſch gehandelt haben? Nein! er hat, wie die Natur, jederzeit recht, und gerade da am gründlichſten, wo wir ſie am wenigſten begreifen.

Eine Verabredung wie die unſrige, einen flüchtigen Überblick von Rom ſich in guter vereinigter Geſellſchaft zu verſchaffen, konnte nicht ganz, wie es wohl der Vorſatz ge-

weſen, in völliger Abgeſondertheit durchgeführt werden; ein und der andere fehlte, vielleicht zufällig abgehalten, wieder andere ſchloſſen ſich an, auf ihrem Wege dieſes oder jenes Sehenswürdige zu betrachten. Dabei hielt jedoch der Kern zuſammen und wußte bald aufzunehmen, bald abzuſondern, bald zurückzubleiben, bald vorzueilen. Gelegentlich hatte man freilich gar wunderliche Äußerungen zu vernehmen. Es gibt eine gewiſſe Art von empiriſchem Urteil, welches ſeit längerer Zeit, zumal durch engliſche und franzöſiſche Reiſende, beſonders in den Gang gekommen: man ſpricht ſein augenblickliches unvorbereitetes Urteil aus, ohne nur irgend zu bedenken, daß jeder Künſtler auf gar vielfache Weiſe bedingt iſt, durch ſein beſonderes Talent, durch Vorgänger und Meiſter, durch Ort und Zeit, durch Gönner und Beſteller. Nichts von allem dem, welches freilich zu einer reinen Würderung nötig wäre, kommt in Betrachtung, und ſo entſteht daraus ein gräßliches Gemiſch von Lob und Tadel, von Bejahen und Verneinen, wodurch jeder eigentümliche Wert der fraglichen Gegenſtände ganz eigentlich aufgehoben wird.

Unſer guter Volkmann, ſonſt ſo aufmerkſam und als Führer nützlich genug, ſcheint ſich durchaus an jene fremden Urteiler gehalten zu haben, deswegen denn ſeine eigenen Schätzungen gar wunderlich hervortreten. Kann man ſich zum Beiſpiel unglücklicher ausdrücken, als er ſich in der Kirche Maria della Pace vernehmen läßt?

„Über der erſten Kapelle hat Raffael einige Sibyllen gemalt, die ſehr gelitten haben. Die Zeichnung iſt richtig, aber die Zuſammenſetzung ſchwach, welches vermutlich dem unbequemen Platz beigemeſſen werden muß. Die zwote Kapelle iſt nach des Michael Angelo Zeichnungen mit Arabesken geziert, die hoch geſchätzt werden, aber nicht ſimpel genug ſind. Unter der Kuppel bemerkt man drei Gemälde: das erſte ſtellt die Heimſuchung der Maria von Karl Maratti vor, iſt froſtig gemalt, aber gut angeordnet; das andere die Geburt der Maria vom Kavalier Vanni, in der Manier des Peter von Cortona, und das dritte den Tod der Maria von Maria Morandi. Die Anordnung iſt etwas verwirrt und fällt ins Rohe. Am Gewölbe über dem Chor hat Albani mit einem ſchwachen Kolorit die Himmelfahrt der Maria abgebildet. Die von ihm herrührenden Malereien an den Pfeilern unter der Kuppel ſind beſſer geraten. Den Hof des zu dieſer Kirche gehörigen Kloſters hat Bramante angegeben.“

Dergleichen unzulängliche, ſchwankende Urteile verwirren durchaus den Beſchauer, der ein ſolches Buch zum Leitfaden erwählt. Manches iſt denn aber auch ganz falſch, zum Beiſpiel was hier von den Sibyllen geſagt iſt. Raffael war niemals von dem Raume geniert, den ihm die Architektur darbot, vielmehr gehört zu der Großheit und Eleganz ſeines Genies, daß er jeden Raum auf das zierlichſte zu füllen und zu ſchmücken wußte, wie er augenfällig in der Farneſine dargetan hat. Selbſt die herrlichen Bilder der Meſſe von Bolſena, der Befreiung des gefangenen Petrus, des Parnaſſes wären ohne die wunderliche Beſchränkung des Raumes nicht ſo unſchätzbar geiſtreich zu denken. Ebenſo iſt auch hier in den Sibyllen die verheimlichte Symmetrie, worauf bei der Kompoſition alles ankommt, auf eine höchſt geniale Weiſe obwaltend; denn wie in dem Organismus der Natur, ſo tut ſich auch in der Kunſt innerhalb der genauſten Schranke die Vollkommenheit der Lebensäußerung kund.

Wie dem aber auch ſei, ſo mag einem jeden die Art und Weiſe, Kunſtwerke aufzunehmen, völlig überlaſſen bleiben. Mir ward bei dieſem Umgang das Gefühl, der Begriff, die Anſchauung deſſen, was man im höchſten Sinne die Gegenwart des klaſſiſchen Bodens nennen

dürfte. Ich nenne dies die ſinnlich geiſtige Überzeugung, daß hier das Große war, iſt und ſein wird. Daß das Größte und Herrlichſte vergehe, liegt in der Natur der Zeit und der gegeneinander unbedingt wirkenden ſittlichen und phyſiſchen Elemente. Wir konnten in allgemeinſter Betrachtung nicht traurig an dem Zerſtörten vorübergehen, vielmehr hatten wir uns zu freuen, daß ſo viel erhalten, ſo viel wiederhergeſtellt war, prächtiger und übermäßiger, als es je geſtanden.

Die Peterskirche iſt gewiß ſo groß gedacht, und wohl größer und kühner als einer der alten Tempel, und nicht allein, was zweitauſend Jahre vernichten ſollten, lag vor unſern Augen, ſondern zugleich, was eine geſteigerte Bildung wieder hervorzubringen vermochte.

Selbſt das Schwanken des Kunſtgeſchmackes, das Beſtreben zum einfachen Großen, das Wiederkehren zum vervielfachten Kleineren, alles deutete auf Leben und Bewegung; Kunſt- und Menſchengeſchichte ſtanden ſynchroniſtiſch vor unſern Augen.

Es darf uns nicht niederſchlagen, wenn ſich uns die Bemerkung aufdringt, das Große ſei vergänglich; vielmehr wenn wir finden, das Vergangene ſei groß geweſen, muß es uns aufmuntern, ſelbſt etwas von Bedeutung zu leiſten, das fortan unſre Nachfolger, und wär es auch ſchon in Trümmer zerfallen, zu edler Tätigkeit aufrege, woran es unſre Vorvordern niemals haben ermangeln laſſen.

Dieſe höchſt belehrenden und geiſterhebenden Anſchauungen wurden, ich darf nicht ſagen geſtört und unterbrochen, aber doch mit einem ſchmerzlichen Gefühl durchflochten, das mich überallhin begleitete; ich erfuhr nämlich, daß der Bräutigam jener artigen Mailänderin, unter ich weiß nicht welchem Vorwande, ſein Wort zurückgenommen und ſich von ſeiner Verſprochenen losgeſagt habe. Wenn ich mich nun einerſeits glücklich pries, meiner Neigung nicht nachgehangen und mich ſehr bald von dem lieben Kinde zurückgezogen zu haben, wie denn auch nach genauſter Erkundigung unter den Vorwänden jener Villeggiatur auch nicht im mindeſten gedacht worden, ſo war es mir doch höchſt empfindlich, das artige Bild, das mich bisher ſo heiter und freundlich begleitet hatte, nunmehr getrübt und entſtellt zu ſehen: denn ich vernahm ſogleich, das liebe Kind ſei aus Schrecken und Entſetzen über dieſes Ereignis in ein gewaltſames Fieber verfallen, welches für ihr Leben fürchten laſſe. Indem ich mich nun tagtäglich, und die erſte Zeit zweimal, erkundigen ließ, hatte ich die Pein, daß meine Einbildungskraft ſich etwas Unmögliches hervorzubringen bemüht war, jene heitern, dem offnen frohen Tag allein gehörigen Züge, dieſen Ausdruck unbefangenen, ſtill vorſchreitenden Lebens nunmehr durch Tränen getrübt, durch Krankheit entſtellt und eine ſo friſche Jugend durch inneres und äußeres Leiden ſo frühzeitig blaß und ſchmächtig zu denken.

In ſolcher Stimmung war freilich ein ſo großes Gegengewicht als eine Reihenfolge des Bedeutendſten, das teils dem Auge durch ſein Daſein, teils der Einbildungskraft durch nie verſchollene Würde genug zu tun gab, höchſt erſehnt und nichts natürlicher, als das meiſte davon mit inniger Trauer anzublicken.

Waren die alten Monumente nach ſo vielen Jahrhunderten meiſtens zu unförmlichen Maſſen zerfallen, ſo mußte man bei neueren aufrechtſtehenden Prachtgebäuden gleichermaßen den Verfall ſo vieler Familien in der ſpäteren Zeit bedauern, ja ſelbſt das noch friſch im Leben Erhaltene ſchien an einem heimlichen Wurm zu kranken; denn wie wollte ſich das Irdiſche ohne eigentlich phyſiſche Kraft durch ſittliche und religioſe

Stützen allein in unſern Tagen aufrecht erhalten? Und wie einem heiteren Sinn auch die Ruine wieder zu beleben, gleich einer friſchen, unſterblichen Vegetation verfallene Mauern und zerſtreute Blöcke wieder mit Leben auszuſtatten gelingt, ſo entkleidet ein trauriger Sinn das lebendige Daſein von ſeinem ſchönſten Schmuck und möchte es uns gern als ein nacktes Gerippe aufdringen.

Auch zu einer Gebirgsreiſe, die wir noch vor Winters in heiterer Geſellſchaft zu vollbringen gedachten, konnt ich mich nicht entſchließen, bis ich, einer erfolgten Beſſerung gewiß und durch ſorgfältige Anſtalten geſichert, Nachricht von ihrer Geneſung auch an denen Orten erhalten ſollte, wo ich ſie ſo munter als liebenswürdig in den ſchönſten Herbſttagen kennen gelernt hatte.

Schon die erſten Briefe aus Weimar über Egmont enthielten einige Ausſtellungen über dieſes und jenes; hiebei erneute ſich die alte Bemerkung, daß der unpoetiſche, in ſeinem bürgerlichen Behagen bequeme Kunſtfreund gewöhnlich da einen Anſtoß nimmt, wo der Dichter ein Problem aufzulöſen, zu beſchönigen oder zu verſtecken geſucht hat. Alles ſoll, ſo will es der behagliche Leſer, im natürlichen Gange fortgehen; aber auch das Ungewöhnliche kann natürlich ſein, ſcheint es aber demjenigen nicht, der auf ſeinen eigenen Anſichten verharrt. Ein Brief dieſes Inhalts war angekommen, ich nahm ihn und ging in die Villa Borgheſe; da mußt ich denn leſen, daß einige Szenen für zu lang gehalten würden. Ich dachte nach, hätte ſie aber auch jetzt nicht zu verkürzen gewußt, indem ſo wichtige Motive zu entwickeln waren. Was aber am meiſten den Freundinnen tadelnswert ſchien, war das lakoniſche Vermächtnis, womit Egmont ſein Klärchen an Ferdinand empfiehlt.

Ein Auszug aus meinem damaligen Antwortſchreiben wird über meine Geſinnungen und Zuſtände den beſten Aufſchluß geben.

„Wie ſehr wünſcht ich nun auch euren Wunſch erfüllen und dem Vermächtnis Egmonts einige Modifikation geben zu können! Ich eilte an einem herrlichen Morgen mit eurem Briefe gleich in die Villa Borgheſe, dachte zwei Stunden den Gang des Stücks, die Charaktere, die Verhältniſſe durch und konnte nichts finden, das ich abzukürzen hätte. Wie gern möcht ich euch alle meine Überlegungen, mein pro und contra ſchreiben! ſie würden ein Buch Papier füllen und eine Diſſertation über die Ökonomie meines Stücks enthalten. Sonntags kam ich zu Angelica und legte ihr die Frage vor. Sie hat das Stück ſtudiert und beſitzt eine Abſchrift davon. Möchteſt du doch gegenwärtig geweſen ſein, wie weiblich zart ſie alles auseinanderlegte und es darauf hinausging: daß das, was ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünſchtet, in der Erſcheinung implicite enthalten ſei. Angelica ſagte: da die Erſcheinung nur vorſtelle, was in dem Gemüte des ſchlafenden Helden vorgehe, ſo könne er mit keinen Worten ſtärker ausdrücken, wie ſehr er ſie liebe und ſchätze, als es dieſer Traum tue, der das liebenswürdige Geſchöpf nicht zu ihm herauf, ſondern über ihn hinauf hebe. Ja es wolle ihr wohl gefallen, daß der, welcher durch ſein ganzes Leben gleichſam wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als geſchätzt oder vielmehr nur durch den Genuß geſchätzt, daß dieſer zuletzt noch gleichſam träumend wache und uns ſtill geſagt werde, wie tief die Geliebte in ſeinem Herzen wohne und welche vornehme und hohe Stelle ſie darin einnehme. — Es kamen noch mehr Betrachtungen dazu, daß in der Szene mit Ferdinand Klärchens nur auf eine ſubordinierte Weiſe gedacht werden konnte, um das Intereſſe des Abſchieds von dem jungen Freunde nicht zu ſchmälern, der ohnehin in dieſem Augenblicke nichts zu hören noch zu erkennen imſtande war.“

Moritz als Etymolog

Schon längſt hat ein weiſer Mann das wahre Wort ausgeſprochen: Der Menſch, deſſen Kräfte zu dem Notwendigen und Nützlichen nicht hinreichen, mag ſich gern mit dem Unnötigen und Unnützen beſchäftigen! Vielleicht möchte nachſtehendes von manchem auf dieſe Weiſe beurteilt werden.

Unſer Geſelle Moritz ließ nicht ab, jetzt, in dem Kreiſe der höchſten Kunſt und ſchönſten Natur, über die Innerlichkeiten des Menſchen, ſeine Anlagen und Entwickelungen fortwährend zu ſinnen und zu ſpinnen; deshalb er denn auch ſich mit dem Allgemeinen der Sprache vorzüglich beſchäftigte.

Zu jener Zeit war in Gefolg der Herderiſchen Preisſchrift über den Urſprung der Sprache und in Gemäßheit der damaligen allgemeinen Denkweiſe die Vorſtellung herrſchend: das Menſchengeſchlecht habe ſich nicht von *einem* Paare aus dem hohen Orient herab über die ganze Erde verbreitet, ſondern zu einer gewiſſen merkwürdig produktiven Zeit des Erdballs ſei, nachdem die Natur die verſchiedenartigſten Tiere ſtufenweis hervorzubringen verſucht, da und dort, in mancher günſtigen Lage, die Menſchenart mehr oder weniger vollendet hervorgetreten. Ganz im innerlichſten Bezug auf ſeine Organe ſowohl als ſeine Geiſtesfähigkeiten ſei nun dem Menſchen die Sprache angeboren. Hier bedürfe es keiner übernatürlichen Anleitung, ſo wenig als einer Überlieferung. Und in dieſem Sinne gebe es eine allgemeine Sprache, welche zu manifeſtieren ein jeder autochthoniſche Stamm verſucht habe. Die Verwandtſchaft aller Sprachen liege in der Übereinſtimmung der Idee, wonach die ſchaffende Kraft das menſchliche Geſchlecht und ſeinen Organismus gebildet. Daher komme denn, daß teils aus innerem Grundtriebe, teils durch äußere Veranlaſſung die ſehr beſchränkte Vokal- und Konſonantenzahl zum Ausdruck von Gefühlen und Vorſtellungen richtig oder unrichtig angewendet worden; da es denn natürlich, ja notwendig ſei, daß die verſchiedenſten Autochthonen teils zuſammengetroffen, teils voneinander abgewichen und ſich dieſe oder jene Sprache in der Folge entweder verſchlimmert oder verbeſſert habe. Was von den Stammworten gelte, gelte denn auch von den Ableitungen, wodurch die Bezüge der einzelnen Begriffe und Vorſtellungen ausgedrückt und beſtimmter bezeichnet werden. Dies möchte denn gut ſein und als ein Unerforſchliches, nie mit Gewißheit zu Beſtimmendes auf ſich beruhen.

Hierüber find ich in meinen Papieren folgendes Nähere:

„Mir iſt es angenehm, daß ſich Moritz aus ſeiner brütenden Trägheit, aus dem Unmut und Zweifel an ſich ſelbſt zu einer Art von Tätigkeit wendet; denn da wird er allerliebſt. Seine Grillenfängereien haben alsdann eine wahre Unterlage und ſeine Träumereien Zweck und Sinn. Jetzt beſchäftigt ihn eine Idee, in welche ich auch eingegangen bin und die uns ſehr unterhält. Es iſt ſchwer, ſie mitzuteilen, weil es gleich toll klingt. Doch will ichs verſuchen.

„Er hat ein Verſtands- und Empfindungsalphabet erfunden, wodurch er zeigt, daß die Buchſtaben nicht willkürlich, ſondern in der menſchlichen Natur gegründet ſind und alle gewiſſen Regionen des innern Sinnes angehören, welchen ſie denn auch, ausgeſprochen, ausdrücken. Nun laſſen ſich nach dieſem Alphabete die Sprachen beurteilen, und da findet ſich, daß alle Völker verſucht haben, ſich dem innern Sinn gemäß auszudrücken; alle ſind aber durch Willkür und Zufall vom rechten Wege abgeleitet worden. Demzufolge ſuchen wir in den Sprachen die Worte auf, die am glücklichſten getroffen ſind: bald hats die eine, bald die andre; dann verändern wir die Worte, bis ſie uns recht dünken, machen

neue uſw. Ja wenn wir recht ſpielen wollen, machen wir Namen für Menſchen, unterſuchen, ob dieſem oder jenem ſein Name gehöre uſw. uſw.

"Das etymologiſche Spiel beſchäftigt ſchon ſo viele Menſchen, und ſo gibt es auch uns auf dieſe heitere Weiſe viel zu tun. Sobald wir zuſammenkommen, wird es wie ein Schachſpiel vorgenommen und hunderterlei Kombinationen werden verſucht, ſo daß, wer uns zufällig behorchte, uns für wahnſinnig halten müßte. Auch möchte ich es nur den allernächſten Freunden vertrauen. Genug, es iſt das witzigſte Spiel von der Welt und übt den Sprachſinn unglaublich."

PHILIPP NERI, DER HUMORISTISCHE HEILIGE

PHILIPP Neri, in Florenz geboren 1515, erſcheint von Kindheit auf als ein folgſamer ſittlicher Knabe von kräftigen Anlagen. Sein Bildnis als eines ſolchen iſt glücklicherweiſe aufbewahrt in des Fidanza Teſte Scelte Tom. V. Bl. 31. Man wüßte ſich keinen tüchtigern, geſündern, geradſinnigeren Knaben zu denken. Als Abkömmling einer edlen Familie wird er in allem Guten und Wiſſenswerten der Zeit gemäß unterrichtet und endlich, um ſeine Studien zu vollenden, man meldet nicht in welchem Alter, nach Rom geſandt. Hier entwickelt er ſich zum vollkommnen Jüngling: ſein ſchönes Antlitz, ſeine reichen Locken zeichnen ihn aus; er iſt anziehend und ablehnend zugleich, Anmut und Würde begleiten ihn überall.

Hier, zur traurigſten Zeit, wenige Jahre nach der grauſamen Plünderung der Stadt, ergibt er ſich, nach Vorgang und Beiſpiel vieler Edlen, ganz den Übungen der Frömmigkeit, und ſein Enthuſiasmus ſteigert ſich mit den Kräften einer friſchen Jugend. Unabläſſiges Beſuchen der Kirchen, beſonders der ſieben Hauptkirchen, brünſtiges Beten zur Herannötigung der Hilfe, fleißiges Beichten und Genuß des Abendmahls, Flehen und Ringen nach geiſtigen Gütern.

In ſolch einem enthuſiaſtiſchen Momente wirft er ſich einſt auf die Stufen des Altars und zerbricht ein paar Rippen, welche, ſchlecht geheilt, ihm lebenslängliches Herzklopfen verurſachen und die Steigerung ſeiner Gefühle veranlaſſen.

Um ihn verſammeln ſich junge Männer zu tätiger Sittlichkeit und Frömmigkeit; ſie erweiſen ſich unermüdet, die Armen zu verſorgen, die Kranken zu pflegen, und ſcheinen ihre Studien hintanzuſetzen. Wahrſcheinlich bedienen ſie ſich der Zuſchüſſe von Haus zu wohltätigen Zwecken; genug, ſie geben und helfen immer und behalten nichts für ſich, ja er lehnt nachher ausdrücklich alle Beihilfe von den Seinigen ab, um dasjenige, was Wohltätigkeit ihnen zuweiſet, an Bedürftige zu wenden und ſelbſt zu darben.

Dergleichen fromme Handlungen waren jedoch zu herzlich und lebhaft, als daß man nicht hätte ſuchen ſollen, ſich zugleich auf eine geiſtliche und gefühlvolle Weiſe über die wichtigſten Gegenſtände zu unterhalten. Die kleine Geſellſchaft beſaß noch kein eigenes Lokal, ſie erbat ſichs bald in dieſem bald in jenem Kloſter, wo dergleichen leere Räume wohl zu finden ſein mochten. Nach einem kurzen ſtillen Gebet ward ein Text der Heiligen Schrift verleſen, worüber ein und der andere ſich, auslegend oder anwendend, in einer kurzen Rede vernehmen ließ. Man beſprach ſich auch wohl hierüber, alles in bezug auf unmittelbare Tätigkeit; dialektiſche und ſpitzfindige Behandlung war durchaus verboten. Die übrige Tageszeit ward immerfort einer aufmerkſamen Verſorgung der Kranken, dem Dienſt in Hoſpitälern, dem Beiſtande der Armen und Notleidenden gewidmet.

Da bei dieſen Verhältniſſen keine Beſchränkung vorwaltete und man ebenſogut kommen als gehen konnte, ſo vermehrte ſich die Zahl der Teilnehmenden ungemein, ſowie ſich denn auch jene Verſammlung ernſter und umgreifender beſchäftigte. Auch aus den Leben der Heiligen ward vorgeleſen, Kirchenväter und Kirchengeſchichte ſtellenweiſe zu Rate gezogen, worauf denn vier der Teilnehmenden, jeder eine halbe Stunde, zu ſprechen das Recht und Pflicht hatten.

Dieſe fromme tagtägliche, ja familiär praktiſche Behandlung der höchſten Seelenangelegenheiten erregte immer mehr Aufmerkſamkeit, nicht allein unter einzelnen, ſondern ſogar unter ganzen Körperſchaften. Man verlegte die Verſammlungen in die Kreuzgänge und Räume dieſer und jener Kirche, der Zudrang vermehrte ſich; beſonders zeigte ſich der Orden der Dominikaner dieſer Art, ſich zu erbauen, ſehr geneigt und ſchloß ſich zahlreich an die ſich immer mehr ausbildende Schar an, welche durch die Kraft und den hohen Sinn ihres Anführers ſich durchaus gleich und, wenn auch geprüft durch mancherlei Widerwärtigkeiten, auf demſelben Pfade fortſchreitend finden ließ.

Da nun aber nach dem hohen Sinne des trefflichen Vorgeſetzten alle Spekulation verbannt, jede geregelte Tätigkeit aber aufs Leben gerichtet war und das Leben ſich ohne Heiterkeit nicht denken läßt, ſo wußte der Mann auch hierin den unſchuldigen Bedürfniſſen und Wünſchen der Seinigen entgegenzukommen. Bei eintretendem Frühling führte er ſie nach San Onofrio, welches, hoch und breit gelegen, in ſolchen Tagen die angenehmſte Örtlichkeit anbot. Hier, wo bei der jungen Jahrszeit alles jung erſcheinen ſollte, trat, nach ſtillen Gebeten, ein hübſcher Knabe hervor, rezitierte eine auswendig gelernte Predigt, Gebete folgten, und ein Chor beſonders eingeladener Sänger ließ ſich erfreulich und eindringlich zum Schluſſe hören, welches um ſo bedeutender war, als die Muſik damals weder ausgebreitet noch ausgebildet gefunden ward und hier vielleicht zum erſtenmal ein religiöſer Geſang in freier Luft ſich mitteilte.

Immer auf dieſe Weiſe fortwirkend, vermehrte ſich die Kongregation und wuchs, ſo wie an Perſonenzahl, ſo an Bedeutung. Die Florentiner nötigten gleichſam ihren Landsmann, das von ihnen abhängige Kloſter San Girolamo zu beziehen, wo denn die Anſtalt ſich immer mehr ausdehnte und auf gleiche Weiſe fortwirkte, bis ihnen endlich der Papſt in der Nähe des Platzes Navona ein Kloſter als eigentümlich anwies, welches, von Grund aus neu gebaut, eine gute Anzahl frommer Genoſſen aufnehmen konnte. Hier blieb es jedoch bei der früheren Einrichtung, Gottes Wort, das will ſagen heilig edle Geſinnungen, dem gemeinen Verſtande ſowie dem gemeinen Alltagsleben anzunähern und eigen zu machen. Man verſammelte ſich nach wie vor, betete, vernahm einen Text, hörte darüber ſprechen, betete und ward zuletzt durch Muſik ergötzt, und was damals öfter, ja täglich geſchah, geſchieht jetzt noch Sonntags, und gewiß wird jeder Reiſende, der nähere Kenntnis von dem heiligen Stifter genommen, ſich künftighin, dieſen unſchuldigen Funktionen beiwohnend, vorzüglich erbauen, wenn er dasjenige, was wir vorgetragen haben und zunächſt mitteilen, in Gemüt und Gedanke vorüberwalten läßt.

Hier ſind wir nun in dem Falle, in Erinnerung zu bringen, daß dieſe ganze Anſtalt noch immer ans Weltliche grenzte. Wie denn nur wenige unter ihnen ſich dem eigentlichen Prieſterſtande gewidmet hatten und nur ſo viel geweihte Geiſtliche unter ihnen gefunden wurden als nötig, Beichte zu ſitzen und das Meßopfer zu verrichten. Und ſo war denn auch Philipp Neri ſelbſt ſechsunddreißig Jahre alt geworden, ohne ſich zum Prieſtertum zu melden: denn er fand ſich, wie es ſcheint, in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande frei und

weit mehr ſich ſelbſt überlaſſen, als er ſich, mit kirchlichen Banden gefeſſelt, als Glied der großen Hierarchie, zwar hochgeehrt, aber doch beſchränkt, gefühlt hätte.

Allein von oben her ließ man es dabei nicht bewenden: ſein Beichtvater machte es ihm zur Gewiſſensſache, die Weihe zu nehmen und in den Prieſterſtand zu treten. Und ſo geſchah es auch; nun hatte die Kirche klüglich einen Mann in ihren Kreis eingeſchloſſen, der, unabhängigen Geiſtes bisher, auf einen Zuſtand losging, worin das Heilige mit dem Weltlichen, das Tugendſame mit dem Alltäglichen ſich vereinigen und vertragen ſollte. Dieſe Veränderung aber, der Übergang zur Prieſterſchaft, ſcheint auf ſein äußeres Benehmen nicht im mindeſten eingewirkt zu haben.

Er übt nur noch ſtrenger als bisher jede Entäußerung und lebt in einem ſchlechten Klöſterchen mit andern kümmerlich zuſammen. So gibt er die bei großer Teurung ihm verehrten Brote einem andern, Bedürftigern und ſetzt ſeinen Dienſt gegen Unglückliche immer fort.

Aber auf ſein Inneres hat das Prieſtertum einen merkwürdig ſteigernden Einfluß. Die Verpflichtung zum Meßopfer verſetzt ihn in einen Enthuſiasmus, in eine Ekſtaſe, wo man den bisher ſo natürlichen Mann gänzlich verliert. Er weiß kaum, wohin er ſchreitet, er taumelt auf dem Wege und vor dem Altare. Hebt er die Hoſtie in die Höhe, ſo kann er die Arme nicht wieder herunterbringen; es ſcheint, als zöge ihn eine unſichtbare Kraft empor. Beim Eingießen des Weins zittert und ſchaudert er, und wenn er nach vollendeter Wandlung dieſer geheimnisvollen Gaben genießen ſoll, erzeigt er ſich auf eine wunderliche, nicht auszuſprechende ſchwelgeriſche Weiſe. Vor Leidenſchaft beißt er in den Kelch, indes er ahnungsvoll das Blut zu ſchlürfen glaubt des kurz vorher gleichſam gierig verſchlungenen Leibes. Iſt aber dieſer Taumel vorüber, ſo finden wir zwar immer einen leidenſchaftlich wunderſamen, aber immer höchſt verſtändig praktiſchen Mann.

Ein ſolcher Jüngling, ein ſolcher Mann, ſo lebhaft und ſeltſam wirkend, mußte den Menſchen wunderlich und mitunter gerade durch ſeine Tugenden beſchwerlich und widerwärtig vorkommen. Wahrſcheinlich iſt ihm dieſes in dem Laufe ſeines früheren Lebens oft begegnet; nachdem er aber zum Prieſter geweiht iſt und ſich ſo eng und kümmerlich, gleichſam als Gaſt, in einem armſeligen Kloſter behilft, treten Widerſacher auf, die ihn mit Spott und Hohn unabläſſig verfolgen.

Doch wir gehen weiter und ſagen, er ſei ein höchſt ausgezeichneter Menſch geweſen, der aber das einem jeden dieſer Art angeborne Herriſche zu beherrſchen und in Entſagung, Entbehrung, Wohltätigkeit, Demut und Schmach den Glanz ſeines Daſeins zu verhüllen trachtete. Der Gedanke, vor der Welt als töricht zu erſcheinen und dadurch in Gott und göttliche Dinge ſich erſt recht zu verſenken und zu üben, war ſein andauerndes Beſtreben, wodurch er ſich und ſodann auch ſeine Schüler ausſchließlich zu erziehen unternahm. Die Maxime des heiligen Bernhard:

Spernere mundum,
Spernere neminem,
Spernere se ipsum,
Spernere se sperni,

ſchien ihn ganz durchdrungen zu haben, ja vielmehr aus ihm friſch wieder entwickelt zu ſein.

Ähnliche Abſichten, ähnliche Zuſtände nötigen den Menſchen, in gleichen Maximen ſich aufzuerbauen. Man kann gewiß ſein, daß die erhabenſten, innerlich ſtolzeſten Menſchen

ſich zu jenen Grundſätzen allein bequemen, indem ſie das Widerwärtige einer dem Guten und Großen immer widerſtrebenden Welt voraus zu koſten und den bittern Kelch der Erfahrung, eh er ihnen noch angeboten iſt, bis auf den Grund zu leeren ſich entſchließen. Grenzenlos und in ununterbrochener Reihe machen jene Geſchichtchen, wie er ſeine Schüler geprüft, deren viele bis auf uns gekommen ſind, jeden lebensluſtigen Menſchen, der ſie vernimmt, wirklich ungeduldig, ſo wie dieſe Gebote demjenigen, der ihnen gehorchen ſollte, höchſt ſchmerzlich und nahezu unerträglich fallen mußten. Deswegen denn auch nicht alle eine ſolche Feuerprobe beſtanden.

Eh wir aber uns auf dergleichen wunderbare und dem Leſer gewiſſermaßen unwillkommne Erzählungen einlaſſen, wenden wir uns lieber noch einmal zu jenen großen Vorzügen, welche die Zeitgenoſſen ihm zugeſtehen und höchlich rühmen. Er habe, ſagen ſie, Kenntniſſe und Bildung mehr von Natur als durch Unterricht und Erziehung erhalten; alles, was andere mühſam erwerben, ſei ihm gleichſam eingegoſſen geweſen. Ferner habe er die große Gabe zu eigen gehabt, Geiſter zu unterſcheiden, Eigenſchaften und Fähigkeiten der Menſchen zu würdigen und zu ſchätzen; zugleich habe er mit dem größten Scharfſinn die weltlichen Dinge durchdrungen, auf einen Grad, daß man ihm den Geiſt der Wahrſagung zuſchreiben müſſen. Auch ward ihm eine entſchiedene Anziehungsgabe, welche auszudrücken die Italiener ſich des ſchönen Wortes attrattiva bedienen, kräftig verliehen, die ſich nicht allein auf Menſchen erſtreckte, ſondern auch auf Tiere. Als Beiſpiel wird erzählt, daß der Hund eines Freundes ſich ihm angeſchloſſen und durchaus gefolgt ſei, auch bei dem erſten Beſitzer, der ihn lebhaft zurückgewünſcht und durch mancherlei Mittel ihn wiederzugewinnen getrachtet, auf keine Weiſe verbleiben wollen, ſondern ſich immer zu dem anziehenden Manne zurückbegeben, ſich niemals von ihm getrennt, vielmehr zuletzt nach mehreren Jahren in dem Schlafzimmer ſeines erwählten Herrn das Leben geendet habe. Dieſes Geſchöpf veranlaßt uns nun, auf jene Prüfungen, zu denen es ſelbſt Gelegenheit gegeben, zurückzukommen. Es iſt bekannt, daß Hundeführen, Hundetragen im Mittelalter überhaupt und wahrſcheinlich auch in Rom höchſt ſchimpflich geweſen. In dieſer Rückſicht pflegte der fromme Mann jenes Tier an einer Kette durch die Stadt zu führen; auch mußten ſeine Schüler dasſelbe auf den Armen durch die Straßen tragen und ſich auf dieſe Weiſe dem Gelächter und Spott der Menge preisgeben.

Auch mutete er ſeinen Schülern und Genoſſen andere unwürdige Äußerlichkeiten zu. Einem jungen römiſchen Fürſten, welcher der Ehre, für ein Ordensglied zu gelten, mitgenießen wollte, wurde angeſonnen, er ſolle mit einem hinten angehefteten Fuchsſchwanze durch Rom ſpazieren, und, als er dies zu leiſten ſich weigerte, die Aufnahme in den Orden verſagt. Einen andern ſchickte er ohne Überkleid, und wieder einen mit zerrißnen Ärmeln durch die Stadt. Dieſes letztern erbarmte ſich ein Edelmann und bot ihm ein Paar neue Ärmel an, die der Jüngling ausſchlug, nachher aber, auf Befehl des Meiſters, dankbar abholen und tragen mußte. Beim Bau der neuen Kirche nötigte er die Seinen, gleich Tagelöhnern die Materialien herbeizuſchaffen und ſie den Arbeitern zur Hand zu langen.

Gleichermaßen wußte er auch jedes geiſtige Behagen, das der Menſch an ſich empfinden mochte, zu ſtören und zu vernichten. Wenn die Predigt eines jungen Mannes wohl zu gelingen und der Redner ſich darin ſelbſt zu gefallen ſchien, unterbrach er ihn in der Mitte des Worts, um an ſeiner Stelle weiter zu ſprechen, befahl auch wohl weniger fähigen

Schülern, ungeſäumt hinaufzutreten und zu beginnen, welche denn, ſo unerwartet angeregt, ſich aus dem Stegreife beſſer als je zu erweiſen das Glück hatten.

Man verſetze ſich in die zweite Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts und den wüſten Zuſtand, in welchem Rom unter verſchiedenen Päpſten wie ein aufgeregtes Element erſchien, und man wird eher begreifen, daß ein ſolches Verfahren wirkſam und mächtig ſein mußte, indem es durch Neigung und Furcht, durch Ergebenheit und Gehorſam dem innerſten Wollen des Menſchen die große Gewalt verlieh, trotz allem Äußern ſich zu erhalten, um allem, was ſich ereignen konnte, zu widerſtehen, da es befähigt, ſelbſt dem Vernünftigen und Verſtändigen, dem Herkömmlichen und Schicklichen unbedingt zu entſagen.

Eine merkwürdige, obgleich ſchon bekannte Prüfungsgeſchichte wird man hier wegen ihrer beſondern Anmut nicht ungern wiederholt finden. Dem heiligen Vater war angekündigt, in einem Kloſter auf dem Lande tue ſich eine wunderwirkende Nonne hervor. Unſer Mann erhält den Auftrag, eine für die Kirche ſo wichtige Angelegenheit näher zu unterſuchen; er ſetzt ſich auf ſein Maultier, das Befohlene zu verrichten, kommt aber ſchneller zurück, als der heilige Vater es erwartet. Der Verwunderung ſeines geiſtlichen Gebieters begegnet Neri mit folgenden Worten: Heiligſter Vater, dieſe tut kein Wunder, denn es fehlt ihr an der erſten chriſtlichen Tugend, der Demut. Ich komme, durch ſchlimmen Weg und Wetter übel zugerichtet, im Kloſter an; ich laſſe ſie in Eurem Namen vor mich fordern: ſie erſcheint, und ich reiche ihr ſtatt des Grußes den Stiefel hin, mit der Andeutung, ſie ſolle mir ihn ausziehen. Entſetzt fährt ſie zurück, und mit Schelten und Zorn erwidert ſie mein Anſinnen; für was ich ſie halte! ruft ſie aus; die Magd des Herrn ſei ſie, aber nicht eines jeden, der daherkomme, um knechtiſche Dienſte von ihr zu verlangen. Ich erhub mich gelaſſen, ſetzte mich wieder auf mein Tier, ſtehe wieder vor Euch, und ich bin überzeugt, Ihr werdet keine weitere Prüfung nötig finden. — Lächelnd beließ es auch der Papſt dabei, und wahrſcheinlich ward ihr das fernere Wundertun unterſagt.

Wenn er aber ſich dergleichen Prüfungen gegen andere erlaubte, ſo mußte er ſolche von Männern erdulden, welche, gleichen Sinnes, den nämlichen Weg der Selbſtverleugnung einſchlugen. Ein Bettelmönch, der aber auch ſchon im Geruch der Heiligkeit ſtand, begegnet ihm in der gangbarſten Straße und bietet ihm einen Schluck aus der Weinflaſche, die er vorſorglich mit ſich führt. Philipp Neri bedenkt ſich nicht einen Augenblick und ſetzt die langhalſige Korbflaſche, den Kopf zurückbiegend, dreiſt an den Mund, indes das Volk laut lacht und ſpottet, daß zwei fromme Männer ſich dergeſtalt zutrinken. Philipp Neri, den es, ohngeachtet ſeiner Frömmigkeit und Ergebenheit, einigermaßen dürfte verdroſſen haben, ſagte darauf: Ihr habt mich geprüft, nun iſt die Reihe an mir — und drückte zugleich ſein viereckiges Barett auf den Kahlkopf, welcher nun gleichfalls ausgelacht wurde, ganz ruhig fortging und ſagte: Wenn mirs einer vom Kopf nimmt, ſo mögt Ihrs haben! Neri nahm es ihm ab, und ſie ſchieden.

Freilich dergleichen zu wagen und dennoch die größten ſittlichen Wirkungen hervorzubringen, bedurfte es eines Mannes wie Philipp Neri, deſſen Handlungen gar oft als Wunder anzuſehen waren. Als Beichtiger machte er ſich furchtbar und daher des größten Zutrauens würdig; er entdeckte ſeinen Beichtkindern Sünden, die ſie verſchwiegen, Mängel, die ſie nicht beachtet hatten. Sein brünſtiges, ekſtatiſches Gebet ſetzte ſeine Umgebungen als übernatürlich in Erſtaunen, in einen Zuſtand, in welchem die Menſchen wohl auch durch ihre Sinne zu erfahren glauben, was ihnen die Einbildungskraft, angeregt durchs

Gefühl, vorbilden mochte. Wozu denn noch kommt, daß das Wunderbare, ja das Unmögliche, erzählt und wieder erzählt, endlich vollkommen die Stelle des Wirklichen, des Alltäglichen einnimmt. Hierher gehört, daß man ihn nicht allein verſchiedentlich während des Meßopfers vor dem Altare wollte emporgehoben geſehen haben, ſondern daß ſich auch Zeugniſſe fanden, man habe ihn, kniend um das Leben eines gefährlichſt Kranken betend, dergeſtalt von der Erde emporgehoben erblickt, daß er mit dem Haupte beinahe die Decke des Zimmers berührt.

Bei einem ſolchen durchaus dem Gefühl und der Einbildungskraft gewidmeten Zuſtande war es ganz natürlich, daß die Einmiſchung auch widerwärtiger Dämonen nicht ganz auszubleiben ſchien.

Oben zwiſchen dem verfallenen Gemäuer der Antoniniſchen Bäder ſieht wohl einmal der fromme Mann in äffiſcher Ungeſtalt ein widerwärtiges Weſen herumhupfen, das aber auf ſein Geheiß alſogleich zwiſchen Trümmern und Spalten verſchwindet. Bedeutender jedoch als dieſe Einzelnheit iſt, wie er gegen ſeine Schüler verfährt, die ihn von ſeligen Erſcheinungen, womit ſie von der Mutter Gottes und andern Heiligen beglückt worden, mit Entzücken benachrichtigen. Er, wohl wiſſend, daß aus dergleichen Einbildungen ein geiſtlicher Dünkel, der ſchlimmſte und hartnäckigſte von allen, gewöhnlich entſpringe, verſichert ſie deshalb, daß hinter dieſer himmliſchen Klarheit und Schönheit gewiß eine teufliſche, häßliche Finſternis verborgen liege. Dieſes zu erproben, gebietet er ihnen, bei der Wiederkehr einer ſo holdſeligen Jungfrau ihr gerade ins Geſicht zu ſpeien; ſie gehorchen, und der Erfolg bewährt ſich, indem auf der Stelle eine Teufelslarve hervortritt.

Der große Mann mag dieſes mit Bewußtſein oder, was wahrſcheinlicher iſt, aus tiefem Inſtinkt geboten haben; genug, er war ſicher, daß jenes Bild, welches eine phantaſtiſche Liebe und Sehnſucht hervorgerufen hatte, nun, durch das entgegenwirkende Wagnis von Haß und Verachtung, unmittelbar in eine Fratze ſich verwandeln würde.

Ihn berechtigten jedoch zu einer ſo ſeltſamen Pädagogik die außerordentlichſten, zwiſchen den höchſt geiſtigen und höchſt körperlichen ſchwebend erſcheinenden Naturgaben: Gefühl einer ſich nahenden noch ungeſehenen Perſon, Ahnung entfernter Begebenheiten, Bewußtſein der Gedanken eines vor ihm Stehenden, Nötigung anderer zu ſeinen Gedanken.

Dieſe und dergleichen Gaben ſind unter mehreren Menſchen ausgeteilt, mancher kann ſich derſelben ein und das andere Mal rühmen; aber die ununterbrochene Gegenwart ſolcher Fähigkeiten, die in jedem Falle bereite Ausübung einer ſo ſtaunenswürdigen Wirkſamkeit, dies iſt vielleicht nur in einem Jahrhundert zu denken, wo zuſammengehaltene, unzerſplitterte Geiſtes- und Körperkräfte ſich mit erſtaunenswürdiger Energie hervortun konnten.

Betrachten wir aber eine ſolche nach unabhängigem, grenzenloſem geiſtigen Wirken ſich hinſehnende und hingetriebene Natur, wie ſie durch die ſtreng umfaſſenden römiſch-kirchlichen Bande ſich wieder zuſammengehalten fühlen muß.

Die Wirkungen des heiligen Xaverius unter den abgöttiſchen Heiden mögen freilich damals in Rom großes Aufſehn gemacht haben. Dadurch aufgeregt, fühlten Neri und einige ſeiner Freunde ſich gleichfalls nach dem ſogenannten Indien gezogen und wünſchten mit päpſtlicher Erlaubnis ſich dorthin zu verfügen. Allein der wahrſcheinlich von oben her wohl inſtruierte Beichtvater redete ihnen ab und gab zu bedenken, daß für gottſelige, auf

Beſſerung des Nächſten, auf Ausbreitung der Religion gerichtete Männer in Rom ſelbſt ein genugſames Indien zu finden und ein würdiger Schauplatz für deren Tätigkeit offen ſei. Man verkündigte ihnen, daß der großen Stadt ſelbſt zunächſt ein großes Unheil bevorſtehen möchte, indem die drei Brunnen vor dem Tore St. Sebaſtian trüb und blutig ſeit einiger Zeit gefloſſen, welches als eine untrügliche Andeutung zu betrachten ſei.

Mag alſo der würdige Neri und ſeine Geſellen, hiedurch beſchwichtigt, innerhalb Roms ein wohltätiges wunderwirkendes Leben fortgeſetzt haben, ſo viel iſt gewiß, daß er von Jahr zu Jahr an Vertrauen und Achtung bei Großen und Kleinen, Alten und Jungen zugenommen.

Bedenke man nun die wunderſame Komplikation der menſchlichen Natur, in welcher ſich die ſtärkſten Gegenſätze vereinigen, Materielles und Geiſtiges, Gewöhnliches und Unmögliches, Widerwärtiges und Entzückendes, Beſchränktes und Grenzenloſes, dergleichen aufzuführen man noch ein langes Regiſter fortſetzen könnte; bedenke man einen ſolchen Widerſtreit, wenn er in einem vorzüglichen Menſchen ſich ereignet und zutage tritt, wie er durch das Unbegreifliche, was ſich aufdringt, den Verſtand irre macht, die Einbildungskraft losbindet, den Glauben überflügelt, den Aberglauben berechtigt und dadurch den natürlichen Zuſtand mit dem unnatürlichſten in unmittelbare Berührung, ja zur Vereinigung bringt; gehe man mit dieſen Betrachtungen an das weitläufig überlieferte Leben unſeres Mannes, ſo wird es uns faßlich ſcheinen, was ein ſolcher, der beinahe ein ganzes Jahrhundert auf einem ſo großen Schauplatze in einem ungeheuern Elemente ununterbrochen und unabläſſig gewirkt, für einen Einfluß müſſe erlangt haben. Die hohe Meinung von ihm ging ſo weit, daß man nicht allein von ſeinem geſunden kräftigen Wirken Nutzen, Heil und ſeliges Gefühl ſich zueignete, ſondern daß ſogar ſeine Krankheiten das Vertrauen vermehrten, indem man ſie als Zeichen ſeines innigſten Verhältniſſes zu Gott und dem Göttlichſten anzuſehen ſich bewogen fand. Hier begreifen wir nun, wie er ſchon lebend der Würde eines Heiligen entgegenging und ſein Tod nur bekräftigen konnte, was ihm von den Zeitgenoſſen zugedacht und zugeſtanden war.

Deshalb auch, als man bald nach ſeinem Verſcheiden, welches von noch mehr Wundern als ſein Leben begleitet war, an Papſt Clemens VIII. die Frage brachte, ob man mit der Unterſuchung — dem ſogenannten Prozeß, welcher einer Seligſprechung vorausgeht — den Anfang machen dürfe, dieſer die Antwort erteilte: Ich habe ihn immer für einen Heiligen gehalten und kann daher nichts dagegen einwenden, wenn ihn die Kirche im allgemeinen den Gläubigen als ſolchen erklären und vorſtellen wird.

Nun aber dürfte es auch der Aufmerkſamkeit wert gehalten werden, daß er in der langen Reihe von Jahren, die ihm zu wirken gegönnt wurden, funfzehn Päpſte erlebt, indem er, unter Leo X. geboren, unter Clemens VIII. ſeine Tage beſchloß; daher er denn auch eine unabhängige Stellung gegen den Papſt ſelbſt zu behaupten ſich anmaßte und als Glied der Kirche ſich zwar ihren allgemeinen Anordnungen durchaus gleichſtellte, aber im einzelnen ſich nicht gebunden, ja ſogar gebieteriſch gegen das Oberhaupt der Kirche bewies. Nun läßt es ſich denn auch erklären, daß er die Kardinalswürde durchaus abſchlug und in ſeiner Chiesa nuova, gleich einem widerſpenſtigen Ritter in einer alten Burg, ſich gegen den oberſten Schutzherrn unartig zu betragen herausnahm.

Der Charakter jener Verhältniſſe jedoch, wie ſie ſich am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts aus den früheren, roheren Zeiten ſeltſam genug geſtaltet erhielten, kann durch nichts deutlicher vor Augen geſtellt, eindringlicher dem Geiſte dargebracht werden als

durch ein Memorial, welches Neri kurz vor ſeinem Tode an den neuen Papſt Clemens VIII. ergehen ließ, worauf eine gleich wunderliche Reſolution erfolgte.

Wir ſehen hieraus das auf eine andere Weiſe nicht zu ſchildernde Verhältnis eines bald achtzigjährigen, dem Rang eines Heiligen entgegengehenden Mannes zu einem bedeutenden, tüchtigen, während ſeiner mehrjährigen Regierung höchſt achtbaren ſouveränen Oberhaupte der römiſch-katholiſchen Kirche.

Memorial des Philipp Neri an Clemens VIII.

Heiligſter Vater! Und was für eine Perſon bin ich denn, daß die Kardinäle mich zu beſuchen kommen, und beſonders geſtern abend die Kardinäle von Florenz und Cuſano? Und weil ich ein bißchen Manna in Blättern nötig hatte, ſo ließ mir gedachter Kardinal von Florenz zwei Unzen von San Spirito holen, indem der Herr Kardinal in jenes Hoſpital eine große Quantität geſchickt hatte. Er blieb auch bis zwei Stunden in die Nacht und ſagte ſo viel Gutes von Ew. Heiligkeit, viel mehr, als mir billig ſchien: denn da Sie Papſt ſind, ſo ſollten Sie die Demut ſelber ſein. Chriſtus kam um ſieben Uhr in der Nacht, ſich mir einzuverleiben, und Ew. Heiligkeit könnte auch wohl einmal in unſre Kirche kommen. Chriſtus iſt Menſch und Gott und beſucht mich gar manchmal. Ew. Heiligkeit iſt nur ein bloßer Menſch, geboren von einem heiligen und rechtſchaffenen Mann, jener aber von Gott Vater. Die Mutter von Ew. Heiligkeit iſt Signora Agneſina, eine ſehr gottesfürchtige Dame; aber jenes die Jungfrau aller Jungfrauen. Was hätte ich nicht alles zu ſagen, wenn ich meiner Galle freien Lauf laſſen wollte. Ich befehle Ew. Heiligkeit, daß Sie meinen Willen tun, wegen eines Mädchens, das ich nach Torre de' specchi ſchaffen will. Sie iſt die Tochter von Claudio Neri, dem Ew. Heiligkeit verſprochen hat, daß Sie ſeine Kinder beſchützen will, und da erinnere ich Sie, daß es hübſch iſt, wenn ein Papſt ſein Wort hält. Deswegen übergeben Sie mir gedachtes Geſchäft, und ſo, daß ich mich im Notfall Ihres Namens bedienen könne; um ſo mehr, da ich den Willen des Mädchens weiß und gewiß bin, daß ſie durch göttliche Eingebung bewegt wird. Und mit der größten Demut, die ich ſchuldig bin, küſſe ich die heiligſten Füße.

Eigenhändige Reſolution des Papſts, unter das Memorial geſchrieben

Der Papſt ſagt, daß dieſer Aufſatz in ſeinem erſten Teil etwas vom Geiſte der Eitelkeit enthält, indem Er dadurch erfahren ſoll, daß die Kardinäle Dieſelben ſo oft beſuchen; wenn uns nicht etwa dadurch angedeutet werden ſoll, daß dieſe Herren geiſtlich geſinnt ſind, welches man recht gut weiß. Daß Er nicht gekommen iſt, Dieſelben zu ſehen, darauf ſagt Er: daß es Ew. Ehrwürden nicht verdienen, da Sie das Kardinalat nicht haben annehmen wollen, das Ihnen ſo oft angetragen worden. Was den Befehl betrifft, ſo iſt Er zufrieden, daß Dieſelben mit Ihrer gewöhnlichen Befehlshaberei denen guten Müttern einen tüchtigen Filz geben, die es Denenſelben nicht nach Ihrem Sinne machen. Nun befiehlt Er Denſelben aber, daß Sie ſich wahren und nicht Beichte ſitzen ohne Seine Erlaubnis. Kommt aber unſer Herr Dieſelben beſuchen, ſo bitten Sie für uns und für die dringendſten Notdurften der Chriſtenheit.

Januar

Korreſpondenz

Den 5. Januar 1788.

VERZEIHT, wenn ich heute nur wenig ſchreibe. Dieſes Jahr iſt mit Ernſt und Fleiß angefangen worden, und ich kann mich kaum umſehen.

Nach einem Stillſtand von einigen Wochen, in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die ſchönſten, ich darf wohl ſagen, Offenbarungen. Es iſt mir erlaubt, Blicke in das Weſen der Dinge und ihre Verhältniſſe zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichtum eröffnen. Dieſe Wirkungen entſtehen in meinem Gemüte, weil ich immer lerne, und zwar von andern lerne. Wenn man ſich ſelbſt lehrt, iſt die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorſchritte müſſen kleiner und langſamer werden.

Das Studium des menſchlichen Körpers hat mich nun ganz. Alles andre verſchwindet dagegen. Es iſt mir damit durch mein ganzes Leben, auch jetzt wieder, ſonderbar gegangen. Darüber iſt nicht zu reden; was ich noch machen werde, muß die Zeit lehren.

Die Opern unterhalten mich nicht, nur das innig und ewig Wahre kann mich nun erfreuen.

Es ſpitzt ſich bis gegen Oſtern eine Epoche zu, das fühl ich; was werden wird, weiß ich nicht.

Den 10. Januar.

Erwin und Elmire kommt mit dieſem Brief; möge dir das Stückchen auch Vergnügen machen. Doch kann eine Operette, wenn ſie gut iſt, niemals im Leſen genug tun; es muß die Muſik erſt dazu kommen, um den ganzen Begriff auszudrücken, den der Dichter ſich vorſtellte. Claudine kommt bald nach. Beide Stücke ſind mehr gearbeitet, als man ihnen anſieht, weil ich erſt recht mit Kayſern die Geſtalt des Singſpiels ſtudiert habe.

Am menſchlichen Körper wird fleißig fortgezeichnet, wie abends in der Perſpektivſtunde. Ich bereite mich zu meiner Auflöſung, damit ich mich ihr getroſten Mutes hingebe, wenn die Himmliſchen ſie auf Oſtern beſchloſſen haben. Es geſchehe, was gut iſt!

Das Intereſſe an der menſchlichen Geſtalt hebt nun alles andre auf. Ich fühlte es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man ſich von der blendenden Sonne wegwendet; auch iſt alles vergebens, was man außer Rom darüber ſtudieren will. Ohne einen Faden, den man nur hier ſpinnen lernt, kann man ſich aus dieſem Labyrinthe nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug, indeſſen hilft er mir doch durch die erſten Gänge.

Wenn es mit Fertigung meiner Schriften unter gleichen Konſtellationen fortgeht, ſo muß ich mich im Laufe dieſes Jahres in eine Prinzeſſin verlieben, um den Taſſo, ich muß mich dem Teufel ergeben, um den Fauſt ſchreiben zu können, ob ich mir gleich zu beiden wenig Luſt fühle. Denn bisher iſts ſo gegangen. Um mir ſelbſt meinen Egmont intereſſant zu machen, fing der römiſche *Kaiſer* mit den Brabantern Händel an, und um meinen Opern einen Grad von Vollkommenheit zu geben, kam der Züricher *Kayſer* nach Rom. Das heißt doch ein *vornehmer Römer*, wie Herder ſagt, und ich finde es recht luſtig, eine Endurſache der Handlungen und Begebenheiten zu werden, welche gar nicht auf mich gerichtet ſind. Das darf man Glück nennen. Alſo die Prinzeſſin und den Teufel wollen wir in Geduld abwarten.

146. Anatomische Zeichnung von Goethe.

Hier kommt aus Rom abermals ein Pröbchen deutſcher Art und Kunſt, Erwin und Elmire. Es ward eher fertig als Claudine, doch wünſch ich nicht, daß es zuerſt gedruckt werde.

Du wirſt bald ſehen, daß alles aufs Bedürfnis der lyriſchen Bühne gerechnet iſt, das ich erſt hier zu ſtudieren Gelegenheit hatte: alle Perſonen in einer gewiſſen Folge, in einem gewiſſen Maß zu beſchäftigen, daß jeder Sänger Ruhpunkte genug habe uſw. Es ſind hundert Dinge zu beobachten, welchen der Italiener allen Sinn des Gedichts aufopfert; ich wünſche, daß es mir gelungen ſein möge, jene muſikaliſch-theatraliſchen Erforderniſſe durch ein Stückchen zu befriedigen, das nicht ganz unſinnig iſt. Ich hatte noch die Rückſicht, daß ſich beide Operetten doch auch müſſen leſen laſſen, daß ſie ihrem Nachbar Egmont keine Schande machten. Ein italieniſch Opernbüchelchen lieſt kein Menſch als am Abend der Vorſtellung, und es in einen Band mit einem Trauerſpiel zu bringen, würde hier zu Lande für ebenſo unmöglich gehalten werden, als daß man deutſch ſingen könne.

Bei Erwin muß ich noch bemerken, daß du das trochäiſche Silbenmaß, beſonders im zweiten Akt, öfter finden wirſt; es iſt nicht Zufall oder Gewohnheit, ſondern aus italieniſchen Beiſpielen genommen. Dieſes Silbenmaß iſt zur Muſik vorzüglich glücklich, und der Komponiſt kann es durch mehrere Takt- und Bewegungsarten dergeſtalt variieren, daß es der Zuhörer nie wiedererkennt; wie überhaupt die Italiener auf glatte, einfache Silbenmaße und Rhythmen ausſchließlich halten.

Der junge Camper iſt ein Strudelkopf, der viel weiß, leicht begreift und über die Sachen hinfährt.

Glück zum vierten Teil der „Ideen“. Der dritte iſt uns ein heilig Buch, das ich verſchloſſen halte; erſt jetzt hat es Moritz zu leſen gekriegt, der ſich glücklich preiſt, daß er in dieſer Epoche der Erziehung des Menſchengeſchlechts lebt. Er hat das Buch recht gut gefühlt und war über das Ende ganz außer ſich.

Wenn ich dich nur einmal für alle das Gute auf dem Kapitol bewirten könnte! Es iſt einer meiner angelegenſten Wünſche.

Meine titaniſchen Ideen waren nur Luftgeſtalten, die einer ernſteren Epoche vorſpukten. Ich bin nun recht im Studio der Menſchengeſtalt, welche das non plus ultra alles menſchlichen Wiſſens und Tuns iſt. Meine fleißige Vorbereitung im Studio der ganzen Natur, beſonders die Oſteologie, hilft mir ſtarke Schritte machen. Jetzt ſeh ich, jetzt genieß ich erſt das Höchſte, was uns vom Altertum übrig blieb, die Statuen. Ja, ich ſehe wohl ein, daß man ein ganzes Leben ſtudieren kann, und am Ende doch noch ausrufen möchte: *Jetzt* ſeh ich, *jetzt* genieß ich erſt.

Ich raffe alles mögliche zuſammen, um Oſtern eine gewiſſe Epoche, wohin mein Auge nun reicht, zu ſchließen, damit ich Rom nicht mit entſchiedenem Widerwillen verlaſſe, und hoffe in Deutſchland einige Studien bequem und gründlich fortſetzen zu können, obgleich langſam genug. Hier trägt einen der Strom fort, ſobald man nur das Schifflein beſtiegen hat.

Bericht

Januar

*

Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe,
Du batſt mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag und Nächte biſt du geblieben,
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben,
Nun ſitz ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Mutwill ſchüret Flamm auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrat des Winters und ſenget mich Armen.

Du haſt mir mein Gerät verſtellt und verſchoben,
Ich ſuch und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmſt ſo ungeſchickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

*

Wenn man vorſtehendes Liedchen nicht in buchſtäblichem Sinne nehmen, nicht jenen Dämon, den man gewöhnlich Amor nennt, dabei denken, ſondern eine Verſammlung tätiger Geiſter ſich vorſtellen will, die das Innerſte des Menſchen anſprechen, auffordern, hin und wider ziehen und durch geteiltes Intereſſe verwirren, ſo wird man auf eine ſymboliſche Weiſe an dem Zuſtande teilnehmen, in dem ich mich befand und welchen die Auszüge aus Briefen und die bisherigen Erzählungen genugſam darſtellen. Man wird zugeſtehen, daß eine große Anſtrengung gefordert ward, ſich gegen ſo vieles aufrecht zu erhalten, in Tätigkeit nicht zu ermüden und im Aufnehmen nicht läſſig zu werden.

Aufnahme in die Geſellſchaft der Arkadier

Schon zu Ende des vorigen Jahrs ward ich mit einem Antrage beſtürmt, den ich auch als Folge jenes unſeligen Konzertes anſah, durch welches wir unſer Inkognito leichtſinnigerweiſe enthüllt hatten. Es konnte jedoch andere Anläſſe haben, daß man von mehreren Seiten her mich zu beſtimmen ſuchte, mich in die Arcadia als einen namhaften Schäfer aufnehmen zu laſſen. Lange widerſtand ich, mußte jedoch zuletzt den Freunden, die hierein etwas Beſonderes zu ſetzen ſchienen, endlich nachgeben.

Im allgemeinen iſt bekannt, was unter dieſer arkadiſchen Geſellſchaft verſtanden wird; doch iſt es wohl nicht unangenehm, etwas darüber zu vernehmen.

Während dem Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts mag die italieniſche Poeſie ſich auf mancherlei Weiſe verſchlimmert haben; denn gegen Ende dieſes Zeitraums werfen ihr gebildete, wohlgeſinnte Männer vor, ſie habe den Gehalt, was man damals innere Schönheit nannte, völlig verſäumt; auch ſei ſie in Abſicht auf die Form, die äußere Schönheit, durchaus zu tadeln; denn ſie habe mit barbariſchen Ausdrücken, unleidlich harten Verſen, fehlerhaften Figuren und Tropen, beſonders mit fortlaufenden und ungemeſſenen Hyperbeln, Metonymien und Metaphern, auch ganz und gar das Anmutige und Süße verſcherzt, welches man am Äußern zu ſchätzen ſich erfreue.

Jene auf ſolchen Irrwegen Befangenen jedoch ſchalten, wie es zu gehen pflegt, das Echte und Fürtreffliche, damit ihre Mißbräuche fernerhin unangetaſtet gelten möchten. Welches denn doch zuletzt von gebildeten und verſtändigen Menſchen nicht mehr erduldet werden konnte, dergeſtalt, daß im Jahr 1690 eine Anzahl umſichtiger und kräftiger Männer zuſammentrat und einen andern Weg einzuſchlagen ſich beredete.

Damit aber ihre Zuſammenkünfte nicht Aufſehn machen und Gegenwirkung veranlaſſen möchten, ſo wendeten ſie ſich ins Freie, in ländliche Gartenumgebungen, deren ja Rom ſelbſt in ſeinen Mauern genugſame bezirkt und einſchließt. Hierdurch ward ihnen zugleich der Gewinn, ſich der Natur zu nähern und in friſcher Luft den uranfänglichen

147. Einladung zu einer Sitzung der Arcadia.

Geiſt der Dichtkunſt zu ahnen. Dort, an zufälligen Plätzen, lagerten ſie ſich auf dem Raſen, ſetzten ſich auf architektoniſche Trümmer und Steinblöcke, wo ſogar anweſende Kardinäle nur durch ein weicheres Kiſſen geehrt werden konnten. Hier beſprachen ſie ſich untereinander von ihren Überzeugungen, Grundſätzen, Vorhaben; hier laſen ſie Gedichte, in welchen man den Sinn des höheren Altertums, der edlen toskaniſchen Schule wieder ins Leben zu führen trachtete. Da rief denn einer in Entzücken aus: Hier iſt unſer Arkadien! Dies veranlaßte den Namen der Geſellſchaft, ſowie das Idylliſche ihrer Einrichtung. Keine Protektion eines großen und einflußreichen Mannes ſollte ſie ſchützen; ſie wollten kein Oberhaupt, keinen Präſidenten zugeben. Ein Kuſtos ſollte die arkadiſchen Räume öffnen und ſchließen und in den notwendigſten Fällen ihm ein Rat von zu wählenden Älteſten zur Seite ſtehn.

Hier iſt der Name Crescimbeni ehrwürdig, welcher gar wohl als Mitſtifter angeſehen werden kann und als erſter Kuſtos ſein Amt mehrere Jahre treulich verrichtet, indem er über einen beſſern, reinern Geſchmack Wache hält und das Barbariſche immer mehr zu verdrängen weiß.

Seine Dialogen über die Poeſia volgare, welches nicht etwa Volkspoeſie zu überſetzen iſt, ſondern Poeſie, wie ſie einer Nation wohl anſteht, wenn ſie durch entſchiedene wahre Talente ausgeübt, nicht aber durch Grillen und Eigenheiten einzelner Wirrköpfe entſtellt wird, ſeine Dialogen, worin er die beſſere Lehre vorträgt, ſind offenbar eine Frucht arkadiſcher Unterhaltungen und höchſt wichtig in Vergleich mit unſerm neuen äſthetiſchen Beſtreben. Auch die von ihm herausgegebenen Gedichte der Arcadia verdienen in dieſem Sinne alle Aufmerkſamkeit; wir erlauben uns dabei nur folgende Bemerkung.

Zwar hatten die werten Schäfer, im Freien auf grünem Raſen ſich lagernd, der Natur hiedurch näher zu kommen gedacht, in welchem Falle wohl Liebe und Leidenſchaft ein menſchlich Herz zu überſchleichen pflegt; nun aber beſtand die Geſellſchaft aus geiſtlichen Herren und ſonſtigen würdigen Perſonen, die ſich mit dem Amor jener römiſchen Triumvirn nicht einlaſſen durften, den ſie deshalb ausdrücklich beſeitigten. Hier alſo blieb nichts übrig, da dem Dichter die Liebe ganz unentbehrlich iſt, als ſich zu jener überirdiſchen und gewiſſermaßen platoniſchen Sehnſucht hinzuwenden, nicht weniger ins Allegoriſche ſich einzulaſſen, wodurch denn ihre Gedichte einen ganz ehrſamen, eigentümlichen Charakter erhalten, da ſie ohnehin ihren großen Vorgängern Dante und Petrarch hierin auf dem Fuße folgen konnten.

Dieſe Geſellſchaft beſtand, wie ich nach Rom gelangte, ſoeben hundert Jahr und hatte ſich, ihrer äußern Form nach, durch mancherlei Orts- und Geſinnungswechſel immer mit Anſtand, wenn auch nicht in großem Anſehn erhalten; und man ließ nicht leicht einigermaßen bedeutende Fremde in Rom verweilen, ohne dieſelben zur Aufnahme anzulocken, um ſo mehr, als der Hüter dieſer poetiſchen Ländereien bloß dadurch ſich bei einem mäßigen Einkommen erhalten konnte.

Die Funktion ſelbſt aber 'ging folgendermaßen vor ſich. In den Vorzimmern eines anſtändigen Gebäudes ward ich einem bedeutenden geiſtlichen Herrn vorgeſtellt und er mir bekannt gemacht als derjenige, der mich einführen, meinen Bürgen gleichſam oder Paten vorſtellen ſollte. Wir traten in einen großen, bereits ziemlich belebten Saal und ſetzten uns in die erſte Reihe von Stühlen, gerade in die Mitte einem aufgerichteten Katheder gegenüber. Es traten immer mehr Zuhörer heran; an meine leergebliebene Rechte fand ſich ein

ſtattlicher ältlicher Mann, den ich nach ſeiner Bekleidung und der Ehrfurcht, die man ihm erwies, für einen Kardinal zu halten hatte.

Der Kuſtode, vom Katheder herab, hielt eine allgemein einleitende Rede, rief mehrere Perſonen auf, welche ſich teils in Verſen, teils in Proſa hören ließen. Nachdem dieſes eine gute Zeit gewährt, begann jener eine Rede, deren Inhalt und Ausführung ich übergehe, indem ſie im ganzen mit dem Diplom zuſammentraf, welches ich erhielt und hier nachzubringen gedenke. Hierauf wurde ich denn förmlich für einen der Ihrigen erklärt und unter großem Händeklatſchen aufgenommen und anerkannt.

Mein ſogenannter Pate und ich waren indeſſen aufgeſtanden und hatten uns mit vielen Verbeugungen bedankt. Er aber hielt eine wohlgedachte, nicht allzulange, ſehr ſchickliche Rede, worauf abermals ein allgemeiner Beifall ſich hören ließ, nach deſſen Verſchallen ich Gelegenheit hatte, den einzelnen zu danken und mich ihnen zu empfehlen. Das Diplom, welches ich den andern Tag erhielt, folgt hier im Original und iſt, da es in jeder andern Sprache ſeine Eigentümlichkeit verlöre, nicht überſetzt worden. Indeſſen ſuchte ich den Kuſtode mit ſeinem neuen Hutgenoſſen auf das beſte zufrieden zu ſtellen.

C. U. C.

Nivildo Amarinzio, Custode Generale d'Arcadia.

Trovandosi per avventura a beare le sponde del Tebbro uno di quei Genj di prim' Ordine, ch' oggi fioriscono nella Germania qual' è l'Inclito ed Erudito Signor DE GOETHE Consigliere attuale di Stato di Sua Altezza Serenissima il Duca di Sassonia-Weimar, ed avendo celato fra noi con filosofica moderazione la chiarezza della sua Nascita, de' suoi Ministerj, e della virtù sua, non ha potuto ascondere la luce, che hanno sparso le sue dottissime produzioni tanto in Prosa ch' in Poesia, per cui si è reso celebre a tutto il Mondo Letterario. Quindi essendosi compiaciuto il suddetto rinomato Signor DE GOETHE d'intervenire in una delle pubbliche nostre Accademie, appena Egli comparve, come un nuovo astro di Cielo straniero tra le nostre selve, ed in una delle nostre Geniali Adunanze, che gli Arcadi in gran numero convocati co' segni del più sincero giubilo ed applauso vollero distinguerlo come Autore di tante celebrate opere, con annoverarlo a viva voce tra i più illustri membri della loro Pastoral società sotto il Nome di Megalio, e vollero altresi assegnare al Medesimo il possesso delle Campagne Melpomenie sacre alla Tragica Musa, dichiarandolo con ciò Pastore Arcade di Numero. Nel tempo stesso il Ceto Universale commise al Custode Generale di registrare l'Atto pubblico e solenne di si applaudita annoverazione tra i fasti d'Arcadia, e di presentare al Chiarissimo Novello Compastore Megalio Melpomenio il presente Diploma in segno dell' altissima stima, che fa la nostra Pastorale Letteraria Repubblica de' chiari e nobili ingegni a perpetua memoria. Dato dalla Capanna del Serbatojo dentro il Bosco Parrasio alla Neomenia di Possideone Olimpiade DCXLI. Anno II. dalla Ristorazione d'Arcadia Olimpiade XXIV. Anno IV. Giorno lieto per General Chiamata.

Nivildo Amarinzio, Custode Generale.

Das Siegel hat in einem Kranze, halb Lorbeer halb Pinien, in der Mitte eine Pansflöte, darunter Gli Arcadi.

Corimbo
Melicronio
Florimonte
Egiréo
} Sotto-Custodi.

DAS RÖMISCHE KARNEVAL

INDEM wir eine Beſchreibung des römiſchen Karnevals unternehmen, müſſen wir den Einwurf befürchten, daß eine ſolche Feierlichkeit eigentlich nicht beſchrieben werden könne. Eine ſo große, lebendige Maſſe ſinnlicher Gegenſtände ſollte ſich unmittelbar vor dem Auge bewegen und von einem jeden nach ſeiner Art angeſchaut und gefaßt werden.

Noch bedenklicher wird dieſe Einwendung, wenn wir ſelbſt geſtehen müſſen, daß das römiſche Karneval einem fremden Zuſchauer, der es zum erſtenmal ſieht und nur *ſehen* will und kann, weder einen ganzen noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge ſonderlich ergötze noch das Gemüt befriedige.

Die lange und ſchmale Straße, in welcher ſich unzählige Menſchen hin und wider wälzen, iſt nicht zu überſehen; kaum unterſcheidet man etwas in dem Bezirk des Getümmels, den das Auge faſſen kann. Die Bewegung iſt einförmig, der Lärm betäubend, das Ende der Tage unbefriedigend. Allein dieſe Bedenklichkeiten ſind bald gehoben, wenn wir uns näher erklären; und vorzüglich wird die Frage ſein, ob uns die Beſchreibung ſelbſt rechtfertigt.

Das römiſche Karneval iſt ein Feſt, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, ſondern das ſich das Volk ſelbſt gibt.

Der Staat macht wenig Anſtalten, wenig Aufwand dazu. Der Kreis der Freuden bewegt ſich von ſelbſt, und die Polizei regiert ihn nur mit gelinder Hand.

Hier iſt nicht ein Feſt, das wie die vielen geiſtlichen Feſte Roms die Augen der Zuſchauer blendete; hier iſt kein Feuerwerk, das von dem Kaſtell Sant' Angelo einen einzigen überraſchenden Anblick gewährte; hier iſt keine Erleuchtung der Peterskirche und -kuppel, welche ſo viel Fremde aus allen Landen herbeilockt und befriedigt; hier iſt keine glänzende Prozeſſion, bei deren Annäherung das Volk beten und ſtaunen ſoll: hier wird vielmehr nur ein Zeichen gegeben, daß jeder ſo töricht und toll ſein dürfe, als er wolle, und daß außer Schlägen und Meſſerſtichen faſt alles erlaubt ſei.

Der Unterſchied zwiſchen Hohen und Niedern ſcheint einen Augenblick aufgehoben: alles nähert ſich einander, jeder nimmt, was ihm begegnet, leicht auf, und die wechſelſeitige Frechheit und Freiheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten.

In dieſen Tagen freuet ſich der Römer noch zu unſern Zeiten, daß die Geburt Chriſti das Feſt der Saturnalien und ſeiner Privilegien wohl um einige Wochen verſchieben, aber nicht aufheben konnte.

Wir werden uns bemühen, die Freuden und den Taumel dieſer Tage vor die Einbildungskraft unſerer Leſer zu bringen. Auch ſchmeicheln wir uns, ſolchen Perſonen zu dienen, welche dem römiſchen Karneval ſelbſt einmal beigewohnt und ſich nun mit einer lebhaften Erinnerung jener Zeit vergnügen mögen, nicht weniger ſolchen, welchen jene Reiſe noch bevorſteht und denen dieſe wenigen Blätter Überſicht und Genuß einer überdrängten und vorbeirauſchenden Freude verſchaffen können.

Der Korſo

Das römiſche Karneval verſammelt ſich in dem Korſo. Dieſe Straße beſchränkt und beſtimmt die öffentliche Feierlichkeit dieſer Tage. An jedem andern Platz würde es ein ander Feſt ſein; und wir haben daher vor allen Dingen den Korſo zu beſchreiben.

Er führt den Namen, wie mehrere lange Straßen italieniſcher Städte, von dem Wettrennen der Pferde, womit zu Rom ſich jeder Karnevalsabend ſchließt, und womit an andern Orten

andere Feierlichkeiten, als das Feſt eines Schutzpatrons, ein Kirchweihfeſt, geendigt werden.

Die Straße geht von der Piazza del Popolo ſchnurgerade bis an den Venezianiſchen Palaſt. Sie iſt ungefähr viertehalbtauſend Schritte lang und von hohen, meiſtenteils prächtigen Gebäuden eingefaßt. Ihre Breite iſt gegen ihre Länge und gegen die Höhe der Gebäude nicht verhältnismäßig. An beiden Seiten nehmen Pflaſtererhöhungen für die Fußgänger ungefähr ſechs bis acht Fuß weg. In der Mitte bleibt für die Wagen an den meiſten Orten nur der Raum von zwölf bis vierzehn Schritten, und man ſieht alſo leicht, daß höchſtens drei Fuhrwerke ſich in dieſer Breite nebeneinander bewegen können.

Der Obelisk auf der Piazza del Popolo iſt im Karneval die unterſte Grenze dieſer Straße, der Venezianiſche Palaſt die obere.

Spazierfahrt im Korſo

Schon alle Sonn- und Feſttage eines Jahres iſt der römiſche Korſo belebt. Die vornehmern und reichern Römern fahren hier eine oder anderthalb Stunden vor Nacht in einer ſehr zahlreichen Reihe ſpazieren: die Wagen kommen vom Venezianiſchen Palaſt herunter, halten ſich an der linken Seite, fahren, wenn es ſchön Wetter iſt, an dem Obelisk vorbei, zum Tore hinaus und auf den Flaminiſchen Weg, manchmal bis Ponte molle.

Die früher oder ſpäter Umkehrenden halten ſich an die andere Seite; ſo ziehen die beiden Wagenreihen in der beſten Ordnung aneinander hin.

Die Geſandten haben das Recht, zwiſchen beiden Reihen auf und nieder zu fahren; dem Prätendenten, der ſich unter dem Namen eines Herzogs von Albanien in Rom aufhielt, war es gleichfalls zugeſtanden.

Sobald die Nacht eingeläutet wird, iſt dieſe Ordnung unterbrochen: jeder wendet, wo es ihm beliebt, und ſucht ſeinen nächſten Weg, oft zur Unbequemlichkeit vieler andern Equipagen, welche in dem engen Raum dadurch gehindert und aufgehalten werden.

Dieſe Abendſpazierfahrt, welche in allen großen italieniſchen Städten brillant iſt und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutſchen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Korſo; jedermann kommt, um zu ſehen oder geſehen zu werden.

Das Karneval iſt, wie wir bald bemerken können, eigentlich nur eine Fortſetzung oder vielmehr der Gipfel jener gewöhnlichen ſonn- und feſttägigen Freuden; es iſt nichts Neues, nichts Fremdes, nichts Einziges, ſondern es ſchließt ſich nur an die römiſche Lebensweiſe ganz natürlich an.

Klima, geiſtliche Kleidungen

Ebenſo wenig fremd wird es uns ſcheinen, wenn wir nun bald eine Menge Masken in freier Luft ſehen, da wir ſo manche Lebensſzene unter dem heitern frohen Himmel das ganze Jahr durch zu erblicken gewohnt ſind.

Bei einem jeden Feſte bilden ausgehängte Teppiche, geſtreute Blumen, übergeſpannte Tücher die Straßen gleichſam zu großen Sälen und Galerien um.

Keine Leiche wird ohne vermummte Begleitung der Brüderſchaften zu Grabe gebracht; die vielen Mönchskleidungen gewöhnen das Auge an fremde und ſonderbare Geſtalten: es ſcheint das ganze Jahr Karneval zu ſein, und die Abbaten in ſchwarzer Kleidung ſcheinen unter den übrigen geiſtlichen Masken die edlern Tabarros vorzuſtellen.

148. Joh. G. Schütz: Farbige Skizze aus „Das römische Carneval“.

Erſte Zeit

Schon von dem neuen Jahre an ſind die Schauſpielhäuſer eröffnet und das Karneval hat ſeinen Anfang genommen. Man ſieht hie und da in den Logen eine Schöne, welche als Offizier ihre Epauletten mit größter Selbſtzufriedenheit dem Volke zeigt. Die Spazierfahrt im Korſo wird zahlreicher; doch die allgemeine Erwartung iſt auf die letzten acht Tage gerichtet.

Vorbereitungen auf die letzten Tage

Mancherlei Vorbereitungen verkündigen dem Publikum dieſe paradieſiſchen Stunden.

Der Korſo, eine von den wenigen Straßen in Rom, welche das ganze Jahr rein gehalten werden, wird nun ſorgfältiger gekehrt und gereiniget. Man iſt beſchäftigt, das ſchöne, aus kleinen, viereckig zugehauenen, ziemlich gleichen Baſaltſtücken zuſammengeſetzte Pflaſter, wo es nur einigermaßen abzuweichen ſcheint, auszuheben und die Baſaltkeile wieder neu inſtand zu ſetzen.

Außer dieſem zeigen ſich auch lebendige Vorboten. Jeder Karnevalsabend ſchließt ſich, wie wir ſchon erwähnt haben, mit einem Wettrennen. Die Pferde, welche man zu dieſem Endzweck unterhält, ſind meiſtenteils klein und werden wegen fremder Herkunft der beſten unter ihnen Barberi genennt.

Ein ſolches Pferdchen wird mit einer Decke von weißer Leinwand, welche am Kopf, Hals und Leib genau anſchließt und auf den Nähten mit bunten Bändern beſetzt iſt, vor dem Obelisk an die Stelle gebracht, wo es in der Folge auslaufen ſoll. Man gewöhnt es, den Kopf gegen den Korſo gerichtet, eine Zeitlang ſtill zu ſtehen, führt es alsdann ſachte die Straße hin und gibt ihm oben am Venezianiſchen Palaſt ein wenig Hafer, damit es ein Intereſſe empfinde, ſeine Bahn deſto geſchwinder zu durchlaufen.

Da dieſe Übung mit den meiſten Pferden, deren oft funfzehn bis zwanzig an der Zahl ſind, wiederholt und eine ſolche Promenade immer von einer Anzahl luſtig ſchreiender Knaben begleitet wird, ſo gibt es ſchon einen Vorſchmack von einem größern Lärm und Jubel, der bald folgen ſoll.

Ehemals nährten die erſten römiſchen Häuſer dergleichen Pferde in ihren Marſtällen; man ſchätzte ſich es zur Ehre, wenn ein ſolches den Preis davontragen konnte. Es wurden Wetten angeſtellt und der Sieg durch ein Gaſtmahl verherrlicht. In den letzten Zeiten hingegen hat dieſe Liebhaberei ſehr abgenommen, und der Wunſch, durch ſeine Pferde Ruhm zu erlangen, iſt in die mittlere, ja in die unterſte Klaſſe des Volks herabgeſtiegen.

Aus jenen Zeiten mag ſich noch die Gewohnheit herſchreiben, daß der Trupp Reiter, welcher, von Trompetern begleitet, in dieſen Tagen die Preiſe in ganz Rom herumzeigt, in die Häuſer der Vornehmen hineinreitet und nach einem geblaſenen Trompeterſtückchen ein Trinkgeld empfängt.

Der Preis beſtehet aus einem etwa drittehalb Ellen langen und nicht gar eine Elle breiten Stück Gold- oder Silberſtoff, das an einer bunten Stange wie eine Flagge befeſtigt ſchwebt und an deſſen unterm Ende das Bild einiger rennenden Pferde quer eingewirkt ist.

Es wird dieſer Preis Palio genannt, und ſo viel Tage das Karneval dauert, ſo viele ſolcher Quaſi-Standarten werden von dem erſterwähnten Zug durch die Straßen von Rom aufgezeigt.

Inzwiſchen fängt auch der Korſo an, ſeine Geſtalt zu verändern; der Obelisk wird nun die Grenze der Straße. Vor demſelben wird ein Gerüſte mit vielen Sitzreihen übereinander aufgeſchlagen, welches gerade in den Korſo hineinſieht. Vor dem Gerüſte werden die Schranken errichtet, zwiſchen welche man künftig die Pferde zum Ablaufen bringen ſoll.

An beiden Seiten werden ferner große Gerüſte gebaut, welche ſich an die erſten Häuſer des Korſo anſchließen und auf dieſe Weiſe die Straße in den Platz herein verlängern. An beiden Seiten der Schranken ſtehen kleine, erhöhte und bedeckte Bogen für die Perſonen, welche das Ablaufen der Pferde regulieren ſollen.

Den Korſo hinauf ſieht man vor manchen Häuſern ebenfalls Gerüſte aufgerichtet. Die Plätze von San Carlo und der Antoniniſchen Säule werden durch Schranken von der Straße abgeſondert, und alles bezeichnet genug, daß die ganze Feierlichkeit ſich in dem langen und ſchmalen Korſo einſchränken ſolle und werde.

Zuletzt wird die Straße in der Mitte mit Puzzolane beſtreut, damit die wettrennenden Pferde auf dem glatten Pflaſter nicht ſo leicht ausgleiten mögen.

Signal der vollkommnen Karnevalsfreiheit

So findet die Erwartung ſich jeden Tag genährt und beſchäftigt, bis endlich eine Glocke vom Kapitol, bald nach Mittage, das Zeichen gibt, es ſei erlaubt, unter freiem Himmel töricht zu ſein.

In dieſem Augenblick legt der ernſthafte Römer, der ſich das ganze Jahr ſorgfältig vor jedem Fehltritt hütet, ſeinen Ernſt und ſeine Bedächtigkeit auf einmal ab.

Die Pflaſterer, die bis zum letzten Augenblicke gekläppert haben, packen ihr Werkzeug auf und machen der Arbeit ſcherzend ein Ende. Alle Balkone, alle Fenſter werden nach und nach mit Teppichen behängt; auf den Pflaſtererhöhungen zu beiden Seiten der Straße werden Stühle herausgeſetzt; die geringern Hausbewohner, alle Kinder ſind auf der Straße, die nun aufhört, eine Straße zu ſein: ſie gleicht vielmehr einem großen Feſtſaal, einer ungeheuren ausgeſchmückten Galerie.

Denn wie alle Fenſter mit Teppichen behängt ſind, ſo ſtehen auch alle Gerüſte mit alten gewirkten Tapeten beſchlagen; die vielen Stühle vermehren den Begriff von Zimmer, und der freundliche Himmel erinnert ſelten, daß man ohne Dach ſei.

So ſcheint die Straße nach und nach immer wohnbarer. Indem man aus dem Hauſe tritt, glaubt man nicht im Freien und unter Fremden, ſondern in einem Saale unter Bekannten zu ſein.

Wache

Indeſſen daß der Korſo immer belebter wird und unter den vielen Perſonen, die in ihren gewöhnlichen Kleidern ſpazieren, ſich hier und da ein Pulcinell zeigt, hat ſich das Militär vor der Porta del Popolo verſammelt. Es zieht, angeführt von dem General zu Pferde, in guter Ordnung und neuer Montur mit klingendem Spiel den Korſo herauf und beſetzt ſogleich alle Eingänge in denſelben, errichtet ein paar Wachen auf den Hauptplätzen und übernimmt die Sorge für die Ordnung der ganzen Anſtalt.

Die Verleiher der Stühle und Gerüſte rufen nun emſig den Vorbeigehenden an: Luoghi! Luoghi, Padroni! Luoghi!

149. Joh. G. Schütz: Farbige Skizze aus „Das römische Carneval“.

Masken

Nun fangen die Masken an, ſich zu vermehren. Junge Männer, geputzt in Feſttagskleidern der Weiber aus der unterſten Klaſſe, mit entblößtem Buſen und frecher Selbſtgenügſamkeit, laſſen ſich meiſt zuerſt ſehen. Sie liebkoſen die ihnen begegnenden Männer, tun gemein und vertraut mit den Weibern als mit ihresgleichen, treiben ſonſt, was ihnen Laune, Witz oder Unart eingeben.

Wir erinnern uns unter andern eines jungen Menſchen, der die Rolle einer leidenſchaftlichen, zankſüchtigen und auf keine Weiſe zu beruhigenden Frau vortrefflich ſpielte und ſo ſich den ganzen Korſo hinab zankte, jedem etwas anhängte, indes ſeine Begleiter ſich alle Mühe zu geben ſchienen, ihn zu beſänftigen.

Hier kommt ein Pulcinell gelaufen, dem ein großes Horn an bunten Schnüren um die Hüften gaukelt. Durch eine geringe Bewegung, indem er ſich mit den Weibern unterhält, weiß er die Geſtalt des alten Gottes der Gärten in dem heiligen Rom kecklich nachzuahmen, und ſeine Leichtfertigkeit erregt mehr Luſt als Unwillen. Hier kommt ein anderer ſeinesgleichen, der, beſcheidner und zufriedner, ſeine ſchöne Hälfte mit ſich bringt.

Da die Frauen eben ſo viel Luſt haben, ſich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer, ſich in Frauenkleidern ſehen zu laſſen, ſo haben ſie die beliebte Tracht des Pulcinells ſich anzupaſſen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt, in dieſer Zwittergeſtalt oft höchſt reizend zu ſein.

Mit ſchnellen Schritten, deklamierend wie vor Gericht, drängt ſich ein Advokat durch die Menge; er ſchreit an die Fenſter hinauf, packt maskierte und unmaskierte Spaziergänger an, droht einem jeden mit einem Prozeß, macht bald jenem eine lange Geſchichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben ſoll, bald dieſem eine genaue Spezifikation ſeiner Schulden. Die Frauen ſchilt er wegen ihrer Cicisbeen, die Mädchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft ſich auf ein Buch, das er bei ſich führt, produziert Dokumente, und das alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge. Er ſucht jedermann zu beſchämen und konfus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, ſo fängt er erſt recht an; denkt man, er gehe weg, ſo kehrt er um; auf den einen geht er gerade los und ſpricht ihn nicht an, er packt einen andern, der ſchon vorbei iſt; kommt nun gar ein Mitbruder ihm entgegen, ſo erreicht die Tollheit ihren höchſten Grad.

Aber lange können ſie die Aufmerkſamkeit des Publikums nicht auf ſich ziehen; der tollſte Eindruck wird gleich von Menge und Mannigfaltigkeit wieder verſchlungen.

Beſonders machen die Quacqueri zwar nicht ſo viel Lärm, doch eben ſo viel Aufſehen als die Advokaten. Die Maske der Quacqueri ſcheint ſo allgemein geworden zu ſein durch die Leichtigkeit, auf dem Trödel altfränkiſche Kleidungsſtücke finden zu können.

Die Haupterforderniſſe dieſer Maske ſind, daß die Kleidung zwar altfränkiſch, aber wohl erhalten und von edlem Stoff ſei. Man ſieht ſie ſelten anders als mit Samt oder Seide bekleidet; ſie tragen brokatene oder geſtickte Weſten, und der Statur nach muß der Quacquero dickleibig ſein; ſeine Geſichtsmaske iſt ganz, mit Pausbacken und kleinen Augen; ſeine Perücke hat wunderliche Zöpfchen; ſein Hut iſt klein und meiſtens bordiert.

Man ſiehet, daß ſich dieſe Figur ſehr dem Buffo caricato der komiſchen Oper nähert, und wie dieſer meiſtenteils einen läppiſchen, verliebten, betrogenen Toren vorſtellt, ſo zeigen

ſich auch dieſe als abgeſchmackte Stutzer. Sie hüpfen mit großer Leichtigkeit auf den Zehen hin und her, führen große ſchwarze Ringe ohne Glas ſtatt der Lorgnetten, womit ſie in alle Wagen hineingucken, nach allen Fenſtern hinaufblicken. Sie machen gewöhnlich einen ſteifen tiefen Bückling, und ihre Freude, beſonders wenn ſie ſich einander begegnen, geben ſie dadurch zu erkennen, daß ſie mit gleichen Füßen mehrmals gerade in die Höhe hüpfen und einen hellen durchdringenden unartikulierten Laut von ſich geben, der mit den Konſonanten brr verbunden iſt.

Oft geben ſie ſich durch dieſen Ton das Zeichen, und die nächſten erwidern das Signal, ſo daß in kurzer Zeit dieſes Geſchrille den ganzen Korſo hin und wider läuft.

Mutwillige Knaben blaſen indes in große gewundne Muſcheln und beleidigen das Ohr mit unerträglichen Tönen.

Man ſieht bald, daß bei der Enge des Raums, bei der Ähnlichkeit ſo vieler Maskenkleidungen — denn es mögen immer einige hundert Pulcinelle und gegen hundert Quacqueri im Korſo auf und nieder laufen — wenige die Abſicht haben können, Aufſehn zu erregen oder bemerkt zu werden. Auch müſſen dieſe früh genug im Korſo erſcheinen. Vielmehr geht ein jeder nur aus, ſich zu vergnügen, ſeine Tollheit auszulaſſen und der Freiheit dieſer Tage auf das beſte zu genießen.

Beſonders ſuchen und wiſſen die Mädchen und Frauen ſich in dieſer Zeit nach ihrer Art luſtig zu machen. Jede ſucht nur aus dem Hauſe zu kommen, ſich, auf welche Art es ſei, zu vermummen, und weil die wenigſten in dem Fall ſind, viel Geld aufwenden zu können, ſo ſind ſie erfinderiſch genug, allerlei Arten auszudenken, wie ſie ſich mehr verſtecken als zieren.

Sehr leicht ſind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen zu ſchaffen: ſchöne Haare werden vorzüglich erfordert, dann eine ganz weiße Geſichtsmaske, ein irdenes Töpfchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demütiger Gebärde unter die Fenſter und vor jeden hin und empfangen ſtatt Almoſen Zuckerwerk, Nüſſe, und was man ihnen ſonſt Artiges geben mag.

Andere machen es ſich noch bequemer, hüllen ſich in Pelze oder erſcheinen in einer artigen Haustracht, nur mit Geſichtsmasken. Sie gehen meiſtenteils ohne Männer und führen als Off- und Defenſivwaffe ein Beſenchen aus der Blüte eines Rohrs gebunden, womit ſie teils die Überläſtigen abwehren, teils auch, mutwillig genug, Bekannten und Unbekannten, die ihnen ohne Masken entgegenkommen, im Geſicht herumfahren.

Wenn einer, auf den ſie es gemünzt haben, zwiſchen vier oder fünf ſolcher Mädchen hineinkommt, weiß er ſich nicht zu retten. Das Gedränge hindert ihn, zu fliehen, und wo er ſich hinwendet, fühlt er die Beſenchen unter der Naſe. Sich ernſtlich gegen dieſe oder andere Neckereien zu wehren, würde ſehr gefährlich ſein, weil die Masken unverletzlich ſind und jede Wache ihnen beizuſtehen beordert iſt.

Ebenſo müſſen die gewöhnlichen Kleidungen aller Stände als Masken dienen. Stallknechte mit ihren großen Bürſten kommen, einem jeden, wenn es ihnen beliebt, den Rücken auszukehren. Vetturine bieten ihre Dienſte mit ihrer gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Zierlicher ſind die Masken der Landmädchen, Frascatanerinnen, Fiſcher, Neapolitaner Schiffer, Neapolitaniſcher Sbirren und Griechen.

Manchmal wird eine Maske vom Theater nachgeahmt. Einige machen ſichs ſehr bequem, indem ſie ſich in Teppiche oder Leintücher hüllen, die ſie über dem Kopfe zuſammenbinden.

150. Joh. G. Schütz: Farbige Skizze aus „Das römische Carneval“.

Die weiße Geſtalt pflegt gewöhnlich andern in den Weg zu treten und vor ihnen zu hüpfen und glaubt auf dieſe Weiſe ein Geſpenſt vorzuſtellen. Einige zeichnen ſich durch ſonderbare Zuſammenſetzungen aus, und der Tabarro wird immer für die edelſte Maske gehalten, weil ſie ſich gar nicht auszeichnet.

Witzige und ſatiriſche Masken ſind ſehr ſelten, weil dieſe ſchon Endzweck haben und bemerkt ſein wollen. Doch ſah man einen Pulcinell als Hahnrei. Die Hörner waren beweglich, er konnte ſie wie eine Schnecke heraus- und hineinziehen. Wenn er unter ein Fenſter vor neu Verheiratete trat und ein Horn nur wenig ſehen ließ oder vor einem andern beide Hörner recht lang ſtreckte und die an den obern Spitzen befeſtigten Schellen recht wacker klingelten, entſtand auf Augenblicke eine heitere Aufmerkſamkeit des Publikums und manchmal ein großes Gelächter.

Ein Zauberer miſcht ſich unter die Menge, läßt das Volk ein Buch mit Zahlen ſehn und erinnert es an ſeine Leidenſchaft zum Lottoſpiel.

Mit zwei Geſichtern ſteckt einer im Gedränge: man weiß nicht, welches ſein Vorderteil, welches ſein Hinterteil iſt, ob er kommt, ob er geht.

Der Fremde muß ſich auch gefallen laſſen, in dieſen Tagen verſpottet zu werden. Die langen Kleider der Nordländer, die großen Knöpfe, die wunderlichen runden Hüte fallen den Römern auf, und ſo wird ihnen der Fremde eine Maske.

Weil die fremden Maler, beſonders die, welche Landſchaften und Gebäude ſtudieren, in Rom überall öffentlich ſitzen und zeichnen, ſo werden ſie auch unter der Karnevalsmenge emſig vorgeſtellt und zeigen ſich mit großen Portefeuillen, langen Surtouts und koloſſaliſchen Reißfedern ſehr geſchäftig.

Die deutſchen Bäckerknechte zeichnen ſich in Rom gar oft betrunken aus, und ſie werden auch mit einer Flaſche Wein in ihrer eigentlichen oder auch etwas verzierten Tracht taumelnd vorgeſtellt.

Wir erinnern uns einer einzigen anzüglichen Maske. Es ſollte ein Obelisk vor der Kirche Trinità de' Monti aufgerichtet werden. Das Publikum war nicht ſehr damit zufrieden, teils weil der Platz eng iſt, teils weil man dem kleinen Obelisk, um ihn in eine gewiſſe Höhe zu bringen, ein ſehr hohes Piedeſtal unterbauen mußte. Es nahm daher einer den Anlaß, ein großes weißes Piedeſtal als Mütze zu tragen, auf welchem oben ein ganz kleiner rötlicher Obelisk befeſtigt war. An dem Piedeſtal ſtanden große Buchſtaben, deren Sinn vielleicht nur wenige errieten.

Kutſchen

Indeſſen die Masken ſich vermehren, fahren die Kutſchen nach und nach in den Korſo hinein, in derſelben Ordnung, wie wir ſie oben beſchrieben haben, als von der ſonn- und feſttägigen Spazierfahrt die Rede war; nur mit dem Unterſchied, daß gegenwärtig die Fuhrwerke, welche vom Venezianiſchen Palaſt an der linken Seite herunterfahren, da, wo die Straße des Korſo aufhört, wenden und ſogleich an der andern Seite wieder herauffahren.

Wir haben ſchon oben angezeigt, daß die Straße, wenn man die Erhöhungen für die Fußgänger abrechnet, an den meiſten Orten wenig über drei Wagenbreiten hat.

Die Seitenerhöhungen ſind alle mit Gerüſten verſperrt, mit Stühlen beſetzt, und viele Zuſchauer haben ſchon ihre Plätze eingenommen. An Gerüſten und Stülen geht ganz nahe eine Wagenreihe hinunter und an der andern Seite hinauf. Die Fußgänger ſind in eine

Breite von höchſtens acht Fuß zwiſchen den beiden Reihen eingeſchloſſen; jeder drängt ſich hin- und herwärts, ſo gut er kann, und von allen Fenſtern und Balkonen ſieht wieder eine gedrängte Menge auf das Gedränge herunter.

In den erſten Tagen ſieht man meiſt nur die gewöhnlichen Equipagen; denn jeder verſpart auf die folgenden, was er Zierliches oder Prächtiges allenfalls aufführen will. Gegen Ende des Karnevals kommen mehr offene Wagen zum Vorſchein, deren einige ſechs Sitze haben: zwei Damen ſitzen erhöht gegen einander über, ſo daß man ihre ganze Geſtalt ſehen kann, vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein, Kutſcher und Bediente ſind maskiert, die Pferde mit Flor und Blumen geputzt.

Oft ſteht ein ſchöner, weißer, mit roſenfarbnen Bändern gezierter Pudel dem Kutſcher zwiſchen den Füßen, an dem Geſchirre klingen Schellen, und die Aufmerkſamkeit des Publikums wird einige Augenblicke auf dieſen Aufzug geheftet.

Man kann leicht denken, daß nur ſchöne Frauen ſich ſo vor dem ganzen Volke zu erhöhen wagen und daß nur die ſchönſte ohne Geſichtsmaske ſich ſehen läßt. Wo ſich denn aber auch der Wagen nähert, der gewöhnlich langſam genug fahren muß, ſind alle Augen darauf gerichtet, und ſie hat die Freude, von manchen Seiten zu hören: O quanto è bella!

Ehemals ſollen dieſe Prachtwagen weit häufiger und koſtbarer, auch durch mythologiſche und allegoriſche Vorſtellungen intereſſanter geweſen ſein; neuerdings aber ſcheinen die Vornehmern, es ſei nun aus welchem Grunde es wolle, verloren in dem Ganzen, das Vergnügen, das ſie noch bei dieſer Feierlichkeit finden, mehr genießen als ſich vor andern auszeichnen zu wollen.

Je weiter das Karneval vorrückt, deſto luſtiger ſehen die Equipagen aus.

Selbſt ernſthafte Perſonen, welche unmaskiert in dem Wagen ſitzen, erlauben ihren Kutſchern und Bedienten, ſich zu maskieren. Die Kutſcher wählen meiſtenteils die Frauentracht, und in den letzten Tagen ſcheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Sie ſind oft anſtändig, ja reizend gekleidet; dagegen macht denn auch ein breiter häßlicher Kerl, in völlig neumodiſchem Putz, mit hoher Friſur und Federn, eine große Karikatur; und wie jene Schönheiten ihr Lob zu hören hatten, ſo muß er ſich gefallen laſſen, daß ihm einer unter die Nase tritt und ihm zuruft: O fratello mio, che brutta puttana sei!

Gewöhnlich erzeigt der Kutſcher einer oder einem Paar ſeiner Freundinnen den Dienſt, wenn er ſie im Gedränge antrifft, ſie auf den Bock zu heben. Dieſe ſitzen denn gewöhnlich in Mannestracht an ſeiner Seite, und oft gaukeln dann die niedlichen Pulcinellbeinchen mit kleinen Füßchen und hohen Abſätzen den Vorübergehenden um die Köpfe.

Ebenſo machen es die Bedienten und nehmen ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen, und es fehlt nichts, als daß ſie ſich noch, wie auf die engliſchen Landkutſchen, oben auf den Kaſten ſetzten.

Die Herrſchaften ſelbſt ſcheinen es gerne zu ſehen, wenn ihre Wagen recht bepackt ſind; alles iſt in dieſen Tagen vergönnt und ſchicklich.

Gedränge

Man werfe nun einen Blick über die lange und ſchmale Straße, wo von allen Balkonen und aus allen Fenſtern, über lang herabhängende bunte Teppiche, gedrängte Zuſchauer auf die mit Zuſchauern angefüllten Gerüſte, auf die langen Reihen beſetzter Stühle an

beiden Seiten der Straße herunterſchauen. Zwei Reihen Kutſchen bewegen ſich langſam in dem mittlern Raum, und der Platz, den allenfalls eine dritte Kutſche einnehmen könnte, iſt ganz mit Menſchen ausgefüllt, welche nicht hin und wider gehen, ſondern ſich hin und wider ſchieben. Da die Kutſchen ſo lang, als es nur möglich iſt, ſich immer ein wenig voneinander abhalten, um nicht bei jeder Stockung gleich aufeinander zu fahren, so wagen ſich viele der Fußgänger, um nur einigermaßen Luft zu ſchöpfen, aus dem Gedränge der Mitte zwiſchen die Räder des vorausfahrenden und die Deichſel und Pferde des nachfahrenden Wagens, und je größer die Gefahr und Beſchwerlichkeit der Fußgänger wird, deſto mehr ſcheint ihre Laune und Kühnheit zu ſteigen.

Da die meiſten Fußgänger, welche zwiſchen den beiden Kutſchenreihen ſich bewegen, um ihre Glieder und Kleidung zu ſchonen, die Räder und Achſen ſorgfältig vermeiden, ſo laſſen ſie gewöhnlich mehr Platz zwiſchen ſich und den Wagen, als nötig iſt; wer nun mit der langſamen Maſſe ſich fortzubewegen nicht länger ausſtehen mag und Mut hat, zwiſchen den Rädern und Fußgängern, zwiſchen der Gefahr und dem, der ſich davor fürchtet, durchzuſchlüpfen, der kann in kurzer Zeit einen großen Weg zurücklegen, bis er ſich wieder durch ein anderes Hindernis aufgehalten ſieht.

Schon gegenwärtig ſcheint unſere Erzählung außer den Grenzen des Glaubwürdigen zu ſchreiten, und wir würden kaum wagen fortzufahren, wenn nicht ſo viele, die dem römiſchen Karneval beigewohnt, bezeugen könnten, daß wir uns genau an der Wahrheit gehalten, und wenn es nicht ein Feſt wäre, das ſich jährlich wiederholt und das von manchem mit dieſem Buche in der Hand künftig betrachtet werden wird.

Denn was werden unſere Leſer ſagen, wenn wir ihnen erklären, alles bisher Erzählte ſei nur gleichſam der erſte Grad des Gedränges, des Getümmels, des Lärmens und der Ausgelaſſenheit?

Zug des Gouverneurs und Senators

Indem die Kutſchen ſachte vorwärts rücken und, wenn es eine Stockung gibt, ſtille halten, werden die Fußgänger auf mancherlei Weiſe geplagt.

Einzeln reitet die Garde des Papſtes durch das Gedränge hin und wider, um die zufälligen Unordnungen und Stockungen der Wagen ins Geleis zu bringen, und indem einer den Kutſchpferden ausweicht, fühlt er, ehe er ſichs verſieht, den Kopf eines Reitpferdes im Nacken; allein es folgt eine größere Unbequemlichkeit.

Der Gouverneur fährt in einem großen Staatswagen mit einem Gefolge von mehreren Kutſchen durch die Mitte zwiſchen den beiden Reihen der übrigen Wagen durch. Die Garde des Papſtes und die vorausgehenden Bedienten warnen und machen Platz, und dieſer Zug nimmt für den Augenblick die ganze Breite ein, die kurz vorher den Fußgängern noch übrig blieb. Sie drängen ſich, ſo gut ſie können, zwiſchen die übrigen Wagen hinein und auf eine oder die andere Weiſe beiſeite. Und wie das Waſſer, wenn ein Schiff durchfährt, ſich nur einen Augenblick trennt und hinter dem Steuerruder gleich wieder zuſammenſtürzt, ſo ſtrömt auch die Maſſe der Masken und der übrigen Fußgänger hinter dem Zuge gleich wieder in eins zuſammen. Nicht lange, ſo ſtört eine neue Bewegung die gedrängte Geſellſchaft.

Der Senator rückt mit einem ähnlichen Zuge heran; ſein großer Staatswagen und die Wagen ſeines Gefolges ſchwimmen wie auf den Köpfen der erdrückten Menge, und wenn jeder Einheimiſche und Fremde von der Liebenswürdigkeit des gegenwärtigen Senators,

des Prinzen Rezzonico, eingenommen und bezaubert wird, ſo iſt vielleicht dieſes der einzige Fall, wo eine Maſſe von Menſchen ſich glücklich preiſt, wenn er ſich entfernt.
Wenn dieſe beiden Züge der erſten Gerichts- und Polizeiherren von Rom, nur um das Karneval feierlich zu eröffnen, den erſten Tag durch den Korſo gedrungen waren, fuhr der Herzog von Albanien täglich, zu großer Unbequemlichkeit der Menge, gleichfalls dieſen Weg und erinnerte zur Zeit der allgemeinen Mummerei die alte Beherrſcherin der Könige an das Faſtnachtsſpiel ſeiner königlichen Prätenſionen.
Die Geſandten, welche das gleiche Recht haben, bedienen ſich deſſen ſparſam und mit einer humanen Diskretion.

Schöne Welt am Palaſt Ruspoli

Aber nicht allein durch dieſe Züge wird die Zirkulation des Korſo unterbrochen und gehindert; am Palaſt Ruspoli und in deſſen Nähe, wo die Straße um nichts breiter wird, ſind die Pflaſterwege an beiden Seiten mehr erhöht. Dort nimmt die ſchöne Welt ihren Platz, und alle Stühle ſind bald beſetzt oder beſprochen. Die ſchönſten Frauenzimmer der Mittelklaſſe, reizend maskiert, umgeben von ihren Freunden, zeigen ſich dort dem vorübergehenden neugierigen Auge. Jeder, der in die Gegend kommt, verweilt, um die angenehmen Reihen zu durchſchauen; jeder iſt neugierig, unter den vielen männlichen Geſtalten, die dort zu ſitzen ſcheinen, die weiblichen herauszuſuchen und vielleicht in einem niedlichen Offizier den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht zu entdecken. Hier an dieſem Flecke ſtockt die Bewegung zuerſt: denn die Kutſchen verweilen, ſo lange ſie können, in dieſer Gegend, und wenn man zuletzt halten ſoll, will man doch lieber in dieſer angenehmen Geſellſchaft bleiben.

Konfetti

Wenn unſere Beſchreibung bisher nur den Begriff von einem engen, ja beinahe ängſtlichen Zuſtande gegeben hat, ſo wird ſie einen noch ſonderbareren Eindruck machen, wenn wir ferner erzählen, wie dieſe gedrängte Luſtbarkeit durch eine Art von kleinem, meiſt ſcherzhaftem, oft aber nur allzu ernſtlichem Kriege in Bewegung geſetzt wird.
Wahrſcheinlich hat einmal zufällig eine Schöne ihren vorbeigehenden guten Freund, um ſich ihm unter der Menge und Maske bemerklich zu machen, mit verzuckerten Körnern angeworfen, da denn nichts natürlicher iſt, als daß der Getroffene ſich umkehre und die loſe Freundin entdecke; dieſes iſt nun ein allgemeiner Gebrauch, und man ſieht oft nach einem Wurfe ein paar freundliche Geſichter ſich einander begegnen. Allein man iſt teils zu haushälteriſch, um wirkliches Zuckerwerk zu verſchwenden, teils hat der Mißbrauch desſelben einen größern und wohlfeilern Vorrat nötig gemacht.
Es iſt nun ein eignes Gewerbe, Gipszeltlein, durch den Trichter gemacht, die den Schein von Dragéen haben, in großen Körben zum Verkauf mitten durch die Menge zu tragen.
Niemand iſt vor einem Angriff ſicher, jedermann iſt im Verteidigungszuſtande, und ſo entſteht aus Mutwillen oder Notwendigkeit bald hier bald da ein Zweikampf, ein Scharmützel oder eine Schlacht. Fußgänger, Kutſchenfahrer, Zuſchauer aus Fenſtern, von Gerüſten oder Stühlen greifen einander wechſelweiſe an und verteidigen ſich wechſelweiſe.
Die Damen haben vergoldete und verſilberte Körbchen voll dieſer Körner, und die Begleiter wiſſen ihre Schönen ſehr wacker zu verteidigen. Mit niedergelaſſenen Kutſchen-

fenſtern erwartet man den Angriff, man ſcherzt mit ſeinen Freunden und wehrt ſich hartnäckig gegen Unbekannte.

Nirgends aber wird dieſer Streit ernſtlicher und allgemeiner als in der Gegend des Palaſts Ruspoli. Alle Masken, die ſich dort niedergelaſſen haben, ſind mit Körbchen, Säckchen, zuſammengebundnen Schnupftüchern verſehen. Sie greifen öfter an, als ſie angegriffen werden. Keine Kutſche fährt ungeſtraft vorbei, ohne daß ihr nicht wenigſtens einige Masken etwas anhängen. Kein Fußgänger iſt vor ihnen ſicher; beſonders wenn ſich ein Abbate im ſchwarzen Rocke ſehen läßt, werfen alle von allen Seiten auf ihn, und weil Gips und Kreide, wohin ſie treffen, abfärben, ſo ſieht ein ſolcher bald über und über weiß und grau punktiert aus. Oft aber werden die Händel ſehr ernſthaft und allgemein, und man ſieht mit Erſtaunen, wie Eiferſucht und perſönlicher Haß ſich freien Lauf laſſen.

Unbemerkt ſchleicht ſich eine vermummte Figur heran und trifft mit einer Hand voll Konfetti eine der erſten Schönheiten ſo heftig und ſo gerade, daß die Geſichtsmaske widerſchallt und ihr ſchöner Hals verletzt wird. Ihre Begleiter zu beiden Seiten werden heftig aufgereizt, aus ihren Körbchen und Säckchen ſtürmen ſie gewaltig auf den Angreifenden los; er iſt aber ſo gut vermummt, zu ſtark geharniſcht, als daß er ihre wiederholten Würfe empfinden ſollte. Je ſicherer er iſt, deſto heftiger ſetzt er ſeinen Angriff fort; die Verteidiger decken das Frauenzimmer mit den Tabarros zu, und weil der Angreifende in der Heftigkeit des Streits auch die Nachbarn verletzt und überhaupt durch ſeine Grobheit und Ungeſtüm jedermann beleidigt, ſo nehmen die Umherſitzenden teil an dieſem Streit, ſparen ihre Gipskörner nicht und haben meiſtenteils auf ſolche Fälle eine etwas größere Munition, ungefähr wie verzuckerte Mandeln, in Reſerve, wodurch der Angreifende zuletzt ſo zugedeckt und von allen Seiten her überfallen wird, daß ihm nichts als die Retraite übrigbleibt, beſonders wenn er ſich verſchoſſen haben ſollte.

Gewöhnlich hat einer, der auf ein ſolches Abenteuer ausgeht, einen Sekundanten bei ſich, der ihm Munition zuſteckt, inzwiſchen daß die Männer, welche mit ſolchen Gipskonfetti handeln, während des Streits mit ihren Körben geſchäftig ſind und einem jeden, ſo viel Pfund er verlangt, eilig zuwiegen.

Wir haben ſelbſt einen ſolchen Streit in der Nähe geſehn, wo zuletzt die Streitenden, aus Mangel an Munition, ſich die vergoldeten Körbchen an die Köpfe warfen und ſich durch die Warnungen der Wachen, welche ſelbſt heftig mitgetroffen wurden, nicht abhalten ließen.

Gewiß würde mancher ſolche Handel mit Meſſerſtichen ſich endigen, wenn nicht die an mehreren Ecken aufgezogenen Korden, die bekannten Strafwerkzeuge italieniſcher Polizei, jeden mitten in der Luſtbarkeit erinnerten, daß es in dieſem Augenblicke ſehr gefährlich ſei, ſich gefährlicher Waffen zu bedienen.

Unzählig ſind dieſe Händel, und die meiſten mehr luſtig als ernſthaft.

So kommt zum Exempel ein offner Wagen voll Pulcinellen gegen Ruspoli heran. Er nimmt ſich vor, indem er bei den Zuſchauern vorbeifährt, alle nacheinander zu treffen; allein unglücklicherweiſe iſt das Gedränge zu groß, und er bleibt in der Mitte ſtecken. Die ganze Geſellſchaft wird auf einmal *eines* Sinnes, und von allen Seiten hagelt es auf den Wagen los. Die Pulcinelle verſchießen ihre Munition und bleiben eine gute Weile dem kreuzenden Feuer von allen Seiten ausgeſetzt, ſo daß der Wagen am Ende ganz wie mit Schnee und Schloßen bedeckt, unter einem allgemeinen Gelächter und von Tönen des Mißbilligens begleitet, ſich langſam entfernt.

Dialog am obern Ende des Korſo.

Indeſſen in dem Mittelpunkte des Korſo dieſe lebhaften und heftigen Spiele einen großen Teil der ſchönen Welt beſchäftigen, findet ein anderer Teil des Publikums an dem obern Ende des Korſo eine andere Art von Unterhaltung.

Ohnweit der franzöſiſchen Akademie tritt, in ſpaniſcher Tracht, mit Federhut, Degen und großen Handſchuhen, unverſehens mitten aus den von einem Gerüſte zuſchauenden Masken der ſogenannte Capitano des italieniſchen Theaters auf und fängt an, ſeine große Taten zu Land und Waſſer in emphatiſchem Ton zu erzählen. Es währt nicht lange, ſo erhebt ſich gegen ihm über ein Pulcinell, bringt Zweifel und Einwendungen vor, und indem er ihm alles zuzugeben ſcheint, macht er die Großſprecherei jenes Helden durch Wortſpiele und eingeſchobene Plattheiten lächerlich.

Auch hier bleibt jeder Vorbeigehende ſtehen und hört dem lebhaften Wortwechſel zu.

Pulcinellenkönig

Ein neuer Aufzug vermehret oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulcinelle tun ſich zuſammen, erwählen einen König, krönen ihn, geben ihm ein Zepter in die Hand, begleiten ihn mit Muſik und führen ihn unter lautem Geſchrei auf einem verzierten Wägelchen den Korſo herauf. Alle Pulcinelle ſpringen herbei, wie der Zug vorwärts geht, vermehren das Gefolge und machen ſich mit Geſchrei und Schwenken der Hüte Platz.

Alsdann bemerkt man erſt, wie jeder dieſe allgemeine Maske zu vermannigfaltigen ſucht. Der eine trägt eine Perücke, der andere eine Weiberhaube zu ſeinem ſchwarzen Geſicht, der dritte hat ſtatt der Mütze einen Käfig auf dem Kopfe, in welchem ein paar Vögel, als Abbate und Dame gekleidet, auf den Stängelchen hin und wider hüpfen.

Nebenſtraßen

Das entſetzliche Gedränge, das wir unſern Leſern ſo viel als möglich zu vergegenwärtigen geſucht haben, zwingt natürlicherweiſe eine Menge Masken aus dem Korſo hinaus in die benachbarten Straßen. Da gehen verliebte Paare ruhiger und vertrauter zuſammen, da finden luſtige Geſellen Platz, allerlei tolle Schauſpiele vorzuſtellen.

Eine Geſellſchaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volkes, in kurzen Wämſern mit goldbeſetzten Weſten darunter, die Haare in ein lang herunterhängendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die ſich als Weiber verkleidet haben, hin und wider ſpazieren. Eine von den Frauen ſcheint hochſchwanger zu ſein, ſie gehen friedlich auf und nieder. Auf einmal entzweien ſich die Männer, es entſtehet ein lebhafter Wortwechſel, die Frauen miſchen ſich hinein, der Handel wird immer ärger; endlich ziehen die Streitenden große Meſſer von verſilberter Pappe und fallen einander an. Die Weiber halten ſie mit gräßlichem Geſchrei auseinander, man zieht den einen da, den andern dort hin, die Umſtehenden nehmen teil, als wenn es Ernſt wäre, man ſucht jede Partei zu beſänftigen.

Indeſſen befindet ſich die hochſchwangere Frau durch den Schreck übel; es wird ein Stuhl herbeigebracht, die übrigen Weiber ſtehen ihr bei, ſie gebärdet ſich jämmerlich, und ehe man ſichs verſieht, bringt ſie zu großer Erluſtigung der Umſtehenden irgendeine unförmliche Geſtalt zur Welt. Das Stück iſt aus, und die Truppe zieht weiter, um dasſelbe oder ein ähnliches Stück an einem andern Platz vorzuſtellen.

151. Joh. G. Schütz: Farbige Skizze aus „Das römische Carneval“.

So ſpielt der Römer, dem die Mordgeſchichten immer vor der Seele ſchweben, gern bei jedem Anlaß mit den Ideen von Ammazzieren. Sogar die Kinder haben ein Spiel, das ſie Chiesa nennen, welches mit unſerm „Friſchauf in allen Ecken“ übereinkommt, eigentlich aber einen Mörder vorſtellt, der ſich auf die Stufe einer Kirche geflüchtet hat; die übrigen ſtellen die Sbirren vor und ſuchen ihn auf allerlei Weiſe zu fangen, ohne jedoch den Schutzort betreten zu dürfen.

So geht es denn in den Seitenſtraßen, beſonders der Strada Babuino und auf dem Spaniſchen Platze, ganz luſtig zu.

Auch kommen die Quacqueri zu Scharen, um ihre Galanterien freier anzubringen. Sie haben ein Manöver, welches jeden zu lachen macht. Sie kommen zu zwölf Mann hoch ganz ſtrack auf den Zehen mit kleinen und ſchnellen Schritten anmarſchiert, formieren eine ſehr gerade Fronte; auf einmal, wenn ſie auf einen Platz kommen, bilden ſie, mit rechts oder links um, eine Kolonne und trippeln nun hintereinander weg. Auf einmal wird, mit rechts um, die Fronte wieder hergeſtellt, und ſo gehts eine Straße hinein; dann, ehe man ſichs verſieht, wieder links um: die Kolonne iſt wie an einem Spieß zu einer Haustüre hineingeſchoben, und die Toren ſind verſchwunden.

Abend

Nun geht es nach dem Abend zu, und alles drängt ſich immer mehr in den Korſo hinein. Die Bewegung der Kutſchen ſtockt ſchon lange, ja es kann geſchehen, daß zwei Stunden vor Nacht ſchon kein Wagen mehr von der Stelle kann.

Die Garde des Papſtes und die Wachen zu Fuß ſind nun beſchäftigt, alle Wagen, ſoweit es möglich, von der Mitte ab und in eine ganz gerade Reihe zu bringen, und es gibt bei der Menge hier mancherlei Unordnung und Verdruß. Da wird gehuft, geſchoben, gehoben, und indem einer huft, müſſen alle hinter ihm auch zurückweichen, bis einer zuletzt ſo in die Klemme kommt, daß er mit ſeinen Pferden in die Mitte hineinlenken muß. Alsdann geht das Schelten der Garde, das Fluchen und Drohen der Wache an.

Vergebens, daß der unglückliche Kutſcher die augenſcheinliche Unmöglichkeit dartut, es wird auf ihn hineingeſcholten und gedroht, und entweder es muß ſich wieder fügen, oder wenn ein Nebengäßchen in der Nähe iſt, muß er ohne Verſchulden aus der Reihe hinaus. Gewöhnlich ſind die Nebengäßchen auch mit haltenden Kutſchen beſetzt, die zu ſpät kamen und, weil der Umgang der Wagen ſchon ins Stocken geraten war, nicht mehr einrücken konnten.

Vorbereitung zum Wettrennen

Der Augenblick des Wettrennens der Pferde nähert ſich nun immer mehr, und auf dieſen Augenblick iſt das Intereſſe ſo vieler tauſend Menſchen geſpannt.

Die Verleiher der Stühle, die Unternehmer der Gerüſte vermehren nun ihr anbietendes Geſchrei: Luoghi! Luoghi avanti! Luoghi nobili! Luoghi, Padroni! Es iſt darum zu tun, daß ihnen wenigſtens in dieſen letzten Augenblicken, auch gegen ein geringeres Geld, alle Plätze beſetzt werden.

Und glücklich, daß hier und da noch Platz zu finden iſt: denn der General reitet nunmehr mit einem Teil der Garde den Korſo zwiſchen den beiden Reihen Kutſchen herunter und verdrängt die Fußgänger von dem einzigen Raum, der ihnen noch übrig blieb. Jeder ſucht alsdann noch einen Stuhl, einen Platz auf einem Gerüſte, auf einer Kutſche, zwiſchen

den Wagen oder bei Bekannten an einem Fenſter zu finden, die denn nun alle von Zuſchauern über und über ſtrotzen.

Indeſſen iſt der Platz vor dem Obelisk ganz vom Volke gereinigt worden und gewährt vielleicht einen der ſchönſten Anblicke, welche in der gegenwärtigen Welt geſehen werden können.

Die drei mit Teppichen behängten Faſſaden der oben beſchriebenen Gerüſte ſchließen den Platz ein. Viele tauſend Köpfe ſchauen übereinander hervor und geben das Bild eines alten Amphitheaters oder Zirkus. Über dem mittelſten Gerüſte ſteigt die ganze Länge des Obelisken in die Luft; denn das Gerüſte bedeckt nur ſein Piedeſtal, und man bemerkt nun erſt ſeine ungeheure Höhe, da er der Maßſtab einer ſo großen Menſchenmaſſe wird.

Der freie Platz läßt dem Auge eine ſchöne Ruhe, und man ſieht die leeren Schranken mit dem vorgeſpannten Seile voller Erwartung.

Nun kommt der General den Korſo herab, zum Zeichen, daß er gereiniget iſt, und hinter ihm erlaubt die Wache niemanden, aus der Reihe der Kutſchen hervorzutreten. Er nimmt auf einer der Logen Platz.

Abrennen

Nun werden die Pferde nach geloſeter Ordnung von geputzten Stallknechten in die Schranken hinter das Seil geführt. Sie haben kein Zeug, noch ſonſt eine Bedeckung auf dem Leibe. Man heftet ihnen hier und da Stachelkugeln mit Schnüren an den Leib und bedeckt die Stelle, wo ſie ſpornen ſollen, bis zum Augenblicke mit Leder; auch klebt man ihnen große Blätter Rauſchgold an.

Sie ſind meiſt ſchon wild und ungeduldig, wenn ſie in die Schranken gebracht werden, und die Reitknechte brauchen alle Gewalt und Geſchicklichkeit, um ſie zurückzuhalten.

Die Begierde, den Lauf anzufangen, macht ſie unbändig, die Gegenwart ſo vieler Menſchen macht ſie ſcheu. Sie hauen oft in die benachbarte Schranke hinüber, oft über das Seil, und dieſe Bewegung und Unordnung vermehrt jeden Augenblick das Intereſſe der Erwartung.

Die Stallknechte ſind im höchſten Grade geſpannt und aufmerkſam, weil in dem Augenblicke des Abrennens die Geſchicklichkeit des Loslaſſenden ſowie zufällige Umſtände zum Vorteile des einen oder des andern Pferdes entſcheiden können.

Endlich fällt das Seil, und die Pferde rennen los.

Auf dem freien Platze ſuchen ſie noch einander den Vorſprung abzugewinnen, aber wenn ſie einmal in den engen Raum zwiſchen die beiden Reihen Kutſchen hineinkommen, wird meiſt aller Wetteifer vergebens.

Ein paar ſind gewöhnlich voraus, die alle Kräfte anſtrengen. Ohngeachtet der geſtreuten Puzzolane gibt das Pflaſter Feuer, die Mähnen fliegen, das Rauſchgold rauſcht, und kaum daß man ſie erblickt, ſind ſie vorbei. Die übrige Herde hindert ſich untereinander, indem ſie ſich drängt und treibt; ſpät kommt manchmal noch eins nachgeſprengt, und die zerriſſenen Stücke Rauſchgold flattern einzeln auf der verlaßnen Spur. Bald ſind die Pferde allem Nachſchauen verſchwunden, das Volk drängt zu und füllt die Laufbahn wieder aus.

Schon warten andere Stallknechte am Venezianiſchen Palaſte auf die Ankunft der Pferde. Man weiß ſie in einem eingeſchloſſenen Bezirk auf gute Art zu fangen und feſtzuhalten. Dem Sieger wird der Preis zuerkannt.

So endigt ſich dieſe Feierlicheit mit einem gewaltſamen, blitzſchnellen augenblicklichen Eindruck, auf den ſo viele tauſend Menſchen eine ganze Weile geſpannt waren, und wenige können ſich Rechenſchaft geben, warum ſie den Moment erwarteten und warum ſie ſich daran ergötzten.

Nach der Folge unſerer Beſchreibung ſieht man leicht ein, daß dieſes Spiel den Tieren und Menſchen gefährlich werden könne. Wir wollen nur einige Fälle anführen. Bei dem engen Raume zwiſchen den Wagen darf nur ein Hinterrad ein wenig herauswärts ſtehen und zufälligerweiſe hinter dieſem Wagen ein etwas breiterer Raum ſein; ein Pferd, das mit den andern gedrängt herbeieilt, ſucht den erweiterten Raum zu nutzen, ſpringt vor und trifft gerade auf das herausſtehende Rad.

Wir haben ſelbſt einen Fall geſehen, wo ein Pferd von einem ſolchen Chok niederſtürzte, drei der folgenden über das erſte hinausfielen, ſich überſchlugen und die letzten glücklich über die gefallnen wegſprangen und ihre Reiſe fortſetzten.

Oft bleibt ein ſolches Pferd auf der Stelle tot, und mehrmals haben Zuſchauer unter ſolchen Umſtänden ihr Leben eingebüßt. Ebenſo kann ein großes Unheil entſtehen, wenn die Pferde umkehren.

Es iſt vorgekommen, daß boshafte, neidiſche Menſchen einem Pferde, das einen großen Vorſprung hatte, mit dem Mantel in die Augen ſchlugen und es dadurch umzukehren und an die Seite zu rennen zwangen. Noch ſchlimmer iſt es, wenn die Pferde auf dem Venezianiſchen Platze nicht glücklich aufgefangen werden; ſie kehren alsdann unaufhaltſam zurück, und weil die Laufbahn vom Volke ſchon wieder ausgefüllt iſt, richten ſie manches Unheil an, das man entweder nicht erfährt oder nicht achtet.

Aufgehobne Ordnung

Gewöhnlich laufen die Pferde mit einbrechender Nacht erſt ab. Sobald ſie oben bei dem Venezianiſchen Palaſt angelangt ſind, werden kleine Mörſer gelöſt; dieſes Zeichen wird in der Mitte des Korſo wiederholt und in der Gegend des Obelisken das letztemal gegeben.

In dieſem Augenblicke verläßt die Wache ihren Poſten, die Ordnung der Kutſchenreihen wird nicht länger gehalten, und gewiß iſt dieſes ſelbſt für den Zuſchauer, der ruhig an ſeinem Fenſter ſteht, ein ängſtlicher und verdrießlicher Zeitpunkt, und es iſt wert, daß man einige Bemerkungen darüber mache.

Wir haben ſchon oben geſehen, daß die Epoche der einbrechenden Nacht, welche ſo vieles in Italien entſcheidet, auch die gewöhnlichen ſonn- und feſttägigen Spazierfahrten auflöſet. Dort ſind keine Wachen und keine Garden, es iſt ein altes Herkommen, eine allgemeine Konvention, daß man in gebührender Ordnung auf und ab fahre; aber ſobald Ave Maria geläutet wird, läßt ſich niemand ſein Recht nehmen, umzukehren, wann und wie er will. Da nun die Umfahrt im Karneval in derſelben Straße und nach ähnlichen Geſetzen geſchieht, obgleich hier die Menge und andere Umſtände einen großen Unterſchied machen, ſo will ſich doch niemand ſein Recht nehmen laſſen, mit einbrechender Nacht aus der Ordnung zu lenken.

Wenn wir nun auf das ungeheure Gedränge in dem Korſo zurückblicken und die für einen Augenblick nur gereinigte Rennbahn gleich wieder mit Volk überſchwemmt ſehen, ſo ſcheinet uns Vernunft und Billigkeit das Geſetz einzugeben, daß eine jede Equipage nur ſuchen ſolle, in ihrer Ordnung das nächſte ihr bequeme Gäßchen zu erreichen und ſo nach Hauſe zu eilen.

Allein es lenken, gleich nach abgeſchoßnen Signalen, einige Wagen in die Mitte hinein, hemmen und verwirren das Fußvolk, und weil in dem engen Mittelraume es einem einfällt, hinunter-, dem andern hinaufzufahren, ſo können beide nicht von der Stelle und hindern oft die Vernünftigern, die in der Reihe geblieben ſind, auch vom Platz zu kommen.

Wenn nun gar ein zurückkehrendes Pferd auf einen ſolchen Knoten trifft, ſo vermehrt ſich Gefahr, Unheil und Verdruß von allen Seiten.

Nacht

Und doch entwickelt ſich dieſe Verwirrung, zwar ſpäter, aber meiſtens glücklich. Die Nacht iſt eingetreten, und ein jedes wünſcht ſich zu einiger Ruhe Glück.

Theater

Alle Geſichtsmasken ſind von dem Augenblick an abgelegt, und ein großer Teil des Publikums eilt nach dem Theater. Nur in den Logen ſieht man allenfalls noch Tabarros und Damen in Maskenkleidern; das ganze Parterre zeigt ſich wieder in bürgerlicher Tracht.

Die Theater Aliberti und Argentina geben ernſthafte Opern mit eingeſchobenen Balletten; Valle und Capranica Komödien und Tragödien mit komiſchen Opern als Intermezzo; Pace ahmt ihnen, wiewohl unvollkommen, nach, und ſo gibt es, bis zum Puppenſpiel und zur Seiltänzerbude herunter, noch manche ſubordinierte Schauſpiele.

Das große Theater Tordenone, das einmal abbrannte und, da man es wieder aufgebauet hatte, gleich zuſammenſtürzte, unterhält nun leider das Volk nicht mehr mit ſeinen Haupt- und Staatsaktionen und andern wunderbaren Vorſtellungen.

Die Leidenſchaft der Römer für das Theater iſt groß und war ehemals in der Karnevalszeit noch heftiger, weil ſie in dieſer einzigen Epoche befriedigt werden konnte. Gegenwärtig iſt wenigſtens *ein* Schauſpielhaus auch im Sommer und Herbſt offen und das Publikum kann ſeine Luſt den größten Teil des Jahres durch einigermaßen befriedigen.

Es würde uns hier zu ſehr von unſerm Zwecke abführen, wenn wir uns in eine umſtändliche Beſchreibung der Theater, und was die römiſchen allenfalls Beſonderes haben möchten, hier einlaſſen wollten. Unſre Leſer erinnern ſich, daß an andern Orten von dieſem Gegenſtande gehandelt worden.

Feſtine

Gleichfalls werden wir von den ſogenannten Feſtinen wenig zu erzählen haben; es ſind dieſes große maskierte Bälle, welche in dem ſchön erleuchteten Theater Aliberti einigemal gegeben werden.

Auch hier werden Tabarros ſowohl von den Herren als Damen für die anſtändigſte Maske gehalten, und der ganze Saal iſt mit ſchwarzen Figuren angefüllt; wenige bunte Charaktermasken miſchen ſich drunter.

Deſto größer iſt die Neugierde, wenn ſich einige edle Geſtalten zeigen, die, wiewohl ſeltener, aus den verſchiedenen Kunſtepochen ihre Masken erwählen und verſchiedene Statuen, welche ſich in Rom befinden, meiſterlich nachahmen.

So zeigen ſich hier ägyptiſche Gottheiten, Prieſterinnen, Bacchus und Ariadne, die tragiſche Muſe, die Muſe der Geſchichte, eine Stadt, Veſtalinnen, ein Konſul, mehr oder weniger gut und nach dem Koſtüme ausgeführt.

Tanz

Die Tänze bei dieſen Feſten werden gewöhnlich in langen Reihen, nach Art der engliſchen, getanzt; nur unterſcheiden ſie ſich dadurch, daß ſie in ihren wenigen Touren meiſtenteils etwas Charakteriſtiſches pantomimiſch ausdrücken: zum Beiſpiel es entzweien und verſöhnen ſich zwei Liebende, ſie ſcheiden und finden ſich wieder.

Die Römer ſind durch die pantomimiſchen Ballette an ſtark gezeichnete Geſtikulation gewöhnt; ſie lieben auch in ihren geſellſchaftlichen Tänzen einen Ausdruck, der uns übertrieben und affektiert ſcheinen würde. Niemand wagt leicht zu tanzen, als wer es kunſtmäßig gelernt hat; beſonders wird der Menuet ganz eigentlich als ein Kunſtwerk betrachtet und nur von wenigen Paaren gleichſam aufgeführt. Ein ſolches Paar wird dann von der übrigen Geſellſchaft in einen Kreis eingeſchloſſen, bewundert und am Ende applaudiert.

Morgen

Wenn die galante Welt ſich auf dieſe Weiſe bis an den Morgen erluſtiget, ſo iſt man bei anbrechendem Tage ſchon wieder in dem Korſo beſchäftiget, denſelben zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Beſonders ſorgt man, daß die Puzzolane in der Mitte der Straße gleich und reinlich ausgebreitet werde.

Nicht lange, ſo bringen die Stallknechte das Rennpferd, das ſich geſtern am ſchlechteſten gehalten, vor den Obelisk. Man ſetzt einen kleinen Knaben darauf, und ein anderer Reiter, mit einer Peitſche, treibt es vor ſich her, ſo daß es alle ſeine Kräfte anſtrengt, um ſeine Bahn ſo geſchwind als möglich zurückzulegen.

Ungefähr zwei Uhr Nachmittag, nach dem gegebenen Glockenzeichen, beginnt jeden Tag der ſchon beſchriebene Zirkel des Feſtes. Die Spaziergänger finden ſich ein, die Wache zieht auf, Balkone, Fenſter, Gerüſte werden mit Teppichen behängt, die Masken vermehren ſich und treiben ihre Torheiten, die Kutſchen fahren auf und nieder, und die Straße iſt mehr oder weniger gedrängt, je nachdem die Witterung oder andere Umſtände günſtig oder ungünſtig ihren Einfluß zeigen. Gegen das Ende des Karnevals vermehren ſich, wie natürlich, die Zuſchauer, die Masken, die Wagen, der Putz und der Lärm. Nichts aber reicht an das Gedränge, an die Ausſchweifungen des letzten Tages und Abends.

Letzter Tag

Meiſt halten die Kutſchenreihen ſchon zwei Stunden vor Nacht ſtille: kein Wagen kann mehr von der Stelle, keiner aus den Seitengaſſen mehr hereinrücken. Die Gerüſte und Stühle ſind früher beſetzt, obgleich die Plätze teurer gehalten werden; jeder ſucht aufs baldigſte unterzukommen, und man erwartet das Ablaufen der Pferde mit mehrerer Sehnſucht als jemals.

Endlich rauſcht auch dieſer Augenblick vorbei, die Zeichen werden gegeben, daß das Feſt geendigt ſei; allein weder Wagen noch Masken noch Zuſchauer weichen aus der Stelle.

Alles iſt ruhig, alles ſtill, indem die Dämmerung ſachte zunimmt.

Moccoli

Kaum wird es in der engen und hohen Straße düſter, ſo ſiehet man hie und da Lichter erſcheinen, an den Fenſtern, auf den Gerüſten ſich bewegen und in kurzer Zeit die Zirkulation des Feuers dergeſtalt ſich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet iſt.

Die Balkone ſind mit durchſcheinenden Papierlaternen verziert, jeder hält ſeine Kerze zum Fenſter heraus, alle Gerüſte ſind erhellt, und es ſieht ſich gar artig in die Kutſchen hinein, an deren Decken oft kleine kriſtallne Armleuchter die Geſellſchaft erhellen, indeſſen in einem andern Wagen die Damen mit bunten Kerzen in den Händen zur Betrachtung ihrer Schönheit gleichſam einzuladen ſcheinen.

Die Bedienten bekleben den Rand des Kutſchendeckels mit Kerzchen; offne Wagen mit bunten Papierlaternen zeigen ſich; unter den Fußgängern erſcheinen manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen, andere haben ihr Licht auf zuſammengebundene Rohre geſteckt und erreichen mit einer ſolchen Rute oft die Höhe von zwei, drei Stockwerken.

Nun wird es für einen jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen, und die Favoritverwünſchung der Römer: Sia ammazzato! hört man von allen Ecken und Enden wiederholen. Sia ammazzato chi non porta moccolo! *Ermordet werde, der kein Lichtſtümpfchen trägt!* ruft einer dem andern zu, indem er ihm das Licht auszublaſen ſucht. Anzünden und Ausblaſen und ein unbändiges Geſchrei: Sia ammazzato! bringt nun bald Leben und Bewegung und wechſelſeitiges Intereſſe unter die ungeheure Menge.

Ohne Unterſchied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor ſich habe, ſucht man nur immer das nächſte Licht auszublaſen oder das ſeinige wieder anzuzünden und bei dieſer Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöſchen. Und je ſtärker das Gebrüll: Sia ammazzato! von allen Enden widerhallt, deſto mehr verliert das Wort von ſeinem fürchterlichen Sinn, deſto mehr vergißt man, daß man in Rom ſei, wo dieſe Verwünſchung um einer Kleinigkeit willen in kurzem an einem und dem andern erfüllt werden kann.

Die Bedeutung des Ausdrucks verliert ſich nach und nach gänzlich. Und wie wir in andern Sprachen oft Flüche und unanſtändige Worte zum Zeichen der Bewunderung und Freude gebrauchen hören, ſo wird Sia ammazzato! dieſen Abend zum Loſungswort, zum Freudengeſchrei, zum Refrain aller Scherze, Neckereien und Komplimente.

So hören wir ſpotten: Sia ammazzato il Signore Abbate che fa l'amore! oder einen vorbeigehenden guten Freund anrufen: Sia ammazzato il Signore Filippo! oder Schmeichelei und Komplimente damit verbinden: Sia ammazzata la bella Principeſſa! Sia ammazzata la Signora Angelica, la prima pittrice del ſecolo!

Alle dieſe Phraſen werden heftig und ſchnell mit einem langen haltenden Ton auf der vorletzten oder drittletzten Silbe ausgerufen. Unter dieſem unaufhörlichen Geſchrei geht das Ausblaſen und Anzünden der Kerzen immer fort. Man begegne jemanden im Haus, auf der Treppe, es ſei eine Geſellſchaft im Zimmer beiſammen, aus einem Fenſter ans benachbarte, überall ſucht man über den andern zu gewinnen und ihm das Licht auszulöſchen.

Alle Stände und Alter toben gegeneinander, man ſteigt auf die Tritte der Kutſchen, kein Hängeleuchter, kaum die Laternen ſind ſicher, der Knabe löſcht dem Vater das Licht aus und hört nicht auf zu ſchreien: Sia ammazzato il Signore Padre! Vergebens, daß ihm der Alte dieſe Unanſtändigkeit verweiſt; der Knabe behauptet die Freiheit dieſes Abends und verwünſcht nur ſeinen Vater deſto ärger. Wie nun an beiden Enden des Korſo ſich bald das Getümmel verliert, deſto unbändiger häuft ſichs nach der Mitte zu, und dort entſteht ein Gedränge, das alle Begriffe überſteigt, ja das ſelbſt die lebhafteſte Erinnerungskraft ſich nicht wieder vergegenwärtigen kann.

Niemand vermag ſich mehr von dem Platze, wo er ſteht oder ſitzt, zu rühren; die Wärme ſo vieler Menſchen, ſo vieler Lichter, der Dampf ſo vieler immer wieder ausgeblaſenen Kerzen, das Geſchrei ſo vieler Menſchen, die nur um deſto heftiger brüllen, je weniger ſie ein Glied rühren können, machen zuletzt ſelbſt den geſundſten Sinn ſchwindelnd; es ſcheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geſchehe, daß die Kutſchpferde nicht wild, nicht mancher gequetſcht, gedrückt oder ſonſt beſchädigt werden ſollte.

Und doch, weil ſich endlich jeder weniger oder mehr hinwegſehnt, jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einſchlägt oder auf dem nächſten Platze freie Luft und Erholung ſucht, löſt ſich dieſe Maſſe auch auf, ſchmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieſes Feſt allgemeiner Freiheit und Losgebundenheit, dieſes moderne Saturnal, endigt ſich mit einer allgemeinen Betäubung.

Das Volk eilt nun, ſich bei einem wohlbereiteten Schmauſe an dem bald verbotenen Fleiſche bis Mitternacht zu ergötzen, die feinere Welt nach den Schauſpielhäuſern, um dort von den ſehr abgekürzten Theaterſtücken Abſchied zu nehmen; und auch dieſen Freuden macht die herannahende Mitternachtsſtunde ein Ende.

Aſchermittwoch

So iſt denn ein ausſchweifendes Feſt wie ein Traum, wie ein Märchen vorüber, und es bleibt dem Teilnehmer vielleicht weniger davon in der Seele zurück als unſern Leſern, vor deren Einbildungskraft und Verſtand wir das Ganze in ſeinem Zuſammenhange gebracht haben.

Wenn uns während dem Lauf dieſer Torheiten der rohe Pulcinell ungebührlich an die Freuden der Liebe erinnert, denen wir unſer Daſein zu danken haben, wenn eine Baubo auf öffentlichem Platze die Geheimniſſe der Gebärerin entweiht, wenn ſo viele nächtlich angezündete Kerzen uns an die letzte Feierlichkeit erinnern, ſo werden wir mitten unter dem Unſinne auf die wichtigſten Szenen unſers Lebens aufmerkſam gemacht.

Noch mehr erinnert uns die ſchmale, lange, gedrängt volle Straße an die Wege des Weltlebens, wo jeder Zuſchauer und Teilnehmer mit freiem Geſicht oder unter der Maske, vom Balkon oder vom Gerüſte nur einen geringen Raum vor und neben ſich überſieht, in der Kutſche oder zu Fuße nur Schritt für Schritt vorwärts kommt, mehr geſchoben wird als geht, mehr aufgehalten wird als willig ſtille ſteht, nur eifriger dahin zu gelangen ſucht, wo es beſſer und froher zugeht, und dann auch da wieder in die Enge kommt und zuletzt verdrängt wird.

Dürfen wir fortfahren, ernſthafter zu ſprechen, als es der Gegenſtand zu erlauben ſcheint, ſo bemerken wir: daß die lebhafteſten und höchſten Vergnügen wie die vorbeifliegenden Pferde nur einen Augenblick uns erſcheinen, uns rühren und kaum eine Spur in der Seele zurücklaſſen, daß Freiheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Wahnſinns genoſſen werden können und daß die größte Luſt nur dann am höchſten reizt, wenn ſie ſich ganz nahe an die Gefahr drängt und lüſtern ängſtlich-ſüße Empfindungen in ihrer Nähe genießet.

Und ſo hätten wir, ohne ſelbſt daran zu denken, auch unſer Karneval mit einer Aſchermittwochsbetrachtung geſchloſſen, wodurch wir keinen unſrer Leſer traurig zu machen fürchten. Vielmehr wünſchen wir, daß jeder mit uns, da das Leben im ganzen, wie das römiſche Karneval, unüberſehlich, ungenießbar, ja bedenklich bleibt, durch dieſe unbekümmerte Maskengeſellſchaft an die Wichtigkeit jedes augenblicklichen, oft gering ſcheinenden Lebensgenuſſes erinnert werden möge.

Februar

Korreſpondenz

Den 1. Februar.

WIE froh will ich ſein, wenn die Narren künftigen Dienstag abend zur Ruhe gebracht werden. Es iſt eine entſetzliche Sekkatur, andere toll zu ſehen, wenn man nicht ſelbſt angeſteckt iſt.

So viel, als möglich war, habe ich meine Studien fortgeſetzt, auch iſt Claudine gerückt, und wenn nicht alle Genii ihre Hülfe verſagen, ſo geht heute über acht Tage der dritte Akt an Herdern ab, und ſo wäre ich den fünften Band los. Dann geht eine neue Not an, worin mir niemand raten noch helfen kann. Taſſo muß umgearbeitet werden: was da ſteht, iſt zu nichts zu brauchen; ich kann weder ſo endigen noch alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menſchen gegeben!

Der ſechſte Band enthält wahrſcheinlich Taſſo, Lila, Jery und Bätely, alles um- und ausgearbeitet, daß man es nicht mehr kennen ſoll.

Zugleich habe ich meine kleinen Gedichte durchgeſehen und an den achten Band gedacht, den ich vielleicht vor dem ſiebenten herausgebe. Es iſt ein wunderlich Ding, ſo ein Summa Summarum ſeines Lebens zu ziehen. Wie wenig Spur bleibt doch von einer Exiſtenz zurück!

Hier ſekkieren ſie mich mit den Überſetzungen meines Werthers und zeigen mir ſie und fragen, welches die beſte ſei, und ob auch alles wahr ſei! Das iſt nun ein Unheil, was mich bis nach Indien verfolgen würde.

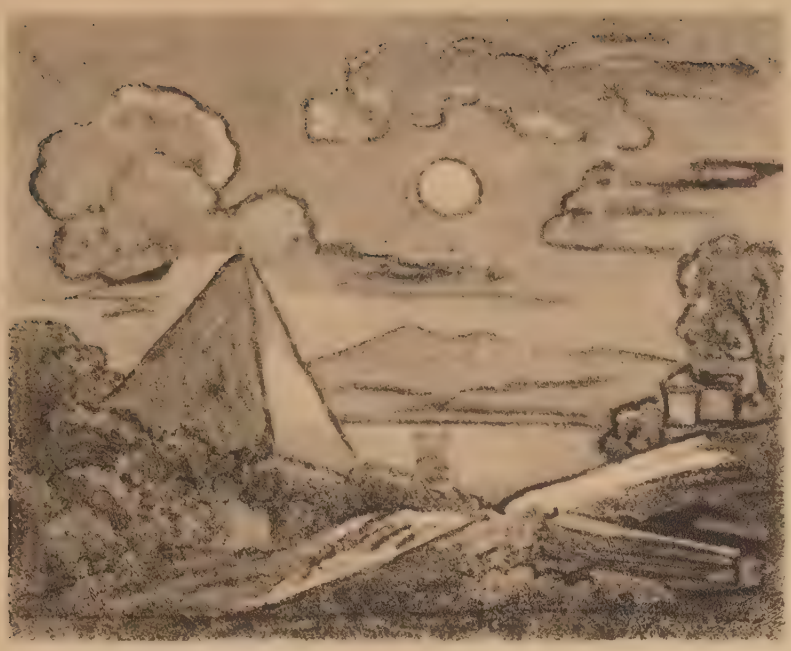
Den 6. Februar.

Hier iſt der dritte Akt Claudinens; ich wünſche, daß er dir nur die Hälfte ſo wohl gefallen möge, als ich vergnügt bin, ihn geendigt zu haben. Da ich nun die Bedürfniſſe des lyriſchen Theaters genauer kenne, habe ich geſucht durch manche Aufopferungen dem Komponiſten und Akteur entgegen zu arbeiten. Das Zeug, worauf geſtickt werden ſoll, muß weite Fäden haben, und zu einer komiſchen Oper muß es abſolut wie Marli gewoben ſein. Doch hab ich bei dieſer, wie bei Erwin, auch fürs Leſen geſorgt. Genug, ich habe getan, was ich konnte.

Ich bin recht ſtill und rein und, wie ich euch ſchon verſichert habe, jedem Ruf bereit und ergeben. Zur bildenden Kunſt bin ich zu alt; ob ich alſo ein bißchen mehr oder weniger pfuſche, iſt eins. Mein Durſt iſt geſtillt, auf dem rechten Wege bin ich der Betrachtung und des Studiums, mein Genuß iſt friedlich und genügſam. Zu dem allen gebt mir euern Segen. Ich habe nichts Näheres nun, als meine drei letzten Teile zu endigen. Dann ſolls an Wilhelm uſw.

Den 9. Februar.

Die Narren haben noch Montag und Dienstag was Rechts gelärmt. Beſonders Dienstag abends, wo die Raſerei mit den Moccoli in völligem Flor war. Mittwochs dankte man Gott und der Kirche für die Faſten. Auf kein Feſtin — ſo nennen ſie die Redouten — bin ich gekommen; ich bin fleißig, was nur mein Kopf halten will. Da der fünfte Band abſolviert iſt, will ich nur einige Kunſtſtudien durcharbeiten, dann gleich an den ſechſten gehn. Ich habe dieſe Tage das Buch Leonards da Vinci über die Malerei geleſen und begreife jetzt, warum ich nie etwas darin habe begreifen können.



152. Goethe: Ideallandschaft.

153. Goethe: Pyramide des Cestius.

154. Goethe: Pyramide des Cestius mit Grab.

O wie finde ich die Zuſchauer ſo glücklich! die dünken ſich ſo klug, ſie finden ſich was Rechts. So auch die Liebhaber, die Kenner. Du glaubſt nicht, was das ein behägliches Volk, indes der gute Künſtler immer kleinlaut bleibt. Ich habe aber auch neuerdings einen Ekel, jemanden urteilen zu hören, der nicht ſelbſt arbeitet, daß ich es nicht ausdrücken kann. Wie der Tabaksdampf macht mich eine ſolche Rede auf der Stelle unbehäglich.

Angelica hat ſich das Vergnügen gemacht und zwei Gemälde gekauft, eins von Tizian, das andere von Paris Bourdon. Beide um einen hohen Preis. Da ſie ſo reich iſt, daß ſie ihre Renten nicht verzehrt und jährlich mehr dazu verdient, ſo iſt es lobenswürdig, daß ſie etwas anſchafft, das ihr Freude macht, und ſolche Sachen, die ihren Kunſteifer erhöhen. Gleich ſobald ſie die Bilder im Hauſe hatte, fing ſie an, in einer neuen Manier zu malen, um zu verſuchen, wie man gewiſſe Vorteile jener Meiſter ſich eigen machen könne. Sie iſt unermüdet, nicht allein zu arbeiten, ſondern auch zu ſtudieren. Mit ihr iſts eine große Freude Kunſtſachen zu ſehen.

Kayſer geht auch als wackrer Künſtler zu Werke. Seine Muſik zu Egmont avanciert ſtark. Noch habe ich nicht alles gehört. Mir ſcheint jedes dem Endzweck ſehr angemeſſen.

Er wird auch „Cupido, kleiner, loſer uſw.“ komponieren. Ich ſchicke dirs gleich, damit es oft zu meinem Andenken geſungen werde. Es iſt auch mein Leibliedchen.

Der Kopf iſt mir wüſte vom vielen Schreiben, Treiben und Denken. Ich werde nicht klüger, fordere zu viel von mir und lege mir zu viel auf.

Den 16. Februar.

Mit dem preußiſchen Kurier erhielt ich vor einiger Zeit einen Brief von unſerm Herzog, der ſo freundlich, lieb, gut und erfreulich war, als ich nicht leicht einen erhalten. Da er ohne Rückhalt ſchreiben konnte, ſo beſchrieb er mir die ganze politiſche Lage, die ſeinige und ſo weiter. Über mich ſelbſt erklärte er ſich auf das liebreichſte.

Den 23. Februar.

Wir haben dieſe Woche einen Fall gehabt, der das ganze Chor der Künſtler in Betrübnis ſetzt. Ein Franzoſe namens Drouais, ein junger Menſch von etwa 25 Jahren, einziger Sohn einer zärtlichen Mutter, reich und ſchön gebildet, der unter allen ſtudierenden Künſtlern für den hoffnungsvollſten gehalten ward, iſt an den Blattern geſtorben. Es iſt eine allgemeine Trauer und Beſtürzung. Ich habe in ſeinem verlaſſenen Studio die lebensgroße Figur eines Philoktets geſehen, welcher mit einem Flügel eines erlegten Raubvogels den Schmerz ſeiner Wunde wehend kühlt. Ein ſchön gedachtes Bild, das in der Ausführung viel für ſich hat, aber nicht fertig geworden.

Ich bin fleißig und vergnügt und erwarte ſo die Zukunft. Täglich wird mirs deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunſt geboren bin, und daß ich die nächſten zehen Jahre, die ich höchſtens noch arbeiten darf, dieſes Talent exkolieren und noch etwas Gutes machen ſollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vorteil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunſt Verzicht tue.

Angelica macht mir das Kompliment, daß ſie wenige in Rom kenne, die beſſer in der Kunſt *ſähen* als ich. Ich weiß recht gut, wo und was ich noch nicht ſehe, und fühle

wohl, daß ich immer zunehme, und was zu tun wäre, um immer weiter zu ſehn. Genug, ich habe ſchon jetzt meinen Wunſch erreicht: in einer Sache, zu der ich mich leidenſchaftlich getragen fühle, nicht mehr blind zu tappen.

Ein Gedicht, Amor als Landſchaftsmaler, ſchick ich dir ehſtens und wünſche ihm gut Glück. Meine kleinen Gedichte hab ich geſucht in eine gewiſſe Ordnung zu bringen, ſie nehmen ſich wunderlich aus. Die Gedichte auf Hans Sachs und auf Miedings Tod ſchließen den achten Band und ſo meine Schriften für diesmal. Wenn ſie mich indeſſen bei der Pyramide zur Ruhe bringen, ſo können dieſe beiden Gedichte ſtatt Perſonalien und Parentation gelten.

Morgen frühe iſt päpſtliche Kapelle, und die famoſen alten Muſiken fangen an, die nachher in der Karwoche auf den höchſten Grad des Intereſſe ſteigen. Ich will nun jeden Sonntag frühe hin, um mit dem Stil bekannt zu werden. Kayſer, der dieſe Sachen eigentlich ſtudiert, wird mir den Sinn wohl darüber aufſchließen. Wir erwarten mit jeder Poſt ein gedrucktes Exemplar der Gründonnerstagsmuſik von Zürich, wo ſie Kayſer zurückließ. Sie wird alsdann erſt am Klavier geſpielt und dann in der Kapelle gehört.

Bericht

Februar

Wenn man einmal zum Künſtler geboren iſt und gar mancher Gegenſtand der Kunſtanſchauung zuſagt, ſo kam dieſe mir auch mitten unter dem Gewühl der Faſtnachtstorheiten und Abſurditäten zugunſten. Es war das zweite Mal, daß ich das Karneval ſah, und es mußte mir bald auffallen, daß dieſes Volksfeſt, wie ein anderes wiederkehrendes Leben und Weben, ſeinen entſchiedenen Verlauf hatte.

Dadurch ward ich nun mit dem Getümmel verſöhnt, ich ſah es an als ein anderes bedeutendes Naturerzeugnis und Nationalereignis; ich intereſſierte mich dafür in dieſem Sinne, bemerkte genau den Gang der Torheiten, und wie das alles doch in einer gewiſſen Form und Schicklichkeit ablief. Hierauf notierte ich mir die einzelnen Vorkommniſſe der Reihe nach, welche Vorarbeit ich ſpäter zu dem ſoeben eingeſchalteten Aufſatz benutzte, bat auch zugleich unſern Hausgenoſſen Georg Schütz, die einzelnen Masken flüchtig zu zeichnen und zu kolorieren, welches er mit ſeiner gewohnten Gefälligkeit durchführte.

Dieſe Zeichnungen wurden nachher durch Melchior Kraus von Frankfurt am Main, Direktor des freien Zeicheninſtituts zu Weimar, in Quarto radiert und nach den Originalen illuminiert zur erſten Ausgabe bei Unger, welche ſich ſelten macht.

Zu vorgemeldeten Zwecken mußte man ſich denn mehr, als ſonſt geſchehen wäre, unter die verkappte Menge hinunterdrängen, welche denn trotz aller künſtleriſchen Anſicht oft einen widerwärtigen, unheimlichen Eindruck machte. Der Geiſt, an die würdigen Gegenſtände gewöhnt, mit denen man das ganze Jahr in Rom ſich beſchäftigte, ſchien immer einmal gewahr zu werden, daß er nicht recht an ſeinem Platze ſei.

Aber für den innern beſſern Sinn ſollte doch das Erquicklichſte bereitet ſein. Auf dem Venezianiſchen Platz, wo manche Kutſchen, ehe ſie ſich den bewegten Reihen wieder anſchließen, die Vorbeiwallenden ſich zu beſchauen pflegen, ſah ich den Wagen der Mad. Angelica und trat an den Schlag, ſie zu begrüßen. Sie hatte ſich kaum freundlich zu mir herausgeneigt, als ſie ſich zurückbog, um die neben ihr ſitzende, wieder geneſene Mailänderin mir ſehen zu laſſen. Ich fand ſie nicht verändert: denn wie ſollte ſich eine ge-

ſunde Jugend nicht ſchnell wieder herſtellen; ja ihre Augen ſchienen friſcher und glänzender mich anzuſehen, mit einer Freudigkeit, die mich bis ins Innerſte durchdrang. So blieben wir eine Zeitlang ohne Sprache, als Mad. Angelica das Wort nahm und, indeſſen jene ſich vorbog, zu mir ſagte: Ich muß nur den Dolmetſcher machen; denn ich ſehe, meine junge Freundin kommt nicht dazu, auszuſprechen, was ſie ſo lange gewünſcht, ſich vorgeſetzt und mir öfters wiederholt hat, wie ſehr ſie Ihnen verpflichtet iſt für den Anteil, den Sie an ihrer Krankheit, ihrem Schickſal genommen. Das erſte, was ihr beim Wiedereintritt in das Leben tröſtlich geworden, heilſam und wiederherſtellend auf ſie gewirkt, ſei die Teilnahme ihrer Freunde und beſonders die Ihrige geweſen, ſie habe ſich auf einmal aus der tiefſten Einſamkeit unter ſo vielen guten Menſchen, wieder in dem ſchönſten Kreiſe gefunden.

Das iſt alles wahr, ſagte jene, indem ſie über die Freundin her mir die Hand reichte, die ich wohl mit der meinigen, aber nicht mit meinen Lippen berühren konnte.

Mit ſtiller Zufriedenheit entfernt ich mich wieder in das Gedräng der Toren, mit dem zarteſten Gefühl von Dankbarkeit gegen Angelica, die ſich des guten Mädchens gleich nach dem Unfalle tröſtend anzunehmen gewußt und, was in Rom ſelten iſt, ein bisher fremdes Frauenzimmer in ihren edlen Kreis aufgenommen hatte, welches mich um ſo mehr rührte, als ich mir ſchmeicheln durfte, mein Anteil an dem guten Kinde habe hierauf nicht wenig eingewirkt.

Der Senator von Rom, Fürſt Rezzonico, war ſchon früher, aus Deutſchland zurückkehrend, mich zu beſuchen gekommen. Er hatte eine innige Freundſchaft mit Herrn und Frau von Diede errichtet und brachte mir angelegentliche Grüße von dieſen werten Gönnern und Freunden; aber ich lehnte, wie herkömmlich, ein näheres Verhältnis ab, ſollte aber doch endlich unausweichlich in dieſen Kreis gezogen werden.

Jene genannten Freunde, Herr und Frau von Diede, machten ihrem werten Lebensgegenoſſen einen Gegenbeſuch, und ich konnte mich um ſo weniger entbrechen, mancherlei Art von Einladungen anzunehmen, als die Dame, wegen des Flügelſpiels berühmt, in einem Konzerte auf der kapitoliniſchen Wohnung des Senators ſich hören zu laſſen willig war und man unſern Genoſſen Kayſer, deſſen Geſchicklichkeit ruchbar geworden, zu einer Teilnahme an jenen Exhibitionen ſchmeichelhaft eingeladen hatte. Die unvergleichliche Ausſicht bei Sonnenuntergang aus den Zimmern des Senators nach dem Coliſeo zu mit allem dem, was ſich von den andern Seiten anſchließt, verlieh freilich unſerm Künſtlerblick das herrlichſte Schauſpiel, dem man ſich aber nicht hingeben durfte, um es gegen die Geſellſchaft an Achtung und Artigkeit nicht fehlen zu laſſen. Frau von Diede ſpielte ſodann, ſehr große Vorzüge entwickelnd, ein bedeutendes Konzert, und man bot bald darauf unſerm Freunde den Platz an, deſſen er ſich denn auch ganz würdig zu machen ſchien, wenn man dem Lobe trauen darf, das er einerntete. Abwechſelnd ging es eine Weile fort, auch wurde von einer Dame eine Lieblingsarie vorgetragen, endlich aber, als die Reihe wieder an Kayſern kam, legte er ein anmutiges Thema zum Grunde und variierte ſolches auf die mannigfaltigſte Weiſe.

Alles war gut vonſtatten gegangen, als der Senator mir im Geſpräch manches Freundliche ſagte, doch aber nicht bergen konnte und mit jener weichen venezianiſchen Art halb bedauernd verſicherte: er ſei eigentlich von ſolchen Variationen kein Freund, werde hingegen von den ausdrucksvollen Adagios ſeiner Dame jederzeit ganz entzückt.

Nun will ich gerade nicht behaupten, daß mir jene ſehnſüchtigen Töne, die man im

Adagio und Largo hinzuziehen pflegt, jemals ſeien zuwider geweſen, doch aber liebt ich in der Muſik immer mehr das Aufregende, da unſere eigenen Gefühle, unſer Nachdenken über Verluſt und Mißlingen uns nur allzuoft herabzuziehen und zu überwältigen drohen.

Unſerm Senator dagegen konnt ich keineswegs verargen, ja ich mußte ihm aufs freundlichſte gönnen, daß er ſolchen Tönen gern ſein Ohr lieh, die ihn vergewiſſerten, er bewirte in dem herrlichſten Aufenthalte der Welt eine ſo ſehr geliebte und hochverehrte Freundin.

Für uns andere, beſonders deutſche Zuhörer blieb es ein unſchätzbarer Genuß, in dem Augenblicke, wo wir eine treffliche, längſt gekannte verehrte Dame, in den zarteſten Tönen ſich auf dem Flügel ergehend, vernahmen, zugleich hinab vom Fenſter in die einzigſte Gegend von der Welt zu ſchauen und in dem Abendglanz der Sonne, mit weniger Wendung des Hauptes, das große Bild zu überblicken, das ſich, linker Hand vom Bogen des Septimius Severus, das Campo Vaccino entlang bis zum Minerven- und Friedenstempel erſtreckte, um dahinter das Coliſeo hervorſchauen zu laſſen, in deſſen Gefolge man dann, das Auge rechts wendend, an dem Bogen des Titus vorbeigleitend, in dem Labyrinthe der palatiniſchen Trümmer und ihrer durch Gartenkultur und wilde Vegetation geſchmückten Einöde ſich zu verwirren und zu verweilen hatte.

(Eine im Jahre 1824 von Fries und Thürmer gezeichnete und geſtochene nordweſtliche Überſicht von Rom, genommen von dem Turme des Kapitols, bitten wir hiernächſt zu überſchauen; ſie iſt einige Stockwerke höher und nach den neueren Ausgrabungen gefaßt, aber im Abendlichte und Beſchattung, wie wir ſie damals geſehen, wobei denn freilich die glühende Farbe mit ihren ſchattig blauen Gegenſätzen und allem dem Zauber, der daraus entſpringt, hinzuzudenken wäre.)

Sodann hatten wir in dieſen Stunden als Glück zu ſchätzen, das herrlichſte Bild, welches Mengs vielleicht je gemalt hat, das Porträt Clemens XIII. Rezzonico, der unſern Gönner, den Senator, als Nepoten an dieſen Poſten geſetzt, mit Ruhe zu beſchauen, von deſſen Wert ich zum Schluß eine Stelle aus dem Tagebuch unſeres Freundes anführe:

„Unter den von Mengs gemalten Bildniſſen, da wo ſeine Kunſt ſich am tüchtigſten bewährte, iſt das Bildnis des Papſtes Rezzonico. Der Künſtler hat in dieſem Werk die Venezianer im Kolorit und in der Behandlung nachgeahmt und ſich eines glücklichen Erfolgs zu erfreuen; der Ton des Kolorits iſt wahr und warm und der Ausdruck des Geſichtes belebt und geiſtreich; der Vorhang von Goldſtoff, auf dem ſich der Kopf und das übrige der Figur ſchön abheben, gilt für ein gewagtes Kunſtſtück in der Malerei, gelang aber vortrefflich, indem das Bild dadurch ein reiches harmoniſches, unſer Auge angenehm rührendes Anſehn erhält.“

März

Korreſpondenz

Den 1. März.

Sonntags gingen wir in die Sixtiniſche Kapelle, wo der Papſt mit den Kardinälen der Meſſe beiwohnte. Da die letzteren wegen der Faſtenzeit nicht rot, ſondern violett gekleidet waren, gab es ein neues Schauſpiel. Einige Tage vorher hatte ich Gemälde von Albert Dürer geſehen und freute mich nun, ſo etwas im Leben anzutreffen. Das Ganze zuſammen war einzig groß und doch ſimpel, und ich wundere mich nicht, wenn Fremde,

die eben in der Karwoche, wo alles zuſammentrifft, hereinkommen, ſich kaum faſſen können. Die Kapelle ſelbſt kenne ich recht gut, ich habe vorigen Sommer drin zu Mittag gegeſſen und auf des Papſtes Thron Mittagsruhe gehalten und kann die Gemälde faſt auswendig; und doch, wenn alles beiſammen iſt, was zur Funktion gehört, ſo iſt es wieder was anders, und man findet ſich kaum wieder.

Es ward ein altes Motett, von einem Spanier Morales komponiert, geſungen, und wir hatten den Vorgeſchmack von dem, was nun kommen wird. Kayſer iſt auch der Meinung, daß man dieſe Muſik nur hier hören kann und ſollte, teils weil nirgends Sänger ohne Orgel und Inſtrument auf einen ſolchen Geſang geübt ſein könnten, teils weil er zum antiken Inventario der päpſtlichen Kapelle und zu dem Enſemble der Michel Angelos, des Jüngſten Gerichts, der Propheten und bibliſchen Geſchichte einzig paſſe. Kayſer wird dereinſt über alles dieſes beſtimmte Rechnung ablegen. Er iſt ein großer Verehrer der alten Muſik und ſtudiert ſehr fleißig alles, was dazu gehört.

So haben wir eine merkwürdige Sammlung Pſalmen im Hauſe; ſie ſind in italieniſche Verſe gebracht und von einem venezianiſchen Nobile, Benedetto Marcello, zu Anfang dieſes Jahrhunderts in Muſik geſetzt. Er hat bei vielen die Intonation der Juden, teils der ſpaniſchen, teils der deutſchen, als Motiv angenommen, zu andern hat er alte griechiſche Melodien zugrunde gelegt und ſie mit großem Verſtand, Kunſtkenntnis und Mäßigkeit ausgeführt. Sie ſind teils als Solo, Duett, Chor geſetzt und unglaublich original, ob man gleich ſich erſt einen Sinn dazu machen muß. Kayſer ſchätzt ſie ſehr und wird einige daraus abſchreiben. Vielleicht kann man einmal das ganze Werk haben, das in Venedig 1724 gedruckt iſt und die erſten funfzig Pſalmen enthält. Herder ſoll doch aufſtellen, er ſieht vielleicht in einem Katalogus dies intereſſante Werk.

Ich habe den Mut gehabt, meine drei letzten Bände auf einmal zu überdenken, und ich weiß nun genau, was ich machen will; gebe nun der Himmel Stimmung und Glück, es zu machen.

Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt.

Zuerſt ward der Plan zu Fauſt gemacht, und ich hoffe, dieſe Operation ſoll mir geglückt ſein. Natürlich iſt es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor funfzehn Jahren ausſchreiben; ich denke, es ſoll nichts dabei verlieren, beſonders da ich jetzt glaube, den Faden wiedergefunden zu haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, bin ich getröſtet; ich habe ſchon eine neue Szene ausgeführt, und wenn ich das Papier räuchre, ſo dächt ich, ſollte ſie mir niemand aus den alten herausfinden. Da ich durch die lange Ruhe und Abgeſchiedenheit ganz auf das Niveau meiner eignen Exiſtenz zurückgebracht bin, ſo iſt es merkwürdig, wie ſehr ich mir gleiche und wie wenig mein Innres durch Jahre und Begebenheiten gelitten hat. Das alte Manuſkript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir ſehe. Es iſt noch das erſte, ja in den Hauptſzenen gleich ſo ohne Konzept hingeſchrieben; nun iſt es ſo gelb von der Zeit, ſo vergriffen — die Lagen waren nie geheftet — ſo mürbe und an den Rändern zerſtoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Kodex ausſieht, ſo daß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und Ahnen verſetzte, mich jetzt in eine ſelbſtgelebte Vorzeit wieder verſetzen muß.

Auch iſt der Plan von Taſſo in Ordnung und die vermiſchten Gedichte zum letzten Bande meiſt ins reine geſchrieben. Des Künſtlers Erdewallen ſoll neu ausgeführt und deſſen Apotheoſe hinzugetan werden. Zu dieſen Jugendeinfällen habe ich nun erſt die Studien gemacht, und alles Detail iſt mir nun recht lebendig. Ich freue mich auch darauf und

habe die beſte Hoffnung zu den drei letzten Bänden: ich ſehe ſie im ganzen ſchon vor mir ſtehen und wünſche mir nur Muße und Gemütsruhe, um nun Schritt vor Schritt das Gedachte auszuführen.

Zur Stellung der verſchiedenen kleinen Gedichte habe ich mir deine Sammlungen der „Zerſtreuten Blätter“ zum Muſter dienen laſſen und hoffe, zur Verbindung ſo diſparater Dinge gute Mittel gefunden zu haben, wie auch eine Art, die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen.

Nach dieſen Betrachtungen iſt die neue Ausgabe von Mengſens Schriften ins Haus gekommen, ein Buch, das mir jetzt unendlich intereſſant iſt, weil ich die ſinnlichen Begriffe beſitze, die notwendig vorausgehen müſſen, um nur eine Zeile des Werks recht zu verſtehen. Es iſt in allem Sinne ein trefflich Buch; man lieſt keine Seite ohne entſchiedenen Nutzen. Auch ſeinen Fragmenten über die Schönheit, welche manchem ſo dunkel ſcheinen, habe ich glückliche Erleuchtungen zu danken.

Ferner habe ich allerlei Spekulationen über Farben gemacht, welche mir ſehr anliegen, weil das der Teil iſt, von dem ich bisher am wenigſten begriff. Ich ſehe, daß ich mit einiger Übung und anhaltendem Nachdenken auch dieſen ſchönen Genuß der Weltoberfläche mir werde zueignen können.

Ich war einen Morgen in der Galerie Borgheſe, welche ich in einem Jahr nicht geſehen hatte, und fand zu meiner Freude, daß ich ſie mit viel verſtändigern Augen ſah. Es ſind unſägliche Kunſtſchätze in dem Beſitz des Fürſten.

Den 7. März.

Eine gute, reiche und ſtille Woche iſt wieder vorbei. Sonntags verſäumten wir die päpſtliche Kapelle, dagegen ſah ich mit Angelica ein ſehr ſchönes Gemälde, das billig für Correggio gehalten wird.

Ich ſah die Sammlung der Akademie San Luca, wo Raffaels Schädel iſt. Dieſe Reliquie ſcheint mir ungezweifelt. Ein trefflicher Knochenbau, in welchem eine ſchöne Seele bequem ſpazieren gehen konnte. Der Herzog verlangt einen Abguß davon, den ich wahrſcheinlich werde verſchaffen können. Das Bild, das von ihm gemalt iſt und in gleichem Saale hängt, iſt ſeiner wert.

Auch habe ich das Kapitol wieder geſehen und einige andere Sachen, die mir zurückblieben, vorzüglich Cavaceppis Haus, das ich immer verſäumt hatte zu ſehen. Unter vielen köſtlichen Sachen haben mich vorzüglich ergötzt zwei Abgüſſe der Köpfe von den Koloſſalſtatuen auf dem Monte Cavallo. Man kann ſie bei Cavaceppi in der Nähe, in ihrer ganzen Größe und Schönheit ſehn. Leider, daß der beſte durch Zeit und Witterung faſt einen Strohhalm dick der glatten Oberfläche des Geſichts verloren hat und in der Nähe wie von Pocken übel zugerichtet ausſieht.

Heute waren die Exequien des Kardinal Visconti in der Kirche San Carlo. Da die päpſtliche Kapelle zum Hochamt ſang, gingen wir hin, die Ohren auf morgen recht auszuwaſchen. Es ward ein Requiem geſungen zu zwei Sopranen, das Seltſamſte, was man hören kann. NB. Auch dabei war weder Orgel noch andere Muſik.

Welch ein leidig Inſtrument die Orgel ſei, iſt mir geſtern abend in dem Chor von St. Peter recht aufgefallen: man begleitete damit den Geſang bei der Veſper, es verbindet ſich ſo gar nicht mit der Menſchenſtimme und iſt ſo gewaltig. Wie reizend dagegen in der Sixtiniſchen Kapelle, wo die Stimmen allein ſind.

155. Goethe: Der grosse Fuss.

Das Wetter iſt ſeit einigen Tagen trübe und gelind. Der Mandelbaum hat größtenteils verblüht und grünt jetzt; nur wenige Blüten ſind auf den Gipfeln noch zu ſehen. Nun folgt der Pfirſichbaum, der mit ſeiner ſchönen Farbe die Gärten ziert. Viburnum Tinus blüht auf allen Ruinen, die Attichbüſche in den Hecken ſind alle ausgeſchlagen und andere, die ich nicht kenne. Die Mauern und Dächer werden nun grüner, auf einigen zeigen ſich Blumen. In meinem neuen Kabinett, wohin ich zog, weil wir Tiſchbein von Neapel erwarten, habe ich eine mannigfaltige Ausſicht in unzählige Gärtchen und auf die hinteren Galerien vieler Häuſer. Es iſt gar zu luſtig.

Ich habe angefangen, ein wenig zu modellieren. Was den Erkenntnispunkt betrifft, gehe ich ſehr rein und ſicher fort; in Anwendung der tätigen Kraft bin ich ein wenig konfus. So geht es mir wie allen meinen Brüdern.

Den 14. März.

Die nächſte Woche iſt hier nichts zu denken noch zu tun, man muß dem Schwall der Feierlichkeiten folgen. Nach Oſtern werde ich noch einiges ſehen, was mir zurückblieb, meinen Faden ablöſen, meine Rechnung machen, meinen Bündel packen und mit Kayſern davonziehn. Wenn alles geht, wie ich wünſche und vorhabe, bin ich Ende Aprils in Florenz. Inzwiſchen hört ihr noch von mir.

Sonderbar war es, daß ich auf äußere Veranlaſſung verſchiedene Maßregeln nehmen mußte, welche mich in neue Verhältniſſe ſetzten, wodurch mein Aufenthalt in Rom immer ſchöner, nützlicher und glücklicher ward. Ja ich kann ſagen, daß ich die höchſte Zufriedenheit meines Lebens in dieſen letzten acht Wochen genoſſen habe und nun wenigſtens einen äußerſten Punkt kenne, nach welchem ich das Thermometer meiner Exiſtenz künftig abmeſſen kann.

Dieſe Woche hat ſich, ungeachtet des üblen Wetters, gut gehalten. Sonntags hörten wir in der Sixtiniſchen Kapelle ein Motett von Paleſtrina. Dienstag wollte uns das Glück, daß man zu Ehren einer Fremden verſchiedene Teile der Karwochsmuſik in einem Saale ſang. Wir hörten ſie alſo mit größter Bequemlichkeit und konnten uns, da wir ſie ſo oft am Klavier durchſangen, einen vorläufigen Begriff davon machen. Es iſt ein unglaublich großes ſimples Kunſtwerk, deſſen immer erneuerte Darſtellung ſich wohl nirgends als an dieſem Orte und unter dieſen Umſtänden erhalten konnte. Bei näherer Betrachtung fallen freilich mancherlei Handwerksburſchen-Traditionen, welche die Sache wunderbar und unerhört machen, weg; mit allem dem bleibt es etwas Außerordentliches und iſt ein ganz neuer Begriff. Kayſer wird dereinſt Rechenſchaft davon ablegen können. Er wird die Vergünſtigung erhalten, eine Probe in der Kapelle anzuhören, wozu ſonſt niemand gelaſſen wird.

Ferner habe ich dieſe Woche einen Fuß modelliert, nach vorgängigem Studio der Knochen und Muskeln, und werde von meinem Meiſter gelobt. Wer den ganzen Körper ſo durchgearbeitet hätte, wäre um ein gutes Teil klüger; verſteht ſich in Rom, mit allen Hülfsmitteln und dem mannigfaltigen Rat der Verſtändigen. Ich habe einen Skelettfuß, eine ſchöne auf die Natur gegoſſene Anatomie, ein halb Dutzend der ſchönſten antiken Füße, einige ſchlechte, jene zur Nachahmung, dieſe zur Warnung, und die Natur kann ich auch zu Rate ziehen: in jeder Villa, in die ich trete, finde ich Gelegenheit, nach dieſen Teilen zu ſehen; Gemälde zeigen mir, was Maler gedacht und gemacht haben. Drei, vier Künſtler kommen täglich auf mein Zimmer, deren Rat und Anmerkung ich nutze, unter welchen

jedoch, genau beſehen, Heinrich Meyers Rat und Nachhülfe mich am meiſten fördert. Wenn mit dieſem Winde, auf dieſem Elemente ein Schiff nicht von der Stelle käme, ſo müßte es keine Segel oder einen wahnſinnigen Steuermann haben. Bei der allgemeinen Überſicht der Kunſt, die ich mir gemacht habe, war es mir ſehr notwendig, nun mit Aufmerkſamkeit und Fleiß an einzelne Teile zu gehn. Es iſt angenehm, auch im Unendlichen vorwärts zu kommen.

Ich fahre fort, überall herum zu gehn und vernachläſſigte Gegenſtände zu betrachten. So war ich geſtern zum erſtenmal in Raffaels Villa, wo er an der Seite ſeiner Geliebten den Genuß des Lebens aller Kunſt und allem Ruhm vorzog. Es iſt ein heilig Monument. Der Fürſt Doria hat ſie akquiriert und ſcheint ſie behandeln zu wollen, wie ſie es verdient. Raffael hat ſeine Geliebte achtundzwanzigmal auf die Wand porträtiert in allerlei Arten von Kleidern und Koſtümen; ſelbſt in den hiſtoriſchen Kompoſitionen gleichen ihr die Weiber. Die Lage des Hauſes iſt ſehr ſchön. Es wird ſich artiger davon erzählen laſſen, als ſichs ſchreibt. Man muß das ganze Detail bemerken.

Dann ging ich in die Villa Albani und ſah mich nur im allgemeinen darin um. Es war ein herrlicher Tag. Heute nacht hat es ſehr geregnet, jetzt ſcheint die Sonne wieder, und vor meinem Fenſter iſt ein Paradies. Der Mandelbaum iſt ganz grün, die Pfirſichblüten fangen ſchon an, abzufallen, und die Zitronenblüten brechen auf dem Gipfel des Baumes auf.

Mein Abſchied von hier betrübt drei Perſonen innigſt. Sie werden nie wieder finden, was ſie an mir gehabt haben; ich verlaſſe ſie mit Schmerzen. In Rom hab ich mich ſelbſt zuerſt gefunden, ich bin zuerſt übereinſtimmend mit mir ſelbſt glücklich und vernünftig geworden, und als einen ſolchen haben mich dieſe Dreie in verſchiedenem Sinne und Grade gekannt, beſeſſen und genoſſen.

Den 22. März.

Heute geh ich nicht nach St. Peter und will ein Blättchen ſchreiben. Nun iſt auch die heilige Woche mit ihren Wundern und Beſchwerden vorüber; morgen nehmen wir noch eine Benediktion auf uns, und dann wendet ſich das Gemüt ganz zu einem andern Leben.

Ich habe durch Gunſt und Mühe guter Freunde alles geſehen und gehört, beſonders iſt die Fußwaſchung und die Speiſung der Pilger nur durch großes Drängen und Drücken zu erkaufen.

Die Kapellmuſik iſt undenkbar ſchön. Beſonders das Miſerere von Allegri und die ſogenannten Improperien, die Vorwürfe, welche der gekreuzigte Gott ſeinem Volke macht. Sie werden Karfreitags frühe geſungen. Der Augenblick, wenn der aller ſeiner Pracht entkleidete Papſt vom Thron ſteigt, um das Kreuz anzubeten, und alles übrige an ſeiner Stelle bleibt, jedermann ſtill iſt und das Chor anfängt: Populus meus, quid feci tibi? iſt eine der ſchönſten unter allen merkwürdigen Funktionen. Das ſoll nun alles mündlich ausgeführt werden, und was von Muſik transportabel iſt, bringt Kayſer mit. Ich habe nach meinem Wunſch alles, was an den Funktionen genießbar war, genoſſen und über das übrige meine ſtillen Betrachtungen angeſtellt. Effekt, wie man zu ſagen pflegt, hat nichts auf mich gemacht, nichts hat mir eigentlich imponiert, aber bewundert hab ich alles; denn das muß man ihnen nachſagen, daß ſie die chriſtlichen Überlieferungen vollkommen durchgearbeitet haben. Bei den päpſtlichen Funktionen, beſonders in der Six-

156. Goethe: Tempel des Antoninus u. der Faustina am Forum.

157. Goethe: Obelisk und Taufkapelle am Lateran.

tiniſchen Kapelle, geſchieht alles, was am katholiſchen Gottesdienſte ſonſt unerfreulich erſcheint, mit großem Geſchmack und vollkommner Würde. Es kann aber auch nur da geſchehen, wo ſeit Jahrhunderten alle Künſte zu Gebote ſtanden.

Das einzelne davon würde jetzt nicht zu erzählen ſein. Hätte ich nicht in der Zwiſchenzeit auf jene Veranlaſſung wieder ſtille gehalten und an ein längeres Bleiben geglaubt, ſo könnt ich nächſte Woche fort. Doch auch das gereicht mir zum Beſten. Ich habe dieſe Zeit wieder viel ſtudiert, und die Epoche, auf die ich hoffe, hat ſich geſchloſſen und gegründet. Es iſt zwar immer eine ſonderbare Empfindung, eine Bahn, auf der man mit ſtarken Schritten fortgeht, auf einmal zu verlaſſen, doch muß man ſich darein finden und nicht viel Weſens machen. In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnſinn; man muß ſich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.

Schöne Zeichnungen habe ich von Neapel erhalten, von Kniep, dem Maler, der mich nach Sizilien begleitet hat. Es ſind ſchöne liebliche Früchte meiner Reiſe und für euch die angenehmſten; denn was man einem vor die Augen bringen kann, gibt man ihm am ſicherſten. Einige drunter ſind, dem Ton der Farbe nach, ganz köſtlich geraten, und ihr werdet kaum glauben, daß jene Welt ſo ſchön iſt.

So viel kann ich ſagen, daß ich in Rom immer glücklicher geworden bin, daß noch mit jedem Tage mein Vergnügen wächſt; und wenn es traurig ſcheinen möchte, daß ich eben ſcheiden ſoll, da ich am meiſten verdiente zu bleiben, ſo iſt es doch wieder eine große Beruhigung, daß ich ſo lang habe bleiben können, um auf *den* Punkt zu gelangen.

Soeben ſteht der Herr Chriſtus mit entſetzlichem Lärm auf. Das Kaſtell feuert ab, alle Glocken läuten, und an allen Ecken und Enden hört man Petarden, Schwärmer und Lauffeuer. Um elf Uhr morgens.

Bericht

März

Es iſt uns erinnerlich, wie Philippus Neri den Beſuch der ſieben Hauptkirchen Roms ſich öfters zur Pflicht gemacht und dadurch von der Inbrunſt ſeiner Andacht einen deutlichen Beweis gegeben. Hier nun aber iſt zu bemerken, daß eine Wallfahrt zu gedachten Kirchen von jedem Pilger, der zum Jubiläum herankommt, notwendig gefordert wird und wirklich wegen der weit entfernten Lage dieſer Stationen, inſofern der Weg an *einem* Tage zurückgelegt werden ſoll, einer abermaligen anſtrengenden Reiſe wohl gleich zu achten iſt.

Jene ſieben Kirchen aber ſind: St. Peter, Santa Maria Maggiore, San Lorenzo außer den Mauern, San Sebaſtian, St. Johann im Lateran, Santa Croce in Jeruſalem, St. Paul vor den Mauern.

Einen ſolchen Umgang nun vollführen auch einheimiſche fromme Seelen in der Karwoche, beſonders am Karfreitag. Da man aber zu dem geiſtlichen Vorteil, welchen die Seelen durch den damit verknüpften Ablaß erwerben und genießen, noch einen leiblichen Genuß hinzugetan, ſo wird in ſolcher Hinſicht Ziel und Zweck noch reizender.

Wer nämlich nach vollbrachter Wallfahrt mit gehörigen Zeugniſſen zum Tore von St. Paul endlich wieder hereintritt, erhält daſelbſt ein Billett, um an einem frommen Volksfeſte in der Villa Mattei an beſtimmten Tagen teilnehmen zu können. Dort erhalten die Eingelaſſenen eine Kollation von Brot, Wein, etwas Käſe oder Eiern; die Genießenden ſind dabei im Garten umher gelagert, vornehmlich in dem kleinen daſelbſt befindlichen Amphi-

theater. Gegenüber, in dem Kaſino der Villa findet ſich die höhere Geſellſchaft zuſammen, Kardinäle, Prälaten, Fürſten und Herren, um ſich an dem Anblick zu ergötzen und ſomit auch ihren Teil an der Spende, von der Familie Mattei geſtiftet, hinzunehmen.

Wir ſahen eine Prozeſſion von etwa zehn- bis zwölfjährigen Knaben herankommen, nicht im geiſtlichen Gewand, ſondern wie es etwa Handwerkslehrlingen am Feſttage zu erſcheinen geziemen möchte, in Kleidern gleicher Farbe, gleichen Schnitts, paarweiſe; es konnten ihrer vierzig ſein. Sie ſangen und ſprachen ihre Litaneien fromm vor ſich hin und wandelten ſtill und züchtig.

Ein alter Mann von kräftigem, handwerksmäßigem Anſehn ging an ihnen her und ſchien das Ganze zu ordnen und zu leiten. Auffallend war es, die vorüberziehende wohlgekleidete Reihe durch ein halb Dutzend bettelhafte, barfuß und zerlumpt einhergehende Kinder geſchloſſen zu ſehen, welche jedoch in gleicher Zucht und Sitte dahin wandelten. Erkundigung deshalb gab uns zu vernehmen: dieſer Mann, ein Schuſter von Profeſſion und kinderlos, habe ſich früher bewogen gefühlt, einen armen Knaben auf- und in die Lehre zu nehmen, mit Beiſtand von Wohlwollenden ihn zu kleiden und weiterzubringen. Durch ein ſolches gegebenes Beiſpiel ſei es ihm gelungen, andere Meiſter zu gleicher Aufnahme von Kindern zu bewegen, die er ebenfalls zu befördern alsdann beſorgt geweſen. Auf dieſe Weiſe habe ſich ein kleines Häuflein geſammelt, welches er zu gottesfürchtigen Handlungen, um den ſchädlichen Müßiggang an Sonn- und Feiertagen zu verhüten, ununterbrochen angehalten, ja ſogar den Beſuch der weit auseinander liegenden Hauptkirchen an *einem* Tage von ihnen gefordert. Auf dieſe Weiſe nun ſei dieſe fromme Anſtalt immer gewachſen; er verrichte ſeine verdienſtlichen Wanderungen nach wie vor, und weil ſich zu einer ſo augenfällig nutzbaren Anſtalt immer mehr hinzudrängen, als aufgenommen werden könnten, ſo bediene er ſich des Mittels, um die allgemeine Wohltätigkeit zu erregen, daß er die noch zu verſorgenden, zu bekleidenden Kinder ſeinem Zuge anſchließe, da es ihm denn jedesmal gelinge, zu Verſorgung eines und des andern hinreichende Spende zu erhalten.

Während wir uns hievon unterrichteten, war einer der älteren und bekleideten Knaben auch in unſere Nähe gekommen, bot uns einen Teller und verlangte mit gut geſetzten Worten für die nackten und ſohlenloſen beſcheiden eine Gabe. Er empfing ſie nicht nur von uns gerührten Fremden reichlich, ſondern auch von den anſtehenden, ſonſt pfennigkargen Römern und Römerinnen, die einer mäßigen Spende mit viel Worten ſegnender Anerkennung jenes Verdienſtes noch ein frommes Gewicht beizufügen nicht unterließen.

Man wollte wiſſen, daß der fromme Kindervater jedesmal ſeine Pupillen an jener Spende teilnehmen laſſe, nachdem ſie ſich durch vorhergegangene Wanderung erbaut; wobei es denn niemals an leidlicher Einnahme zu ſeinem edlen Zwecke fehlen kann.

Über die bildende Nachahmung des Schönen

von Karl Philipp Moritz. Braunſchweig 1788.

Unter dieſem Titel ward ein Heft von kaum vier Bogen gedruckt, wozu Moritz das Manuſkript nach Deutſchland geſchickt hatte, um ſeinen Verleger über den Vorſchuß einer Reiſebeſchreibung nach Italien einigermaßen zu beſchwichtigen. Freilich war eine ſolche nicht ſo leicht als die einer abenteuerlichen Fußwanderung durch England niederzuſchreiben.

158. Goethe: Ruinen des Balbus-Theaters.

159. Goethe: Villa Mattei in Rom.

Gedachtes Heft aber darf ich nicht unerwähnt laſſen; es war aus unſern Unterhaltungen hervorgegangen, welche Moritz nach ſeiner Art benutzt und ausgebildet. Wie es nun damit auch ſei, ſo kann es geſchichtlich einiges Intereſſe haben, um daraus zu erſehen, was für Gedanken ſich in jener Zeit vor uns auftaten, welche, ſpäterhin entwickelt, geprüft, angewendet und verbreitet, mit der Denkweiſe des Jahrhunderts glücklich genug zuſammentrafen.

Einige Blätter aus der Mitte des Vortrags mögen hier eingeſchaltet ſtehen; vielleicht nimmt man hievon Veranlaſſung, das Ganze wieder abzudrucken.

„Der Horizont der tätigen Kraft aber muß bei dem bildenden Genie ſo weit wie die Natur ſelber ſein, das heißt, die Organiſation muß ſo fein gewebt ſein und ſo unendlich viele Berührungspunkte der allumſtrömenden Natur darbieten, daß gleichſam die äußerſten Enden von allen Verhältniſſen der Natur im großen, hier im kleinen ſich nebeneinander ſtellend, Raum genug haben, um ſich einander nicht verdrängen zu dürfen.

Wenn nun eine Organiſation von dieſem feinern Gewebe bei ihrer völligen Entwicklung auf einmal in der dunklen Ahnung ihrer tätigen Kraft ein Ganzes faßt, das weder in ihr Auge noch in ihr Ohr, weder in ihre Einbildungskraft noch in ihre Gedanken kam, ſo muß notwendig eine Unruhe, ein Mißverhältnis zwiſchen den ſich wägenden Kräften ſo lange entſtehen, bis ſie wieder in ihr Gleichgewicht kommen.

Bei einer Seele, deren bloß tätige Kraft ſchon das edle, große Ganze der Natur in dunkler Ahnung faßt, kann die deutlich erkennende Denkkraft, die noch lebhafter darſtellende Einbildungskraft und der am hellſten ſpiegelnde äußre Sinn mit der Betrachtung des einzelnen im Zuſammenhange der Natur ſich nicht mehr begnügen.

Alle die in der tätigen Kraft bloß dunkel geahneten Verhältniſſe jenes großen Ganzen müſſen notwendig auf irgendeine Weiſe entweder ſichtbar, hörbar, oder doch der Einbildungskraft faßbar werden; und um dies zu werden, muß die Tatkraft, worin ſie ſchlummern, ſie nach ſich ſelber, aus ſich ſelber bilden. — Sie muß alle jene Verhältniſſe des großen Ganzen und in ihnen das höchſte Schöne, wie an den Spitzen ſeiner Strahlen, in einen Brennpunkt faſſen. — Aus dieſem Brennpunkte muß ſich, nach des Auges gemeſſener Weite, ein zartes und doch getreues Bild des höchſten Schönen ründen, das die vollkommenſten Verhältniſſe des großen Ganzen der Natur, ebenſo wahr und richtig wie ſie ſelbſt, in ſeinen kleinen Umfang faßt.

Weil nun aber dieſer Abdruck des höchſten Schönen notwendig an etwas haften muß, ſo wählt die bildende Kraft, durch ihre Individualität beſtimmt, irgendeinen ſichtbaren, hörbaren oder doch der Einbildungskraft faßbaren Gegenſtand, auf den ſie den Abglanz des höchſten Schönen im verjüngenden Maßſtabe überträgt. — Und weil dieſer Gegenſtand wiederum, wenn er wirklich, was er darſtellt, wäre, mit dem Zuſammenhange der Natur, die außer ſich ſelber kein wirklich eigenmächtiges Ganze duldet, nicht ferner beſtehen könnte, ſo führet uns dies auf den Punkt, wo wir ſchon einmal waren: daß jedesmal das innere Weſen erſt in die Erſcheinung ſich verwandeln müſſe, ehe es, durch die Kunſt, zu einem für ſich beſtehenden Ganzen gebildet werden und ungehindert die Verhältniſſe des großen Ganzen der Natur in ihrem völligen Umfange ſpiegeln kann.

Da nun aber jene großen Verhältniſſe, in deren völligem Umfange eben das Schöne liegt, nicht mehr unter das Gebiet der Denkkraft fallen, ſo kann auch der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen nur im Gefühl der tätigen Kraft, die es hervorbringt, im erſten Augenblick der Entſtehung ſtattfinden, wo das Werk, als ſchon

vollendet, durch alle Grade ſeines allmählichen Werdens, in dunkler Ahnung, auf einmal vor die Seele tritt und in dieſem Moment der erſten Erzeugung gleichſam vor ſeinem wirklichen Daſein da iſt; wodurch alsdann auch jener unnennbare Reiz entſteht, welcher das ſchaffende Genie zur immerwährenden Bildung treibt.

Durch unſer Nachdenken über die bildende Nachahmung des Schönen, mit dem reinen Genuß der ſchönen Kunſtwerke ſelbſt vereint, kann zwar etwas jenem lebendigen Begriff näher Kommendes in uns entſtehen, das den Genuß der ſchönen Kunſtwerke in uns erhöht. Allein da unſer höchſter Genuß des Schönen dennoch ſein *Werden aus unſrer eignen Kraft* unmöglich mit in ſich faſſen kann, ſo bleibt der einzige höchſte Genuß desſelben immer dem ſchaffenden Genie, das es hervorbringt, ſelber, und das Schöne hat daher ſeinen höchſten Zweck in ſeiner Entſtehung, in ſeinem Werden ſchon erreicht; unſer Nachgenuß desſelben iſt nur eine Folge ſeines Daſeins — und das bildende Genie iſt daher im großen Plane der Natur zuerſt um ſein ſelbſt und dann erſt um unſertwillen da; weil es nun einmal außer ihm noch Weſen gibt, die ſelbſt nicht ſchaffen und bilden, aber doch das Gebildete, wenn es einmal hervorgebracht iſt, mit ihrer Einbildungskraft umfaſſen können.

Die Natur des Schönen beſteht ja eben darin, daß ſein innres Weſen außer den Grenzen der Denkkraft, in ſeiner Entſtehung, in ſeinem eignen Werden liegt. Eben darum, weil die Denkkraft beim Schönen nicht mehr fragen kann, warum es ſchön ſei, iſt es ſchön. Denn es mangelt ja der Denkkraft völlig an einem *Vergleichungspunkte*, wornach ſie das Schöne beurteilen und betrachten könnte. Was gibt es noch für einen Vergleichungspunkt für das echte Schöne, als mit dem Inbegriff aller harmoniſchen Verhältniſſe des großen Ganzen der Natur, die keine Denkkraft umfaſſen kann? Alles einzelne, hin und her in der Natur zerſtreute Schöne iſt ja nur inſofern ſchön, als ſich dieſer Inbegriff aller Verhältniſſe jenes großen Ganzen mehr oder weniger darin offenbart. Es kann alſo nie zum Vergleichungspunkte für das Schöne der bildenden Künſte, ebenſowenig als der wahren Nachahmung des Schönen zum Vorbilde dienen; weil das höchſte Schöne im einzelnen der Natur immer noch nicht ſchön genug für die ſtolze Nachahmung der großen und majeſtätiſchen Verhältniſſe des allumfaſſenden Ganzen der Natur iſt. Das Schöne kann daher nicht erkannt, es muß *hervorgebracht* oder *empfunden* werden.

Denn weil in gänzlicher Ermanglung eines Vergleichungspunktes einmal das Schöne kein Gegenſtand der Denkkraft iſt, ſo würden wir, inſofern wir es nicht ſelbſt hervorbringen können, auch ſeines Genuſſes ganz entbehren müſſen, indem wir uns nie an etwas halten könnten, dem das Schöne näher käme als das Minderſchöne — wenn nicht etwas die Stelle der hervorbringenden Kraft in uns erſetzte, das ihr ſo nahe wie möglich kömmt, ohne doch ſie ſelbſt zu ſein: — dies iſt nun, was wir *Geſchmack* oder Empfindungsfähigkeit für das Schöne nennen, die, wenn ſie in ihren Grenzen bleibt, den Mangel des höhern Genuſſes bei der Hervorbringung des Schönen durch die ungeſtörte Ruhe der ſtillen Betrachtung erſetzen kann.

Wenn nämlich das Organ nicht fein genug gewebt iſt, um dem einſtrömenden Ganzen der Natur ſo viele Berührungspunkte darzubieten, als nötig ſind, um alle ihre großen Verhältniſſe vollſtändig im kleinen abzuſpiegeln, und uns noch ein Punkt zum völligen Schluß des Zirkels fehlt, ſo können wir ſtatt der Bildungskraft nur Empfindungsfähigkeit für das Schöne haben; jeder Verſuch, es außer uns wieder darzuſtellen, würde uns mißlingen und uns deſto unzufriedener mit uns ſelber machen, je näher unſer Empfindungsvermögen für das Schöne an das uns mangelnde Bildungsvermögen grenzt.

Weil nämlich das Weſen des Schönen eben in ſeiner Vollendung in ſich ſelbſt beſteht, ſo ſchadet ihm der letzte fehlende Punkt ſo viel als tauſend; denn er verrückt alle übrigen Punkte aus der Stelle, in welche ſie gehören. Und iſt dieſer Vollendungspunkt einmal verfehlt, ſo verlohnt ein Werk der Kunſt der Mühe des Anfangs und der Zeit ſeines Werdens nicht; es fällt unter das Schlechte bis zum Unnützen herab, und ſein Daſein muß notwendig durch die Vergeſſenheit, worin es ſinkt, ſich wieder aufheben.

Ebenſo ſchadet auch dem in das feinere Gewebe der Organiſation gepflanzten Bildungsvermögen der letzte zu ſeiner Vollſtändigkeit fehlende Punkt ſo viel als tauſend. Der höchſte Wert, den es als Empfindungsvermögen haben könnte, kömmt bei ihm, als Bildungskraft, ebenſowenig wie der geringſte in Betrachtung. Auf dem Punkte, wo das Empfindungsvermögen ſeine Grenzen überſchreitet, muß es notwendig unter ſich ſelber ſinken, ſich aufheben und vernichten.

Je vollkommner das Empfindungsvermögen für eine gewiſſe Gattung des Schönen iſt, um deſto mehr iſt es in Gefahr, ſich zu täuſchen, ſich ſelbſt für Bildungskraft zu nehmen und auf die Weiſe durch tauſend mißlungene Verſuche ſeinen Frieden mit ſich ſelbſt zu ſtören.

Es blickt z. B. beim Genuß des Schönen in irgendeinem Werke der Kunſt zugleich *durch das Werden* desſelben in die bildende Kraft, die es ſchuf, hindurch und ahnet dunkel den höhern Grad des Genuſſes eben dieſes Schönen, im Gefühl dieſer Kraft, die mächtig genug war, es aus ſich ſelbſt hervorzubringen.

Um ſich nun dieſen höhern Grad des Genuſſes, welchen ſie an einem Werke, das einmal ſchon da iſt, unmöglich haben kann, auch zu verſchaffen, ſtrebt die einmal zu lebhaft gerührte Empfindung vergebens, etwas Ähnliches aus ſich ſelbſt hervorzubringen, haßt ihr eignes Werk, verwirft es und verleidet ſich zugleich den Genuß alle des Schönen, das außer ihr ſchon da iſt und woran ſie nun eben deswegen, weil es ohne ihr Zutun da iſt, keine Freude findet.

Ihr einziger Wunſch und Streben iſt, des ihr verſagten höhern Genuſſes, den ſie nur dunkel ahnet, teilhaftig zu werden: in einem ſchönen Werke, das ihr ſein Daſein dankt, mit dem Bewußtſein von eigner Bildungskraft ſich ſelbſt zu ſpiegeln.

Allein ſie wird ihres Wunſches ewig nicht gewährt, weil Eigennutz ihn erzeugte und das Schöne ſich nur um ſein ſelbſt willen von der Hand des Künſtlers greifen und willig und folgſam von ihm ſich bilden läßt.

Wo ſich nun in den ſchaffenwollenden Bildungstrieb ſogleich die Vorſtellung vom *Genuß* des Schönen miſcht, den es, wenn es vollendet iſt, gewähren ſoll, und wo dieſe Vorſtellung der erſte und ſtärkſte Antrieb unſrer Tatkraft wird, die ſich zu dem, was ſie beginnt, nicht in und durch ſich ſelbſt gedrungen fühlt, da iſt der Bildungstrieb gewiß nicht rein: der Brennpunkt oder Vollendungspunkt des Schönen fällt in die *Wirkung* über das Werk hinaus; die Strahlen gehen auseinander; das Werk kann ſich nicht in ſich ſelber ründen.

Dem höchſten Genuß des aus ſich ſelbſt hervorgebrachten Schönen ſich ſo nah zu dünken und doch darauf Verzicht zu tun, ſcheint freilich ein harter Kampf — der dennoch äußerſt leicht wird, wenn wir aus dieſem Bildungstriebe, den wir uns einmal zu beſitzen ſchmeicheln, um doch ſein Weſen zu veredeln, jede Spur des Eigennutzes, die wir noch finden, tilgen und jede Vorſtellung des Genuſſes, den uns das Schöne, das wir hervorbringen wollen, wenn es nun da ſein wird, durch das Gefühl von unſrer eignen Kraft gewähren ſoll, ſoviel wie möglich zu verbannen ſuchen, ſo daß, wenn wir auch mit dem letzten Atemzuge es erſt vollenden könnten, es dennoch zu vollenden ſtrebten.

Behält alsdann das Schöne, das wir ahnen, bloß an und für ſich ſelbſt, in ſeiner Hervorbringung, noch Reiz genug, unſre Tatkraft zu bewegen, ſo dürfen wir getroſt unſerm Bildungstriebe folgen, weil er echt und rein iſt.

Verliert ſich aber mit der gänzlichen Hinwegdenkung des Genuſſes und der Wirkung auch der Reiz, ſo bedarf es ja keines Kampfes weiter: der Frieden in uns iſt hergeſtellt, und das nun wieder in ſeine Rechte getretene Empfindungsvermögen eröffnet ſich zum Lohne für ſein beſcheidnes Zurücktreten in ſeine Grenzen dem reinſten Genuß des Schönen, der mit der Natur ſeines Weſens beſtehen kann.

Freilich kann nun der Punkt, wo Bildungs- und Empfindungskraft ſich ſchneidet, ſo äußerſt leicht verfehlt und überſchritten werden, daß es gar nicht zu verwundern iſt, wenn immer tauſend falſche, angemaßte Abdrücke des höchſten Schönen, gegen *einen* echten, durch den falſchen Bildungstrieb in den Werken der Kunſt entſtehen.

Denn da die echte Bildungskraft ſogleich bei der erſten Entſtehung ihres Werks auch ſchon den erſten, höchſten Genuß desſelben als ihren ſichern Lohn in ſich ſelber trägt und ſich nur dadurch von dem falſchen Bildungstriebe unterſcheidet, daß ſie den *allererſten* Moment ihres Anſtoßes durch ſich ſelber und nicht durch die Ahnung des Genuſſes von ihrem Werke erhält, und weil in dieſem Moment der *Leidenſchaft* die Denkkraft ſelbſt kein richtiges Urteil fällen kann, ſo iſt es faſt unmöglich, ohne eine Anzahl mißlungener Verſuche dieſer Selbſttäuſchung zu entkommen.

Und ſelbſt auch dieſe mißlungenen Verſuche ſind noch nicht immer ein Beweis von Mangel an Bildungskraft, weil dieſe ſelbſt da, wo ſie echt iſt, oft eine ganz falſche Richtung nimmt, indem ſie vor ihre Einbildungskraft ſtellen will, was vor ihr Auge, oder vor ihr Auge, was vor ihr Ohr gehört.

Eben weil die Natur die inwohnende Bildungskraft nicht immer zur völligen Reife und Entwicklung kommen oder ſie einen falſchen Weg einſchlagen läßt, auf dem ſie ſich nie entwickeln kann, ſo bleibt das echte Schöne ſelten.

Und weil ſie auch aus dem angemaßten Bildungstriebe das Gemeine und Schlechte ungehindert entſtehen läßt, ſo unterſcheidet ſich eben dadurch das echte Schöne und Edle, durch ſeinen ſeltenen Wert, vom Schlechten und Gemeinen.

In dem Empfindungsvermögen bleibt alſo ſtets die Lücke, welche nur durch das Reſultat der Bildungskraft ſich ausfüllt. — Bildungskraft und Empfindungsfähigkeit verhalten ſich zueinander wie Mann und Weib. Denn auch die Bildungskraft iſt bei der erſten Entſtehung ihres Werks, im Moment des höchſten Genuſſes, zugleich Empfindungsfähigkeit und erzeugt, wie die Natur, den Abdruck ihres Weſens aus ſich ſelber.

Empfindungsvermögen ſowohl als Bildungskraft ſind alſo in dem feinern Gewebe der Organiſation gegründet, inſofern dieſelbe in allen ihren Berührungspunkten von den Verhältniſſen des großen Ganzen der Natur ein vollſtändiger oder doch faſt vollſtändiger Abdruck iſt.

Emgfindungskraft ſowohl als Bildungskraft umfaſſen mehr als Denkkraft, und die tätige Kraft, worin ſich beide gründen, faßt zugleich auch alles, was die Denkkraft faßt, weil ſie von allen Begriffen, die wir je haben können, die erſten Anläſſe, ſtets ſie aus ſich herausſpinnend, in ſich trägt.

Inſofern nun dieſe tätige Kraft alles, was nicht unter das Gebiet der Denkkraft fällt, *hervorbringend* in ſich faßt, heißt ſie Bildungskraft; und inſofern ſie das, was außer den Grenzen der Denkkraft liegt, der *Hervorbringung ſich entgegen neigend*, in ſich begreift, heißt ſie Empfindungskraft.

160. Goehte: Klosterhof.

Bildungskraft kann nicht ohne Empfindung und tätige Kraft, die bloß tätige Kraft hingegen kann ohne eigentliche Empfindungs- und Bildungskraft, wovon ſie nur die Grundlage iſt, für ſich allein ſtattfinden.

Inſofern nun dieſe bloß tätige Kraft ebenfalls in dem feinern Gewebe der Organiſation ſich gründet, darf das Organ nur überhaupt in allen ſeinen Berührungspunkten ein Abdruck der Verhältniſſe des großen Ganzen ſein, ohne daß eben der Grad der Vollſtändigkeit erfordert würde, welche die Empfindungs- und Bildungskraft vorausſetzt.

Von den Verhältniſſen des großen Ganzen, das uns umgibt, treffen nämlich immer ſo viele in allen Berührungspunkten unſres Organs zuſammen, daß wir dies große Ganze dunkel in uns fühlen, ohne es doch ſelbſt zu *ſein*. Die in unſer Weſen hineingeſponnenen Verhältniſſe jenes Ganzen ſtreben, ſich nach allen Seiten wieder auszudehnen; das Organ wünſcht, ſich nach allen Seiten bis ins Unendliche fortzuſetzen. Es will das umgebende Ganze nicht nur in ſich ſpiegeln, ſondern, ſoweit es kann, ſelbſt dies umgebende Ganze ſein.

Daher ergreift jede höhere Organiſation ihrer Natur nach die ihr untergeordnete und trägt ſie in ihr Weſen über: die Pflanze den unorganiſierten Stoff durch bloßes Werden und Wachſen; das Tier die Pflanzen durch Werden, Wachſen und Genuß; der Menſch verwandelt nicht nur Tier und Pflanze durch Werden, Wachſen und Genuß in ſein innres Weſen, ſondern faßt zugleich alles, was ſeiner Organiſation ſich unterordnet, durch die unter allen am hellſten geſchliffene *ſpiegelnde* Oberfläche ſeines Weſens in den Umfang ſeines Daſeins auf und ſtellt es, wenn ſein Organ ſich bildend in ſich ſelbſt vollendet, verſchönert außer ſich wieder dar.

Wo nicht, ſo muß er das, was um ihn her iſt, durch *Zerſtörung* in den Umfang ſeines wirklichen Daſeins ziehn und verheerend um ſich greifen, ſoweit er kann, da einmal die reine unſchuldige Beſchauung ſeinen Durſt nach ausgedehntem wirklichen Daſein nicht erſetzen kann.“

April

Korreſpondenz

Den 10. April.

Noch bin ich in Rom mit dem Leibe, nicht mit der Seele. Sobald der Entſchluß feſt war, abzugehen, hatte ich auch kein Intereſſe mehr, und ich wäre lieber ſchon vierzehn Tage fort. Eigentlich bleibe ich noch um Kayſers willen und um Burys willen. Erſterer muß noch einige Studien abſolvieren, die er nur hier in Rom machen kann, noch einige Muſikalien ſammeln; der andere muß noch die Zeichnung zu einem Gemälde, nach meiner Erfindung, ins reine bringen, dabei er meines Rats bedarf.

Doch hab ich den 21. oder 22. April zur Abreiſe feſtgeſetzt.

Den 11. April.

Die Tage vergehn und ich kann nichts mehr tun. Kaum mag ich noch etwas ſehen; mein ehrlicher Meyer ſteht mir noch bei, und ich genieße noch zuletzt ſeines unterrichtenden Umgangs. Hätte ich Kayſern nicht bei mir, ſo hätte ich jenen mitgebracht. Wenn wir ihn nur ein Jahr gehabt hätten, ſo wären wir weit genug gekommen. Beſonders hätte er bald über alle Skrupel im Köpfezeichnen hinausgeholfen.

Ich war mit meinem guten Meyer dieſen Morgen in der franzöſiſchen Akademie, wo die Abgüſſe der beſten Statuen des Altertums beiſammen ſtehn. Wie könnt ich aus-

drücken, was ich hier, wie zum Abſchied, empfand? In ſolcher Gegenwart wird man mehr, als man iſt; man fühlt, das Würdigſte, womit man ſich beſchäftigen ſollte, ſei die menſchliche Geſtalt, die man hier in aller mannigfaltigen Herrlichkeit gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem ſolchen Anblick nicht alſobald, wie unzulänglich er ſei; ſelbſt vorbereitet ſteht man wie vernichtet. Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einigermaßen zu verdeutlichen geſucht, hier aber fiel mir nur zu ſehr auf, daß die *Form* zuletzt alles einſchließe, der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältnis, Charakter und Schönheit.

Den 14. April.

Die Verwirrung kann wohl nicht größer werden? Indem ich nicht abließ, an jenem Fuß fort zu modellieren, ging mir auf, daß ich nunmehr Taſſo unmittelbar angreifen müßte, zu dem ſich denn auch meine Gedanken hinwendeten — ein willkommener Gefährte zur bevorſtehenden Reiſe. Dazwiſchen wird eingepackt, und man ſieht in ſolchem Augenblicke erſt, was man alles um ſich verſammelt und zuſammengeſchleppt hat.

Bericht

April

Meine Korreſpondenz der letzten Wochen bietet wenig Bedeutendes; meine Lage war zu verwickelt zwiſchen Kunſt und Freundſchaft, zwiſchen Beſitz und Beſtreben, zwiſchen einer gewohnten Gegenwart und einer wieder neu anzugewöhnenden Zukunft. In dieſen Zuſtänden konnten meine Briefe wenig enthalten; die Freude, meine alten geprüften Freunde wieder zu ſehen, war nur mäßig ausgeſprochen, der Schmerz des Loslöſens dagegen kaum verheimlicht. Ich faſſe daher in gegenwärtigen nachträglichen Bericht manches zuſammen und nehme nur das auf, was aus jener Zeit mir teils durch andere Papiere und Denkmale bewahrt, teils in der Erinnerung wieder hervorzurufen iſt.

Tiſchbein verweilte noch immer in Neapel, ob er ſchon ſeine Zurückkunft im Frühling wiederholt angekündigt hatte. Es war ſonſt mit ihm gut leben, nur ein gewiſſer Tik ward auf die Länge beſchwerlich. Er ließ nämlich alles, was er zu tun vorhatte, in einer Art Unbeſtimmtheit, wodurch er oft, ohne eigentlich böſen Willen, andere zu Schaden und Unluſt brachte. So erging es mir nun auch in dieſem Falle: ich mußte, wenn er zurückkehrte, um uns alle bequem logiert zu ſehen, das Quartier verändern, und da die obere Etage unſers Hauſes eben leer ward, ſäumte ich nicht, ſie zu mieten und ſie zu beziehen, damit er bei ſeiner Ankunft in der untern alles bereit fände.

Die oberen Räume waren den unteren gleich, die hintere Seite jedoch hatte den Vorteil einer allerliebſten Ausſicht über den Hausgarten und die Gärten der Nachbarſchaft, welche, da unſer Haus ein Eckhaus war, ſich nach allen Seiten ausdehnte.

Hier ſah man nun die verſchiedenſten Gärten, regelmäßig durch Mauern getrennt, in unendlicher Mannigfaltigkeit gehalten und bepflanzt; dieſes grünende und blühende Paradies zu verherrlichen, trat überall die einfach edle Baukunſt hervor: Gartenſäle, Balkone, Terraſſen, auch auf den höhern Hinterhäuschen eine offne Loge, dazwiſchen alle Baum- und Pflanzenarten der Gegend.

In unſerm Hausgarten verſorgte ein alter Weltgeiſtlicher eine Anzahl wohlgehaltener Zitronenbäume, von mäßiger Höhe, in verzierten Vaſen von gebrannter Erde, welche im Sommer der freien Luft genoſſen, im Winter jedoch im Gartenſaale verwahrt ſtanden.

Nach vollkommen geprüfter Reife wurden die Früchte ſorgfältig abgenommen, jede einzeln in weiches Papier gewickelt, ſo zuſammengepackt und verſendet. Sie ſind wegen beſonderer Vorzüge im Handel beliebt. Eine ſolche Orangerie wird als ein kleines Kapital in bürgerlichen Familien betrachtet, wovon man alle Jahre die gewiſſen Intereſſen zieht.
Dieſelbigen Fenſter, aus welchen man ſo viel Anmut beim klarſten Himmel ungeſtört betrachtete, gaben auch ein vortreffliches Licht zu Beſchauung maleriſcher Kunſtwerke. Soeben hatte Kniep verſchiedene Aquarellzeichnungen, ausgeführt nach Umriſſen, die er auf unſrer Reiſe durch Sizilien ſorgfältig zog, verabredetermaßen eingeſendet, die nunmehr bei dem günſtigſten Licht allen Teilnehmenden zu Freude und Bewunderung gereichten. Klarheit und luftige Haltung iſt vielleicht in dieſer Art keinem beſſer gelungen als ihm, der ſich mit Neigung gerade hierauf geworfen hatte. Die Anſicht dieſer Blätter bezauberte wirklich: denn man glaubte die Feuchte des Meers, die blauen Schatten der Felſen, die gelbrötlichen Töne der Gebirge, das Verſchweben der Ferne in dem glanzreichſten Himmel wieder zu ſehen, wieder zu empfinden. Aber nicht allein dieſe Blätter erſchienen in ſolchem Grade günſtig, jedes Gemälde, auf dieſelbe Staffelei, an denſelben Ort geſtellt, erſchien wirkſamer und auffallender; ich erinnere mich, daß einigemal, als ich ins Zimmer trat, mir ein ſolches Bild wie zauberiſch entgegenwirkte.
Das Geheimnis einer günſtigen oder ungünſtigen, direkten oder indirekten atmoſphäriſchen Beleuchtung war damals noch nicht entdeckt, ſie ſelbſt aber durchaus gefühlt, angeſtaunt und als nur zufällig und unerklärbar betrachtet.

Dieſe neue Wohnung gab nun Gelegenheit, eine Anzahl von Gipsabgüſſen, die ſich nach und nach um uns geſammelt hatten, in freundlicher Ordnung und gutem Lichte aufzuſtellen, und man genoß jetzt erſt eines höchſt würdigen Beſitzes. Wenn man, wie in Rom der Fall iſt, ſich immerfort in Gegenwart plaſtiſcher Kunſtwerke der Alten befindet, ſo fühlt man ſich, wie in Gegenwart der Natur, vor einem Unendlichen, Unerforſchlichen. Der Eindruck des Erhabenen, des Schönen, ſo wohltätig er auch ſein mag, beunruhigt uns, wir wünſchen unſre Gefühle, unſre Anſchauung in Worte zu faſſen: dazu müßten wir aber erſt erkennen, einſehen, begreifen; wir fangen an, zu ſondern, zu unterſcheiden, zu ordnen, und auch dieſes finden wir, wo nicht unmöglich, doch höchſt ſchwierig, und ſo kehren wir endlich zu einer ſchauenden und genießenden Bewunderung zurück.
Überhaupt aber iſt dies die entſchiedenſte Wirkung aller Kunſtwerke, daß ſie uns in den Zuſtand der Zeit und der Individuen verſetzen, die ſie hervorbrachten. Umgeben von antiken Statuen empfindet man ſich in einem bewegten Naturleben: man wird die Mannigfaltigkeit der Menſchengeſtaltung gewahr und durchaus auf den Menſchen in ſeinem reinſten Zuſtande zurückgeführt, wodurch denn der Beſchauer ſelbſt lebendig und rein menſchlich wird. Selbſt die Bekleidung, der Natur angemeſſen, die Geſtalt gewiſſermaßen noch hervorhebend, tut im allgemeinen Sinne wohl. Kann man dergleichen Umgebung in Rom tagtäglich genießen, ſo wird man zugleich habſüchtig danach; man verlangt ſolche Gebilde neben ſich aufzuſtellen, und gute Gipsabgüſſe, als die eigentlichſten Fakſimiles, geben hiezu die beſte Gelegenheit. Wenn man des Morgens die Augen aufſchlägt, fühlt man ſich von dem Vortrefflichſten gerührt; alles unſer Denken und Sinnen iſt von ſolchen Geſtalten begleitet, und es wird dadurch unmöglich, in Barbarei zurückzufallen.
Den erſten Platz bei uns behauptete Juno Ludoviſi, um deſto höher geſchätzt und verehrt, als man das Original nur ſelten, nur zufällig zu ſehen bekam und man es für ein Glück

achten mußte, ſie immerwährend vor Augen zu haben; denn keiner unſrer Zeitgenoſſen, der zum erſtenmal vor ſie hintritt, darf behaupten, dieſem Anblick gewachſen zu ſein.

Noch einige kleinere Junonen ſtanden zur Vergleichung neben ihr, vorzüglich Büſten Jupiters und, um anderes zu übergehen, ein guter alter Abguß der Meduſa Rondanini; ein wunderſames Werk, das, den Zwieſpalt zwiſchen Tod und Leben, zwiſchen Schmerz und Wolluſt ausdrückend, einen unnennbaren Reiz wie irgendein anderes Problem über uns ausübt.

Doch erwähn ich noch eines Herkules Anax, ſo kräftig und groß als verſtändig und mild; ſodann eines allerliebſten Merkur, deren beider Originale ſich jetzt in England befinden.

Halberhobene Arbeiten, Abgüſſe von manchen ſchönen Werken gebrannter Erde, auch die ägyptiſchen, von dem Gipfel des großen Obelisk genommen, und was nicht ſonſt an Fragmenten, worunter einige marmorne waren, ſtanden wohl eingereiht umher.

Ich ſpreche von dieſen Schätzen, welche nur wenige Wochen in die neue Wohnung gereiht ſtanden, wie einer, der ſein Teſtament überdenkt, den ihn umgebenden Beſitz mit Faſſung, aber doch gerührt anſehen wird. Die Umſtändlichkeit, die Bemühung und Koſten und eine gewiſſe Unbehülflichkeit in ſolchen Dingen hielten mich ab, das Vorzüglichſte ſogleich nach Deutſchland zu beſtimmen. Juno Ludoviſi war der edlen Angelica zugedacht, weniges andere den nächſten Künſtlern; manches gehörte noch zu den Tiſchbeiniſchen Beſitzungen, anderes ſollte unangetaſtet bleiben und von Bury, der das Quartier nach mir bezog, nach ſeiner Weiſe benutzt werden.

Indem ich dieſes niederſchreibe, werden meine Gedanken in die frühſten Zeiten hingeführt und die Gelegenheiten hervorgerufen, die mich anfänglich mit ſolchen Gegenſtänden bekannt machten, meinen Anteil erregten, bei einem völlig ungenügenden Denken einen überſchwenglichen Enthuſiasmus hervorriefen und die grenzenloſe Sehnſucht nach Italien zur Folge hatten.

In meiner frühſten Jugend ward ich nichts Plaſtiſches in meinet Vaterſtadt gewahr; in Leipzig machte zuerſt der gleichſam tanzend auftretende, die Zimbeln ſchlagende Faun einen tiefen Eindruck, ſo daß ich mir den Abguß noch jetzt in ſeiner Individualität und Umgebung denken kann. Nach einer langen Pauſe ward ich auf einmal in das volle Meer geſtürzt, als ich mich von der Mannheimer Sammlung, in dem von oben wohlbeleuchteten Saale, plötzlich umgeben ſah.

Nachher fanden ſich Gipsgießer in Frankfurt ein; ſie hatten ſich mit manchen Originalabgüſſen über die Alpen begeben, welche ſie ſodann abformten und die Originale für einen leidlichen Preis abließen. So erhielt ich einen ziemlich guten Laokoonskopf, Niobes Tochter, ein Köpfchen, ſpäter für eine Sappho angeſprochen, und noch ſonſt einiges. Dieſe edlen Geſtalten waren eine Art von heimlichem Gegengift, wenn das Schwache, Falſche, Manierierte über mich zu gewinnen drohte. Eigentlich aber empfand ich immer innerliche Schmerzen eines unbefriedigten, ſich aufs Unbekannte beziehenden, oft gedämpften und immer wieder auflebenden Verlangens. Groß war der Schmerz daher, als ich, aus Rom ſcheidend, von dem Beſitz des endlich Erlangten, ſehnlichſt Gehofften mich lostrennen ſollte.

Die Geſetzlichkeit der Pflanzenorganiſation, die ich in Sizilien gewahr worden, beſchäftigte mich zwiſchen allem durch, wie es Neigungen zu tun pflegen, die ſich unſres Innern bemächtigen und ſich zugleich unſern Fähigkeiten angemeſſen erzeigen. Ich beſuchte

161. Architektur-Zeichnung von Goethe.

162. Architektur-Zeichnung von Goethe.

den botaniſchen Garten, welcher, wenn man will, in ſeinem veralteten Zuſtande geringen Reiz ausübte, auf mich aber doch, dem vieles, was er dort vorfand, neu und unerwartet ſchien, einen günſtigen Einfluß hatte. Ich nahm daher Gelegenheit, manche ſeltenere Pflanzen um mich zu verſammeln und meine Betrachtungen darüber fortzuſetzen, ſowie die von mir aus Samen und Kernen erzogenen fernerhin pflegend zu beobachten.

In dieſe letzten beſonders wollten bei meiner Abreiſe mehrere Freunde ſich teilen. Ich pflanzte den ſchon einigermaßen erwachſenen Pinienſprößling, Vorbildchen eines künftigen Baumes, bei Angelica in den Hausgarten, wo er durch manche Jahre zu einer anſehnlichen Höhe gedieh, wovon mir teilnehmende Reiſende zu wechſelſeitigem Vergnügen, wie auch von meinem Andenken an jenem Platze, gar manches zu erzählen wußten. Leider fand der nach dem Ableben jener unſchätzbaren Freundin eintretende neue Beſitzer es unpaſſend, auf ſeinen Blumenbeeten ganz unörtlich Pinien hervorwachſen zu ſehen. Späterhin fanden wohlwollende, danach forſchende Reiſende die Stelle leer und hier wenigſtens die Spur eines anmutigen Daſeins ausgelöſcht.

Glücklicher waren einige Dattelpflanzen, die ich aus Kernen gezogen hatte. Wie ich denn überhaupt die merkwürdige Entwicklung derſelben durch Aufopferung mehrerer Exemplare von Zeit zu Zeit beobachtete; die überbliebenen friſch aufgeſchoſſenen übergab ich einem römiſchen Freunde, der ſie in einen Garten der Sixtiniſchen Straße pflanzte, wo ſie noch am Leben ſind, und zwar bis zur Manneshöhe herangewachſen, wie ein erhabener Reiſender mir zu verſichern die Gnade hatte. Mögen ſie den Beſitzern nicht unbequem werden und fernerhin zu meinem Andenken grünen, wachſen und gedeihen.

Auf dem Verzeichniſſe, was vor der Abreiſe von Rom allenfalls nachzuholen ſein möchte, fanden ſich zuletzt ſehr diſparate Gegenſtände, die Cloaca Maſſima und die Katakomben bei St. Sebaſtian. Die erſte erhöhte wohl noch den koloſſalen Begriff, wozu uns Piraneſi vorbereitet hatte; der Beſuch des zweiten Lokals geriet jedoch nicht zum beſten: denn die erſten Schritte in dieſe dumpfigen Räume erregten mir alſobald ein ſolches Mißbehagen, daß ich ſogleich wieder ans Tageslicht hervorſtieg, und dort, im Freien, in einer ohnehin unbekannten, fernen Gegend der Stadt, die Rückkunft der übrigen Geſellſchaft abwartete, welche, gefaßter als ich, die dortigen Zuſtände getroſt beſchauen mochte.

In dem großen Werke: Roma sotterranea, di Antonio Bosio, Romano, belehrt ich mich lange Zeit nachher umſtändlich von allem dem, was ich dort geſehen oder auch wohl nicht geſehen hätte, und glaubte mich dadurch hinlänglich entſchädigt.

Eine andere Wallfahrt wurde dagegen mit mehr Nutzen und Folge unternommen: es war zu der Akademie San Luca, dem Schädel Raffaels unſre Verehrung zu bezeigen, welcher dort als ein Heiligtum aufbewahrt wird, ſeitdem er aus dem Grabe dieſes außerordentlichen Mannes, das man bei einer baulichen Angelegenheit eröffnet hatte, daſelbſt entfernt und hierher gebracht worden.

Ein wahrhaft wunderſamer Anblick! Eine ſo ſchön als nur denkbar zuſammengefaßte und abgerundete Schale, ohne eine Spur von jenen Erhöhungen, Beulen und Buckeln, welche, ſpäter an andern Schädeln bemerkt, in der Galliſchen Lehre zu ſo mannigfaltiger Bedeutung geworden ſind. Ich konnte mich von dem Anblick nicht losreißen und bemerkte beim Weggehen, wie bedeutend es für Natur- und Kunſtfreunde ſein müßte, einen Abguß davon zu haben, wenn es irgend möglich wäre. Hofrat Reiffenſtein, dieſer ein-

flußreiche Freund, gab mir Hoffnung und erfüllte ſie nach einiger Zeit, indem er mir wirklich einen ſolchen Abguß nach Deutſchland ſendete, deſſen Anblick mich noch oft zu den mannigfaltigſten Betrachtungen aufruft.

Das liebenswürdige Bild von des Künſtlers Hand, St. Lukas, dem die Mutter Gottes erſcheint, damit er ſie in ihrer vollen göttlichen Hoheit und Anmut wahr und natürlich darſtellen möge, gewährte den heiterſten Anblick. Raffael ſelbſt, noch jung, ſteht in einiger Entfernung und ſieht dem Evangeliſten bei der Arbeit zu. Anmutiger kann man wohl nicht einen Beruf, zu dem man ſich entſchieden hingezogen fühlt, ausdrücken und bekennen.

Peter von Cortona war ehmals der Beſitzer dieſes Werks und hat ſolches der Akademie vermacht. Es iſt freilich an manchen Stellen beſchädigt und reſtauriert, aber doch immer ein Gemälde von bedeutendem Wert.

In dieſen Tagen jedoch ward ich durch eine ganz eigene Verſuchung geprüft, die meine Reiſe zu verhindern und mich in Rom aufs neue zu feſſeln drohte. Es kam nämlich von Neapel Herr Antonio Rega, Künſtler und ebenfalls Kunſthändler, zu Freund Meyer, ihm vertraulich ankündigend, er ſei mit einem Schiffe hier angekommen, welches draußen an Ripa grande liege, wohin er ihn mitzugehen hiedurch einlade; denn er habe auf demſelben eine bedeutende antike Statue, jene Tänzerin oder Muſe, welche in Neapel im Hofe des Palaſts Caraffa Colubrano nebſt andern in einer Niſche ſeit undenklichen Jahren geſtanden und durchaus für ein gutes Werk gehalten worden ſei. Er wünſche dieſe zu verkaufen, aber in der Stille, und frage deshalb an, ob nicht etwa Herr Meyer ſelbſt oder einer ſeiner vertrauten Freunde ſich zu dieſem Handel entſchließen könnte. Er biete das edle Kunſtwerk zu einem auf alle Fälle höchſt mäßigen Preiſe von dreihundert Zechinen, welche Forderung ſich ohne Frage erhöhen möchte, wenn man nicht in Betracht der Verkäufer und des Käufers mit Vorſicht zu verfahren Urſache hätte.

Mir ward die Sache ſogleich mitgeteilt, und wir eilten ſelbdritte zu dem von unſrer Wohnung ziemlich entfernten Landungsplatz. Rega hub ſogleich ein Brett von der Kiſte, die auf dem Verdeck ſtand, und wir ſahen ein allerliebſtes Köpfchen, das noch nie vom Rumpfe getrennt geweſen, unter freien Haarlocken hervorblickend, und nach und nach aufgedeckt eine lieblich bewegte Geſtalt, im anſtändigſten Gewande, übrigens wenig verſehrt und die eine Hand vollkommen gut erhalten.

Sogleich erinnerten wir uns recht gut, ſie an Ort und Stelle geſehen zu haben, ohne zu ahnen, daß ſie uns je ſo nah kommen könnte.

Hier nun fiel uns ein — und wem hätte es nicht einfallen ſollen? —: Gewiß, ſagten wir, wenn man ein ganzes Jahr mit bedeutenden Koſten gegraben hätte und zuletzt auf einen ſolchen Schatz geſtoßen wäre, man hätte ſich höchſt glücklich gefunden. Wir konnten uns kaum von der Betrachtung losreißen; denn ein ſo reines wohlerhaltenes Altertum in einem leicht zu reſtaurierenden Zuſtande kam uns wohl niemals zu Geſicht. Doch ſchieden wir zuletzt mit Vorſatz und Zuſage, baldigſte Antwort vernehmen zu laſſen.

Wir waren beiderſeits in einem wahrhaften Kampf begriffen, es ſchien uns in mancher Betrachtung unrätlich, dieſen Ankauf zu machen; wir entſchloſſen uns daher, den Fall der guten Frau Angelica zu melden, als wohl vermögend zum Ankauf und durch ihre Verbindung zu Reſtauration und ſonſtigen Vorkommenheiten hinlänglich geeignet. Meyer übernahm die Meldung, wie früher die wegen des Bildes von Daniel von Volterra, und

163. Ph. Hackert: Terra Nuove, Val d'Arno (?).

164. Goethe: Bei Bolsena..

165. Goethe: Hütte im Gebirge.

166. Goethe: Brücke in Gebirgslandschaft.

167. Goethe: Wasserfall im Gebirge.

wir hofften deshalb das beſte Gelingen. Allein die umſichtige Frau, mehr aber noch der ökonomiſche Gemahl lehnten das Geſchäft ab, indem ſie wohl auf Malereien bedeutende Summen verwendeten, ſich aber auf Statuen einzulaſſen keineswegs den Entſchluß faſſen könnten.

Nach dieſer ablehnenden Antwort wurden wir nun wieder zu neuer Überlegung aufgeregt. Die Gunſt des Glückes ſchien ganz eigen; Meyer betrachtete den Schatz noch einmal und überzeugte ſich, daß das Bildwerk nach ſeinen Geſamtzeichen wohl als griechiſche Arbeit anzuerkennen ſei, und zwar geraume Zeit vor Auguſtus hinauf, vielleicht bis an Hiero II. geordnet werden könnte.

Den Kredit hatte ich wohl, dieſes bedeutende Kunſtwerk anzuſchaffen, Rega ſchien ſogar auf Stückzahlung eingehen zu wollen, und es war ein Augenblick, wo wir uns ſchon im Beſitz des Bildniſſes und ſolches in unſerm großen Saal wohlbeleuchtet aufgeſtellt zu ſehen glaubten.

Wie aber denn doch zwiſchen einer leidenſchaftlichen Liebesneigung und einem abzuſchließenden Heiratskontrakt noch manche Gedanken ſich einzudringen pflegen, ſo war es auch hier, und wir durften ohne Rat und Zuſtimmung unſrer edlen Kunſtverwandten, des Herrn Zucchi und ſeiner wohlmeinenden Gattin, eine ſolche Verbindung nicht unternehmen: denn eine Verbindung war es im ideell-pygmalioniſchen Sinne, und ich leugne nicht, daß der Gedanke, dieſes Weſen zu beſitzen, bei mir tiefe Wurzel gefaßt hatte. Ja, als ein Beweis, wie ſehr ich mir hierin ſchmeichelte, mag das Bekenntnis gelten, daß ich dieſes Ereignis als einen Wink höherer Dämonen anſah, die mich in Rom feſtzuhalten und alle Gründe, die mich zum Entſchluß der Abreiſe vermocht, auf das tätigſte niederzuſchlagen gedächten.

Glücklicherweiſe waren wir ſchon in den Jahren, wo die Vernunft dem Verſtand in ſolchen Fällen zu Hilfe zu kommen pflegt, und ſo mußte denn Kunſtneigung, Beſitzesluſt, und was ihnen ſonſt beiſtand, Dialektik und Aberglaube, vor den guten Geſinnungen weichen, welche die edle Freundin Angelica mit Sinn und Wohlwollen an uns zu wenden die Geneigtheit hatte. Bei ihren Vorſtellungen traten daher aufs klarſte die ſämtlichen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten an den Tag, die ſich einem ſolchen Unternehmen entgegenſtellten. Ruhige, bisher den Kunſt- und Altertumsſtudien ſich widmende Männer griffen auf einmal in den Kunſthandel ein und erregten die Eiferſucht der zu ſolchem Geſchäft herkömmlich Berechtigten. Die Schwierigkeiten der Reſtauration ſeien mannigfaltig, und es frage ſich, inwiefern man dabei werde billig und redlich bedient werden. Wenn ferner bei der Abſendung auch alles in möglichſter Ordnung gehe, ſo könnten doch wegen der Erlaubnis der Ausfuhr eines ſolchen Kunſtwerkes am Schluß noch Hinderniſſe entſtehen, und was alsdann noch wegen der Überfahrt und des Anlandens und Ankommens zu Hauſe alles für Widerwärtigkeiten zu befürchten ſeien. Über ſolche Betrachtungen, hieß es, gehe der Handelsmann hinaus: ſowohl Mühe als Gefahr ſetze ſich in einem großen Ganzen ins Gleichgewicht, dagegen ſei ein einzelnes Unternehmen dieſer Art auf jede Weiſe bedenklich.

Durch ſolche Vorſtellungen wurde denn nach und nach Begierde, Wunſch und Vorſatz gemildert, geſchwächt, doch niemals ganz ausgelöſcht, beſonders da ſie endlich zu großen Ehren gelangte: denn ſie ſteht gegenwärtig im Muſeo Pio-Clementino in einem kleinen angebauten, aber mit dem Muſeum in Verbindung ſtehenden Kabinett, wo im Fußboden die wunderſchönen Moſaiken von Masken und Laubgewinden eingeſetzt ſind. Die übrige

Geſellſchaft von Statuen in jenem Kabinett beſteht: 1) aus der auf der Ferſe ſitzenden Venus, an deren Baſe der Name des Bupalus eingegraben ſteht; 2) ein ſehr ſchöner kleiner Ganymedes; 3) die ſchöne Statue eines Jünglings, dem, ich weiß nicht ob mit Recht, der Name Adonis beigelegt wird; 4) ein Faun aus Roſſo Antico; 5) der ruhig ſtehende Diskopolus. Visconti hat im dritten, gedachtem Muſeum gewidmeten Bande dieſes Denkmal beſchrieben, nach ſeiner Weiſe erklärt und auf der dreißigſten Tafel abbilden laſſen: da denn jeder Kunſtfreund mit uns bedauern kann, daß es uns nicht gelungen, ſie nach Deutſchland zu ſchaffen und ſie irgend einer vaterländiſchen großen Sammlung hinzuzugeſellen.

Man wird es natürlich finden, daß ich bei meinen Abſchiedsbeſuchen jene anmutige Mailänderin nicht vergaß. Ich hatte die Zeit her von ihr manches Vergnügliche gehört: wie ſie mit Angelica immer vertrauter geworden und ſich in der höhern Geſellſchaft, wohin ſie dadurch gelangt, gar gut zu benehmen wiſſe. Auch konnte ich die Vermutung nähren und den Wunſch , daß ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zucchis im beſten Vernehmen ſtand, gegen ihre Anmut nicht unempfindlich und ernſtere Abſichten durchzuführen nicht abgeneigt ſei.

Nun fand ich ſie im reinlichen Morgenkleide, wie ich ſie zuerſt in Caſtel Gandolfo geſehen; ſie empfing mich mit offner Anmut und drückte, mit natürlicher Zierlichkeit, den wiederholten Dank für meine Teilnahme gar liebenswürdig aus. „Ich werd es nie vergeſſen," ſagte ſie, „daß ich, aus Verwirrung mich wieder erholend, unter den anfragenden geliebten und verehrten Namen auch den Eurigen nennen hörte; ich forſchte mehrmals, ob es denn auch wahr ſei. Ihr ſetztet Eure Erkundigungen durch mehrere Wochen fort, bis endlich mein Bruder, Euch beſuchend, für uns beide danken konnte. Ich weiß nicht, ob ers ausgerichtet hat, wie ichs ihm auftrug; ich wäre gern mitgegangen, wenn ſichs geziemte." Sie fragte nach dem Weg, den ich nehmen wollte, und als ich ihr meinen Reiſeplan vorerzählte, verſetzte ſie: „Ihr ſeid glücklich, ſo reich zu ſein, daß Ihr Euch dies nicht zu verſagen braucht; wir andern müſſen uns in die Stelle finden, welche Gott und ſeine Heiligen uns angewieſen. Schon lange ſeh ich vor meinem Fenſter Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen; das iſt unterhaltend, und ich denke manchmal: woher und wohin das alles?" Die Fenſter gingen gerade auf die Treppen von Ripetta, die Bewegung war eben ſehr lebhaft.

Sie ſprach von ihrem Bruder mit Zärtlichkeit, freute ſich, ſeine Haushaltung ordentlich zu führen, ihm möglich zu machen, daß er, bei mäßiger Beſoldung, noch immer etwas zurück-, in einem vorteilhaften Handel anlegen könne; genug, ſie ließ mich zunächſt mit ihren Zuſtänden durchaus vertraut werden. Ich freute mich ihrer Geſprächigkeit: denn eigentlich macht ich eine gar wunderliche Figur, indem ich ſchnell alle Momente unſres zarten Verhältniſſes, vom erſten Augenblick an bis zum letzten, mir wieder vorzurollen gedrängt war. Nun trat der Bruder herein, und der Abſchied ſchloß ſich in freundlicher mäßiger Proſa.

Als ich vor die Türe kam, fand ich meinen Wagen ohne den Kutſcher, den ein geſchäftiger Knabe zu holen lief. Sie ſah heraus zum Fenſter des Entreſols, den ſie in einem ſtattlichen Gebäude bewohnten; es war nicht gar hoch, man hätte geglaubt, ſich die Hand reichen zu können.

„Man will mich nicht von Euch wegführen, ſeht Ihr!" rief ich aus: „man weiß, ſo ſcheint es, daß ich ungern von Euch ſcheide!"

Was ſie darauf erwiderte, was ich verſetzte, den Gang des anmutigſten Geſpräches, das, von allen Feſſeln frei, das Innere zweier ſich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung; es war ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenötigtes lakoniſches Schlußbekenntnis der unſchuldigſten und zarteſten wechſelſeitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen iſt.

Auf eine beſonders feierliche Weiſe ſollte jedoch mein Abſchied aus Rom vorbereitet werden: drei Nächte vorher ſtand der volle Mond am klarſten Himmel, und ein Zauber, der ſich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, ſo oft empfunden, ward nun aufs eindringlichſte fühlbar. Die großen Lichtmaſſen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegenſätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des einzelnen, ſetzten uns in einen Zuſtand wie von einer andern, einfachern, größern Welt.

Nach zerſtreuenden, mitunter peinlich zugebrachten Tagen macht ich den Umgang mit wenigen Freunden, einmal ganz allein. Nachdem ich den langen Corso, wohl zum letztenmal, durchwandert hatte, beſtieg ich das Kapitol, das wie ein Feenpalaſt in der Wüſte daſtand. Die Statue Marc Aurels rief den Kommandeur in Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verſtehen, daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Deſſen ungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finſter, finſtern Schatten werfend, ſtand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einſamkeit der Via Sacra erſchienen die ſonſt ſo bekannten Gegenſtände fremdartig und geiſterhaft. Als ich aber den erhabenen Reſten des Coliſeo mich näherte und in deſſen verſchloſſenes Innere durchs Gitter hineinſah, darf ich nicht leugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beſchleunigte.

Alles Maſſenhafte macht einen eignen Eindruck, zugleich als erhaben und faßlich, und in ſolchen Umgängen zog ich gleichſam ein unüberſehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes. Dieſes, in aufgeregter Seele tief und groß empfunden, erregte eine Stimmung, die ich heroiſch-elegiſch nennen darf, woraus ſich in poetiſcher Form eine Elegie zuſammenbilden wollte.

Und wie ſollte mir gerade in ſolchen Augenblicken Ovids Elegie nicht ins Gedächtnis zurückkehren, der, auch verbannt, in einer Mondennacht Rom verlaſſen ſollte. Cum repeto noctem! ſeine Rückerinnerung, weit hinten am Schwarzen Meere, im trauer- und jammervollen Zuſtande, kam mir nicht aus dem Sinn, ich wiederholte das Gedicht, das mir teilweiſe genau im Gedächtnis hervorſtieg, aber mich wirklich an eigner Produktion irre werden ließ und hinderte; die auch, ſpäter unternommen, niemals zuſtande kommen konnte.

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der Römiſchen Stadt,
Wiederhol ich die Nacht, wo des Teuren ſo viel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Träne herab.
Und ſchon ruhten bereits die Stimmen der Menſchen und Hunde,
Luna, ſie lenkt in der Höh nächtliches Roſſegeſpann.
Zu ihr ſchaut ich hinan, ſah dann Kapitoliſche Tempel,
Welchen umſonſt ſo nah unſere Laren gegrenzt.

Cum subit illius tristissima noctis imago,
  Quae mihi supremum tempus in Urbe fuit,
Cum repeto noctem, qua tot mihi cara reliqui,
  Labitur ex oculis nunc quoque gutta meis.
Jamque quiescebant voces hominumque canumque,
  Lunaque nocturnos alta regebat equos.
Hanc ego suspiciens et ab hac Capitolia cernens,
  Quae nostro frustra juncta fuere Lari.

NACHWORT
UND VERZEICHNIS DER BILDER

Jacob Roux an Goethe

Hochwohlgeborener Herr,
gnädiger Herr geheimer Rath!

Als Ew: Excellenz ich vor kurzen in Jena aufwarten durfte, machten Dieſelben mir Hofnung zu einer Arbeit, welche mir aus mehreren Gründen eine überaus erwünſchte Arbeit ſeyn muß. ich meine das Radiren der Zeichnungen, welche Ew: Excellenz Selbſt auf Ihren Reiſen, beſonders in Italien entworfen haben. Die Wahl vorzüglicher Standpunkte iſt Etwas, worauf ich bey meinen Studien nach der Natur vor allen Dingen bedacht bin. Welche beſſeren Muſter könnte ich mir grade hierin nehmen, als die Entwürfe eines ſo geübten Kenners: und welche Arbeit könnte – da ich nun einmal dieſe Nebenzwecke um des Hauptzweckes willen nicht aus den Augen verlieren darf – vortheilhafter für meinen Ruf wirken und gewiſſer mir mehrere Gelegenheit zum Verdienſt ſichern, als ein Auftrag, durch welchen Ew: Excellenz mir vor der Welt ein Zeugniß geben: ich glaube gerechtfertiget zu ſein, wenn ich es wage, Ihnen die Sache in das Gedächtniß zurückzurufen. Ihr Befehl, daß ich nach Weimar kommen ſolle, um dort die Gewißheit und die weiteren Inſtructionen zu empfangen, wird mir einen ſehr frohen Tag geben; und ich habe ſonſt der frohen Tage wenige, da die Sorge für die Zukunft wohl auch das heiterſte Künſtlergemüth trüben kann.

Mit der tiefſten Verehrung verharre ich

Ew: Excellenz

Jena den 13ten Januar 1815. unterthäniger

Jacob Roux.

Goethe an Roux

Ew: Wohlgebornen

danke zum ſchönſten, daß ſie mich ſo freundlich an das in Jena beſprochene erinnern; ich gebe hierüber folgende vorläufige Auskunft: So eben bin ich beſchäftiget, die Papiere, welche ſich auf meine italiäniſche Reiſe beziehen, zu ſichten und zu redigiren. Hierbey ſah ich nun freylich, daß dieſer wörtlichen Darſtellung ſehr zum Vortheil gereichen müßte, wenn, aus meinen eignen Skizzen ſowohl, als denen der Freunde und Kunſtgenoſſen, was bedeutend iſt und erläutern könnte, in Kupfer geſtochen, dem Werklein beygefügt würde. Es ſollte mir angenehm ſeyn wenn Ew: Wohlgeb. dieſe Arbeit übernehmen wollten, da alle die dazu erforderlichen Eigenſchaften, ſich bey Ihnen gar glücklich verbinden.

In gedachter Rückſicht aber, will es nöthig ſein, daß man eine ſtrenge Auswahl treffe, damit ein Unternehmen, welches ohnehin, weitausſehend iſt, innerhalb ſeiner Grenzen bleibe.

Ich geſtehe, daß ich darüber ſchon ſeit einiger Zeit mit meinem vieljährigen Freunde und damaligen Kunſtgefährten, zu Rathe gegangen, wie die Sache anzuſtellen ſey, damit vergebliche Mühe und Koſten entfernt werden. Vor allen Dingen wäre ein Format feſt-

zuſetzen, daß alle Platten von einer Größe würden. Klein Folio wäre hierzu das Schicklichſte; man könnte alsdann, wenn der Gegenſtand Reichthum und Werth genug hat, Ein Bild, es ſey nun ſtehend oder liegend darauf bringen, oder den Raum in die Länge und Quere, nach Belieben eintheilen. Brächte man mehr Bilder auf Eine Platte, ſo müßte man ſolche Gegenſtände wählen, welche der Zeit, der Nachbarſchaft oder dem Intereſſe nach zuſammen gehören. Sodann würde man nach Masgabe des darzuſtellenden Gegenſtandes, bald bloße Umriſſe, bald mehr und weniger ausgeführte Blätter, vielleicht auch, wie es ſich ſchicken will, Aqua tinta anbringen, und ſo dem Charakter dieſer Sammlung am nächſten kommen und den Zweck auch am ſchnellſten erreichen. Geht man nun ſo zu Werke, daß dieſe Abbildungen ſich auf's Buch, das Buch ſich auf ſie bezieht, ſo iſt höchſtwahrſcheinlich, daß der Verleger des Werkes auch den Verlag der Kupferplatten übernähme, die man ihm für einen billigen Preiß überlaſſen könnte, und dabey der Mühe und Gefahr, eines ſelbſt Verſchleißes überhoben wäre. Da aber die Einleitung ſowohl als die Ausführung dieſer Sache, auf das planmäßigſte zu ordnen iſt, und meine öftere Abweſenheiten von Weimar, Irrungen oder Stockungen erzeugen könnten, ſo wird Herr Hofrath Meyer ſo lange ich gegenwärtig bin mitwirken, und wenn ich mich entfernen ſollte meine Stelle mit Rath und That verſehen.

Sobald es mit Vorarbeit und Überlegung weiter gediehen, ſo hoffe das Vergnügen zu haben, in Weimar oder Jena, mich mündlich mit Ew: Wohlgeb. davon zu unterhalten.

Der ich recht wohl zu leben wünſche mich geneigten Andenken empfehlen.

Ergebenſt

Goethe.

WESHALB iſt der durch den vorſtehenden Briefwechſel* in den Grundlinien umriſſene Plan nicht zur Ausführung gekommen? Eine beſtimmte und erſchöpfende Antwort auf dieſe Frage kann nicht gegeben werden; wir wiſſen nur noch durch einen Brief Goethes an Cotta vom 6. Dezember 1815, daß er dieſem den Verlag des Werkes übertragen wollte; dann wird von dem Plan nicht mehr geſprochen. Vielleicht haben die hohen Koſten des Kupferſtichs und Drucks die Ausführung gehindert.

Schon 1786 dachte Goethe ſeine Briefe an Charlotte v. Stein zu einer Art illuſtriertem Tagebuch auszugeſtalten. Die Skizzen, die auf der Reiſe entſtanden, ſollten mit Beiſchriften verſehen werden, eine Nummer erhalten und am entſprechenden Ort im Bericht vermerkt werden. Leider wurde der gute Vorſatz nur in den erſten Reiſewochen befolgt. Der Mangel an ſolchen Bezeichnungen ward auch nicht ausgeglichen, als Goethe im Herbſt 1788 die Skizzen ihrer Entſtehungszeit nach ordnete, „daß ſie nur einigermaßen genießbar würden“. Aber dieſe Beſchäftigung mit den lebendigſten Erinnerungszeichen der glücklichen italieniſchen Jahre brachte doch einen großen Vorteil: Die Hauptmaſſe der Skizzen, etwa 300 an der Zahl, wurde in einem großen Sammelband vereinigt.

Im Oktober 1788 beginnt die Veröffentlichung von einzelnen italieniſchen Reiſeaufſätzen, 1789 erſcheint prächtig ausgeſtattet „Das römiſche Karneval“ als die illuſtrierte Dar-

* Über die Perſönlichkeit des Malers und Radierers Jak. Wilh. Roux (1775—1813) und über ſeine Beziehungen zu Goethe ſiehe Goethe-Jahrb. XVIII, 1897, S. 279 ff. und Allgem. deutſche Biogr. XXIX. Bd., S. 409.

ſtellung einer einzelnen Epiſode des zweiten römiſchen Aufenthalts. Ein reger Briefwechſel mit den im Süden zurückgebliebenen Freunden hält Goethe in dauernder geiſtiger Verbindung mit Italien. Alle ſolche Eindrücke und Anregungen verdichten ſich zu dem Plan einer erneuten zweiten Reiſe nach Italien. Für uns Nachlebende und Nachgenießende iſt die Vorbereitung des Dichters in den Jahren 1795 und 1796 auf dieſe nicht zustande gekommene Reiſe wichtiger als die 1790 wirklich ausgeführte zweite italieniſche Reiſe. Denn dieſe, gewiſſermaßen pflichtgemäß und zum Empfang der Herzogin-Mutter ausgeführt, ſtand in mancher Hinſicht unter einem unglücklichen Stern. Gleichmütig berichtet Goethe damals aus Venedig, daß er das Tagebuch ſeiner erſten Reiſe mitzunehmen vergeſſen habe, ſo daß er den alten Pfaden nicht wieder folgen könne und von vorn anfangen müſſe. 1795 aber ſchreibt er an Schiller: „In dieſen letzten zerſtreuten Tagen habe ich meine italieniſchen Kollektaneen vorgenommen und zu ordnen angefangen und mit viel Freude geſehen: daß, mit einiger Beharrlichkeit, ein wunderſames Werk wird zuſammengeſtellt werden können.“ So bietet der 34. Band der Weimarer Ausgabe „Vorbereitung auf Italien“ zahlreiche Belege des Rückblicks wie der Vorſchau auf Italien. Leſen wir z. B. wie Hackertſche Zeichnungen herangezogen werden, betrachten wir das rätſelvolle, doppelſeitig mit phyſiognomiſchen Studien und Figurenzeichnungen bedeckte Blatt (Tafeln 126 und 127), deſſen Original ſich unter dieſen Kollektaneen befindet, ſo liegt die Vermutung nahe, daß ſolche ſyſtematiſche und liebevolle Verſenkung in die Vergangenheit den Dichter auch auf die Zeugniſſe ſeiner eigenen künſtleriſchen Tätigkeit in Italien zurückgeführt habe.

Übrigens ruht der nach Geſtaltung ringende zeichneriſche und künſtleriſche Drang, dem die italieniſchen Freiluftjahre zu ſo reicher Entfaltung verholfen hatten, auch in der nordiſchen Heimat nicht: ein ſinnfälliger Beleg dafür ſind die 22 Handzeichnungen, die Goethe im Jahre 1810 in Jena und in Böhmen angefertigt und zu einem Bande vereinigt hat. Auch dieſer „wunderſame Trieb“, der ſpäter in dieſer Stärke nicht wieder hervortrat, mag auf die zeichneriſchen Früchte der italieniſchen Jahre zurückgewieſen haben. In den folgenden Jahren hat es dann ſicher der Beginn der Redaktion der „Italieniſchen Reiſe“ getan. Der vierte Teil von „Dichtung und Wahrheit“ wird vertagt, die Schilderung der erſten zehn Jahre Weimarer Lebens wird zurückgedrängt durch die Vertiefung in die goldene italieniſche Zeit, die er unter dem Motto zuſammenfaßt: „Auch ich in Arkadien!“

Es hat alſo in den 28 Lebensjahren ſeit Goethes Rückkehr aus Italien an Anregungen nicht gefehlt, dem Unternehmen einer Illuſtrierung der „Italieniſchen Reiſe“ näherzutreten. Auch an künſtleriſchem Beiſtand konnte es, abgeſehen von Roux und J. H. Meyer, dem Begründer der Weimarer Zeichenakademie, nicht fehlen.

Und endlich, Unvollſtändigkeit des künſtleriſchen Materials, Mangel an Skizzen, Zeichnungen und Bildern iſt es ſicher nicht geweſen, was den Plan Goethes nicht hat zur Ausführung gelangen laſſen. Die letzten Jahrzehnte haben den überwältigenden Reichtum dieſes Materials, der allein in Goethes Wohnhaus ſich angeſammelt hatte und ſich noch dort befindet, ſichten und im einzelnen ſchätzen und einordnen laſſen. Im Jahre 1887 gab der Leiter des Goethe-Nationalmuſeums C. Ruland eine Probe der „Schätze des Goethe-Muſeums“ heraus und damit auch einzelnes wertvolles Material zur Illuſtrierung der „Italieniſchen Reiſe“. Von 1888 an übernahmen dann die „Schriften der Goethe-Geſellſchaft“ die Aufgabe, Zeichnungen und Aquarelle Goethes zu publizieren. Aber auch

dieſe Veröffentlichungen erſchöpften noch in keiner Weiſe den vorhandenen Vorrat. Sie behandeln jene eben erwähnte Periode des wieder erwachten zeichneriſchen Triebes des 61jährigen Dichters von 1810, ferner ſeine Beziehungen zu dem Kunſtgenoſſen Wilhelm Tiſchbein, ſoweit ſie deſſen in Goethes Beſitz befindlichen Zeichnungen uſw. ausſprechen, und endlich den zeichneriſchen Ertrag der erſten Schweizerreiſe von 1775.

Von dieſer erſten bedeutungsvolleren Reiſe Goethes lagen „ſehr kunſtloſe Skizzen“ vor, die auch Goethe in größter Beſcheidenheit nur als Zeugniſſe ſeiner eigenen Unzulänglichkeit einer Natur von erdrückender Großartigkeit gegenüber beurteilt wiſſen wollte, die aber einen hohen Wert erhalten, wenn wir ſie entſprechend der Auffaſſung des Herausgebers als „Ausdrucksmittel ſeines Gefühlslebens“ anſehen. Eine ähnliche aber umfaſſendere und zugleich dankbarere Aufgabe blieb noch zu löſen, an die aus redaktionellen Bedenken auch die Goethe-Geſellſchaft bei Herausgabe der Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau von Stein nicht herangetreten war. Von der nächſten wichtigen Reiſe – ſehen wir von der kurzen Schweizerreiſe 1779 ab –, von der faſt zwei Jahre dauernden italieniſchen Reiſe waren neben kunſtloſen Skizzen auch durchgeführte und abgerundete Zeichnungen und Aquarelle Goethes vorhanden, ferner gleiche Zeugniſſe des Kunſtfleißes von Weg- und Kunſtgenoſſen, deren einer, Chriſtoph Heinrich Kniep, den Dichter wie ein zeichneriſcher und künſtleriſcher Hofmarſchall nach Sizilien begleitet hatte, während andere als Anerger und Lehrer auf die eigene künſtleriſche Tätigkeit Goethes beſtimmend eingewirkt hatten. Und das alles in einer Ausprägung, Fülle und Vielſeitigkeit, daß „entſchiedenſte Dokumente“ für ein anſchauliches Bild von Goethes eigener künſtleriſcher Betätigung und ſeiner perſönlichen Umwelt vorlagen.

Schon ein Gang durch die dem allgemeinen Beſuch geöffneten Räume des Goethehauſes führt uns an einer ſtattlichen Reihe bildlicher Erinnerungen an die italieniſchen Jahre vorüber, die zum Teil die Wände der Goethiſchen Wohnräume geſchmückt haben. Aus der Maſſe des in den Schränken des Goethehauſes vorhandenen, nicht allgemein zugänglichen Materials hebt ſich dann zunächſt der ſchon kurz erwähnte 40 cm hohe, 29 cm breite und etwa 6 cm dicke Sammelband hervor, in dem Goethe mehr als 300 Bleiſtift-, Feder-, Sepia- und Sepiatuſchzeichnungen verſchiedenſten Formates vereinigt hat. Der unſchätzbare Wert dieſer Skizzen und Zeichnungen liegt zunächſt darin, daß nur bei ganz wenigen ein Zweifel entſtehen kann, ob etwa bei Entwurf oder Durchführung eine fremde Hand neben der Goethes gewaltet haben könne. Jedenfalls fehlen hier im Gegenſatz zu früheren und ſpäteren Zeichnungen gänzlich die Spuren der abrundenden aber auch verwiſchenden und verflachenden Tätigkeit eines Lieber oder Kaaz, von der uns der Ordner der Goethiſchen Kunſtſammlungen Chr. Schuchardt in der Vorrede ſeines dreibändigen Katalogwerkes und auch Goethe ſelbſt in den Tag- und Jahresheften berichten. In voller Friſche und Urſprünglichkeit warmer Naturempfindung ziehen dieſe Zeugniſſe der „großen Augen“, die Goethe auf der Reiſe ſo wohl zu benutzen verſtand, an uns vorüber. Einen Anſpruch auf beſondere Wertſchätzung macht der Sammelband auch deshalb, weil er uns die Zeichnungen allem Anſchein nach in zeitlicher Ordnung der Reiſe überliefert. „Ich habe“, ſchreibt Goethe am 25. Oktober 1788 an Knebel, „unzählige kleine Skizzen, die ich mitgebracht, in Bücher gebracht, daß ſie nur einigermaßen genießbar würden.“ So iſt es möglich, aus der Reihenfolge wenigſtens ganz im allgemeinen auf die Entſtehungszeit der Zeichnungen zu ſchließen; um ſo mehr, als ſich auch die urſprüngliche Einteilung in Hefte („Bücher“) in dem Sammelbande durch dazwiſchen

liegende, nicht mit Zeichnungen beklebte Seiten erhalten zu haben ſcheint. Das iſt um ſo dankenswerter, als auf den wenigſten Zeichnungen Ort und Zeit angegeben ſind. Nur ganz zu Beginn der Reiſe und auf Zeichnungen der Rückreiſe von Rom finden ſich Orts- und andere Vermerke. Goethe hat, als er ſeinen Sohn Auguſt zum Zeichnen anhielt, mit Nachdruck Genauigkeit in dieſer Beziehung verlangt, er erinnert ſich auch der Strenge, mit der ihn in der Jugend der eigene Vater dazu anhielt. So iſt es um ſo verwunderlicher, daß er weder in Italien ſelbſt, noch als er 1788 den Sammelband anlegte, die von ihm ſelbſt geforderten Grundſätze befolgt hat. Der Herausgeber dieſes Werkes, der den Reiſeweg des Dichters mit den Photographien der Skizzen verfolgte, vermochte bei vielen die Örtlichkeit feſtzuſtellen und damit die Gründe zu beſeitigen, die noch 1897 Ruland an einer umfaſſenderen Ausnutzung des Sammelbandes gehindert haben. Rein landſchaftliche Darſtellungen waren freilich oft nicht zu deuten. Aber architektoniſche Gegenſtände, namentlich, wenn die Bauwerke noch ſtehen oder uns durch andere Künſtler überliefert ſind, gaben vielfach untrügliche Fingerzeige. So konnte die vorliegende, im Goethiſchen Sinne zu illuſtrierende Ausgabe ſeiner „Italieniſchen Reiſe“ ſich zum guten Teil auf den Inhalt des Sammelbandes ſtützen, und es kam bei der Überfülle des Vorhandenen nur darauf an, die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Beſtimmung von Ort und Zeit als einen Faktor gegen den der künſtleriſchen Bedeutung der einzelnen Blätter abzuwiegen*.

Auch für andere im Goethehaus befindliche Zeichnungen iſt die Entſtehung in Rom durch eigene Zeugniſſe Goethes ſichergeſtellt. Wie weit aber die beſſernde oder abſchließende Hilfe Tiſchbeins, deſſen Unterricht der Dichter damals genoß, bei dieſen liebenswürdigen Schöpfungen mitgewirkt hat, iſt nicht feſtzuſtellen. Es ſind zehn Aquarelle, die Goethe kurz vor der Abreiſe aus Rom nach Neapel an Frau von Stein ſandte, ein anmutiger Beweis ſeines ſteten Gedenkens an die geliebte Frau, der ſich dem brieflichen Zeugnis vom 23. Dezember 1786 zur Seite ſtellt. Über dieſe Aquarelle ſchreibt er: „Ich beſchäftige mich indeß leidenſchaftlich, Dir durch Kranzen einige Zeichnungen zu ſchicken, ich habe über ein Dutzend angefangen und ſie müſſen dieſe Woche fertig werden. Sie ſind klein und iſt nicht viel dran, allein ſie werden Dir eine Idee des Landes geben, behalte ſie beiſammen, einzeln bedeuten ſie garnichts. Nun machts mir Luſt, mit Farben zu ſpielen. Die Künſtler freuts, mich etwas zu lehren, denn es geht geſchwinde mit mir. Es iſt jetzt das einzige, woran ich denke, wodurch ich mich zur Neapolitaniſchen Reiſe vorbereite, und es iſt mir ein luſtiger Gedanke, daß Du dieſe bunten Dinge bald vor Dir haben ſollſt.“ Und am 19. Februar 1787 wird dieſe Ankündigung vom 13. Februar durch die Nachricht ergänzt: „Nur zehn Bildchen ſind in Rähmchen gebracht und ſoweit fertig, daß ein Hannoveraner, der übermorgen abreiſt, ſie nach Teutſchland mitnehmen kann. Er wird ſie meiner Mutter bringen, von der Du ſie erhältſt.“ Ein günſtiges Geſchick hat ſpät den Wunſch Goethes erfüllt, daß dieſe Anſichten aus der näheren und weiteren Umgebung Roms, namentlich aus der Villa Borgheſe, zuſammenbleiben möchten: ſie ſind zumeiſt durch Schenkungen von verſchiedenen Seiten wieder ins Goethehaus, nur zwei in das Großherzogliche Muſeum in Weimar, zurückgekehrt.

Wie Goethe dieſe aquarellierten Zeichnungen durch Umrandung für ihren Geſchenkzweck auszeichnete, ſo heben ſich auch eine Reihe anderer bildlicher Erinnerungen an Italien durch die ſorgfältige Behandlung ab, die ihnen zugewendet worden iſt. Das eine,

* Näheres über den Band ſiehe Goethe-Jahrbuch XXXII, 1911, Seite 12 „Der Sammelband Goethiſcher Handzeichnungen“.

wohl als erſtes gedachte Blatt trägt von Schuchardts Hand die Bezeichnung: „Zeichnungen von Goethe“. Außer drei der eben erwähnten Aquarelle, die auf einem Blatt vereinigt ſind, finden wir Bleiſtift- und Federzeichnungen in verſchiedener Ausführung und Größe meiſt mit Sepia oder farbiger Tuſche angelegt. Daß Goethe oder — doch wohl nach ſeinem Urteil — Schuchardt dieſe ſechzehn, auf ſieben große Folioblätter aufgeklebten Zeichnungen für beſonders wertvoll gehalten, geht aus dieſer Art der Aufbewahrung hervor; künſtleriſch ſind ſie ſehr verſchieden zu bewerten. Einzelne haben ſicher eine abrundende und abſchließende Behandlung von fremder Hand erfahren.

Nach zwei Seiten ergänzen wir hier das Material des Goethehauſes. Goethe war, namentlich im Alter, mit Skizzen und Zeichnungen ſeiner Hand ſehr freigebig. Über dieſe verſchenkten Blätter und Blättchen urteilt Schuchardt: „Mehrere davon mögen unecht ſein, wie mir ſelbſt einige vorgekommen ſind, andere flüchtige Notizen, die er ſich zur Erinnerung an irgend einen Gegenſtand machte, noch andere ſind in Geſellſchaft, wo er kein anderes Intereſſe fand, entſtanden und von Freunden aufbewahrt worden.“ So ſind Goethiſche Zeichnungen auch aus der italieniſchen Zeit oder auf italieniſche Erinnerungen ſich aufbauende vielfach außerhalb Weimars zu finden. Auch von ſolchen Zeugniſſen Goethiſchen künſtleriſchen Strebens bietet unſer Werk eine beſchränkte Auswahl.

Und ferner mußte Goethes Wunſch berückſichtigt werden, neben ihm ſelbſt ſeine Freunde und Kunſtgenoſſen zur Illuſtrierung der „Italieniſchen Reiſe“ heranzuziehen. Daß der Dichter auch künſtleriſch in ſeinen Freunden die Welt Roms geſehen hat, um ein Taſſo-Wort zu gebrauchen, iſt ihm oft genug zum Vorwurf gemacht worden. Zu entſcheiden, ob er nicht recht getan hätte, ſeinen Stab von Freunden und Kunſtgenoſſen über die Kreiſe der deutſchen Kolonie auszudehnen und damit geiſtig zu erweitern, iſt hier nicht der Ort. Es muß genügen feſtzuſtellen, daß er ſelbſt in dieſem deutſchen Kreiſe völliges Genügen fand, und daß alſo auch in dieſem Werke nur die bekannten Geſtalten des deutſch-römiſchen Freundeskreiſes vertreten ſein können. Vielleicht wandelt manches hier nun mit Muße und liebevollem Intereſſe angeſchaute Werk eines Tiſchbein, Hackert, Kniep, der Angelika Kauffmann, eines Trippel, Verſchaffelt, Bury, Schütz die heutige Geringſchätzung dieſer Künſtler in etwas wärmere Anerkennung um. Allerdings: mit Muße und Liebe müſſen dieſe meiſt anſpruchsloſen, niemals auf große und ſtarke Wirkungen ausgehenden, ſtets das Zeichneriſche auf Koſten des Kolorits betonenden Leiſtungen angeſchaut werden.

Wie billig nennen wir *Wilhelm Tiſchbein* an erſter Stelle der Freunde und Kunſtgenoſſen, den Maler des „Goethe in der Campagna“. Eine Ergänzung dieſes Goethebildniſſes bilden die raſch hingeworfenen Federzeichnungen — „römiſchen Scherze“, wie Goethe ſie einmal nennt —, mit denen der Illuſtrator des „Götz von Berlichingen“ und des „Homer‘, die römiſche Umwelt Goethes ſchilderte. Proben aus der „Idylle“ erinnern dann an die verſchiedenartigen Vorwürfe, die Tiſchbeins „Künſtlerluſt an sinnlichen Dingen“ aufgriff, weil ſie die gemeinſame Arbeit des Künſtlers und Dichters aufrufen, „um gleich vom Urſprung herauf eine Einheit zu bilden“. Auf dieſem Wege geſchah es, daß der anderthalb Jahr jüngere Maler der ſehr geſchätzte „Anreger“ für Goethe wurde, eine Bedeutung, die ja auch in der Tiſchbein gewidmeten Veröffentlichung der Goethe-Geſellſchaft zum Ausdruck kommt. „Von Tiſchbein kann ich lernen, er nicht von mir; und was in mir ſich macht, das iſt ihm ſchon geworden.“ (Goethe an Frau von Stein, 25. Januar 1787.) Das Bild Tiſchbeins in ſeinem Verhältnis zu Goethe würde unvollſtändig ſein, wenn wir nicht ſeiner begeiſterten, auch in Skizzen und Bildern zum Ausdruck kommenden Anteilnahme an

der in ſüdlicher Luft geformten und in eine höhere Sphäre gehobenen Schöpfung der „Iphigenie“ gedächten. Endlich aber muß an dieſer Stelle Tiſchbein als Goethes Zeichenlehrer genannt werden. „Tiſchbein bringt mich im Zeichnen ſeit zwei Tagen faſt jede Stunde weiter, denn er ſieht, wo ich bin und was mir abgeht; ſo iſts im Moraliſchen, ſo iſts in jeder Sache.“ So das Urteil Goethes an Frau von Stein über Tiſchbeins Unterricht im Februar 1786.

Das enge Verhältnis zwiſchen Maler und Dichter, das die Tage des erſten römiſchen Aufenthalts geknüpft hatten, lockerte ſich in Neapel, weil Tiſchbein ſich ſeiner übernommenen freundſchaftlichen Verpflichtung, Goethe nach Sizilien zu begleiten, entledigte und zur Wahrnehmung eigener Intereſſen in Neapel blieb. An die Stelle des „Anregers“, der in Sizilien Goethe ſicher von größtem Werte geweſen wäre, trat als zeichneriſcher Reiſebegleiter der tüchtige und brave, aber einfache *Chriſtoph Heinrich Kniep*. Für das Gelingen einer Illuſtrierung der „Italieniſchen Reiſe“, für die Ernte an bildlichen Darſtellungen, die Goethe mit nach Hauſe bringen wollte, war das ſicher eine günſtige Fügung. Tiſchbein hätte wohl kaum mit dieſer Ausdauer und pflichtmäßigen, auf eine feſte Vereinbarung ſich gründenden Sorgfalt zahlloſe Blätter mit „reinlichen Konturen“ gefüllt. Knieps Fleiß, aber auch den Aufträgen, die Goethe ihm in den Jahren nach der ſizilianiſchen Reiſe zuwendete, verdankt dieſe Periode eine ebenſo reiche illuſtrative Ausgeſtaltung wie die römiſche Goethes eigenem künſtleriſchen Fleiß. Jene Zeichnungen und Konturen bilden, in großen Mappen vereinigt — eine enthält z. B. 46 ſolcher Blätter* —, heute ein wertvolles Beſitztum des Goethehauſes. Es braucht kaum geſagt zu werden, daß die erſt der heutigen Technik gelingende Wiedergabe dieſer Umrißzeichnungen ſich in erſter Linie an das Intereſſe für die dargeſtellten und von Goethe geſchilderten Örtlichkeiten wendet. Aber ſie erzählen doch auch von der künſtleriſch anſpruchsloſen Zeit, wo man an der ſchönen Linie allein ſchon Genuß empfand und den Reiz der Farbe und ſelbſt von Licht und Schatten zu entbehren verſtand.

Dem Umfang ihrer Beiträge nach treten als Illuſtratoren der „Italieniſchen Reiſe“ hinter Goethe, Tiſchbein und Kniep die anderen Freunde und Kunſtgenoſſen zurück. Aber einem unter ihnen gebührt beſondere Berückſichtigung. *Philipp Hackert* ſteuert nicht nur manche Goethes Reiſeweg illuſtrierende und für die landſchaftliche und künſtleriſche Auffaſſung ſeiner Zeit bezeichnende Vedute bei, er iſt nicht nur der Schöpfer eines das Tiſchbeinſche Bild ergänzenden Goethebildniſſes, das hier zum erſten Mal veröffentlicht wird, er iſt auch der ausſchlaggebende Lehrer Goethes im Skizzieren, Zeichnen und Aquarellieren, beſonders in ſeiner Eigenſchaft als Meiſter des Baumſchlags. Denn da Goethes eigene künſtleriſche Betätigung ſich in Italien vorzugsweiſe der Landſchaft zugewendet hat, ſo iſt gerade dieſe Bedeutung Hackerts ein wichtiger Faktor für die zeichneriſche Ausbildung Goethes geworden. Er hat, wie viele ſeiner Zeichnungen erkennen laſſen, Hackerts großes Lehrwerk „Principes pour apprendre le paysage d'après nature“ ſtudiert oder deſſen Grundſätze durch Hackerts Unterricht in ſich aufgenommen. Hackert war ein phantaſieloſer und nüchterner Lehrer; ſein Verdienſt aber bleibt, ſeinen Schüler im Techniſchen weit vorwärts gebracht zu haben, und ſein Vorſchlag, daß Goethe ſich für volle 18 Monate ihm in die Lehre geben möge, beweiſt den Ernſt dieſes vielgeſuchten und mit ſeiner Zeit geizenden Künſtlers. Als Lehrer Goethes, namentlich in der Perſpektive und im Archi-

* Siehe Schuchardt, Goethes Kunſtſammlungen und namentlich Goethe-Jahrb. XXVI, 1905, Seite 225 bis 258: A. Peltzer, Chriſtoph Heinr. Kniep.

tekturzeichnen, iſt auch *Verſchaffelt* zu betrachten, und die Abbildungen beleuchten dieſes Verhältnis des tüchtigen Zeichners und ſchrullenhaften Kunſttheoretikers zu Goethe. Gleich Tiſchbein ſteht *Angelika Kauffmann* als Porträtiſtin Goethes und als Illuſtratorin der Iphigenie in der Reihe der Freunde und Kunſtgenoſſen. Goethe hat bekanntlich ſein von ihr geſchaffenes Porträt (ſiehe Nr. 109) in milder Form abgelehnt; er ſah in ihr ja überhaupt mehr „das beſte Weſen von der Welt“ als die Künſtlerin. Aber vergeſſen wir nicht, daß er nach Schuchardts Zeugnis ihre beiden Zeichnungen (ſiehe Nr. 110 und 134) als die einzigen von zeitgenöſſiſcher Hand zu den zwanzig Originalzeichnungen fügte, die den Raum neben ſeinem Speiſezimmer ſchmückten und die er oft betrachtete. Den Mittelpunkt einer dieſer beiden Zeichnungen bildet die Büſte Goethes von *Alexander Trippel*. Der Schweizer Bildhauer dankt dieſer ſeiner Schöpfung die Unſterblichkeit.

Wie in der Atmoſphäre römiſchen Glücks *Friedrich Bury*, der „zweite Fritz“, nicht fehlen darf, ſo beanſprucht auch er mit ſeiner bisher noch nicht veröffentlichten Federſkizze (ſiehe Nr. 119) einen beſcheidenen Platz als Illuſtrator der „Italieniſchen Reiſe“. Und neben dieſem enthuſiaſtiſchen und leichtſinnig-gutherzigen jugendlichen Hausgenoſſen des Dichters darf auch der andere, *Johann Georg Schütz*, nicht fehlen, der uns eine liebevoll durchgeführte Erinnerung an einen frohen römiſchen Strandausflug des Goethiſchen Freundeskreiſes ſpendet, und der von Goethe den Auftrag erhalten hat, ſeiner Schilderung des römiſchen Karnevals durch die Wiedergabe von Masken Leben und Anſchaulichkeit zu verleihen. An den Zeichner und Kupferſtecher *Joh. Heinrich Lips* erinnert ein ebenfalls bisher noch nicht veröffentlichtes Bildnis von Wilh. Tiſchbein.

Ein Kunſtgenoſſe und ſtets fördernder Freund iſt auch *Joh. Friedrich Reiffenſtein*. Aber er iſt Dilettant und nicht Künſtler und erſcheint hier nur in ſeinem Porträt aus römiſcher Zeit.

* * *

Schon die große Zahl der vorhandenen eigenen Zeichnungen Goethes aus den zwanzig Monaten der italieniſchen Reiſe weiſt auf eine Höhenperiode des Goethiſchen Kunſtſchaffens hin. Daß dieſe Beſtrebungen auf allen möglichen Gebieten der darſtellenden Künſte mit dem Knabenalter beginnen und dann das ganze lange Leben des Dichters durchziehen, bis ſie in der erwähnten Sammlung der 22 Handzeichnungen eine Art Abſchluß finden, iſt bekannt. „Dichtung und Wahrheit“ gibt in allen ſeinen Büchern hierfür Belege, und mit Recht hat Th. Volbehr in ſeinem Buche „Goethe und die bildende Kunſt“ ausgeführt, daß ſchon vor der Reiſe nach Italien das Wort als eine Art von Lebensmotto für ihn angeſehen werden kann: „ſchreiben muß man nur wenig, zeichnen viel.“ Der Ausſpruch findet ſich in der „Italieniſchen Reiſe“, und dieſes zweite große autobiographiſche Werk bietet einen willkommenen Führer, wenn wir das nie raſtende Streben Goethes nach Abrundung, Durchbildung und Erweiterung ſeines unleugbar vorhandenen künſtleriſchen Talentes verfolgen wollen.

An dieſer Stelle kann unter Beſchränkung auf die beſtimmt abgegrenzte Epoche der italieniſchen Jahre kurz auf die ſtarken und ſchwachen Seiten der zeichneriſchen und maleriſchen Veranlagung Goethes hingewieſen und dann verſucht werden, aus einer ſolchen Betrachtung Ergebniſſe für unſere heutige Auffaſſung dieſer Lebensepoche des Dichters zu gewinnen. Jeder vorurteilsloſe Betrachter und Beurteiler der Goethiſchen Leiſtungen wird ohne weiteres erkennen, daß hier ein ſtarkes urſprüngliches Talent namentlich der Natur-

anſchauung vorhanden iſt, dem jahrzehntelanges eifriges, wenn auch nicht gleichmäßiges techniſches Studium die Mittel zu einer treffenden künſtleriſchen Wiedergabe an die Hand gegeben hat. Gerade unſere Zeit wird gegenüber vielen dieſer anſpruchsloſen, raſch hingeworfenen und unabgerundeten Skizzen und Zeichnungen namentlich des Sammelbandes das Urteil Rulands beſtätigen: daß mehr als eins dieſer Blätter in einer Ausſtellung der „Modernen“ erſcheinen könnte. Und ebenſo wird man in bezug auf das Techniſche das Urteil eines älteren Beurteilers, des Ordners der Goethiſchen Kunſtſammlungen, Chr. Schuchardt, gelten laſſen, daß man zwar kein durchgebildetes Kunſtwerk erwarten dürfe, daß aber „Erfindung, Kompoſition, Anlage, Andeutung der Farbe bei den meiſten Zeichnungen, beſonders den Landſchaften, ſo beſchaffen ſind, daß kein Künſtler ſich deren zu ſchämen brauchte“. Es erhellt ohne weiteres, daß die ſyſtematiſchen Studien der italieniſchen Jahre unter ſachverſtändiger Leitung Goethe gerade auf techniſchem Gebiet außerordentlich gefördert haben.

In dieſer Beziehung alſo hat ſich unſer Maßſtab der Beurteilung durch das umfangreichere Material, über das wir heute verfügen, nicht verſchoben. Aber nach einer Seite hin ſind wir kritiſcher geworden. Bei der Fülle von Skizzen, Zeichnungen und Aquarellen Goethes, die nun neben einer gleichen Fülle ſolcher Blätter ſeiner Freunde und Kunſtgenoſſen liegen, tritt uns die große techniſch-künſtleriſche Anpaſſungsfähigkeit Goethes entgegen. Dieſe ſtarke und, ſagen wir es ruhig, in dieſem Falle bedauerliche Eindrucksfähigkeit führt den Zeichner und Maler dazu, ſich vertrauensvoll dem Einfluß von Vorbildern hinzugeben, ſeien es ſolche der Vergangenheit, wie etwa Pouſſin oder Claude Lorrain, ſeien es ſolche der Gegenwart wie Tiſchbein, Hackert und Kniep, oder ſelbſt Verſchaffelt und G. Schütz, die Goethe ſchon deshalb hochſtellte, weil ſie unter römiſchem Himmel lebten. Dieſe Anpaſſungsfähigkeit, dies Streben, die „kleinliche deutſche Art abzuſchaffen“ und in das Anſchauungsgewand und die Technik eines Vorbilds, eines Lehrers, einer „neuen Manier“ zu ſchlüpfen, teilt der ganzen italieniſchen Periode eigener Kunſtausübung den Charakter des Schwankens und Experimentierens, der mangelnden Einheitlichkeit mit, den frühere und ſpätere Perioden nicht in ſolchem Maße aufweiſen. Was er in Italien mehr unbewußt als bewußt erſtrebte, ſich einen eigenen maleriſchen Stil anzueignen, das iſt ihm nicht geglückt. Im Zuſammenhang mit dieſer Anpaſſungsfähigkeit ſteht die Duldung, ja Anrufung auch des direkten Eingreifens eines Lehrers oder verehrten Meiſters in die Kunſtſchöpfungen des Schülers, das „Abrunden“ einer Skizze durch Tiſchbein oder Hackert, durch Kraus oder Kaaz, ſo daß der eigene Stil vollends verwiſcht wird.

Solchem nach einer wichtigen Richtung hin negativen Ergebnis bei der techniſch-künſtleriſchen Abſchätzung der „operoſen“ italieniſchen Jahre ſtehen eine Reihe ideeller poſitiver Ergebniſſe gegenüber. Nur in ſtetem Ringen mit dem Engel künſtleriſchen Gelingens, von dem Goethe im Auguſt 1787 ſchreibt, hat der Dichter ſich zu der entſcheidenden Erkenntnis durchgerungen, daß er zur bildenden Kunſt zu alt ſei. Schon einmal, in der Wetzlarer Zeit auf einem Spaziergang an der Lahn, hatte er ein Naturorakel darüber befragt, ob er das Vermögen beſitze, die vor ihm liegenden Naturſchönheiten nachzubilden, und ob er dieſem Beruf ſich widmen ſolle. Der damals angerufene Naturgeiſt hatte in einer Weiſe geantwortet, die weder ja noch nein zu ſagen ſchien. Die letzten unbefriedigten Jahre, die der italieniſchen Reiſe vorangingen, hatten dann einen neuen Anlauf zur Eroberung der Kunſt als Lebensberuf, aber auch ſie hatten

keine Klarheit gebracht. Erſt das Ausbleiben innerlich entſcheidender Erfolge der ungeſtörten ſyſtematiſchen und umfaſſenden Arbeit der römiſchen Monate gab eine untrügliche Antwort. „Täglich wird mirs deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunſt geboren bin, und daß ich die nächſten zehn Jahre, die ich höchſtens noch arbeiten darf, dieſes Talent exkolieren und noch etwas Gutes machen ſollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längeren Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunſt Verzicht tue."

Dieſer in die gelaſſene Schreibweiſe der „Italieniſchen Reiſe" (22. Februar 1788) gekleidete tiefſchmerzliche Verzicht iſt in höchſtem Maße ſegenbringend geweſen, weil er klärend und erlöſend war. Von dieſem Standpunkt aus wird der Weg klar erkannt zu dem höheren Gipfel der dichteriſchen, ſchöpferiſchen Tätigkeit, die innig verwandt iſt mit „Kunſtüberlegungen" und vielfach aus Kunſtanſchauung ihre Nahrung empfängt. Nur ein Kunſtkenner in dem Goethiſchen Sinne eigenen Ringens und Strebens kann über Kunſt und Künſtler urteilen. „Es verſteht ſich, daß ich in meinen Jahren in der Ausführung zurückbleiben muß, in echter beſtimmter Kenntniß will ich wenigſtens ſo weit vorwärts wie möglich." Die praktiſch-techniſche Erfahrung, die Erfaſſung des handwerklichen Könnens und Wiſſens bildet von den italieniſchen Jahren an die ſichere Grundlage für das künſtleriſche Urteil des Mannes und Greiſes Goethe, das die „Reinheit der Form und ihre Beſtimmtheit" über „markige Rohheit und ſchwebende Geiſtigkeit" ſtellt. Die Schätze theoretiſcher Kunſtbildung, die in Goethes Werken niedergelegt ſind, danken wir in der Hauptſache der in ernſter, künſtleriſcher Betätigung während des zweiten römiſchen Aufenthaltes erworbenen Kunſtkennerſchaft und Kunſtfreundſchaft Goethes.

Und ferner, wie oft betont er, daß ſolch eigenes künſtleriſches Schaffen die ihm ſo unentbehrliche Vorſtellung von ſinnlichen Dingen erleichtert! „Indeſſen iſt mir das armſelige bischen Zeichnen unſchätzbar, es erleichtert mir jede Vorſtellung von ſinnlichen Dingen und das Gemüth wird ſchneller zum allgemeinen erhoben, wenn man die Gegenſtände genauer und ſchärfer betrachtet." Die Schärfung des Auges auf ſinnliche Eindrücke, die Zeichenſtift und Pinſel feſthalten ſollen, die Entwickelung zutreffender Beobachtung, das immer inniger werdende Verhältnis zu einer bisher ihm fremden Natur voll Licht und Luft, Farben und Formen, ſelbſt die zeitweilige Flucht zu ihr von dem übermächtigen Druck der Kunſtwerke, das alles trug dazu bei, die Ausdrucksmittel ſeines Gefühlslebens außerordentlich zu erweitern und zu ſteigern und ſetzte ſich mittelbar und unmittelbar in Anreiz zu allgemein künſtleriſchem und dichteriſchem Geſtalten um. Aus ſeiner Jugend (Dichtung und Wahrheit, 19. Buch) berichtet er über das „wunderbare Hilfsmittel" dichteriſcher Feſtlegung von Eindrücken durch Zeichnungen: „ich führte das Detail, das ich mit dem Bleiſtift nicht erreichen noch durchführen konnte, in Worten gleich daneben aus und gewann mir auf dieſe Weiſe eine ſolche innere Gegenwart von dergleichen Anſichten, daß eine jede Lokalität, wie ich ſie nachher in Gedicht oder Erzählung nur etwa brauchen mochte, mir alſobald vorſchwebte und zu Gebote ſtand." Jetzt, in den italieniſchen Jahren der Vollreife ſpricht er es beſtimmter und umfaſſender aus: „Daß ich zeichne, hilft dem Dichtungsvermögen auf, ſtatt es zu hindern."

Und alle dieſe Ergebniſſe, dieſe Klarheit über ſeinen eigentlichen Beruf, dieſe ſchwer errungene und um ſo gefeſtigtere Rückkehr zu den wirklichen Quellen ſeiner ſchöpferiſchen Kraft, dieſe ihn ſo beglückende Vertiefung und Ausweitung ſeiner Kunſtanſchauungen, ſeines künſtleriſchen Innen- und Außenlebens ſind doch auch für uns gewonnen. In

das Lebensbild des Dichters können wir jetzt einfügen, daß die Zeit des höchſten Glücksgefühls, die italieniſchen Jahre, auch eine Zeit der innerlich und äußerlich reichſten eigenkünſtleriſchen Tätigkeit geweſen iſt. Mit herzlicher Freude wird die große Goethegemeinde die Fülle des illuſtrierenden Materials für dieſe ſonnige Lebensperiode des Dichters und ſeiner Umwelt hinnehmen. Aber wichtiger noch erſcheint für uns, denen Goethe doch ſtets ein Erzieher geweſen iſt und bleiben ſoll, das gewonnene Geſamtbild, wenn wir es in den Rahmen der erzieheriſchen Bedeutung ſeiner ganzen Perſönlichkeit einfügen. Etwa in der Mitte und dann wieder zu Ende der italieniſchen Zeit bietet der Briefwechſel Goethes mit dem Herzog Karl Auguſt zwei beſonders anſchauliche Zeugniſſe ſeines unabläſſigen Ringens und Strebens nach künſtleriſcher Vollendung: ſeinen künſtleriſchen und dichteriſchen Arbeitsplan vom 11. Auguſt 1787, mit dem er ſeine Bitte um weiteren Urlaub begleitet, und den Rechenſchaftsbericht vom 25. Januar 1788, der das Ergebnis überliefert, daß ſein heißer Durſt nach Kunſt geſtillt ſei. Beſäßen wir von der italieniſchen Reiſe nur dieſe beiden Briefbekenntniſſe, Goethe ſtände doch vor uns als ein Lehrer und Erzieher zum „Sturmlaufen auf das Echte und Rechte in den Dingen“, das Sulpiz Boisserée als die treibende Kraft der italieniſchen Jahre in Goethe empfunden hat.

* * *

Die Titelfaſſung des vorliegenden Werkes gibt der Tatſache Ausdruck, daß ſich die mehrjährige Arbeit an ihm dauernd der umfaſſenden Unterſtützung des Goethe-National-Muſeums hat erfreuen dürfen. Wie der Herausgeber die Anregung zu dem Werke, das die Gedanken und Abſichten Goethes etwa ein Jahrhundert nach ihrer Niederſchrift verwirklicht, von dem früheren Direktor des Goethe-National-Muſeums, dem jetzigen Direktor an den Kgl. Muſeen in Berlin, Herrn Prof. Dr. Koetſchau empfangen hat, ſo iſt durch den jetzigen Direktor, Herrn Geh. Reg. Rat Prof. Dr. v. Oettingen der künſtleriſche Beſitz des Muſeums zur Wiedergabe in unbeſchränkter Weiſe zur Verfügung geſtellt worden, und wertvoller Rat von dieſer Seite hat die Arbeit dauernd begleitet. Herausgeber und Verleger ſprechen auch hier für dieſe Förderung ihren aufrichtigſten Dank aus.

Das beſchreibende Verzeichnis läßt erkennen, daß auch andere Muſeen, Sammlungen, Vereine, Firmen und eine ſtattliche Anzahl privater Beſitzer durch Leihgabe ihrer Bildſchätze das Unternehmen in wirkungsvollſter Weiſe unterſtützt haben. Auch ihnen ſchulden Verleger und Herausgeber den wärmſten Dank.

Der Herausgeber endlich hat noch beſonderen Grund, für vielfache literariſche Mitarbeit von Goethe- und Italienkennern ſeiner lebhaften Dankbarkeit Ausdruck zu geben.

GEORGE VON GRAEVENITZ.

Verzeichnis der Abbildungen

Abkürzungen und Hinweiſe.

G. J. = Goethe-Jahrbuch.
G. N. M. = Goethe-National-Muſeum.
G. Sch. A. = Goethe- und Schiller-Archiv.
It. R. = Die vorliegende Ausgabe der „Italieniſchen Reiſe“.
K. L. = Katalog der Univerſitäts-Jubiläums-Ausſtellung Leipzig 1909.
Landsberger = Wilhelm Tiſchbein, ein Künſtlerleben des 18. Jahrhunderts von Franz Landsberger. Leipzig 1908.
Samm. = Der Sammelband der italieniſchen Zeichnungen Goethes im G. N. M. (ſ. das Nachwort und G. J. XXXII [1911] S. 12).
Sch. = Goethes Kunſtſammlungen. Erſter Teil. (Handzeichnungen, Gemälde usw.) Beſchrieben von Chr. Schuchardt. Jena 1848.
Schr. d. G. G. = Schriften der Goethe-Geſellſchaft.
Tageb. = Tagebücher, zitiert nach der W. A., Abt. 3.
Vogel = Aus Goethes römiſchen Tagen von Julius Vogel. Leipzig 1905.
W. A. = Weimariſche Ausgabe der Werke Goethes.

Die Maße betreffen die Bildgröße, wenn das Bild umrandet iſt; ſonſt die Blattgröße.

* * *

1. GOETHE. SCHEIDEBLICK NACH ITALIEN vom Gotthard, den 22. Juni 1775.
G. N. M. Bleiſtiftzeichnung, aquarelliert. 343 : 432. Auf der Rückſeite eigenhändig mit Bleiſtift, mit Tinte nachgezogen: „Scheide Blick nach Italien vom Gotthard d. 22. Juni. 1775.“
In „Dichtung und Wahrheit“, 19. Buch, erzählt Goethe: „Ich hatte mich an dem Fußpfad, der nach Italien hinunterging, niedergelaſſen und zeichnete nach Art der Dilettanten, was nicht zu zeichnen war, und was noch weniger ein Bild geben konnte: die nächſten Gebirgskuppen, deren Seiten der herabſchmelzende Schnee mit weißen Furchen und ſchwarzen Rücken ſehen ließ. Indeſſen iſt mir durch dieſe fruchtloſe Bemühung jenes Bild im Gedächtniß unauslöſchlich geblieben.“ (W. A. Bd. 29, S. 128.)
Schr. d. G. G. XXII, Tafel 8. – K. L. Nr. 389, S. 142. – G. J. XIII, Tafel nach S. 96.

2. GOETHE. POSTHAUS ZWOTA. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 174 : 306. Auf der Rückſeite mit Bleiſtift eigenhändig „No 1. Poſthaus Zwota“.
Tageb. I, S. 147.
Schr. d. G. G. XII, Taf. 2. – K. L. Nr. 432, S. 148.

3. GOETHE. AN DER DONAU. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. 188 : 317. Eigenhändig bezeichnet: „No 2 Donau.“; auf der Rückſeite Bleiſtiftzeichnung mit eigenhändigem Vermerk „No 2b Donau.“
Tageb. I, S. 151.

4. GOETHE. ROVEREDO. G. N. M. Samm. Federzeichnung in Sepia. 188 : 317. Eigenhändig numeriert „7“. Auf der Rückſeite Skizze einer Brücke.

5. GOETHE. GEGEN DEN BRENNER. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 186 : 309. Eigenhändig numeriert „6“. Auf der Rückſeite eigenhändig: „Gegen dem Brenner“.
Schr. d. G. G. XII, Taf. 3 u. S. 6.

6. GOETHE. HAFEN VON TORBOLE. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 189 : 308. Eigenhändig numeriert „8“. Auf der Rückſeite eigenhändig: „Hafen von Torbole“.
Tageb. I, S. 181f. – It. R. S. 14.
Intereſſante Feſtſtellungen über die Örtlichkeit: Chronik des Wiener Goethe-Vereins XIII (1899), 37 ff. mit Abb.

7. GOETHE. GARDASEE. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 189 : 307. Eigenhändig numeriert „10“ und bezeichnet „L. [ago] d. [i] G. [arda].“ Auf der Rückſeite Bleiſtiftzeichnung, eigenhändig bezeichnet „Brenner“. Tageb. I, S. 184.

8. GOETHE. MALCESINE. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 187 : 311. Eigenhändig numeriert „11“; auf der Rückſeite von anderer Hand „Castel di Malsésine al lago di Garda“.
Tageb. I, S. 185. – It. R. S. 15.

9. GOETHE. ADVOKAT RECCAINI. G. Sch. A. Federzeichnung. 209 : 141. Eigenhändige Aufſchrift: „Avocato Reccaini“. Ein Blatt im handſchriftlichen Tagebuch von der italieniſchen Reiſe.
Tageb. I, S. 264 mit der daneben ſtehenden Tafel; vgl. auch S. 256. Vorher reproduziert Schr. d. G. G. II.

Dazu Goethes Geſpräch mit Soret 31. Januar 1830 (Eckermanns Geſpräche III. Teil.) Deibels Ausgabe S. 375f.
NB. Die Schreibweiſe „Rucaini“ unter der Abbildung iſt zu berichtigen.

10. HACKERT. BEI ASSISI. G. N. M. Federzeichnung. 345:455.
Bezeichnet: „à Assisi 1775“ und unterſchrieben: „Assisi 1775“.

11. GOETHE. BEI TERNI. G. N. M. Bleistift- und Federzeichnung. 276:202. Eigenhändig bezeichnet „Terni 1786“.

12. GOETHE (?). GEGEND BEI TERNI. G. N. M. Sepiazeichnung, umrandet. 296:372.
Vielleicht Tiſchbein. Gegen die Urheberſchaft Goethes ſprechen Einzelheiten des Baumſchlags – Zeichnung von Tannen ſ. Abb. 166 u. 167 – und der Umſtand, daß Schuchardt das Blatt nicht anführt, für ſeine Urheberſchaft u. a. das bei ſeinen italieniſchen Zeichnungen oft vorkommende Waſſerzeichen des Wappens mit der Lilie (Honig u. Zoonen).

13. GOETHE. BRÜCKE ÜBER DIE NERA BEI TERNI. Großherzogl. Muſeum, Weimar. Getuſchte Feder- und Kohlezeichnung. 192:265. Eigenhändig bezeichnet: „Terni 1786“.
Vogel Taf. 1.

14. HACKERT. ROM VON PONTE MOLLE AUS. Großherzogl. Muſeum, Weimar. Aquarell. 342:456. Bezeichnung: „Vuë de l'Egliſe de St. Piere à Rome priſe du côte de Ponte Molle. Ja: Philipp Hackert f: à Rome 1769.“
Weim. Ausg. 46. Bd. S. 142.
Eine vorzügliche Kopie des Blattes: „nach Philipp Hackert gezeichnet von Carl Lieber. 1809.“, befindet ſich in der Kippenbergſchen Sammlung in Leipzig.

15. TISCHBEIN. GOETHE ZUM FENSTER HINAUSLEHNEND. Beſitzer: die Erben der Frau Veronika Parthey, Berlin, einſt im Beſitz von deren Vorfahr Friedrich Nicolai, der mit Tiſchbein bekannt war. Mit Neutraltinte und Sepia ausgeführte Zeichnung, die Lichter mit Deckweiß aufgeſetzt. 420:270. Unter dem Bilde von Nicolais Hand: „Goethe in Rom. Tiſchbein fec.“
Landsberger S. 94f. u. 192, Nr. 61a.

16. TISCHBEIN. SELBSTBILDNIS DES KÜNSTLERS in ſeiner römiſchen Werkſtatt. Großherzogl. Muſeum, Weimar. Ölgemälde auf Holz. 500:360. Bezeichnung: „H. W. Tiſchbein pinx. Roma 1785.“
Landsberger S. 192, Nr. 55. Vogel Taf. 5.

17. GOETHE. PONTE MOLLE. Großherzogl. Muſeum, Weimar. Aquarellierte Federzeichnung, umrandet. 107:187. Auf der Rückſeite: „an Ponte Molle Febr 87“.
Auf einem beigefügten Zettel: „Frau Sibylle Mertens gewidmet, Weimar, den 28. Aug. 1829. J. W. v. Goethe“; aus dem ſog. Mertens-Album, Schenkung von Frau S. Mertens-Schaafhauſen, Erbin von Johanna Schopenhauer, von 1849.

18. GOETHE. AUS DER UMGEBUNG ROMS. Städelſches Kunſtinſtitut, Frankfurt. Kupferſtichkab. Nr. 287. Aquarell. 107:186. Bezeichnet: „Muro torto bei Villa Borgheſe in Rom, Febr. 1787.“
Als „Geſchenk von Sekretär Schuchardt in Weimar“ bezeichnet.

19. GOETHE. RUINEN DES PALATIN. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. 139:228.
Die Gegend iſt als ſog. pulvinare imperiale bekannt.

20. GOETHE. PALATIN VON DER VIA DI S. SEBASTIANO. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. 129:186.

21. TISCHBEIN. PYRAMIDE AM MEER. G. N. M. Federzeichnung. 208:298.
In Goethes Katalog: „II 5 Pyramide im Meer, umwölkte Spitze“. (Schr. d. G. G. XXV, S. 31.)
Phantaſielandſchaft.

22. TISCHBEIN. PYRAMIDE BEI SONNENUNTERGANG. G. N. M. Federzeichnung. 220:337.
Goethes Katalog: „II 4 Im Meer untergehende Sonne, die Gipfel von Cypreſſen und die Spitze von einer Pyramide beleuchtend“. (Schr. d. G. G. XXV, S. 31.)
Gleich Nr. 21 als Phantaſielandſchaft anzuſprechen.

23. GOETHE. AN DER VIA APPIA ANTICA. G. N. M. Samm. Federzeichnung in Sepia. 181:128.
Die Gegend ſtellt das ſog. Caſale Rotondo, heute Via Appia Antica Nr. 13, dar.

24. GOETHE. GROTTE DER EGERIA. Großherzogl. Muſeum, Weimar. Kreidezeichnung. 185:307. Auf der Rückſeite eigenhändig mit Bleiſtift: „G.“
Schr. d. G. G. XII, Bl. 7 und S. 8.

25. TISCHBEIN. TITELBLATT ZUR IDYLLE VON GOETHE UND TISCHBEIN, zweiter Entwurf. G. N. M. Mit Sepia getuſchte Federzeichnung. 293:199.
Goethes Katalog: „I 1 Titelkupfer zur projectirten Idylle von Goethe und Tiſchbein“. (Schr. d. G. G. XXV, S. 30.) – It. R. S. 78. – Korreſpondenz darüber Schr. d. G. G. V, S. 73 und 232f.
Schr. d. G. G. XXV, Tafel 24 und S. 40. – Landsberger S. 171ff. – Eine Variante des Blattes, nach Goethes Katalog I 2, findet ſich K. L. S. 157 Nr. 505 und Abb. im Anhang.

26. TISCHBEIN. DAS MORDPROTOKOLL. G. N. M. Federzeichnung. 204:278.
In Goethes Katalog: „IV 5 Ein Ermordeter, die Gerichtsperſon nimmts zu Protokoll“. (Schr. d. G. G. XXV, S. 32.)

Schr. d. G. G. XXV, Bl. 9 u. S. 36: Die beiden Zuſchauer links ſcheinen Goethe und Tiſchbein zu ſein. Vgl. dazu unſere Abb. 119.

27. SCHÜTZ. STRANDLANDSCHAFT BEI ROM. G. N. M. Sepiazeichnung, umrandet. 432:639. Bezeichnet: „George Schüz desine d apres la natur 1786".

Sch. S. 335 Nr. 68.

Die Gegend iſt Torre Clementina bei Fiumicino.

28. TISCHBEIN. GOETHE IN SEINER WOHNUNG AM CORSO. („Das verfluchte zweite Küſſen".) G. N. M. Federzeichnung. 199:271. In Goethes Katalog: „IV 11 Wohnung Rondanini gegenüber" (Schr. d. G. G. XXV, S. 32.). Über Einzelheiten des Bildes in der It. R. S. 85 f. (die Katze), 101 (die Junoköpfe), 315 (der Modellfuß). Vgl. dazu Noack, G. J. XXV (1904), S. 185.

Schr. d. G. G. XXV, Taf. 8 u. S. 36. – K. L. S. 158 Nr. 509.

29—32. TISCHBEIN. GOETHE IN DER CAMPAGNA. Die vier Abbildungen veranſchaulichen in ihrer Aufeinanderfolge die Entſtehung des Campagnabildes. (Vgl. Zarncke, Verzeichnis der Originalaufnahmen von Goethes Bildnis S. 20.)

29. Original im G. N. M. Bleiſtiftſkizze, ganz leicht getuſcht. 122:145.

In Goethes Katalog: „IV 1 Der Reiſende ſelbſt im weißen Mantel auf zerbrochenen Obelisk ſitzend, die Campagna di Roma dahinter" (Schr. d. G. G. XXV, S. 32). – Goethe an Tiſchbein 20. Dezember 1821 und Tiſchbein an Goethe 7. Januar 1822 (Schr. d. G. G. XXV, S. 27) mit einer Federſkizze. K. L. S. 158 Nr. 507. – Schr. d. G. G. XXV, Taf. 7 u. S. 35. – Dieſe erſte, ganz leicht getuſchte flüchtige Bleiſtiftſkizze, auf einem Blättchen gerippten Poſtpapiers, zeigt ſchon die liegende aufgeſtützte Figur des Dichters, allerdings noch ohne den umhüllenden Mantel, dann aber auch ſchon den Sarkophag, das Reliefſtück und die Linien der Campagna, damit alſo die entſcheidenden Motive des ſpäteren Bildes, wenngleich es ſonſt „dem geübteſten Schauer kaum lesbar" iſt, wie Goethe meinte.

30. Original im Beſitz des Großherzogl. Muſeums, Weimar, z. Z. als Leihgabe im G. N. M. Aquarellierte Skizze von den Kunſtgenoſſen Goethes. Friedrich Bury zeichnete die Figur, J. G. Schütz fügte die Landſchaft hinzu, und Heinrich Meyer aquarellierte das Ganze. 132:209.

Schuchardt im Weimarer Sonntagsblatt 1855 Nr. 48. – Schütte, Katalog des G. N. M. S. 96 u. Taf. 15 – v. Öttingen, Schr. d. G. G. XXV, S. 35. – Schüddekopf im Goethe-Kalender auf das Jahr 1911 zu Tafel 5. – Dieſe Skizze ſcheint vor Vollendung des großen Bildes entſtanden zu ſein. Dafür ſprechen die Abweichungen, ſo z. B., daß der Hut weiter zurückgeſchoben iſt und mehr Stirn und Haare ſehen läßt; ferner abweichende Einzelheiten in der Umgebung der Figur und in der Landſchaft. Sie ſtimmen mit den urſprünglichen Abſichten des Malers überein, die uns ein Brief ſeines Vetters, des Malers L. Strack, an Merck vom 30. Juni 1787 eingehend ſchildert (Briefe aus dem Freundeskreiſe von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, herausgegeben von Wagner, Leipzig 1847, S. 273/54).

31. Original einſt im Beſitz der Familie Cotta, Stuttgart, z. Z. verſchollen. Aquarellierte lebensgroße Skizze des Kopfes.

Der Kopf zeigt eine braunrötliche, der Mantel eine rötliche Färbung; der Hemdkragen iſt weiß. Bez. von unbekannter Hand: „Portrait de Göthe par Tiſchbein de Rome 1793". Die Zahl deutet vielleicht auf das Jahr der Überſendung an Lavater, dem Tiſchbein ein Bildnis Goethes zugedacht hatte. Die Skizze läßt die künſtleriſche Entſtehung des gewaltigen und eindrucksvollen Kopfes beſonders deutlich verfolgen: die perückenartige Anordnung des Haares tritt hier ſtärker zutage, auch fehlen die tiefen Schatten, die auf dem großen Bilde die Hutkrempe wirft. Tiſchbein ſelbſt ſchreibt an Lavater 9. Febr. 1786 über ſeine Abſichten bei der Darſtellung des Dichters: „Sein Geſicht will ich recht genau und wahr nachzeichnen. Denn man kann wohl keinen glücklicheren und ausdrucksvolleren Kopf ſehen" (Schr. d. G. G. XVI, S. 364). Dieſem Vorſatz entſpricht die Skizze mit ihren ſcharf und ausdrucksvoll gearbeiteten Zügen viel mehr als das auf einheitliche Ruhe abgeſtimmte fertige Bild.

Eine Photographie danach in der Zarnckeſchen Sammlung auf der Leipziger Stadtbibliothek, die der vorliegenden Wiedergabe zugrunde gelegen hat. – Vogel S. 293, 321 u. Taf. 18. – Schulte-Strathaus, Die Bildniſſe Goethes, S. 36.

32. Original im Städelſchen Kunſtinſtitut, Frankfurt. Ölgemälde auf Leinwand. 164:206 cm. Die Grundauffaſſung, aus der T. das Bild geſchaffen hat, ergibt ſich aus den angezogenen Briefen des Malers an Lavater und ſeines Vetters Strack an Merck: „Lieber beſter Lavater, könnte ich Sie hier auch ein Mal ſehen, auf denen Ruinen, wo vor dieſem ſo große Thaten geſchehen, ſcheint ein lebender Menſch erſt recht groß, es iſt als erkennte man ihn beſſer. Goethe iſt ein Werklicher Mann, wie ich in meinen ausſchweifenden Gedanken ihn zu ſehen wünſchte. Ich habe ſein Porträt angefangen und werde es in Lebensgröße machen, wie er auf den Ruinen ſitzt und über das Schickſal der menſchlichen Werke nachdenket." Die offenbar auf perſönliche Mitteilungen zurückgehende Schilderung des Bildes, wie es werden ſollte, durch Strack enthält die Sätze: „. . . Über dieſe Revolutionen der Natur und der menſchlichen Dinge ſtaunet das Auge des philoſophiſchen Dichters hin und der ſchauervolle Gedanke

der Vergänglichkeit ſcheint auf ſeinem Geſicht zu ſchweben . . . Seine (des Künſtlers) Abſicht war nicht, ſoviel das Maleriſche und die Farbe eines Titian und Van Dyks, als die Beſtimmtheit und die feinen und eignen Lineamente im Ausdruck, das wir ſo ſehr in den Porträts eines Rafael und Holbein bewundern, nachzuahmen." Vollendet in Neapel: vgl. Tiſchbein an Goethe 24. Juli 1788.
Goethe an Frau von Stein 29. Dezember 1786. – An Karl Auguſt 10. Februar 1787. – It. R. S. 86, 99, 210 f.
Vogel S. 286 ff. – Stahl, Wie ſah Goethe aus? S. 23 ff. – Landsberger S. 82 ff. – Schulte-Strathaus, Die Bildniſſe Goethes.

33. TISCHBEIN. MORITZ, VON GOETHE UND TISCHBEIN GEPFLEGT. G. N. M. Federzeichnung. 199:272. Von der Hand des Künſtlers unter einer Geſtalt: „Schüz – in der". . .
In Goethes Katalog: „IV 3 Moritz, der den Arm gebrochen, vom Chirurgen bedient, von Freunden getröſtet." (Schr. d. G. G. XXV, S. 32).
Vogel Taf. 6. – Schr. d. G. G. XXV, Taf. 8. – K. L. S. 158, Nr. 509.

34. GOETHE. DER AVENTIN. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. 140:229.

35. GOETHE. AN DER TIBER UNTERHALB ROM. G. N. M. Aquarell, umrandet. 110:187.
Goethe an Frau von Stein 18. Januar 1787.
Schr. d. G. G. XII, Taf. 6. – K. L. S. 149, Nr. 438. – Die an beiden Stellen vorausgeſetzte Identität mit Sch. S. 264, Nr. 320 iſt doch wohl abzulehnen.

36. ANG. KAUFFMANN. SELBSTBILDNIS Pinakothek, München. Ölgemälde auf Leinwand. 630:510.
Aus der Sammlung des Grafen Firmian v. Leopoldskron, 1817 vom Kronprinzen Ludwig gekauft, 1835 aus dem Privatbeſitz des Königs in Staatsbeſitz gelangt.

37. GOETHE. VILLA MEDICI MIT STAFFAGE. G. N. M. Samm. Federzeichnung in Sepia. 122:176.

38. GOETHE. VILLA MEDICI MIT STAFFAGE. G. N. M. Samm. Aquarellierte Federzeichnung. 135:190.

39. GOETHE. LANDGUT BEI ROM. Original im Beſitz von Frau Sanitätsrat Vulpius, Weimar. Sepiazeichnung, auf grüne Pappe aufgezogen und umrandet. 108:187. Trägt auf der Rückſeite die Bezeichnung „R. 86".

40. GOETHE. BLICK VOM MONTE PINCIO AUF ROM. G. N. M. Samm. Federzeichnung in Sepia. 122:175.

41. GOETHE. LANDGUT APOLLINARE VON VILLA BORGHESE AUS. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. 109 : 188.
Das von Goethe gezeichnete Hauptgebäude des an die Villa Borgheſe anſtoßenden Landgutes (heute dem Seminario Romano gehörig) hat ſein altes Ausſehen noch völlig bewahrt.

42. GOETHE. BLICK AUS VILLA BORGHESE AUF DIE CAMPAGNA. G. N. M. Aquarell, aufgezogen und umrandet. 110:188. Eigenhändig bezeichnet: „Villa Borgheſe Febr. 1787".
Goethe an Frau von Stein 13. u. 19. Febr. 1787.
K. L. S. 149, Nr. 437.

43. GOETHE. LANDGUT APOLLINARE. G. N. M. Aquarell. 108:188.
L. Geiger im G. J. XVI (1895), S. IV f. u. Tafel vor dem Titel.

44. GOETHE. AUS DER VILLA BORGHESE. G. N. M. Aquarell, aufgezogen und umrandet. 110:186. Eigenhändig bezeichnet auf der Rückſeite mit Tinte: „Villa Borgheſe Febr. 87".
Goethe an Frau von Stein 13. u. 19. Februar 1787.
Schr. d. G. G. XII, Bl. 4 u. S. 7. – K. L. S. 149, Nr. 436.

45. GOETHE. BRÜCKE IN DER CAMPAGNA. G. N. M. Aquarell, aufgezogen und umrandet. 134:202. Auf der Rückſeite eigenhändig mit Tinte bezeichnet: „R. 86".
Schr. d. G. G. XII, S. 7 und Bl. 4.

46. GOETHE. BLICK AUF ST. PETER VON VILLA PAMFILI AUS. G. N. M. Aquarellierte Federzeichnung, aufgezogen und umrandet. 139:228.
Schr. d. G. G. XII, Bl. 5 u. S. 7. – Sch. S. 264, Nr. 322.

47. GOETHE. MEERESBUCHT MIT VILLA. G. N. M. Sepiazeichnung. Schwarz umrandet. 103:345.
Die Gegend kann als Golf von Bajä gedeutet werden.

48. GOETHE. IDEALLANDSCHAFT. G. N. M. Sepiazeichnung.
Das Originalblatt beſteht aus drei zuſammengeklebten Teilen; Höhe: 109, Geſamtlänge: 683. Die beiden erſten (575 mm) gibt unſere Abb. wieder, der dritte iſt eine Bleiſtiftſkizze und wurde wahrſcheinlich erſt ſpäter angefügt, um das Ganze als Proſpekt für das Puppentheater der Enkel zu verwenden, was ſich durch Meſſungen feſtſtellen ließ. Ausgeſchnittene Blätter der Art kommen noch in der Goethiſchen Sammlung vor, Spuren des Durchpauſens finden ſich über dem ganzen Blatt.

49. GOETHE. TEMPELSÄULEN IM MONDSCHEIN. G. N. M. 388:456.
Dies Blatt iſt im Rahmen unſere Werkes ein Exkurs und zeigt, wie italieniſche Motive ſpäter von Goethe für die zu Blatt 48 hypothetiſch genannten Zwecke tatſächlich verwendet worden ſind. Die Maße ſtimmen mit den Proſpekten des Puppentheaters der Enkel überein. Der landſchaftliche Vordergrund iſt

ausgeſchnitten und auf den kolorierten Himmel aufgeklebt, aus dem wiederum der Mond ausgeſchnitten iſt. Im Puppentheater der Enkel finden ſich weitere als Diorama verfertigte Proſpekte.

50. TISCHBEIN ODER GOETHE. GEGEND AM VESUV. G. N. M. Sepiazeichnung. 384:496.
Für Tiſchbein ſpricht u. a. der Stil von Skizzen auf der Rückſeite (Gewandſtudien), für Goethe ſprechen einige Momente der Kompoſition, z. B. der im Vordergrund iſoliert ſtehende Baum (vgl. Abb. 66–68 und 144).

51. TISCHBEIN. MUTWILLIGE GESELLSCHAFT AM MEERESUFER. G. N. M. Federzeichnung. 207:297.
In Goethes Katalog: „Muthwillige Geſellſchaft am Meeresufer, ſie bombardirt ſich mit Sand“ (Schr. d. G. G. XXV, S. 32).
K. L. S. 158, Nr. 511. – Von Öttingen in Schr. d. G. G. XXV, S. 32: ‚Der Schauplatz iſt Torre dell'Annunziata, die Geſellſchaft beſtand aus Tiſchbein, dem Ehepaar Venuti und Hackert. Goethe hatte ſich abgeſondert, klopfte Steine von den Felsblöcken und unterſuchte die Felsarten.‘

52. ERNST MORACE (geb. 1766 in Stuttgart, um 1784 in Italien) NACH AUGUST NICOMEDO (Maler in Raſtatt, um 1780 in Italien): BILDNIS VON PH. HACKERT.
Aus der Folge der von Frauenholz in Nürnberg herausgegebenen Künſtlerbildniſſe. Hier wiedergegeben nach einem in der Kippenbergſchen Sammlung in Leipzig befindlichen Exemplar.

53. HACKERT. ZEICHENSCHULE.
Der bereits auf dem Titelblatt ausgeſprochene Gedanke der Entwicklung aller Blattarten aus drei beſtimmten dürfte, abgeſehen von dem techniſchen Kunſtgriff, ſicher den Verfaſſer der Pflanzenmetamorphoſe intereſſiert haben.

54. HACKERT. BEI ROCCA DI PAPA. G. N. M. Ausgeführte Sepiazeichnung. Aufgezogen, umrandet. 740 : 547. Bezeichnet: „à Rocca di Papa. 1782. Ph. Hackert. f.“
Goethe, Vorbereitung zur zweiten Reiſe nach Italien (W. A. 34. Bd. 2. Abt. S. 172):
„Wald bey Rocca di papa.
Alter dieſer Bäume
Größe (: Hackerts Zeichnungen :)“
Sch. S. 268, Nr. 365.

55. TISCHBEIN. MISS HARTE (Lady Hamilton) als Sibylla. Wittumspalais, Weimar. Ölgemälde. 860:612.
Die Geſtalt trägt einen gelblichblauen Shawl über den braunen Locken und ein weißes Gewand. It. R. S. 123.
Landsberger S. 112 f. und 193, Nr. 65.

56. TISCHBEIN. OREST UND DIE FURIEN nach Goethes Iphigenie. Schloß Arolſen. Ölgemälde auf Leinwand. 1540 : 1170.
Iphigenie und die Furien tragen die Züge von Miss Harte, Orest die von Goethe. Das Bild wurde für den Prinzen von Waldeck gemalt. Über vorbereitende Skizzen im G. N. M. vgl. Schr. d. G. G. XXV, S. 36 und Taf. 13.
Landsberger S. 113 u. 192, Nr. 64.

57. KNIEP, SELBSTBILDNIS. Muſeum zu Hildesheim. Rötelzeichnung. 320 : 230.
Das Bild gelangte entweder als Geſchenk der Gräfinnen Egloffſtein oder durch die in Hildesheim noch verbreitete Familie Kniep an das dortige Muſeum.

58. TISCHBEIN. VESUV-AUSBRUCH. G. N. M. Samm. Federzeichnung. 156 : 222. Unterſchrift mit Bleiſtift: „Veſuv“.

59. GOETHE. AUF DEM VESUV. G. N. M. Aquarell. 245 : 345. Auf der Rückſeite eigenhändig: „G.“

60. HACKERT. BEI VIETRI. G. N. M. Sepiazeichnung. 466 : 350. Bezeichnet: „à Vietri 1790.“ – Aus: „Suite de quatre Vues dessinées dans le royaume de Naples et gravées par S. Ph. Hackert à Rome 1779.“
Sch. S. 335, Nr. 66.

61. KNIEP. STADTTOR VON PAESTUM. G. N. M. Bleiſtiftzeichnung. 385 : 540.
It. R. S. 130.
Peltzer im G. J. XXVI (1905), S. 247, Nr. 5.

62. KNIEP. UFERLANDSCHAFT BEI BEWEGTER SEE. G. N. M. Aquarell. 336 : 474.
Peltzer im G. J. XXVI (1905), S. 254, Nr. 48.

63. KNIEP. DIE BUCHT VON PALERMO. G. N. M. Aquarell. 520 : 730. Gerahmt, ſchwarz umrandet.
It. R. S. 137.
Sch. S. 271, Nr. 384. – Peltzer im G. J. XXVI (1905), S. 256, Nr. 4.

64. GOETHE (?). BAUERNHAUS BEI PALERMO. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 175 : 232. Die Bezeichnung „d. 4^{t} Aprill.“ ſcheint von der Hand Knieps herzurühren.
It. R. S. 137: „landwirtſchaftliche Gebäude“.

65. GOETHE. RUINE AM MEER. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. 186 : 227.

66. GOETHE. SONNENUNTERGANG AM MEER. Original im Beſitz von Frau Sanitätsrat Vulpius, Weimar. Aquarellierte Federzeichnung. 197 : 245.
Eine ähnliche Skizze im G. N. M.: vgl. K. L. S. 150, Nr. 442.

67. GOETHE UND LIEBER. RUINE AM MEER BEI SONNENUNTERGANG. G. N. M.

Aquarellierte Federzeichnung, aufgezogen, ſchwarz umrandet. 190:310.
Sch. S. 266, Nr. 339.

68. GOETHE UND LIEBER. RUINE AM MEER MIT RUHENDER FAMILIE. G. N. M. Sepiazeichnung. 224:267.
Sch. S. 266, Nr. 342. – Ein innerer Zuſammenhang der Zeichnungen 65 bis 68, die dem Vorwurf nach auf Sizilien zurückgehen, iſt wahrſcheinlich. Einer noch unveröffentlichten Studie des Herrn Dr. H. T. Kroeber, Aſſiſtenten am G. N. M., verdanke ich den Hinweis, daß die Vorbilder der ruhenden Familie in der Sixtiniſchen Kapelle zu ſuchen ſind. Die Mutter mit dem Kind kommt in der Salmon-Booz-Obeth-Lünette vor; dem Alten begegnen wir in der Joſias-Stichkappe. Das landſchaftliche Motiv würde nach Kroeber ſchon auf den Gardaſee zurückgehen.

69. KNIEP. KLOSTER DER HEILIGEN ROSALIA auf dem Monte Pellegrino. G. N. M. Bleiſtiftzeichnung. 370:526. Bez.: „C. Kniep, Palermo 1787".
Peltzer im G. J. XXVI (1905), S. 250, Nr. 22.

70–72. KNIEP. ZEICHNUNGEN DES „PALLAGONIA-UNSINNS". G. Sch. A. Bleiſtiftzeichnungen. 232:175 die beiden unteren, 175:221 die obere.
It. R. S. 146.
W. A. I. Abt., Bd. 31, S. 324ff.

73. GOETHE. SEE IM INNERN SIZILIENS (?). Bes.: Herr Edgar Herfurth, Leipzig. Sepiagetuſchte Federſkizze. 190:265. Links unten kaum eigenhändig: „v. G."
Katalog Börner, Auktion 100, Nr. 11 und Tafel. S. 2 iſt angemerkt, daß dieſe Zeichnung nebſt anderen aus dem Nachlaſſe Luiſe von Göchhauſens ſtamme, die auf dem zugehörigen Umſchlage angab: „Dieſe Zeichnungen von Göthe, eine Erinnerung an die unvergeßlichen Tage am Weimarſchen Hofe, gut aufbewahren." – Entwurf zu Nr. 74? (Vgl. Nr. 77 und 78.)

74. GOETHE. MEERESBUCHT IN SIZILIEN. G. N. M. Aquarell, aufgezogen, ſchwarz umrandet. 345:455.
Schr. d. G. G. XII, Blatt 11 u. S. 8.

75. GOETHE. SIZILIANISCHE KÜSTE. G. N. M. Bleiſtiftzeichnung mit Sepia getuſcht. 188:538.
Die Gegend ſoll die Bucht von Solunt darſtellen.

76. GOETHE. BAUMSCHLAG UND MEER. G. N. M. Bleiſtiftzeichnung. 140:633.
It. R. S. 158. Danach vielleicht eine durch Kniep angeregte Studie.
Peltzer im G. J. XXVI (1905), S. 250, Nr. 24.
(N. B. Aus techniſchen Gründen mußte das Original in zwei Teilen wiedergegeben werden.)

77. GOETHE. SIZILIANISCHE BERGLANDSCHAFT. Großherzogl. Muſeum, Weimar. Aquarellierte Federzeichnung. 163:346. Die Zeichnung iſt auf ein Blatt aufgezogen, auf deſſen Rückſeite 23 abgeriſſene Zeilen von Goethes Hand ſich befinden.

78. GOETHE. IM INNERN SIZILIENS. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. 117:190.

79. KNIEP. TEMPEL VON SEGESTA. G. N. M. Bleistiftzeichnung. 380:534. Bez. „C. Kniep dell: 1787" in der linken Bildecke unten; die Schriftzüge ſind nur noch ganz ſchwach zu erkennen.
It. R. S. 160. Die Beſchreibung von der Lage des Tempels wird durch die Zeichnung bis ins einzelne illuſtriert.
Peltzer im G. J. XXVI (1905), S. 250, Nr. 26.

80. KNIEP. TEMPEL DER JUNO LACINIA IN GIRGENTI. G. N. M. Bleiſtiftzeichnung. 142:381.
Auf der Rückſeite von Goethes Hand: „Tempel der Juno Lucina auf dem Mittelländiſchen Meere zwiſchen Neapel und Sardinien." – It. R. S. 163 u. 164.
Peltzer im G. J. XXVI (1905), S. 251, Nr. 27.

81. KNIEP. TRÜMMER DES HERKULES-TEMPELS IN GIRGENTI. G. N. M. Sepiazeichnung. Schwarz umrandet. 400:548. Bezeichnet: „C:H. Kniep. fec.: Napoli 1787".
It. R. S. 163f. – Goethe an Kniep Febr. 1789.
Schr. d. G. G. V, S. 135ff., mit der dazu gehörigen Tafel, ſowie S. 241.
Sch. S. 270, Nr. 382. – K. L. S. 159, Nr. 521. – Peltzer im G. J. XXVI (1905), S. 255, Nr. 2. – Die Bleiſtiftſkizze dazu befindet ſich gleichfalls im G. N. M. = Peltzer a. a. O. S. 251, Nr. 30.

82. GOETHE. GRABMAL DES THERON IN GIRGENTI. G. N. M. Sepiagetuſchte Federzeichnung. Aufgezogen und ſchwarz umrandet. 195:306.
Sch. S. 265, Nr. 328. – Schr. d. G. G. XII, Bl. 9 und S. 8. – K. L. S. 149, Nr. 439.

83. GOETHE. TRÜMMER DES HERKULES-TEMPELS IN GIRGENTI. Original im Besitz des Wiener Goethe-Vereins. Sepiazeichnung.
Gehört zu ſieben Zeichnungen, die ſeinerzeit von Paul Heyſe dem Verein mit einem Folioblatt mit folgender Eintragung geſchenkt worden ſind: „Dieſe Sieben Entwürfe von Zeichnungen ſind in den Jahren 1780–1790 von Geheimrath von Goethe zu Weimar als wie Vorſchriften ſeines Freundes Herders Söhnen entworfen worden, welche bis zur Gegenwart in der Familie als ein werthes Andenken verblieben iſt. Regensburg den 10. May 1844. D. Adelbert von Herder auf Stachesried." Danach ſcheinen die Skizzen in Weimar gezeichnet worden zu ſein,

um den Herderſchen Kindern einen Begriff von dem fernen Land zu geben, in dem ihr Vater weilte. Über Goethes Verkehr mit ihnen in dieſer Zeit und andere an ſie geſchenkte Zeichnungen uſw. ſ. G. J. XXVI 1905), S. 282ff.

84. GOETHE. FUNDSTELLE VON GESTEINSPROBEN. G. Sch. A. Bleiſtiftzeichnung. 165 : 217.
Die mit Tinte nachgezogene Zeichnung ſollte wohl das Vorkommen eines beſonderen Geſteins oder dgl. für das Gedächtnis feſthalten. Die eigenh. Beiſchrift „Herrſchaft d. Saracenen, Galen über die Geſchlechter und die Thiere“ (W. A. Bd. 31, S. 318, Paralipomenon 9) weiſt nach Sizilien.

85. KNIEP. DIE MONTI ROSSI AM ÄTNA. G. N. M. Sepiazeichnung. Umrandet. 522:732. Bezeichnet: „Weduto dell Monte Etna. C. H. Kniep. fec: 1788.“
K. L. S. 160, Nr. 525.

86. KNIEP. JACI, HEUTE ACI CASTELLO. G. N. M. Bleiſtiftzeichnung. 347 : 488. Auf der Rückseite (vielleicht von Knieps Hand) mit Bleiſtift die Bezeichnung: „Jaci“.
Peltzer im G. J. XXVI (1905), S. 252, Nr. 40.

87. KNIEP. RUINEN DES THEATERS VON TAORMINA. G. N. M. Sepiazeichnung. Schwarz umrandet. 572 : 906.
It. R. S. 176f.
Peltzer im G. J. XXVI (1905), S. 257, Nr. 5. – Die Skizze dazu im G. N. M. = Peltzer S. 253, Nr. 42.

88. KNIEP. AM STRANDE VON TAORMINA (Giardini). G. N. M. Sepiazeichnung. Schwarz umrandet. 572 : 906.
It. R. S. 176f.
Peltzer im G. J. XXVI (1905), S. 257, Nr. 6. – Die Skizze dazu iſt unſere Abb. 86 = Peltzer S. 252 Nr. 40.

89 u. 90. GOETHE (?). ARCHITEKTUR-BLEISTIFTZEICHNUNGEN. G. N. M. Samm. 89 = 187 : 224. – 90 = 187 : 231.
Von ſechs Architekturſtudien des Sammelbandes veröffentlichen wir hier zwei, zwei andere als Abb. 161 und 162. Der Sammelband enthält die ſechs vereinigt an einer Stelle, die auf Rom zu deuten ſcheint, und die Abb. 161 u. 162 können auch ſehr wohl römiſche Stadtwinkel darſtellen. Bei Beurteilung der beiden hier eingeordneten mit ihren ſäulengetragenen Vorbauten und Spitzbogenornamenten denkt man unter Berückſichtigung des Reiſeweges von Goethe zunächſt an normanniſch-ſiziliſche Architektur (Castrogiovanni-Taormina?). Oder handelt es ſich überhaupt nicht um Zeichnungen Goethes, ſondern um die Beiſteuer eines befreundeten Architekten – Verſchaffelt kommt dem Stil nach kaum in Frage – zum Sammelband? Andere ſorgfältig durchgeführte ſpezielle Architekturzeichnungen Goethes beſitzen wir aus dem Jahre 1810 (Schr. d. G. G. III, in den Tafeln).

91. GOETHE (?). STROMBOLI. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. 95 : 230.
Vielleicht Kniep.

92. TISCHBEIN (?). STROMBOLI. Original im Beſitz des Herrn Kurt Wolff, Leipzig. Sepiazeichnung. 210 : 560.
Katalog Boerner, Auktion 100, Nr. 13. Herkunft wie unſere Nr. 73. Der Stil widerſpricht jedoch einer Zuweiſung des Blattes an Goethe.

93. KNIEP. CAPRI UND SORRENT. G. N. M. Federſkizze in Sepia. 97 : 277. Aufſchrift: „J. Capri e Sorento.“ (Wahrſcheinlich von der Hand des Künſtlers.)

94. KNIEP. STEILKÜSTE MIT LEUCHTTURM. G. N. M. Sepiazeichnung. 230 : 296.
Auf der Rückſeite ein Profilporträt (Goethe?).
It. R. S. 187f.
Peltzer im G. J. XXVI (1905), S. 253, Nr. 46.

95. GOETHE. MEERESBUCHT MIT SCHIFFEN. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. 153 : 212.

96. KNIEP. KÜSTENLANDSCHAFT MIT BLICK AUF DEN VESUV. Kupferſtichkabinett des Städelſchen Kunſtinſtituts, Frankfurt (im Kat. Nr. 1459 „aus Sizilien“). Aquarell. 398 : 565.

97. KNIEP. KÜSTENLANDSCHAFT BEI NEAPEL. Kupferſtichkabinett des Städelſchen Kunſtinſtituts, Frankfurt (im Kat. Nr. 1460 „aus Sizilien“). Aquarell. 394 : 564.
Im Hintergrund anſcheinend die Inſel Niſida.

98. LIPS. WILHELM TISCHBEIN. Original in der Sammlung Kippenberg, Leipzig. Bleiſtiftzeichnung. 250 : 330. Bez.: „H. Lips del. Roma 1785.“

99. PASS FÜR GOETHE ZUR RÜCKKEHR VON NEAPEL nach Rom. G. Sch. A. 320 : 227.
Über den Vizekönig Dom. Caraccioli ſ. Haarhaus, Auf Goethes Spuren in Italien. III. Bd. Leipzig 1897, S. 174.

100. GOETHE (?). BLICK AUF DEN VESUV VON NEAPEL AUS. Wittumspalais, Weimar. Aquarell, umrandet. 157 : 269. Bez.: „Molo di Napoli con prospetto del Monte Vesuvio.“
Vielleicht Hackert.

101. GOETHE. VESUVAUSBRUCH. Großherzogl. Muſeum, Weimar. Aquarellierte Federzeichnung. 145 : 185.
Auf der Rückſeite von der Hand Louiſe von Göchhauſens: „von Göthe aus Italien erhalten. Louiſe v. G.“ (Katalog Boerner, Auktion 100, Nr. 12; vgl. die Bemerkung zu unſerer Abb. 73.)

102. GOETHE. DIE CYPRESSEN VON TIVOLI. G. N. M. Samm. Federzeichnung, mit Sepia getuſcht. 274 : 198.

It. R. S. 209.
Vogel S. 142 und Tafel 10.

103. GOETHE. DER TEMPEL VON TIVOLI. G. N. M. Samm. Federzeichnung, mit Sepia getuſcht. 228:192. Eigenhändige Aufſchrift: „Dieſe mit Rothſtein bezeichnete Ecke bekommen Sie.“
It. R. S. 209.

104. GOETHE. BAUER UNTER BAUM. G. N. M. Samm. Bleiſtift- und Federzeichnung. 139:227.

105. GOETHE. HOHLWEG IM GEBIRGE. G. N. M. Aquarellierte Federzeichnung. Umrandet und aufgezogen. 131:188.
Sch. S. 264, Nr. 321. – Schr. d. G. G. XII, Blatt 6 u. S. 7f.

106. GOETHE. RÖMISCHE RUINEN. G. N. M. Federzeichnung, mit Sepia getuſcht. 291:200.

107. GOETHE. RUINEN IM GEBIRGE. G. N. M. Sepiazeichnung. 337:222.
Vgl. Goethes Aufſatz „Wilhelm Tiſchbeins Idyllen“ (Kunſt und Altertum III 3, 1821): „Subſtruktionen zerſtörter ungeheurer Luſt- und Prachtgebäude, deren Ruinen durch Vegetation wieder belebt werden.“
Schr. d. G. G. XII, Blatt 10 u. S. 8.
Die Zeichnungen 102–107 geben beſonders anſchauliche Belege für den ſtarken Einfluß, den Hackerts Unterricht und das gemeinſchaftliche Zeichnen mit ihm in römiſcher Gebirgsnatur (ſ. It. R. S. 209) auf Goethe ausgeübt haben.

108. HACKERT. GOETHE (?). Großherzogl. Muſeum, Weimar. Aquarell. 178:230. Bez.: „Hackert“.

109. ANG. KAUFFMANN. GOETHE. G. N. M. Ölgemälde. 640:520.
Dem bekannten Urteil Goethes (It. R. S. 211) muß das Herders gegenübergeſtellt werden (Brief an ſeine Frau 27. Febr. 1789): „Goethes Bild hat ſie (Angelika) ſehr zart ergriffen, zarter, als er iſt; daher die ganze Welt über Unähnlichkeit ſchreiet, die doch aber wirklich im Bilde nicht exiſtirt.“
Vogel S. 291 u. Tafel 17.

110. ANG. KAUFFMANN. „SEYD IHR AUCH SCHON HERABGEKOMMEN?“ G. N. M. Kreidezeichnung. Schwarz umrandet, gerahmt. 301:374. Bez.: „Angelica Kauffman del.“ und Titel.
It. R. S. 96. – Goethe an Frau von Stein 8. Juni 1787. – An Goeſchen 15. Aug. u. 27. Okt. 1787.
Sch. S. XVIII, Nr. 9. – Schütte, Führer durch das G. N. M., S. 38.

111. GOETHE. VILLA DES MAECENAS BEI TIVOLI. G. N. M. Bleiſtiftzeichnung. Unſere Abb. gibt nur den oberen Teil des Originalblattes wieder. Die Geſamtgröße beträgt: 492:386. Signiert: „G.“
Die Villa des Maecenas (heute größtenteils zugrunde gegangen) wurde zu Goethes Zeiten ſehr häufig gezeichnet. S. u. a. das unter dem Titel „Collection ou suite de vues pittoresques de l'Italie“ (Nürnberg, Frauenholz 1798) von A. C. Dies, K. Reinhart und Jac. Mechau veröffentlichte Werk. (Daſelbſt Blatt 66: Villa des Maecenas von Dies.) Goethes römiſche Beziehungen zu A. Chr. Dies: ſ. It. R. S. 221 und Abb. 117.

112. GOETHE. ALBANERSEE MIT CASTEL GANDOLFO. G. N. M. Federzeichnung mit Sepia getuſcht. Aufgezogen. 143:430.
Sch. S. 266, Nr. 335. – Schr. d. G. G. XIX, Blatt 11 und S. 11. – Wahrſcheinlich nicht nach der Natur gezeichnet.

113. TISCHBEIN. DIE GEFANGENE MOHRIN. G. N. M. Federzeichnung mit Sepia getuſcht. 202:295.
Beſchreibung in Tiſchbeins durch Goethe an Frau von Stein geſandtem Brief (Schr. d. G. G. II, S. 435).
In Goethes Katalog: „IV 14 Intereſſantes Ereignis näher zu beſchreiben. Ein chriſtlicher Schiffer der eine Mohrin caperte und ſeine Gefangene ſowohl als den erbeuteten Schmuck einer ſchönen theilnehmenden chriſtlichen Dame, die in einem Kahne an ſein Schiff gefahren, vorweiſt.“ (Schr. d. G. G. XXV, S. 32.)
Schr. d. G. G. XXV, Tafel 12 und S. 36.

114. GOETHE. PHANTASIELANDSCHAFT. G. N. M. Sepiazeichnung. Aufgezogen, ſchwarz umrandet. 272:365.
Sch. S. 267, Nr. 351. Oder S. 264, Nr. 322??
Es iſt nicht gelungen, das intereſſante Blatt ſeinem Vorwurf nach zu enträtſeln, obgleich das ſchloßartige Gebäude der Wirklichkeit nachgezeichnet zu ſein ſcheint. Handſchriftliche Hypotheſe Rulands: Villa Mondragone (vgl. It. R. S. 266).

115. GOETHE. IDEALLANDSCHAFT MIT NEMISEE UND DIANATEMPEL. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. 151:211.
Der Nemiſee in phantaſtiſcher Wiedergabe.

116. GOETHE. IDEALLANDSCHAFT MIT TEMPEL AM FLUSS. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 139:231.

117. GOETHE. IDEALLANDSCHAFT MIT TEMPEL AM SEE. G. N. M. Kreidezeichnung, weiß gehöht, auf bräunlichem Papier; ſchwarz umrandet, aufgezogen. 189:320.
Schr. d. G. G. XII, Blatt 13 und S. 9.
Die Zeichnungen 115 bis 117 verwenden den verſchwundenen antiken Dianatempel am Nemiſee. Von der „Erfindung“ und Zeichnung einer Landſchaft berichtet uns Goethe am 22. Juli 1787 (It. R. S. 221). Von Dies, der ſie ihm koloriert, zeigt das unter Abb. 111 erwähnte Werk eine der Goethiſchen

ſehr ähnliche Zeichnung des Nemiſees von oben her geſehen. Vgl. die fünf Zeichnungen Goethes mit dem römiſchen Hauſe im Beſitz d. G. N. M. (K. L. S. 151 f., Nr. 456–458.)

118. BURY. SELBSTBILDNIS. Original im Beſ. des Herrn Dr. Otto Bury, Hanau. Ölgemälde auf Leinwand, 1782. 620 : 500.

119. BURY. DER KÜNSTLER MALT GOETHE IM KREISE SEINER FREUNDE. Aus dem Beſitz der Erben Burys in die Sammlung Kippenberg (Leipzig) übergegangen. Federzeichnung. 160 : 210. Über dem ſitzenden Maler erſcheint wohl Tischbein (ſ. Abb. 26) und links neben dem ſitzenden Goethe Moritz (ſ. Abb. 33). Der Stehende rechts dürfte Reiffenſtein ſein.

120. GOETHE. PERSPEKTIVISCHE STUDIEN. G. N. M. Bleiſtiftzeichnung. Ein Blatt 340 : 204 mit zwei Zeichnungen: 118 : 162 und 118 : 204.
Die obere Zeichnung eine Vorübung für die Grotte der Egeria Abb. 24.

121. GOETHE. BLICK AUF KAPITOL UND S. MARIA IN ARACOELI. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 179 : 127.
Die Skizze hat die Anregung zu Nr. 127 gegeben; vgl. die Bemerkung dazu.

122. VERSCHAFFELT. BLICK AUF KAPITOL UND S. MARIA IN ARACOELI. G. N. M. Federzeichnung mit Sepia getuſcht. Gerahmt. 371 : 226.
It. R. S. 229.
Lithographiert von Heß (Weimariſche Pinakothek [herausgegeben von Goethe], 1. Heft. 1821).
Von Sch. (S. 335, Nr. 67) irrtümlich Goethe zugeſchrieben; doch ſicher von Verſchaffelt. – Ruland, Schätze des Goethe-National-Muſeums S. 7. – Über die Auffaſſung des Blattes als kunſtgemäße Anlegung und Ausführung der Skizze 121: Witkowski im G. J. XV, S. 276 f. – Über Veränderungen der Gegend: Sulger-Gebing im G. J. XVIII, S. 234.

123. GOETHE. PLATZ AUF DEM KAPITOL. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. 102 : 143. Auf der Rückſeite ſkizzierte Kapitäle und handſchriftliche Vermerke:

„Sach Erſte Ausrufung. Epos.
Mach
den 17. Aug. R. 87.“

Auch hier ſtand wohl das perſpektiviſche Intereſſe im Vordergrund; vgl. zu Abb. 120.

124. GOETHE. AQUA ACETOSA BEI ROM. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 270 : 196.
Die Örtlichkeit erwähnt: It. R. S. 218.

125. GOETHE. GEGEND BEI S. COSTANZA IN ROM. G. N. M. Samm. Sepiazeichg. 129 : 186.

126 u. 127. GOETHE UND ANDERE. PHYSIOGNOMISCHE UND ANDERE FEDERZEICHNUNGEN. G. Sch. A. Ein auf beiden Seiten benutztes Blatt: 264 : 186.
Dieſelbe Anführung der Bewohner verſchiedener italieniſcher Städte, die hier phyſiognomiſch charakteriſiert ſind, findet ſich in den Notizen zur Vorbereitung zur 2. Reiſe nach Italien. (Weim. Ausg. 34. Bd., 2. Abt., S. 157 ff.) Goethes „phyſiognomiſche Kunſtſtückchen“: It. R. S. 231, 238, 243. Die Frage nach dem oder den Verfertigern der Skizzen (Goethe, Tiſchbein, Kniep?) muß noch offen bleiben.

128. NACH SCHULZE CLEMENS. ALEXANDER TRIPPEL. Berliner Kupferſtichkabinett. Stich. 222 : 180. Paris 1775.

129. TRIPPEL. BÜSTE GOETHES. Gipsabdruck der Gesichtsfläche. Original in der Kippenbergſchen Sammlung, Leipzig.
Am 28. Auguſt und 12. September 1787 (It. R. S. 232 u. 234) macht Goethe Mitteilungen über die Modellarbeit an ſeiner Büſte. Es darf angenommen werden, daß der hier veröffentlichte Abguß ein ſolcher von dem Trippelſchen Tonmodell iſt. Dafür ſpricht zunächſt der von der Marmorbüſte abweichende individuellere Ausdruck der Züge und die andere Anordnung der Haare. Es ſpricht weiter dafür die ſtarke Wertung, die der frühere Beſitzer des Abguſſes, Dr. Keil-Weimar, ihm angedeihen ließ. Dr. Keil war der Beſitzer der Nachläſſe Riemers und Kräuters und hat wohl mit einem von ihnen den Abguß erhalten. Dieſe Umſtände haben ſchon Schulte-Strathaus, der zuerſt auf dieſen Abguß hingewieſen hat (Goethes Werke, Propyläenausgabe, 1. Supplementband „Die Bildniſſe Goethes“, S. 32 u. Taf. 69), dazu beſtimmt, den Abguß als einen ſolchen nach dem Tonmodell Trippels anzuſehen. Er konnte ihn nur nach einer kleinen, in den ſechziger Jahren angefertigten Photographie und mit der Bemerkung reproduzieren, daß es ihm nicht gelungen ſei, das Original aufzufinden. Es ſoll nicht verſchwiegen werden, daß Herr Geh. Rat Prof. Donndorf, wie einer freundlichen Mitteilung von ihm zu entnehmen iſt, die Geſichtsfläche der in Weimar befindlichen Marmorbüſte Trippels in den vierziger Jahren auf Wunſch Rietſchels, der damals an dem Goethe-Schiller-Denkmal arbeitete, hat abgießen laſſen. Die Möglichkeit wäre alſo vorhanden, daß es ſich hier um dieſen Abguß handelt, wogegen freilich die ſchon erwähnten Abweichungen vom Marmor ſprechen. Auf jeden Fall ſchien eine Abbildung des Abguſſes uns hier gerechtfertigt zu ſein, da ſie den Kopf weit beſſer wiedergibt, als eine Photographie die Büſte es vermöchte.

130. TRIPPEL. BÜSTE GOETHES in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Marmor. Halbbruſtbild ohne den Sockel 66,5 cm hoch. –

Wiederholung des erſten Exemplars, das ſich im Schloſſe zu Arolſen befindet.
Die Vollendung der Büſte meldet Trippel am 13. Nov. 1788 dem Fürſten. Schr. d. G. G. V., S. 57.
It. R. S. 231, 232, 234, 237.
Vogel S. 287 ff. – Ang. Kauffmanns ſchon vorher angefertigte Zeichnung ſ. Abb. 134.

131. VERSCHAFFELT. DIE BÄDER DES CARACALLA. Städelſches Kunſtinſtitut, Frankfurt: Kupferſtichkabinett Nr. 2819. Aquarell. 396:561. Bez.: „T. M. de Verſchaffelt fecit Rom 1788".
In Frankfurt betitelt: „Ruinen eines römiſchen Rundbogengewölbes". S. jedoch den Brief Verſchaffelts an G. vom 23. Juli 1788 (Schr. d. G. G. V, S. 40 f. u. 227).

132. VERSCHAFFELT. EIN GROSSER SAAL DER VILLA ADRIANA. Beſitzer wie 131. Nr. 2820. Aquarell. 392:558.
Betitelt: „Einblick in die Konſtantinsbaſilika". S. jedoch den angeführten Brief Verſchaffelts.

133. GOETHE. RÖMISCHE CAMPAGNA (?). G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung auf blauem Papier. 189:318.

134. ANG. KAUFFMANN. DIE KOMISCHE UND DIE TRAGISCHE MUSE AN GOETHES BÜSTE. G. N. M. Bleiſtift- u. Kreidezeichnung. Gerahmt. 358:225.
Brief der Künſtlerin: Schr. d. G. G. V, S. 16 u. 224.
Sch. S. XVIII, Nr. 10. – Als Titelkupfer für den 8. Band der Goeſchenſchen Ausgabe von Goethes Werken geſtochen von Lips.

135. G. MORGHEN nach GUTTENBRUNN. J. FR. REIFFENSTEIN. Stich nach einem verſchollenen Gemälde. 230:190.
Über Reiffenſtein ſ. Noack, G. J. XXVI, S. 177 f., XXX, S. 131 ff. u. XXXI, 169 ff. (hier auch ſeine Beziehungen zu Guttenbrunn). – G. Morghen iſt der Sohn des bekannten Kupferſtechers Rafael Morghen.

136. TISCHBEIN. BAUMGRUPPE IN VILLA ALDOBRANDINI. G. N. M. Sepiazeichnung, weiß gehöht. 566:433.
In Goethes Katalog: „II 1 Baumgruppe zu Fraskati [ausgeſtrichen: Aldobrandini] (S. Kunſt u. Alterthum, Nr. III [Goethes Aufſatz „Wilhelm Tiſchbeins Idyllen" W. A., Bd. 49, Abt. 1, S. 311 f., beſpricht eine andere Faſſung des gleichen Motivs und erwähnt unſere Kreidezeichnung].)" (Schr. d. G. G. XXV, S. 31.)
Sch. S. 292, Nr. 707. – Ein Entwurf: Schr. d. G. G. XXV, Taf. 14 und S. 36. – Im G. N. M. noch andere Studien.

137. GOETHE. BRUNNENHAUS EINER VILLA. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 133:189.

138. GOETHE. VILLA ALDOBRANDINI IN FRASCATI im Abenddunkel. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 143:216.
Goethe an Herzog Karl Auguſt 28. Sept. 1787. – It. R. S. 239.
Die Technik erinnert an die künſtleriſch merkwürdige Zeichnung der Naturbrücke über die Ilm (Schr. d. G. G. X, Blatt 7).

139. GOETHE. TREPPENANLAGE EINER VILLA. G. N. M. Samm. Federzeichnung. 273:196.

140. GOETHE. GRABMAL DER HORIATIER UND CURIATIER bei Albano. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. 105:185.
It. R. S. 239.

141. ANG. KAUFFMANN. MADDALENA RIGGI. Original im Beſitz des Herrn Rud. Rieter-Ziegler, Winterthur. Ölgemälde.
A. Stern in den Grenzboten IV (1890), S. 581 ff. – Waſer in Die Schweiz VI (1902), S. 49 (erſte Veröffentlichung des zweiten bekannten Bildes, aus Züricher Beſitz). – Vogel S. 281, 320 und Taf. 15.

142. GOETHE. KAPUZINERKLOSTER BEI ALBANO an der Galleria di ſopra. Original im Beſitz von Frau Sanitätsrat Vulpius, Weimar. Bleiſtift- und Federzeichnung. 377:545. Auf der Rückſeite „v. G."
It. R. S. 266.

143. GOETHE. NEMI. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 195:231.
It. R. S. 266.

144. GOETHE. NEMISEE MIT NEMI. G. N. M. Federzeichnung mit Sepia getuſcht. Umrandet. Aufgezogen. 141:466.
Sch. S. 266, Nr. 336. – Für dieſe Beſtimmung war die ganz fein gezeichnete Linie des Meeres maßgebend, die bei der Reproduktion verloren gehen mußte (ſ. Abb. 115).

145. GOETHE. GRABMAL DER CÄCILIA METELLA. G. N. M. Federzeichnung. Umrandet und aufgezogen. 127:363.
It. R. S. 270.
Der Standpunkt des Zeichners, heute ſchwer erreichbar, iſt in der Beſitzung Grandi, Via Appia 44.

146. GOETHE. ANATOMISCHE FEDER- UND BLEISTIFTZEICHNUNG. G. N. M. 210:154. Auf der Rückſeite Spuren einer Bleiſtiftzeichnung.
Wir geben nur eines der vielen vorhandenen anatomiſchen Studienblätter wieder.

147. EINLADUNG ZU EINER SITZUNG DER ARCADIA. G. Sch. A. Stich. 190:365.
Vogel gibt Tafel 13 das Diplom der Arcadia für Goethe, S. 285 das Siegel der Arcadia wieder.

148–151. SCHÜTZ. VIER FARBIGE SKIZZEN AUS „DAS RÖMISCHE CARNEVAL“. Nach den Stichen von Kraus.
Goethes Schilderung „Das Römiſche Carneval“ erſchien in einer Luxusausgabe (Berlin, gedruckt bey Joh. Friedr. Unger; Weimar und Gotha, in Commiſſion bey Carl Wilhelm Ettinger. – Fakſimile-Neudruck des Inſel-Verlags, Leipzig 1905) bereits 1789, alſo Jahrzehnte vor der „Italieniſchen Reiſe“, in der wir es jetzt finden. Ihr beſonderer Wert beruhte in 20 farbigen Tafeln, die Goethes römiſcher Hausgenoſſe Georg Schütz farbig ſkizziert und Georg Melchior Kraus geſtochen und illuminiert hatte.

152. GOETHE. IDEALLANDSCHAFT mit Ceſtius-Pyramide. Original im Beſitz von Baer u. Co. in Frankfurt a. M. Sepiazeichnung, grau und blau laviert. Unterſchrift eigenhändig: „J W v Goethe“. – Auf die Rückſeite eines an Goethe adreſſierten Briefumſchlags gezeichnet.
Goethe an Fritz von Stein 16. Febr. 1788.
Katalog der von J. G. v. Quandt hinterlaſſenen Handzeichnungen, Leipzig 1860, Nr. 333. – Katalog der Bibliothek Dr. O. Deneke, Frankfurt, Baer u. Co. 1909, Nr. 347: Goethes Entwurf zu ſeinem Grabmal auf dem proteſtantiſchen Friedhof in Rom. Dazu Taf. 3.

153. GOETHE. PYRAMIDE DES CESTIUS. G. N. M. Aquarell. 63:219.
In Umſchlag mit der Aufſchrift: „Die Pyramide des Ceſtius in Rom. Handzeichnung des Grossvaters. Schenkte mir perſönlich der Grossvater. Wolfgang von Goethe.“

154. GOETHE. PYRAMIDE DES CESTIUS. G. N. M. Grau getuſchte Federzeichnung, aufgezogen, umrandet. 132:375.
Schr. d. G. G. XII, Blatt 8. – K. L. S. 150, Nr. 445. – Wohl aus den vorigen entſtanden.

155. GOETHE. DER GROSSE FUSS. G. Sch. A. Federzeichnung. Blatt 24 des anatomiſchen Skizzenbuchs. 211:154.
Vgl. It. R. S. 315.

156. GOETHE. TEMPEL DES ANTONINUS UND DER FAUSTINA. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 186:130.
Die Kapitäle und das Greifenornament ſichern die Beſtimmung. Die Säulen ſtecken auf Goethes Zeichnung noch faſt zur Hälfte in der Erde.

157. GOETHE. OBELISK UND TAUFKAPELLE AM LATERAN. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 185:129.

158. GOETHE. RUINEN DES BALBUS-THEATERS IN ROM. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung mit Sepia getuſcht. 187:224.
Die Ruinen des ſog. Balbus-Theaters finden ſich in Via de' Calderari Nr. 43–45 u. 23.

159. GOETHE. VILLA MATTEI IN ROM. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. 126:185.

160. GOETHE. KLOSTERHOF. Original im Beſitz des Herrn Geh. Rat v. Paſſavant-Gontard in Frankfurt a. M. Aquarell. 180:125.
Aus F. J. L. Meyers italieniſchem Reiſealbum.

161–162. GOETHE (?). ARCHITEKTURZEICHNUNGEN. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 187:225 und 186:225.
Vgl. die Bemerkung zu Abb. 89 u. 90.

163. HACKERT. TERRA NUOVA, VAL D'ARNO (?). G. N. M. Sepiazeichnung, doppelt umrandet, gerahmt. 530:746.
Nachträglich finden wir eine Aufſchrift: „a Terracina“; die vorher übernommene Schuchardtſche Erklärung iſt alſo hinfällig (Sch. S. 335, Nr. 65). Bez.: „Filippo Hackert 1800“. Danach ſind vier auf Schloß Kochberg aufbewahrte Zeichnungen, die der Überlieferung nach von Goethe aus Italien an Frau von Stein geſchickt ſind, auch abgeſehen von ihrem Stil dem Dichter abzuſprechen, denn eine derſelben iſt eine Kopie des Hackertſchen Bildes. Sie ſind als Goethiſche Zeichnungen in das Illuſtrationswerk von J. v. Kahle „Joh. W. v. Goethe, Italiäniſche Reiſe“, Berlin 1885, aufgenommen worden.

164. GOETHE. BEI BOLSENA. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 144:230. Auf der Rückſeite mit Bleiſtift, wohl nicht eigenhändig, bezeichnet: „Bolſena“.

165. GOETHE. HÜTTE IM GEBIRGE. G. N. M. Aquarellierte Federzeichnung. Aufgezogen, umrandet. 177:265.
Sch. S. 264, Nr. 323.

166. GOETHE. BRÜCKE IN GEBIRGSLANDSCHAFT. G. N. M. Samm. Federzeichnung. 197:144.

167. GOETHE. WASSERFALL IM GEBIRGE. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. Umrandet. 266:173.

S. 101. GOETHE ODER TISCHBEIN. BAUER MIT GESPANN. G. N. M. Samm. Federzeichnung in Sepia. 229:174.
Der Rand, der das Innere des Wagens darſtellte, iſt hier weggelaſſen.

S. 332. Ein ſilberner, ſchwachvergoldeter Deckelbecher mit Papſtmünzen des 18. Jahrhunderts, mit der Inſchrift um den oberen Rand: in memoriam itineris Romani. Jedenfalls von Goethe aus Italien mitgebracht. G. N. M. Sch. II. Band, S. 365, Nr. 418. – Schütte, Führer durch das Goethe-National-Muſeum, S. 36.

Verzeichnis der Künſtler

Die Zahlen bezeichnen die Nummern der Bilder.

BURY, Friedrich: 1763–1823; Schüler von Anton Tiſchbein, Freund von Heinrich Lips, 1782–1799 in Rom, Hausgenoſſe Wilhelm Tiſchbeins und dann Goethes, auch ſpäter in Beziehungen zu Weimar, wo er ſich wiederholt längere Zeit aufhielt. Auch auf ſeiner zweiten italieniſchen Reiſe traf Goethe mit ihm zuſammen. 118. 119.

CLEMENS, Johann Friedrich: 1757–1831, Kupferſtecher in Berlin und Kopenhagen. 128.

DIES, Albert: 1755–1822; 1775–1796 in Rom, wo er mit den meiſten Beſuchern der ewigen Stadt in Beziehung trat. Vgl. 111. 117.

GOETHE: 1–9. 11. 13. 17–19. 23. 24. 34. 35. 37–49. 59. 65–68. 73–78. 82–84. 89. 90. 95. 101–107. 111. 112. 114–117. 120. 121. 123–127. 133. 137–140. 142–146. 152–162. 164–167. Vielleicht von Goethe: 12. 50. 64. 91. 92. 100 u. S. 101.

GUTTENBRUNN, Ferdinand. (Vgl. über ihn Naglers Künſtler-Lexikon V, 470 f.) 135.

HACKERT, Philipp: 1737–1807; 1768–1786 in Rom; 1786–1799 in Neapel. 10. 14. 53. 54. 60. 109. 163. Vielleicht von Hackert: 100.

KAUFFMANN, Angelika: 1741–1807, zuerſt ſeit 1763, dann ſeit 1782 dauernd mit ihrem Gatten Antonio Zucchi in Rom. 36. 109. 110. 134. 141.

KNIEP, Chriſtoph Heinrich: 1748–1825, in Hamburg im Verkehr mit Klopſtock, Voß uſw., ſodann in Berlin, Rom und Neapel. 57. 61–63. 69–72. 79–81. 85–88. 93. 94. 96. 97. Vielleicht von Kniep: 64. 91.

LIEBER, Karl Wilhelm: Zeichenlehrer in Weimar, Goethes Helfer bei der ſpäteren Überarbeitung ſeiner Zeichnungen. 67. 68. Vgl. 14.

LIPS, Johann Heinrich: 1758–1817, Schüler Lavaters in Zürich, 1783–1785 und 1786–1789 in Rom. 1789–1794 Profeſſor an der Zeichenakademie in Weimar. 98.

MORACE, Erneſt: 1794–1820, Hofkupferſtecher in Stuttgart, um 1794 in Italien. 52.

MORGHEN, Guglielmo. 135.

NICODEMO, A.: Maler aus Raſtatt, um 1780 in Italien. 52.

SCHULZE, Chriſtian Gottfried: 1750–1819; 1772 bis 1782 in Paris, ſeither Hofkupferſtecher in Dresden. 128.

SCHÜTZ, Johann Georg: 1755–1813; in Rom 1784–1790, Hausgenoſſe Tiſchbeins und Burys. 27. 148–151.

TISCHBEIN, Wilhelm: 1751–1829; 1780–1781 und 1783–1786 in Rom, 1787–1799 in Neapel, wo er 1790 Akademiedirektor wurde. 15. 16. 21. 22. 25. 26. 28–33. 51. 55. 56. 58. 92. 113. 136. Vielleicht von Tiſchbein: 12. 50. S. 101.

TRIPPEL, Alexander: 1744–1793, ſeit 1786 in Rom. 129. 130.

VERSCHAFFELT, Maximilian v.: 1754–1818, ſeit 1781 in Rom, 1793 nach München berufen. 122. 131. 132.

INHALT

ERSTER TEIL

Karlsbad bis auf den Brenner 3
Vom Brenner bis Verona 11
Verona bis Venedig 20
Venedig 34
Ferrara bis Rom 55
Rom 69

ZWEITER TEIL

Neapel 105
Sizilien 132
Neapel 190

DRITTER TEIL

Zweiter römiſcher Aufenthalt 209
Philipp Neri, der humoriſtiſche Heilige 276
Das römiſche Karneval 289

* * *

Nachwort des Herausgebers 333
Verzeichnis der Abbildungen 346
Verzeichnis der Künſtler 357

Die Tafeln wurden in Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G., München, ausgeführt. Druck der Spamerſchen Buchdruckerei in Leipzig. Einbandzeichnung von E. R. Weiß. – Nach dem Geſetz vom 9. Januar 1907 dürfen die Abbildungen nicht nachgebildet werden. Widerrechtlicher Abdruck wird verfolgt.

It. R. S. 209.
Vogel S. 142 und Tafel 10.

103. GOETHE. DER TEMPEL VON TIVOLI. G. N. M. Samm. Federzeichnung, mit Sepia getuſcht. 228:192. Eigenhändige Aufſchrift: „Dieſe mit Rothſtein bezeichnete Ecke bekommen Sie.“
It. R. S. 209.

104. GOETHE. BAUER UNTER BAUM. G. N. M. Samm. Bleiſtift- und Federzeichnung. 139:227.

105. GOETHE. HOHLWEG IM GEBIRGE. G. N. M. Aquarellierte Federzeichnung. Umrandet und aufgezogen. 131:188.
Sch. S. 264, Nr. 321. – Schr. d. G. G. XII, Blatt 6 u. S. 7f.

106. GOETHE. RÖMISCHE RUINEN. G. N. M. Federzeichnung, mit Sepia getuſcht. 291:200.

107. GOETHE. RUINEN IM GEBIRGE. G. N. M. Sepiazeichnung. 337:222.
Vgl. Goethes Aufſatz „Wilhelm Tiſchbeins Idyllen“ (Kunſt und Altertum III 3, 1821): „Subſtruktionen zerſtörter ungeheurer Luſt- und Prachtgebäude, deren Ruinen durch Vegetation wieder belebt werden.“
Schr. d. G. G. XII, Blatt 10 u. S. 8.
Die Zeichnungen 102–107 geben beſonders anſchauliche Belege für den ſtarken Einfluß, den Hackerts Unterricht und das gemeinſchaftliche Zeichnen mit ihm in römiſcher Gebirgsnatur (ſ. It. R. S. 209) auf Goethe ausgeübt haben.

108. HACKERT. GOETHE (?). Großherzogl. Muſeum, Weimar. Aquarell. 178:230. Bez.: „Hackert“.

109. ANG. KAUFFMANN. GOETHE. G. N. M. Ölgemälde. 640:520.
Dem bekannten Urteil Goethes (It. R. S. 211) muß das Herders gegenübergeſtellt werden (Brief an ſeine Frau 27. Febr. 1789): „Goethes Bild hat ſie (Angelika) ſehr zart ergriffen, zarter, als er iſt; daher die ganze Welt über Unähnlichkeit ſchreiet, die doch aber wirklich im Bilde nicht exiſtirt.“
Vogel S. 291 u. Tafel 17.

110. ANG. KAUFFMANN. „SEYD IHR AUCH SCHON HERABGEKOMMEN?“ G. N. M. Kreidezeichnung. Schwarz umrandet, gerahmt. 301:374. Bez.: „Angelica Kauffman del.“ und Titel.
It. R. S. 96. – Goethe an Frau von Stein 8. Juni 1787. – An Goeſchen 15. Aug. u. 27. Okt. 1787.
Sch. S. XVIII, Nr. 9. – Schütte, Führer durch das G. N. M., S. 38.

111. GOETHE. VILLA DES MAECENAS BEI TIVOLI. G. N. M. Bleiſtiftzeichnung. Unſere Abb. gibt nur den oberen Teil des Originalblattes wieder. Die Geſamtgröße beträgt: 492:386. Signiert: „G.“
Die Villa des Maecenas (heute größtenteils zugrunde gegangen) wurde zu Goethes Zeiten ſehr häufig gezeichnet. S. u. a. das unter dem Titel „Collection ou suite de vues pittoresques de l'Italie“ (Nürnberg, Frauenholz 1798) von A. C. Dies, K. Reinhart und Jac. Mechau veröffentlichte Werk. (Daſelbſt Blatt 66: Villa des Maecenas von Dies.) Goethes römiſche Beziehungen zu A. Chr. Dies: ſ. It. R. S. 221 und Abb. 117.

112. GOETHE. ALBANERSEE MIT CASTEL GANDOLFO. G. N. M. Federzeichnung mit Sepia getuſcht. Aufgezogen. 143:430.
Sch. S. 266, Nr. 335. – Schr. d. G. G. XIX, Blatt 11 und S. 11. – Wahrſcheinlich nicht nach der Natur gezeichnet.

113. TISCHBEIN. DIE GEFANGENE MOHRIN. G. N. M. Federzeichnung mit Sepia getuſcht. 202:295.
Beſchreibung in Tiſchbeins durch Goethe an Frau von Stein geſandtem Brief (Schr. d. G. G. II, S. 435).
In Goethes Katalog: „IV 14 Intereſſantes Ereignis näher zu beſchreiben. Ein chriſtlicher Schiffer der eine Mohrin caperte und ſeine Gefangene ſowohl als den erbeuteten Schmuck einer ſchönen theilnehmenden chriſtlichen Dame, die in einem Kahne an ſein Schiff gefahren, vorweiſt.“ (Schr. d. G. G. XXV, S. 32.)
Schr. d. G. G. XXV, Tafel 12 und S. 36.

114. GOETHE. PHANTASIELANDSCHAFT. G. N. M. Sepiazeichnung. Aufgezogen, ſchwarz umrandet. 272:365.
Sch. S. 267, Nr. 351. Oder S. 264, Nr. 322??
Es iſt nicht gelungen, das intereſſante Blatt ſeinem Vorwurf nach zu enträtſeln, obgleich das ſchloßartige Gebäude der Wirklichkeit nachgezeichnet zu ſein ſcheint. Handſchriftliche Hypotheſe Rulands: Villa Mondragone (vgl. It. R. S. 266).

115. GOETHE. IDEALLANDSCHAFT MIT NEMISEE UND DIANATEMPEL. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. 151:211.
Der Nemiſee in phantaſtiſcher Wiedergabe.

116. GOETHE. IDEALLANDSCHAFT MIT TEMPEL AM FLUSS. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 139:231.

117. GOETHE. IDEALLANDSCHAFT MIT TEMPEL AM SEE. G. N. M. Kreidezeichnung, weiß gehöht, auf bräunlichem Papier; ſchwarz umrandet, aufgezogen. 189:320.
Schr. d. G. G. XII, Blatt 13 und S. 9.
Die Zeichnungen 115 bis 117 verwenden den verſchwundenen antiken Dianatempel am Nemiſee. Von der „Erfindung“ und Zeichnung einer Landſchaft berichtet uns Goethe am 22. Juli 1787 (It. R. S. 221). Von Dies, der ſie ihm koloriert, zeigt das unter Abb. 111 erwähnte Werk eine der Goethiſchen

ſehr ähnliche Zeichnung des Nemiſees von oben her geſehen. Vgl. die fünf Zeichnungen Goethes mit dem römiſchen Hauſe im Beſitz d. G. N. M. (K. L. S. 151 f., Nr. 456–458.)

118. BURY. SELBSTBILDNIS. Original im Beſ. des Herrn Dr. Otto Bury, Hanau. Ölgemälde auf Leinwand, 1782. 620 : 500.

119. BURY. DER KÜNSTLER MALT GOETHE IM KREISE SEINER FREUNDE. Aus dem Beſitz der Erben Burys in die Sammlung Kippenberg (Leipzig) übergegangen. Federzeichnung. 160 : 210. Über dem ſitzenden Maler erſcheint wohl Tischbein (ſ. Abb. 26) und links neben dem ſitzenden Goethe Moritz (ſ. Abb. 33). Der Stehende rechts dürfte Reiffenſtein ſein.

120. GOETHE. PERSPEKTIVISCHE STUDIEN. G. N. M. Bleiſtiftzeichnung. Ein Blatt 340 : 204 mit zwei Zeichnungen: 118 : 162 und 118 : 204.
Die obere Zeichnung eine Vorübung für die Grotte der Egeria Abb. 24.

121. GOETHE. BLICK AUF KAPITOL UND S. MARIA IN ARACOELI. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 179 : 127.
Die Skizze hat die Anregung zu Nr. 127 gegeben; vgl. die Bemerkung dazu.

122. VERSCHAFFELT. BLICK AUF KAPITOL UND S. MARIA IN ARACOELI. G. N. M. Federzeichnung mit Sepia getuſcht. Gerahmt. 371 : 226.
It. R. S. 229.
Lithographiert von Heß (Weimariſche Pinakothek [herausgegeben von Goethe], 1. Heft. 1821).
Von Sch. (S. 335, Nr. 67) irrtümlich Goethe zugeſchrieben; doch ſicher von Verſchaffelt. – Ruland, Schätze des Goethe-National-Muſeums S. 7. – Über die Auffaſſung des Blattes als kunſtgemäße Anlegung und Ausführung der Skizze 121: Witkowski im G. J. XV, S. 276 f. – Über Veränderungen der Gegend: Sulger-Gebing im G. J. XVIII, S. 234.

123. GOETHE. PLATZ AUF DEM KAPITOL. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. 102 : 143.
Auf der Rückſeite ſkizzierte Kapitäle und handſchriftliche Vermerke:

„Sach Erſte Ausrufung. Epos.
Mach
den 17. Aug. R. 87.“

Auch hier ſtand wohl das perſpektiviſche Intereſſe im Vordergrund; vgl. zu Abb. 120.

124. GOETHE. AQUA ACETOSA BEI ROM. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 270 : 196.
Die Örtlichkeit erwähnt: It. R. S. 218.

125. GOETHE. GEGEND BEI S. COSTANZA IN ROM. G. N. M. Samm. Sepiazeichg. 129 : 186.

126 u. 127. GOETHE UND ANDERE. PHYSIOGNOMISCHE UND ANDERE FEDERZEICHNUNGEN. G. Sch. A. Ein auf beiden Seiten benutztes Blatt: 264 : 186.
Dieſelbe Anführung der Bewohner verſchiedener italieniſcher Städte, die hier phyſiognomiſch charakteriſiert ſind, findet ſich in den Notizen zur Vorbereitung zur 2. Reiſe nach Italien. (Weim. Ausg. 34. Bd., 2. Abt., S. 157 ff.) Goethes „phyſiognomiſche Kunſtſtückchen“: It. R. S. 231, 238, 243. Die Frage nach dem oder den Verfertigern der Skizzen (Goethe, Tiſchbein, Kniep?) muß noch offen bleiben.

128. NACH SCHULZE CLEMENS. ALEXANDER TRIPPEL. Berliner Kupferſtichkabinett. Stich. 222 : 180. Paris 1775.

129. TRIPPEL. BÜSTE GOETHES. Gipsabdruck der Gesichtsfläche. Original in der Kippenbergſchen Sammlung, Leipzig.
Am 28. Auguſt und 12. September 1787 (It. R. S. 232 u. 234) macht Goethe Mitteilungen über die Modellarbeit an ſeiner Büſte. Es darf angenommen werden, daß der hier veröffentlichte Abguß ein ſolcher von dem Trippelſchen Tonmodell iſt. Dafür ſpricht zunächſt der von der Marmorbüſte abweichende individuellere Ausdruck der Züge und die andere Anordnung der Haare. Es ſpricht weiter dafür die ſtarke Wertung, die der frühere Beſitzer des Abguſſes, Dr. Keil-Weimar, ihm angedeihen ließ. Dr. Keil war der Beſitzer der Nachläſſe Riemers und Kräuters und hat wohl mit einem von ihnen den Abguß erhalten. Dieſe Umſtände haben ſchon Schulte-Strathaus, der zuerſt auf dieſen Abguß hingewieſen hat (Goethes Werke, Propyläenausgabe, 1. Supplementband „Die Bildniſſe Goethes“, S. 32 u. Taf. 69), dazu beſtimmt, den Abguß als einen ſolchen nach dem Tonmodell Trippels anzuſehen. Er konnte ihn nur nach einer kleinen, in den ſechziger Jahren angefertigten Photographie und mit der Bemerkung reproduzieren, daß es ihm nicht gelungen ſei, das Original aufzufinden. Es ſoll nicht verſchwiegen werden, daß Herr Geh. Rat Prof. Donndorf, wie einer freundlichen Mitteilung von ihm zu entnehmen iſt, die Geſichtsfläche der in Weimar befindlichen Marmorbüſte Trippels in den vierziger Jahren auf Wunſch Rietſchels, der damals an dem Goethe-Schiller-Denkmal arbeitete, hat abgießen laſſen. Die Möglichkeit wäre alſo vorhanden, daß es ſich hier um dieſen Abguß handelt, wogegen freilich die ſchon erwähnten Abweichungen vom Marmor ſprechen. Auf jeden Fall ſchien eine Abbildung des Abguſſes uns hier gerechtfertigt zu ſein, da ſie den Kopf weit beſſer wiedergibt, als eine Photographie die Büſte es vermöchte.

130. TRIPPEL. BÜSTE GOETHES in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Marmor. Halbbruſtbild ohne den Sockel 66,5 cm hoch. –

Wiederholung des erſten Exemplars, das ſich im Schloſſe zu Arolſen befindet.
Die Vollendung der Büſte meldet Trippel am 13. Nov. 1788 dem Fürſten. Schr. d. G. G. V., S. 57.
It. R. S. 231, 232, 234, 237.
Vogel S. 287ff. – Ang. Kauffmanns ſchon vorher angefertigte Zeichnung ſ. Abb. 134.

131. VERSCHAFFELT. DIE BÄDER DES CARACALLA. Städelſches Kunſtinſtitut, Frankfurt: Kupferſtichkabinett Nr. 2819. Aquarell. 396:561. Bez.: „T. M. de Verſchaffelt fecit Rom 1788".
In Frankfurt betitelt: „Ruinen eines römiſchen Rundbogengewölbes". S. jedoch den Brief Verſchaffelts an G. vom 23. Juli 1788 (Schr. d. G. G. V, S. 40f. u. 227).

132. VERSCHAFFELT. EIN GROSSER SAAL DER VILLA ADRIANA. Beſitzer wie 131. Nr. 2820. Aquarell. 392:558.
Betitelt: „Einblick in die Konſtantinsbaſilika". S. jedoch den angeführten Brief Verſchaffelts.

133. GOETHE. RÖMISCHE CAMPAGNA (?). G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung auf blauem Papier. 189:318.

134. ANG. KAUFFMANN. DIE KOMISCHE UND DIE TRAGISCHE MUSE AN GOETHES BÜSTE. G. N. M. Bleiſtift- u. Kreidezeichnung. Gerahmt. 358:225.
Brief der Künſtlerin: Schr. d. G. G. V, S. 16 u. 224.
Sch. S. XVIII, Nr. 10. – Als Titelkupfer für den 8. Band der Goeſchenſchen Ausgabe von Goethes Werken geſtochen von Lips.

135. G. MORGHEN nach GUTTENBRUNN. J. FR. REIFFENSTEIN. Stich nach einem verſchollenen Gemälde. 230:190.
Über Reiffenſtein ſ. Noack, G. J. XXVI, S. 177f., XXX, S. 131ff. u. XXXI, 169ff. (hier auch ſeine Beziehungen zu Guttenbrunn). – G. Morghen iſt der Sohn des bekannten Kupferſtechers Rafael Morghen.

136. TISCHBEIN. BAUMGRUPPE IN VILLA ALDOBRANDINI. G. N. M. Sepiazeichnung, weiß gehöht. 566:433.
In Goethes Katalog: „II 1 Baumgruppe zu Fraskati [ausgeſtrichen: Aldobrandini] (S. Kunſt u. Alterthum, Nr. III [Goethes Aufſatz „Wilhelm Tiſchbeins Idyllen" W. A., Bd. 49, Abt. 1, S. 311f., beſpricht eine andere Faſſung des gleichen Motivs und erwähnt unſere Kreidezeichnung].)" (Schr. d. G. G. XXV, S. 31.)
Sch. S. 292, Nr. 707. – Ein Entwurf: Schr. d. G. G. XXV, Taf. 14 und S. 36. – Im G. N. M. noch andere Studien.

137. GOETHE. BRUNNENHAUS EINER VILLA. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 133:189.

138. GOETHE. VILLA ALDOBRANDINI IN FRASCATI im Abenddunkel. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 143:216.
Goethe an Herzog Karl Auguſt 28. Sept. 1787. – It. R. S. 239.
Die Technik erinnert an die künſtleriſch merkwürdige Zeichnung der Naturbrücke über die Ilm (Schr. d. G. G. X, Blatt 7).

139. GOETHE. TREPPENANLAGE EINER VILLA. G. N. M. Samm. Federzeichnung. 273:196.

140. GOETHE. GRABMAL DER HORIATIER UND CURIATIER bei Albano. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. 105:185.
It. R. S. 239.

141. ANG. KAUFFMANN. MADDALENA RIGGI. Original im Beſitz des Herrn Rud. Rieter-Ziegler, Winterthur. Ölgemälde.
A. Stern in den Grenzboten IV (1890), S. 581ff. – Waſer in Die Schweiz VI (1902), S. 49 (erſte Veröffentlichung des zweiten bekannten Bildes, aus Züricher Beſitz). – Vogel S. 281, 320 und Taf. 15.

142. GOETHE. KAPUZINERKLOSTER BEI ALBANO an der Galleria di ſopra. Original im Beſitz von Frau Sanitätsrat Vulpius, Weimar. Bleiſtift- und Federzeichnung. 377:545. Auf der Rückſeite „v. G."
It. R. S. 266.

143. GOETHE. NEMI. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 195:231.
It. R. S. 266.

144. GOETHE. NEMISEE MIT NEMI. G. N. M. Federzeichnung mit Sepia getuſcht. Umrandet. Aufgezogen. 141:466.
Sch. S. 266, Nr. 336. – Für dieſe Beſtimmung war die ganz fein gezeichnete Linie des Meeres maßgebend, die bei der Reproduktion verloren gehen mußte (ſ. Abb. 115).

145. GOETHE. GRABMAL DER CÄCILIA METELLA. G. N. M. Federzeichnung. Umrandet und aufgezogen. 127:363.
It. R. S. 270.
Der Standpunkt des Zeichners, heute ſchwer erreichbar, iſt in der Beſitzung Grandi, Via Appia 44.

146. GOETHE. ANATOMISCHE FEDER- UND BLEISTIFTZEICHNUNG. G. N. M. 210:154. Auf der Rückſeite Spuren einer Bleiſtiftzeichnung.
Wir geben nur eines der vielen vorhandenen anatomiſchen Studienblätter wieder.

147. EINLADUNG ZU EINER SITZUNG DER ARCADIA. G. Sch. A. Stich. 190:365.
Vogel gibt Tafel 13 das Diplom der Arcadia für Goethe, S. 285 das Siegel der Arcadia wieder.

148–151. SCHÜTZ. VIER FARBIGE SKIZZEN AUS „DAS RÖMISCHE CARNEVAL“. Nach den Stichen von Kraus.
Goethes Schilderung „Das Römiſche Carneval“ erſchien in einer Luxusausgabe (Berlin, gedruckt bey Joh. Friedr. Unger; Weimar und Gotha, in Commiſſion bey Carl Wilhelm Ettinger. – Fakſimile-Neudruck des Inſel-Verlags, Leipzig 1905) bereits 1789, alſo Jahrzehnte vor der „Italieniſchen Reiſe“, in der wir es jetzt finden. Ihr beſonderer Wert beruhte in 20 farbigen Tafeln, die Goethes römiſcher Hausgenoſſe Georg Schütz farbig ſkizziert und Georg Melchior Kraus geſtochen und illuminiert hatte.

152. GOETHE. IDEALLANDSCHAFT mit Ceſtius-Pyramide. Original im Beſitz von Baer u. Co. in Frankfurt a. M. Sepiazeichnung, grau und blau laviert. Unterſchrift eigenhändig: „J W v Goethe“. – Auf die Rückſeite eines an Goethe adreſſierten Briefumſchlags gezeichnet.
Goethe an Fritz von Stein 16. Febr. 1788.
Katalog der von J. G. v. Quandt hinterlaſſenen Handzeichnungen, Leipzig 1860, Nr. 333. – Katalog der Bibliothek Dr. O. Deneke, Frankfurt, Baer u. Co. 1909, Nr. 347: Goethes Entwurf zu ſeinem Grabmal auf dem proteſtantiſchen Friedhof in Rom. Dazu Taf. 3.

153. GOETHE. PYRAMIDE DES CESTIUS. G. N. M. Aquarell. 63:219.
In Umſchlag mit der Aufſchrift: „Die Pyramide des Ceſtius in Rom. Handzeichnung des Grossvaters. Schenkte mir perſönlich der Grossvater. Wolfgang von Goethe.“

154. GOETHE. PYRAMIDE DES CESTIUS. G. N. M. Grau getuſchte Federzeichnung, aufgezogen, umrandet. 132:375.
Schr. d. G. G. XII, Blatt 8. – K. L. S. 150, Nr. 445. – Wohl aus den vorigen entſtanden.

155. GOETHE. DER GROSSE FUSS. G. Sch. A. Federzeichnung. Blatt 24 des anatomiſchen Skizzenbuchs. 211:154.
Vgl. It. R. S. 315.

156. GOETHE. TEMPEL DES ANTONINUS UND DER FAUSTINA. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 186:130.
Die Kapitäle und das Greifenornament ſichern die Beſtimmung. Die Säulen ſtecken auf Goethes Zeichnung noch faſt zur Hälfte in der Erde.

157. GOETHE. OBELISK UND TAUFKAPELLE AM LATERAN. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 185:129.

158. GOETHE. RUINEN DES BALBUS-THEATERS IN ROM. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung mit Sepia getuſcht. 187:224.
Die Ruinen des ſog. Balbus-Theaters finden ſich in Via de' Calderari Nr. 43–45 u. 23.

159. GOETHE. VILLA MATTEI IN ROM. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. 126:185.

160. GOETHE. KLOSTERHOF. Original im Beſitz des Herrn Geh. Rat v. Paſſavant-Gontard in Frankfurt a. M. Aquarell. 180:125.
Aus F. J. L. Meyers italieniſchem Reiſealbum.

161–162. GOETHE (?). ARCHITEKTURZEICHNUNGEN. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 187:225 und 186:225.
Vgl. die Bemerkung zu Abb. 89 u. 90.

163. HACKERT. TERRA NUOVA, VAL D'ARNO (?). G. N. M. Sepiazeichnung, doppelt umrandet, gerahmt. 530:746.
Nachträglich finden wir eine Aufſchrift: „a Terracina“; die vorher übernommene Schuchardtſche Erklärung iſt alſo hinfällig (Sch. S. 335, Nr. 65). Bez.: „Filippo Hackert 1800“. Danach ſind vier auf Schloß Kochberg aufbewahrte Zeichnungen, die der Überlieferung nach von Goethe aus Italien an Frau von Stein geſchickt ſind, auch abgeſehen von ihrem Stil dem Dichter abzuſprechen, denn eine derſelben iſt eine Kopie des Hackertſchen Bildes. Sie ſind als Goethiſche Zeichnungen in das Illuſtrationswerk von J. v. Kahle „Joh. W. v. Goethe, Italiäniſche Reiſe“, Berlin 1885, aufgenommen worden.

164. GOETHE. BEI BOLSENA. G. N. M. Samm. Bleiſtiftzeichnung. 144:230. Auf der Rückſeite mit Bleiſtift, wohl nicht eigenhändig, bezeichnet: „Bolſena“.

165. GOETHE. HÜTTE IM GEBIRGE. G. N. M. Aquarellierte Federzeichnung. Aufgezogen, umrandet. 177:265.
Sch. S. 264, Nr. 323.

166. GOETHE. BRÜCKE IN GEBIRGSLANDSCHAFT. G. N. M. Samm. Federzeichnung. 197:144.

167. GOETHE. WASSERFALL IM GEBIRGE. G. N. M. Samm. Sepiazeichnung. Umrandet. 266:173.

S. 101. GOETHE ODER TISCHBEIN. BAUER MIT GESPANN. G. N. M. Samm. Federzeichnung in Sepia. 229:174.
Der Rand, der das Innere des Wagens darſtellte, iſt hier weggelaſſen.

S. 332. Ein ſilberner, ſchwachvergoldeter Deckelbecher mit Papſtmünzen des 18. Jahrhunderts, mit der Inſchrift um den oberen Rand: in memoriam itineris Romani. Jedenfalls von Goethe aus Italien mitgebracht. G. N. M. Sch. II. Band, S. 365, Nr. 418. – Schütte, Führer durch das Goethe-National-Muſeum, S. 36.

Verzeichnis der Künſtler

Die Zahlen bezeichnen die Nummern der Bilder.

BURY, Friedrich: 1763–1823; Schüler von Anton Tiſchbein, Freund von Heinrich Lips, 1782–1799 in Rom, Hausgenoſſe Wilhelm Tiſchbeins und dann Goethes, auch ſpäter in Beziehungen zu Weimar, wo er ſich wiederholt längere Zeit aufhielt. Auch auf ſeiner zweiten italieniſchen Reiſe traf Goethe mit ihm zuſammen. 118. 119.

CLEMENS, Johann Friedrich: 1757–1831, Kupferſtecher in Berlin und Kopenhagen. 128.

DIES, Albert: 1755–1822; 1775–1796 in Rom, wo er mit den meiſten Beſuchern der ewigen Stadt in Beziehung trat. Vgl. 111. 117.

GOETHE: 1–9. 11. 13. 17–19. 23. 24. 34. 35. 37–49. 59. 65–68. 73–78. 82–84. 89. 90. 95. 101–107. 111. 112. 114–117. 120. 121. 123–127. 133. 137–140. 142–146. 152–162. 164–167. Vielleicht von Goethe: 12. 50. 64. 91. 92. 100 u. S. 101.

GUTTENBRUNN, Ferdinand. (Vgl. über ihn Naglers Künſtler-Lexikon V, 470 f.) 135.

HACKERT, Philipp: 1737–1807; 1768–1786 in Rom, 1786–1799 in Neapel. 10. 14. 53. 54. 60. 109. 163. Vielleicht von Hackert: 100.

KAUFFMANN, Angelika: 1741–1807, zuerſt ſeit 1763, dann ſeit 1782 dauernd mit ihrem Gatten Antonio Zucchi in Rom. 36. 109. 110. 134. 141.

KNIEP, Chriſtoph Heinrich: 1748–1825, in Hamburg im Verkehr mit Klopſtock, Voß uſw., ſodann in Berlin, Rom und Neapel. 57. 61–63. 69–72. 79–81. 85–88. 93. 94. 96. 97. Vielleicht von Kniep: 64. 91.

LIEBER, Karl Wilhelm: Zeichenlehrer in Weimar, Goethes Helfer bei der ſpäteren Überarbeitung ſeiner Zeichnungen. 67. 68. Vgl. 14.

LIPS, Johann Heinrich: 1758–1817, Schüler Lavaters in Zürich, 1783–1785 und 1786–1789 in Rom. 1789–1794 Profeſſor an der Zeichenakademie in Weimar. 98.

MORACE, Erneſt: 1794–1820, Hofkupferſtecher in Stuttgart, um 1794 in Italien. 52.

MORGHEN, Guglielmo. 135.

NICODEMO, A.: Maler aus Raſtatt, um 1780 in Italien. 52.

SCHULZE, Chriſtian Gottfried: 1750–1819; 1772 bis 1782 in Paris, ſeither Hofkupferſtecher in Dresden. 128.

SCHÜTZ, Johann Georg: 1755–1813; in Rom 1784–1790, Hausgenoſſe Tiſchbeins und Burys. 27. 148–151.

TISCHBEIN, Wilhelm: 1751–1829; 1780–1781 und 1783–1786 in Rom, 1787–1799 in Neapel, wo er 1790 Akademiedirektor wurde. 15. 16. 21. 22. 25. 26. 28–33. 51. 55. 56. 58. 92. 113. 136. Vielleicht von Tiſchbein: 12. 50. S. 101.

TRIPPEL, Alexander: 1744–1793, ſeit 1786 in Rom. 129. 130.

VERSCHAFFELT, Maximilian v.: 1754–1818, ſeit 1781 in Rom, 1793 nach München berufen. 122. 131. 132.

INHALT

ERSTER TEIL

Karlsbad bis auf den Brenner 3
Vom Brenner bis Verona 11
Verona bis Venedig 20
Venedig 34
Ferrara bis Rom 55
Rom 69

ZWEITER TEIL

Neapel 105
Sizilien 132
Neapel 190

DRITTER TEIL

Zweiter römiſcher Aufenthalt 209
Philipp Neri, der humoriſtiſche Heilige 276
Das römiſche Karneval 289

* * *

Nachwort des Herausgebers 333
Verzeichnis der Abbildungen 346
Verzeichnis der Künſtler 357

Die Tafeln wurden in Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G., München, ausgeführt. Druck der Spamerſchen Buchdruckerei in Leipzig. Einbandzeichnung von E. R. Weiß. – Nach dem Geſetz vom 9. Januar 1907 dürfen die Abbildungen nicht nachgebildet werden. Widerrechtlicher Abdruck wird verfolgt.